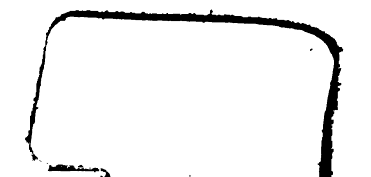




Mozart.

Ein Künstlerleben

dargestellt

von

Ludwig Meinardus.

Mit zwei Portraits in Stahlstich.



Berlin und Leipzig.
Verlag von J. Guttentag
(D. Collin).
1883.

Mozart.

Mozart.

Ein Künstlerleben

dargestellt

von

Ludwig Meinardus.

Mit zwei Portraits in Stahlstich.



Berlin und Leipzig.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)
1883.

Meinem Freunde

Bernhard Hartmann

in herzlicher Ergebenheit

zugeeignet.

Unvergessen werden Dir, mein lieber Freund, die kleinmüthigen Bedenklichkeiten sein, die sich in mir regten gegen den von Herrn Collin an mich vor zwei Jahren gerichteten Wunsch, seinen Verlag von Biographien unserer großen Tonmeister mit einem „Leben Mozarts" zu ergänzen.

Nach allen zum Theil mustergültigen und bahnweisenden Bearbeitungen dieses Themas, dasselbe noch einmal in neuer Fassung und mit neuem Inhalt zu variiren, das schien mir bei flüchtiger Erwägung eine unlösbare Aufgabe zu sein.

Ich war deshalb anfänglich entschlossen, den ehrenvollen Antrag abzulehnen.

Dein ermuthigendes Vertrauen zu mir und zur Sache, mein Freund, trug jedoch wesentlich dazu bei, mich zur näheren Prüfung zu veranlassen.

Anregend wirkte schon der mehr äußerliche Gesichtspunkt, daß von allen ausübenden Vertretern der Tonkunst sich bisher keiner der Ehrenpflicht erinnert habe, dem herrlichen Mozart ein biographisches Denkmal zu errichten.

Lebhafter aber erwachte die Neigung zu einem solchen Unternehmen, als des Tonmeisters Lebensschicksale in ihrer menschlich-künstlerischen Entwickelung mir immer klarer entgegentraten wie ein planvoll angelegtes, einheitlich durchgeführtes Drama.

Vom Wehen des Tongeistes wie von jedem Lufthauch der bestimmenden Lebensmächte unruhig und ohne Wahl hin und hergetrieben, gewann Mozart selbst von seiner ethisch-kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Sendung nur langsam und undeutlich zusammenhanglose Vorstellungen. Seine ungezügelte Hingebung an den Augenblick, der gesammelten Einkehr in das verborgene Seelenleben abhold, ließ ihn zur sittlichen Selbstbeschauung und Rechenschaft nur selten einmal gelangen. — Dennoch gestaltete die strikte Logik der Ereignisse sein künstlerisches Erdenwallen als einen geschlossenen Zusammenhang aus, welcher dasselbe in die Sphäre eines weise und meisterhaft durchdachten lebendigen Kunstwerkes erhebt. Seine vertrauensselige, bis zum eigensinnigen, wenngleich ihm selbst unbewußten Trotz gesteigerte Sorglosigkeit im ernsten Kampf um's Dasein; — sein Märtyrerthum und Opfertod für die Idee, als deren Held er stritt und litt: das sind die beiden Hauptmomente tragischer Schuld, tragischen Unterganges eines Siegers, welche diesem Lebensdrama das Gepräge einer Tragödie verleihen.

Eine solche Auffassung ließ mich hoffen, aus liebevoller Verarbeitung des massenhaft aufgehäuften Quellenmaterials Mozarts Leben in neuer Beleuchtung darzustellen. Ein geschaffenes Kunstwerk für jeden gebildeten

Leser — von mir freilich nur unvollkommen nachgeschaffen — schien allen längstverbreiteten Studienwerken für Tonkünstler und Musikforscher gegenüber den Anspruch an seine Existenzberechtigung und Lebensfähigkeit kühnlichst erheben zu dürfen.

Du wirst aber nicht glauben, mein Bester, das Buch müsse, weil von einem Tonkünstler verfaßt, nun auch lediglich für Tonkünstler geschrieben worden sein. Diese Absicht hat mir, wie ich versichere, fern gelegen.

Gleichwol rechtfertigt der Gegenstand die Möglichkeit, daß musikalisch durchgebildete Leser den Fachfragen der Darstellung ein durchdringenderes Verständniß als andere entgegenbringen werden. Für solche Leser sind bei Erwähnung Mozartscher Musikstücke die Tonarten in besonders bemerkenswerthen Fällen angeführt. Das Durgeschlecht ist nach gutem alten Brauch mit Initialen, das Mollgeschlecht mit kleinen Lettern ausgedrückt. — Wo die Bedeutung der Werke es erforderte, findest Du die betreffende Nummer des chronologisch-thematischen Verzeichnisses von L. von Köchel angegeben. Diese Citate stimmen überein mit den entsprechenden Angaben in der neuen Gesamt-Ausgabe der Mozartschen Werke von Breitkopf und Härtel. Hoffentlich verbreitet sich diese verdienstvolle Ausgabe in den weitesten musikalischen Kreisen. Sie umfaßt in der saubersten Ausstattung die sämtlichen Werke des Meisters in ihrer originalen Fassung und veröffentlicht davon mehr als den dritten Theil der Gesamtsumme hier zum erstenmal. Nur

wenigen Forschern war jenes Drittheil bisher zugänglich und bekannt geworden.

Diese ausgezeichnete volksthümliche Unternehmung der berühmten hochgeschätzten Verlagshandlung, wie die technischen, wissenschaftlichen, kritischen und analytischen Untersuchungen der Mozartbücher Otto Jahns und anderer begünstigten meine Absicht, die Darstellung mit Notenbeispielen und belehrenden Abschweifungen in ihrem erzählenden Fluß nicht zu unterbrechen.

Musikalische kritisch-historische Studien sind nicht jedermanns Sache. Für jedermann jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes aber ist dieses Buch geschrieben. Dem deutschen Volk gehört zunächst Mozart, den der deutsche Genius zum Verkündiger seiner seelischen Offenbarungen in tönender Schönheit erkor. Auch der Versuch, ein anschauliches, leichtfaßbares Bild zu zeichnen, das die künstlerische Sendung Mozarts im Entwicklungsgange seiner äußeren und inneren Lebensschicksale klar wiederspiegeln, und den liebenswürdigen Meister und fröhlichen edelen Menschen zum werthen Freunde in jedem deutschen Hause und Herzen zu machen geeignet sein möchte — auch solcher Versuch gehört billig zunächst dem ganzen Volke, aus dem der Schöpfer des Figaro, Don Juan, der Zauberflöte, des Requiem hervorgegangen.

Aber das deutsche Volk in seiner Abstraktion ist für die Zueignung eines Buches ein gar zu unpersönlicher Adressat.

Deshalb lege ich es in die Hand eines deutschen Mannes, in Deine Hand, lieber Freund. Hat uns doch

das gleiche Streben in allen Fragen deutscher Tonkunst und vaterländischer Gesinnung fest und treu verbunden! — Bist doch Du wesentlich betheiligt gewesen bei der Ueberwindung gehäufter Schwierigkeiten, welche der Entschließung entgegentraten, daraus das Mozartbuch hervorgegangen ist! — Du bist dem fortschreitenden Unternehmen auf Schritt und Tritt dann mit Antheil gefolgt und weißt es, wie mir nichts mehr am Herzen lag, als die reine geschichtliche Thatsächlichkeit zu erkennen, sie in fließender einheitlicher Erzählung, frei von fantastischen Zusätzen darzustellen — kurz: für Geist und Herz eine Speise zu bereiten, die gar, einen Trank, der klar und ein Lebensbild, das wahr sei.

Daß ich versucht habe, die Lebensabschnitte des Mozartschen Entwickelungsganges durch bezeichnende Ueberschriften auch äußerlich in der Darstellung kenntlich auseinanderzuhalten, wird die Uebersichtlichkeit hoffentlich begünstigen und das Lesen des Buches behaglicher machen. Nach Mozarts Vermählung findest Du den fortschreitenden Fluß der Erzählung einmal unterbrochen. An dieser Stelle schien es mir angezeigt, dem Leser einen zusammenfassenden Einblick in des Meisters Wesen und Walten „am häuslichen Herd“ zu eröffnen. Reichlich sind die überlieferten Einzelnheiten solcher Art vorhanden. Aber ihre Mittheilung findet sich in den Biographien nur zerstreut und aus gelegentlichen Andeutungen nur mühsam zusammen. Ihre gedrängte Anordnung zu einem anschaulichen lebenswarmem Konterfey, die hier wol zum

erstenmal versucht ist, wird Dir und anderen Lesern hoffentlich nicht unwillkommen sein. —

Oft war ich genöthigt, aus unzusammenhangenden Berichten und Notizen meiner Quellenschriften Schlüsse zu ziehen, die das Thatsächliche in seinem Causalnexus erkennen lassen möchten. Sollten mir bei der Berechnung solcher wahrscheinlichen Ursächlichkeit Irrthümer begegnet sein — jenun! — irren ist menschlich. Bewußte Unrichtigkeiten und Abweichungen von der beglaubigten Ueberlieferung wenigstens trüben die Zuverlässigkeit der Darstellung nicht. Damit darf ich mich trösten. Für manche in den Satz eingedrungene Unebenheiten der Korrektheit und Wortschreibung gibt es freilich keinen anderen Trost, als die Hoffnung auf die Nachhülfe und Geduld des intelligenten Lesers.

Und so empfehle ich das Buch Deinen guten Wünschen für seine Schicksale. Glücklich würde ich sein, wenn es mir gelungen wäre, Dir und unserem theueren deutschen Volk eine wirksame Anregung dargeboten zu haben, Mozart immer lieber zu gewinnen, seine künstlerische Sendung immer klarer zu begreifen und aus seinen tönenden Offenbarungen des verborgenen Lebens der deutschen Volksseele frische Nahrung zu schöpfen für das Wachsthum unseres sehr berechtigten Nationalgefühls.

Hamburg, den 16. September 1882.

Ludwig Meinardus.

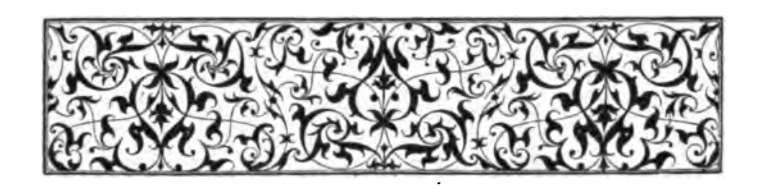
Inhalt.

Seite

Seite

Seite





Der Vater und das Elternhaus.

Es mochte in der letzten Hälfte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts sein, da strebte ein schlankgewachsener Jüngling mit wohlgebildeten scharfgeschnittenen Gesichtszügen und weitgeöffneten leuchtenden Augen der im Schmuck ihrer Kuppeln, Kirchen, Klöster und Thürme, von schönen Bergen umrahmten, herrlich prangenden Stadt Salzburg entgegen. Unter seinem spärlichen Reisegepäck befand sich eine Geige. Voller Geigen hing — wie man spricht — auch der Himmel seiner Hoffnungen und Erwartungen, die ihn mächtig zogen und drängten Salzburg, das Ziel seiner Reise, zu erreichen. Wenn er zurückschaute bis zum 14. November 1719, seinem ersten Geburtstage, mochte sein Herz wol aufseufzen bei dem Gedanken an die Kraftanstrengungen, die es ihn gekostet, die Ketten seiner kleinbürgerlichen Umgebungen zu zersprengen und abzuschütteln, welche dem nach freier Entwickelung strebenden Jugendmuthe die empfindlichsten Hemmungen bereitet hatten. Seine Vaterstadt erschien ihm als Verwirklichung des Spottbildes, das Wieland von der Stadt Abdera, dem antiken Krähwinkel, entworfen hat. Was man bei Wieland für „pures Ideal" zu halten geneigt sein möchte, hier in den kleinlichen Verhältnissen der damaligen Reichsstadt Augsburg konnte man es „in Natura sehen". —

Der Hauptgrund einer so harten Beurtheilung seiner Vaterstadt dürfte sich indessen lediglich aus den häuslichen Zuständen erklären, in deren beengtem Bann der jugendliche Reisende aufgewachsen war. Seine Vorfahren saßen bereits im 17. Jahrhundert als ehrbare Handwerker zu Augsburg. Einer von ihnen, Anton, hatte sich über die Sphäre der Zunft emporgeschwungen zur Kunst. Er war Maler gewesen und gehörte zu den Aeltervätern des Geschlechtes. Die Söhne und Enkel blieben innerhalb der scharfgezogenen Grenzen zünftigen Handwerks. Der Vater des Reisenden war Buchbinder. Die Mutter war die Wittwe ebenfalls eines Buchbinders Augustin Banneger. Am 7. Oktober 1708 hatte der Buchbinder seine Buchbinderin geehlicht. Er hieß Johann Georg Mozart; ihr Mädchenname war gewesen Anna Maria Peter, oder Peterin, wie man dazumal sprach. Der jüngste, dieser Ehe entsprossene Sohn war der mit vollgeschwellten Hoffnungssegeln nach Salzburg eilende Jüngling. Er hatte in der heiligen Taufe die Namen Johann Georg Leopold erhalten, den Namen Georg zu Ehren seines fürnehmen Pathen, des Herrn Kanonikus bei St. Peter in Augsburg, Georg Grubher.

Wenn Leopold an die in der Heimath verlebte Zeit zurückdachte, weilte seine Erinnerung gern im Hause des Herrn von Freisinger. Ein Sohn solchen vornehmen Mannes war sein Spielgenosse und guter Kamerad. Die Knaben hatten sich in der Klosterschule von St. Ulrich, die sie zusammen besuchten, kennen gelernt. Leopold erregte hier die Aufmerksamkeit als Diskantist durch seine wohllautende Stimme und musikalische Begabung. Oft auch saß er an der Orgel und vergaß im Spiel des mächtigen Instrumentes die abscheuliche dunkele Stiege, die zu demselben hinaufführte. Auch die Violine und die Tonlehre gewannen in ihm einen fleißigen Schüler. In diesen wie in den Schulstudien bewährte er eine angeborene mit kindlich frommem Sinn verbundene Pflichttreue, so daß die geistlichen Herren gern einen künftigen Amtsbruder aus ihm hätten werden sehen. Leopold indessen, der an allerlei lustigen „Narrenspossen“ seine stille Freude fand, foppte sie zum Dank dafür. Das Loos eines katholischen Priesters hatte für ihn nichts Verlockendes. Sein Herz war gut katholisch, aber es übte weni-

ger bestimmenden Einfluß auf seine Neigungen als die Einbildungskraft, welche ihm als Ziel seiner Zukunftsträume ein Leben in ungebundener Freiheit vorspiegelte, wol auch etwas verbrämt vom Schimmer äußeren Glanzes: einen herzhaften Gegensatz zu den trüben drückenden Schatten, welche auf dem Leben der Familie des Buchbinders, seines Vaters, oft schwer lasteten. Zwei ältere Schwestern und ebensoviel Brüder hatten, wie auch die Eltern kein Verständniß für die besondere Eigenart des jüngsten Sohnes. Nach des Vaters Tode übernahm der zweite der drei Söhne, Franz Alois, das Geschäft des Vaters und beutete im Verein mit den Geschwistern die Schwäche der Mutter aus, um bei der Theilung des schmalen Erbes den Bruder Leopold — so glaubte dieser wenigstens — zu übervortheilen. Als es ihm später gelungen war, in wohlgeordneten Verhältnissen zu leben, nahmen seine Augsburger Geschwister indessen keinen Anstand, ihn wiederholt um Unterstützung anzugehen.

Von den Einzelnheiten der Kämpfe zu sprechen, welche dem höher strebenden begabten Jünglinge aus seinem Drange ins Weite und Freie durch seine beengende Umgebung erwachsen sein mochten, das lag nicht in seiner Neigung. Gewiß aber ist es, daß sein Herz aufjauchzte, als seine Augen die Thürme von Salzburg zum ersten Mal erblickten und er durch das Stadtthor die neue Heimath betrat, wie durch die Himmelspforte einer Zukunft, welche zwar verschleiert vor ihm lag, doch unter dem Schleier die Ahnung unbestimmten erhofften Glückes in ihm aufregte.

Die blühende Hochschule zu Salzburg war der Magnet, der Leopold Mozart von Augsburg hierher gezogen. Ein Verband von Benediktiner-Klöstern hatte die Universität ins Leben gerufen und sorgte nach wie vor für die erforderlichen Mittel ihres Unterhaltes. Jenem Verbande gehörte auch das Kloster St. Ulrich zu Augsburg an, in dessen Schule Leopold sich auf einen höheren gelehrten Beruf vorbereitet hatte. Da nun das „Geistlich werden“ im Widerspruch stand mit seinen Neigungen, erwählte Leopold die Rechtswissenschaft zum Gegenstand seiner Studien. Indessen versäumte er dabei keinesweges seine musikalische Weiterbildung. Nach praktischer Seite förderte er sich mit

besonderer Vorliebe als Violinspieler. Bald galt er in Salzburg Etwas unter den Musikern, die in der Haus- und Hofkapelle des Fürsten-Erzbischofs Leopold (Firmian) einen Mittelpunkt Salzburgischer Kunstübung dermalen bildeten. Seine kärglichen Hülfsmittel nöthigten den strebsamen Studiosus der Rechtsgelehrsamkeit, sich Quellen zum Erwerb seines Unterhalts zu eröffnen. Er fand dieselben im Musikunterricht, darin er kein Neuling war. Doch reichten die spärlichen Erträge nicht aus, um ihn vor stetigen Nahrungssorgen zu schützen. Sein klarer praktischer Sinn begriff es bald, daß er den besten Theil seiner ehrgeizigen Erwartungen, die ihn nach Salzburg wie auf Flügeln getragen, dem Kampfe um das Dasein zum Opfer bringen müsse. Er richtete deshalb sein Streben darauf, als Rechtsgelehrter eine nahrhafte Beschäftigung zu erlangen. Aber alle Bemühungen zerschlugen sich. Die Noth dagegen umstrickte den ohnmächtig Ringenden mit immer engeren Netzen. Zuletzt der Verzweiflung nahe gebracht, war er entschlossen zu jedem Rettungsmittel zu greifen, das sich ihm zeigen möchte.

So ward aus dem stattlichen, nach Freiheit schmachtenden Studiosus der Rechte ein schmucker Kammerdiener des Domherrn Grafen Thurn in Salzburg. Kunstsinnige große Herren jener Zeit pflegten bei der Wahl ihrer Dienerschaft besonderes Gewicht auf deren musikalische Gaben zu legen. Zu den „schuldigen Aufwartungen" gehörten dann auch musikalische Leistungen. — Leopold Mozart, der junge Rechtsgelehrte, seinen gnädigen Herrn Grafen im Ankleidezimmer, im Speisesaal bedienend und nach der Siesta mit der Violine ihm unterthänigst aufwartend! — Wo waren nun alle hochfliegenden Entwürfe seines, wenn auch nur bescheidenen Ehrgeizes geblieben! — Doch sicherte ihn dieser so unverhoffte Wechsel seines Lebensganges vor der bittersten Sorge um das tägliche Brot, und die Abhängigkeit von einem „großen Herrn" erschien ihm nach den damaligen, von den heutigen völlig verschiedenen Auffassungen solcher Verhältnisse vielleicht gar eher beneidenswerth als unerträglich. Dennoch war dieser demüthigende Dienst sehr geeignet, Leopolds, im reifen Alter oft hervortretender Hinneigung

zum Mißtrauen, Argwohn und hypochondrischer Schwarzsichtigkeit in ihren keimenden Anfängen Nahrungsstoffe mancherlei Art zuzuführen.

Wol oft mochte ihm eine müßige Stunde vergönnt sein, wo ihn die Pflege seiner geliebten Kunst über schwere und herbe Erfahrungen tröstend hinweg hob. Und je tiefer er in das Wesen dieser Lebenströsterin eindrang, desto mehr und inniger gab er sich ihr zu eigen, desto klarer stand der Wunsch vor seiner Seele, ihr seine ganze ungetheilte Sorgfalt, Liebe und Lebenskraft widmen zu dürfen. Er hatte die Scheide seiner bürgerlichen Großjährigkeit, das vierundzwanzigste Lebensjahr erreicht, als jener Wunsch zum Entschluß herangereift war und es seinen Bewerbungen gelang, eine feste Anstellung in der Hofkapelle des Fürst-Erzbischofs Leopold zu gewinnen.

Vom Jahre 1743 an, wo er erzbischöflicher Hofmusikus geworden, erwachte sein Kunsttrieb zu frischkräftigem Wirken bei Hofe, in der Kirche und auch in weiterm Umkreise der musikalischen Bevölkerung Salzburgs. Seiner früh ausgeprägten Treue in der Erfüllung übernommener Pflichten gesellte sich nun eine vollaufblühende Freude am rastlosen Schaffen; und ein solches bleibt nie ohne ersichtlichen Einfluß und reifende Frucht für den Bannkreis einer regsamen geistigen Bethätigung. Ausstrahlungen dieser Art ließen sich bald nicht allein in dem gesteigerten Eifer der Hofkapelle, sondern auch im öffentlichen Salzburger Musikleben deutlich genug wahrnehmen. Man rühmte ihm nach, er habe durch seine Bemühungen „die Musik in Salzburg auf einen trefflichen Fuß gestellt". (Schubart.) —

Leopolds gediegene Kenntnisse und Bildung, seine schöpferische Fähigkeit und Neigung vereinigten sich, um seine Stellung in der Hofkapelle zu einer hervorragenden zu machen. Für den Bedarf der Kirche an neuen Messen, Offertorien, Oratorien hatte er zu sorgen die ehrenvolle Pflicht schon bald übernehmen dürfen. Zugleich schuf er für die Hofkapelle und deren einzelne Mitglieder Concerte für die Flöte, Oboe, für Fagott, Waldhorn und Trompete, ungezählte Trios für verschiedene Instrumente, Divertimenti, Märsche, Menuette, Balletmusik; ferner theatralische Consätze, Pantomimen, Serenaten, Gelegenheitsstücke unterschiedlicher Art und unter diesen eine „Musikalische Schlittenfahrt" nach

Art sogenannter Programm-Musik, ein Werk, das übrigens manches, am Alten hangenden Beurtheilers Kopfschütteln und spitzige Glossen hervorrief. Aus dem noch vorhandenen Programm ersieht man die Absichten, die der Verfasser durch Mittel seiner tönenden Kunst zu verdeutlichen unternahm. Man soll aus der Musik heraus nicht allein die ganze Schlittenfahrt mit dem Schellengeläut erkennen, sondern sogar vernehmen, wie die Pferde sich schütteln, wie „das Frauenzimmer" vor Kälte zittert u. dgl. m. — Dieser wunderliche Versuch Leopolds, die Notenfeder zu Diensten der beschreibenden Dichtkunst und des Malerpinsels zu zwingen, scheint nicht allein zu stehen. Denn ein wohlgesinnter ungenannter Kunstgenosse warnte ihn brieflich mit ernsthafter Freundlichkeit, „der Herr möge sich doch gefallen lassen, keine dergleichen Possenstück' als Chineser- und Türkenmusic, Schlittenfahrt, ja gar Bauernhochzeit mehr zu machen, denn das bringe mehr Schand' und Verachtung vor dero Person als Ehr' zuwegen." — In ähnlichem Sinne schrieb Leopold musikalische harmlose Charakterstücke für das in der Citadelle Hohensalzburg aufgestellte sogenannte Hornwerk, eine große Orgel. Abends und morgens wurde eins dieser Stücke der unten lauschenden Volksmenge vorgespielt und zwar jeden Monat ein neues mit beziehungsvollem Programm: z. B. im Februar „die Fastnacht"; im September „die Jagd"; im Dezember ein Wiegenlied auf des Christuskindes Geburt u. s. f. Diese Sätze erschienen gedruckt 1759 in dem Sammelwerk: „Der Morgen und Abend, den Inwohnern der hochfürstl. Residenzstadt Salzburg melodisch und harmonisch dargebracht."

Verhältnißmäßig nur Weniges von Leopold Mozarts Arbeiten hat sich in öffentlichen Sammlungen und im Privatbesitz erhalten. An kunstgeschichtlicher Bedeutung erhebt es sich nicht sonderlich über das allgemeine Maß der Leistungen seiner Zeitgenossen. Verwandtschaftliche Züge, die ein feinsinniger Beurtheiler der Gegenwart (Faißt) in einigen Klaviersonaten an den Congenius erinnert haben, der dem Namen Mozart den Kranz der Unsterblichkeit erwarb, mögen sich etwa erklären aus dem bildenden Einfluß, den Leopold auf dessen Jugend zu üben bestimmt war, wenn nicht aus den gemeinschaftlichen Charaktereigenthümlichkeiten, die den Geist jener, wie einer jeden Kulturepoche

auch in ihren musikalischen Hervorbringungen kennzeichnen. — Gewiß ist es, daß Leopold Mozart als musikalischer Autor sich unter seinen Fachgenossen bald eine hochgeachtete Stellung errang, ohne dieselben erheblich zu überragen. Die weitverbreitete Schätzung seiner Werke gewinnt an Bedeutung in Erwägung der Schwierigkeiten, welche ihre Mittheilung nach außen hin zu überwinden hatte.

Verlagsgewerbe und Musikhandel lagen dazumal noch in den Anfängen ihrer Entwickelung. Der Notendruck gewann erst praktischen Werth durch die Vervollkommnung, die während der Halbscheid des vorigen Jahrhunderts, also zur Zeit der Geburt Wolfgang Amadeus Mozarts, dem Altersgenossen seines Vaters, Johann Gottlieb Immanuel Breitkopf zu Leipzig gelang. Bis dahin war die Verbreitung musikalischer Werke auf abschriftliche Vervielfältigung beschränkt. In einzelnen Fällen erlernten auch die Autoren die Kunst, ihre Arbeiten selbst durch den Notenstich zu vervielfältigen, womit dann die Plagen des Selbstverlages und Vertriebes verbunden waren. Freilich hatten sie so den Vortheil des Gewinnes mit Niemandem zu theilen.

Auch Leopold Mozart übte sich tapfer in der äußerst mühseligen Kunst, Noten in Kupfer zu stechen und von seinen eigenen Arbeiten sind es namentlich sechs, 1740 von ihm selbst gestochene Sonaten, welche Verbreitung gefunden haben. Man sieht aus diesen Thatsachen also, daß er schon schaffend thätig gewesen, bevor er in die erzbischöfliche Hofkapelle eintrat, wie auch, daß er in seinem untergeordneten Dienst beim Grafen Thurn Muße genug erübrigen konnte, um einiges Geschick in Handhabung der schwierigen Radirkunst sich anzueignen.

Seine Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit wie angenehmen Verkehrsformen begünstigten den Ruf, den er bald auch als Musiklehrer in Salzburg erwarb. Es gehörte zum guten Ton vornehmer Häuser, den erforderlichen Musikunterricht von Leopold Mozart ertheilen zu lassen. So führte ihn seine mannigfaltig getheilte Berufsarbeit in die verschiedensten Kreise der städtischen Bevölkerung und gab seiner aufmerksamen Beobachtung die Gelegenheit, den lokalen Umgangston und eigengearteten Charakter derselben gründlich kennen zu lernen. Die Salzburger waren im Allgemeinen lustige Leute und machten sich gern

lustig. War just sonst kein Gegenstand da, an dem sie ihren oft derben Witz üben konnten, kehrten sie die Spottlust gegen sich selbst. Wie oft mußte Leopold es anhören, daß man ihm die nicht eben tröstliche Versicherung gab, erst nach dreijährigem Aufenthalte könne ein Fremder zum rechten Salzburger werden. Im ersten Jahre — so behauptete man — wird er dumm, im zweiten ein Fex (blödsinnig) und im dritten endlich ein richtiger Salzburger. Man sprach sogar vom Salzburgischen „Hanswurstgeist", nachdem der erste Vertreter des Kasperle auf der Bühne zu Wien seine Lazzi durch den Gebrauch der komischen Accente Salzburgischer Mundart und Redewendungen gewürzt hatte und dieser Gebrauch zur fortgepflanzten Ueberlieferung geworden war. — Aber unter dem Faltenwurf der derben und spottsüchtigen Verkehrsformen schlug ein gutgeartetes treues deutsches Herz, das freilich lieber gesucht werden, als jeder Bewerbung sich zuvorkommend erschließen wollte.

Leopold Mozart war nicht der Mann, der von Natur geneigt gewesen wäre, um die Liebe und Freundschaft Anderer beharrlich zu werben. Er bezog die Dinge des Lebens viel mehr auf sich selbst und seine persönlichen Zwecke, als daß er diese den Wünschen, Bedürfnissen und Neigungen Anderer liebevoll und gern untergeordnet hätte. Verletzte ihn ein beißender Witz, wie er selbst solche ungesucht zu seiner Verfügung hatte, nicht eben: die eigenthümlichen, oft an das Leichtfertige streifenden Lebensformen seiner Umgebung erregten ihm mehr Abneigung als Sympathie. Und es gelang ihm nie, in Salzburg das rechte Heimathsgefühl zu gewinnen. In den ersten Jahren fühlte er sich vollends je länger desto mehr vereinsamt. Dadurch wuchs in gleichem Schritte sein Bedürfniß, irgend eine Seele zu entdecken, der er sich vertrauensvoll eröffnen und dauernd hätte anschließen mögen.

Eine solche fand er endlich in einem schönen gutgearteten Jungfräulein, das ihm Achtung, Bewunderung und treue Neigung entgegenbrachte.

Ihr Vater hieß Nikolaus Pertl. Er lebte auf Schloß Hüttenstein*) in dem ansehnlichen Amte eines hochfürstlich Salzburgischen

*) Nottebohm, Mozartiana. Leipzig 1880.

Pflegekommissars des Stiftes St. Gilgen. Seine schöne Tochter Maria Anna, ein wohlerzogenes Mädchen, zwei Jahre jünger als Leopold, zeichnete sich aus durch echt weibliche Demuth und durch ein ungekünsteltes liebevolles Herz.

Im Uebrigen war sie gern fröhlich und lustig, dabei aber etwas bequem und gelegentlich einmal derb, wie es einer rechtschaffenen Salzburgerin zukam. Wer die Liebenden zusammen gehen sah, blickte ihnen mit Wohlgefallen nach. Und in der Salzburgischen Gesellschaft stimmte das Urtheil bald dahin überein, „wie daß der Hofmusikus Herr Leopold Mozart und die Pertlin oder Bertlina das schönste junge Paar sei, das Salzburg zur Zeit aufzuweisen habe."

Leopolds Gehalt und seine Nebeneinnahmen waren schmal. „Nannerl" besaß einen haushälterischen, zu peinlicher Ordnung erzogenen Sinn — aber ein nur unerhebliches Heirathsgut. Zu diesen Thatsachen gesellten sich Leopolds sehr entwickelte Gaben für sparsame und zweckmäßige Verwaltung der kärglich zugemessenen Mittel des Unterhaltes eines Hausstandes. Dennoch ergaben alle Berechnungen ein unzureichendes Facit. Jahrelang erhellte der ersehnte Hochzeitstag die Dämmerung der hoffenden Brautliebe nur wie ein himmelferner freundlicher Stern.

Zweimal vollzog sich seitdem auf dem erzbischöflichen Stuhl ein Personenwechsel, von welchem die bestehenden Zustände nicht sonderlich berührt wurden. Nur hatten Leopolds Einkünfte sich unterdessen soweit aufgebessert, daß er an seine eheliche Verbindung mit Mariannen ernstlich denken durfte. Endlich am 21. November 1747 wurde das stattliche Paar in der Domkirche nach römischer Ordnung feierlich getraut.

Dem nachmaligen Gasthofe „zu den Alliirten" gegenüber lag das Haus des Kaufmanns Lorenz Hagenauer, eines Freundes der Familie Mozart, der später mit Rath und That ihr uneigennützig beizustehen sich stets willfährig erwies. Solche freundliche Beziehung knüpfte sich an auf Grund langjähriger Hausgenossenschaft. Die Familie Mozart wohnte im Hagenauerschen Hause zur Miethe. Und diese Wohnstätte wurde auch das Elternhaus der lieben Kinder.

Während eines Zeitraumes von acht Jahren (1748 bis 1756) beschenkte die treue Marianne ihren Gatten mit sieben Sprossen ehelichen Glückes, die der Elternfreude in kurzen Zwischenräumen vielverheißend entgegenblühten. Aber von den sechs ältesten, unter denen zwei Knaben und vier Mädchen, blieb den Eltern nur das vierte Kind, ein Mädchen, das wie ihre beiden älteren Schwestern die Namen der Mutter, Maria Anna, erbte, am Leben erhalten. Von allen fünf übrigen zarten Menschenknospen überdauerte keine das Alter von sechs Monaten.*)

Leopold trug das schwere Hauskreuz mit Geduld und frommer Ergebung in Gottes Willen. Im Kampf gegen den Schmerz stählte und bewährte er seinen Mannesmuth. Seine Kriegsrüstung war Gottvertrauen und pflichtgetreue Arbeit. Als im Jahre 1753 Siegismund III., Graf von Schrattenbach, den erzbischöflichen Stuhl bestieg, bethätigte Leopold seinen Diensteifer bei dem musikalischen Theil der Festlichkeiten. Auch entwarf er den Plan zur Herausgabe einer Schule des Violinspieles, um damit eine Lücke dieser Seite der lehrhaften Literatur auszufüllen und seine kunsterziehlichen Grundsätze darin der Oeffentlichkeit vorzulegen. Das Werk erschien bei J. J. Lotter zu Augsburg in demselben Jahre, das durch ein anderes, für die Kunstgeschichte sehr belangreiches Ereigniß in Leopolds Familie mit noch ungleich bedeutsamerem Segen ausgezeichnet ward.

Es war die Geburt des siebenten Kindes, eines Sohnes. Sein Eintritt in das Dasein gefährdete das Leben der Mutter in bedrohlicher Weise. Der besorgte Vater zitterte für den Verlust der geliebten Gattin. Daß ihm diese schwere Prüfung erspart blieb, zeugt von Mariannens kräftiger und gesunder Natur.

Am 27. Januar 1756 Abends 8 Uhr war die Katastrophe über-

---

*) Johann Joachim Leopold (18. August 1748 bis 2. Februar 1749); — Maria Anna Kordula [18. Juni bis 24. Juni 1749); — Maria Anna Nepomuzena Valburgis (13. Mai bis 29. Juli 1750); — Maria Anna Valburga Ignatia (30. Juni 1751 bis 29. Oktober 1729 — die oben namhaft gemachte Tochter); — Johann Karl Amadeus (4. November 1752 bis 2. Februar 1753); — Maria Crescentia Franziska de Paula (8. Mai bis 27. Juli 1754). —

standen. Nach guter alter Sitte beeilte sich der Vater, den neugeborenen Knaben des geheimnißvollen Segens der Taufgnade theilhaft zu machen. Schon folgenden Tages um 10 Uhr Vormittags wurde der feierliche Akt nach römisch-katholischem Brauch durch den Stadtkaplan Leopold Lamprecht vollzogen. Die eingesegneten Taufnamen lauteten: Johannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus. Nach später erfolgter Firmelung gesellte sich zu diesen Namen noch der des regierenden Erzbischofs Sigismundus. Aus dem griechischen Theophilus machte der Vater einen deutschen Gottlieb und die Franzosen Amadé. In Italien lautete man diese Form um in Amadeo, woraus die lateinische Endung Amadeus sich erklärt. Der Träger aller dieser Namen unterzeichnete seine Schriftsätze in der Regel mit den beiden Namen Wolfgang Amade.

Wie echt und selbstverleugnend Leopold seine Gattin liebte, erhellt aus der Thatsache, daß die um ihr theures Leben ausgestandene Angst und Sorge in seinem Herzen durch alle Folgezeit nachzitterte. Sein Dankgefühl, als er die Leidende wieder genesen sah, kannte keine Grenzen, und noch inniger schlossen sich die liebenden Gatten aneinander an. Als Wolfgang geboren wurde, zählte dieser Ehebund erst neun Jahre Dauer. Leopold war 37, Marianne 35 Jahre alt. Aber neue Elternfreuden erblühten ihnen fortan keine mehr. Doch überglücklich machte sie die zum Theil an das Wunderbare hinanragende Entwickelung der beiden Kinder, welche die gesammelte zarte Liebe und aufmerksame Sorgfalt für ein zerstücktes Siebengestirn so verheißungsvoller Menschenblüthen auf sich allein nunmehr vereinigen durften. — Leopold betrachtete die Unvollkommenheiten des Daseins und manches Unklare, Unzulängliche und Abstoßende der ihn umgebenden Verhältnisse im Lichte scharf umrissener Ideale, die er unverrückt und als sein bestes, theuer erkauftes und unwandelbares Besitzthum im Busen trug. Auf sein Wesen konnten nun die mannigfaltigen Seiten des Gegensatzes von Ideal und Wirklichkeit nicht ohne bestimmende Rückwirkung bleiben. In seinen Urtheilen wehte deshalb nicht selten eine scharfe schneidende Zugluft der Satyre, die seine Bekannten und Freunde aus

einem angeborenen Hange zum Humor erklärten und arglos belächelten, ohne ihre bittere Wurzel zu ahnen.

Vermochte er aber die Dinge der Außenwelt, wie sie ihn berührten, weder zu ändern, noch ihrer verletzenden Spitze immer glücklich auszuweichen, so richtete er desto eifriger sein Streben darauf, in seiner Ehe und Familie die Zustände und Verhältnisse mit den Idealen in praktischen Einklang zu bringen, die sein gesunder Verstand und sein, aller weichlichen Sentimentalität widerstrebendes warmherziges Gemüth auf dem Grunde geoffenbarter göttlicher Ordnung von einem solchen patriarchalischen Zusammenleben ausgebildet hatte. Und die selbstlose treue Marianne theilte seinen Wunsch, daß Alles richtig sein, das Haus eine traute beglückende Zufluchtstätte des Friedens, der Eintracht, der Freude und höchsten Genügens werden möchte. Das einzige Gesetz, welches über dem Familienglücke des Mozartschen Hauses waltete, war das Gesetz der Liebe. Treue hingebende Liebe verband die Gatten, die Eltern den Kindern, und die Geschwister den Eltern, wie Eins dem Anderen. Den Wächter dieses Gesetzes und den höchsten Willen vertrat das Haupt der Familiengemeinde. Demüthig und mit freudigster vertrauensvollster Ueberzeugung blickte die Mutter der Kinder zu ihrem liebenden Eheherrn empor und schmiegte sich willig Allem an, was ihm angenehm sein, was seinen Muth beleben, seine trüben Stunden erheitern konnte. Marianne war Leopolds Gehülfin, ihm von Gott geschenkt, daß sie „um ihn sei", und die beiden Kinder liebten den Vater, die Mutter ohne Grenzen, aber aus dem Grunde herzlicher Bewunderung und tiefgewurzelter Ehrfurcht. Die dazumal übliche Anrede der Kinder lautete „Sie". Doch drückte sich in dieser Verkehrsform nichts weniger aus als ein liebloses Fernstehen. Wolfgangs Ueberzeugung war und blieb es vielmehr: nächst Gott komme sogleich der Papa. — Wie das Licht leuchtet die Liebe in ein jegliches Dunkele, das ihr erreichbar ist. Wo sie Starres findet, sucht sie es flüssig zu machen; wo sie Entzündbares trifft, muß es in Flammen auflohen. Davon gaben die frühesten Spuren der Gemüthsregung Wolfgangs Kunde. Das erste instinktive Gefühl dieses Kinderherzens war ein ungewöhnlich lebhaftes Verlangen nach Liebe und Liebeserwei-

sungen. Sobald der Knabe die genügende Gewandtheit im Gebrauch der Sprache erlangt hatte, wurde er nicht müde, die Seinigen und wer sonst mit freundlichen Mienen sich zu ihm neigte, immer wieder zu fragen, ob sie ihn lieb hätten. Wurde die Frage aus scherzender oder prüfender Absicht einmal verneint, brach das getäuschte Kind sogleich in helle Thränen aus. Man könnte geneigt sein, diese Regungen als krankhafte aufzufassen, oder sie aus einer zarten, schwächlichen Körperlichkeit zu erklären. Aber wer das drollige Knäblein sich mit ausgelassenstem Jubel im Hause tummeln sah, wer sein entzücktes Jauchzen hörte, wenn die Eltern oder Freund Andreas Schachtner, der Hoftrompeter, ihm ein verständliches Späßchen nach seinem Geschmack vorgaukelten, mußte wol jede solche zweifelhafte und achselzuckende Vermuthung als grundlos fallen lassen. Tändelnde Scherze und Spiele, wie sie einem Knaben von zwei bis drei Jahren angemessen sind, wirkten auf das „Wolfgangerl“ oder „Woferl“ merklich anders, als auf Kinder gleichen Alters dieselben gewöhnlich zu wirken pflegen. Es liegt in dem Entwickelungsprozeß der Körperlichkeit, der in diesem Alter im raschen Tempo des Pulsschlags sich schneller zu fördern strebt, als es auf allen späteren Stufen desselben jemals wieder der Fall ist, daß den Kleinen nichts über die Akte der Ernährung hinausgeht. Wolfgang dagegen vergaß über dem Eifer, mit dem er sich dem muntern Spiel hingab, nicht selten die Pflicht zu essen und zu trinken. Die kindliche Lust und Freude an entfesselter Beweglichkeit verband sich mit lebhaften Regungen der erwachenden Geisteskräfte. Und ihre frühesten Spuren zeigten in dem Leben dieses Kindes schon ein seltenes Uebergewicht über die natürlichen und nothwendigen Ansprüche des leiblichen Organismus. —

Mit sehr getheilten Empfindungen beobachteten die Eltern und Hausfreunde das aufgeregte Wesen und Treiben des Knaben. Nach den namenlosen Schmerzen der, in rascher Folge ihrer verheißungsvollen Freude fünffach beraubten und enttäuschten Mutter konnte ihr frommer gottgelassener Sinn sie vor kleinmüthigen angstvollen Sorgen nicht schützen. Ließ der Kleine sich nur schwer bewegen, wenn eine Kinderei ihn beschäftigte, bei den häuslichen Mahlzeiten zu erscheinen,

entrang sich der Brust der Mutter oft der schmerzliche Stoßseufzer: Auch dieses liebe Kind werden wir nicht lange behalten! — Mochte Leopold seine Gattin zu trösten suchen: die Freunde, Herr Schachtner, Herr Hagenauer und Andere zogen bedenklich ihre Achseln empor und zweifelten ebenfalls, daß einem Knaben so absonderlicher Art ein langes Leben beschieden sein möge.

Indessen andererseits verbreitete die ordnungsgemäß fortschreitende gedeihliche Entwickelung Woferls Licht und Wärme im elterlichen Hause. Zu den drolligsten Momenten seiner Aeußerungen innerlicher Regsamkeit gehörte namentlich die Aufmerksamkeit, welche der Knabe den häuslichen und öffentlichen Musikübungen zuwandte. Bald fesselten ihn solche Zwischenfälle dergestalt, daß er seine eifrigsten Spiele unterbrach. Wenn der Vater geigend im Zimmer auf- und abschritt, mit seinen Kunstgenossen aus der Hofkapelle musizirte, oder am Klavier Unterricht ertheilte, stand der Kleine mit der ernsthaftesten Miene, die Füßchen gespreizt, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, wie ein Kunstrichter da und schien die Tonwellen, wie andere Kinder ihre süße Milch, gierig einzuschlürfen. Wer ihn so stehen und lauschen sah, schüttelte die Perrücke vor herzlichem Lachen. Niemand ahnte noch den tiefgründigen Ernst und die weit über sich hinausweisende Bedeutung in diesem so komischen Gebahren des Knaben.

Derselbe zählte drei Jahre, als sein Vater mit der siebenjährigen Tochter, dem „Nannerl" oder „Nannettchen", den Musikunterricht am Klavier zu beginnen für angezeigt hielt. Das Nannerl hatte bei der dem Mägdlein angeborenen Neigung die Zeit kaum erwarten können und den Papa zum Entschluß gedrängt. Dieses Ereigniß wurde für Wolfgang von der Bedeutung eines entscheidenden Lebensabschnittes und entwickelte Seelenkräfte in dem jungen Knaben, die dem Vater nicht selten zu rathen aufgaben, aber Beiden zum innigsten Bande engangeschlossener Liebe wurden, zumal Vater Leopold als Lehrer seiner Kinder bald nicht weniger von dem Söhnchen lernte, als der Schüler vom Lehrer.

Dennoch galt Leopold seinen Zeitgenossen als sehr hervorragender Tonmeister und ausgezeichneter Kunstpädagoge. Er wurde von der

gelehrten, zu Leipzig 1738 errichteten Societät der musikalischen Wissenschaften zum correspondirenden Mitgliede ernannt. Und sein „Versuch einer gründlichen Violinschule", ein Werk, das für alle Zeiten beherzigenswerthe Erziehungsgrundsätze und kunstreine Gesinnungen auszeichnet, wurde von Autoritäten wie Marpurg, Schubart, Zelter u. A. m. als bahnbrechend und grundlegend, das erste in seiner Art, freudig begrüßt und empfohlen. Es fand rasche Verbreitung auch durch Uebertragung in fremde Sprachen. Wolfgang entdeckte es 1778 für die Franzosen bearbeitet in einem Musikladen zu Paris. — Eine von Marpurg zu Berlin 1759 gegründete Gesellschaft veröffentlichte kritische Briefe über die Tonkunst und richtete dieselben an zeitgenössische Autoritäten vornehmen Ranges. Der erste dieser kritischen Briefe trägt die Adresse Leopold Mozarts — „weil die Gesellschaft keinen glücklicheren Anfang zu machen wisse, als mit seinem Namen."

Alle diese und ähnliche Zeugnisse bestätigen ebensosehr die Tüchtigkeit und Trefflichkeit des Mannes als dessen Würdigung. In der That zeichnete er sich nicht nur aus durch Verstandesschärfe und gesunde pädagogische Grundsätze, sondern auch durch liebevolles Verständniß für die Entwickelungsfähigkeit musikalischer Naturgaben. Und dieser so ausgerüstete Mann war von der Vorsehung auserlesen, dem Genius seines Sohnes bei dessen Entpuppung als Lehrer und liebender väterlicher Zuchtmeister die erforderlichen Handreichungen zu leisten.

Unter des Vaters anregender Unterweisung erwachte in dem Herzen des Knäbleins bald ein unbewußter Trieb der Nacheiferung, der die bisher so emsig gepflegten Spiele schnell überwucherte. Statt sich umherzutummeln, saß nun der Kleine lieber am Klavier, suchte Töne zusammen, deren harmonisches Ineinanderklingen sein Ohr befriedigten, und war es ihm gelungen solche zu finden, verwandelte sich der Ernst seiner Mienen und seines ganzen Betragens in die ausgelassenste Freude, deren ein gesundes erregbares Kinderherz fähig ist. In dem gesammelten, nach Innen gezogenen Wesen des Kindes, wenn es dem Genius der Töne seine ersten Geheimnisse am Klavier ablauschte, lag ein so ehrfurchtgebietender Charakterzug, daß Niemand es wagte, den versenkten Sinn des Knaben zu stören oder gar durch ein unzeitiges

Späßchen ihn auf andere Gedanken zu bringen. Aber die Besorgnisse der Eltern und Freunde, daß ein so frühreifendes Menschenknösplein seine Jahre nicht hoch bringen könne, erhielten durch die auffälligen, ganz unerhört raschen Fortschritte des geistigen Entwickelungsganges wiederholt neue beängstigende Nahrung. Der Hausfreund Andreas Schachtner, dem man eingehende Mittheilungen aus dieser frühesten Lebenszeit Wolfgangs schuldig geworden ist,*) bemühte sich anfangs, in dem kleinen, besorgnißerregenden Lieblinge die Neigung für muntere, seinem Alter angemessene Spiele und Tändeleien wieder zu beleben, indem er selbst wie ein Kind sich daran thätig betheiligte. Die sonst so beliebten Spielsachen waren bereits in ein entlegenes Kämmerchen des Hauses verbannt. Gelang es aber einmal dem gütigen Freunde, die alte Liebe des Knaben für die lustigen Sächelchen wieder vorübergehend anzufachen, so mußte, wer in der Nähe war, sich bequemen, den sonderbaren Anordnungen Woferls Folge zu leisten. Von den Anwesenden nämlich wurden die Spielsachen in marschartiger Procession sehr ceremoniell nach dem Wohngemach getragen; Schachtner oder der Vater mußte mit der Geige voranmarschiren und einen Consatz im Marschtempo spielen, oder Wolfgangerl setzte sich selbst an die Spitze des Zuges und sang mit der äußersten Kraftentwickelung seines Kinderstimmchens eine die Marschbewegung taktmäßig regelnde Weise. Schachtners Vorliebe für den liebenswürdigen, musterhaft folgsamen Knaben, dem nichts ferner lag als Anwandlungen von Eigensinn und Trotz, belohnte sich durch Gegenliebe. An manchem Tage fragte Wolfgang den väterlichen Freund wohl zehnmal, ob er ihn auch wirklich gern habe. So wirkte schon im Herzen des Kindes der göttliche Liebesfunke, von dessen mildem Feuer das spätere Kunstschaffen des gereiften Genius durchwärmt ist.

---

*) Dieselben sind niedergelegt in einem nach Mozarts Tode an seine Schwester Marianne, dermalige Freiin von Berchtold zu Sonnenburg, gerichteten Schreiben, worin Schachtner eine Anzahl Fragen beantwortet, welche Frau von Berchtold in Bezug auf die Kindheit ihres verstorbenen Bruders Wolfgang jenem Hausfreunde ihrer Eltern vorgetragen hatte. Der werthvolle, von Otto Jahn zum ersten Mal vollständig veröffentlichte Brief Schachtners trägt das Datum „Salzburg, den 24. April 1792“.

Seine zärtlichste Neigung besaß von je nun freilich der geliebte Papa. In der Aeußerungsweise seines Gefühles offenbarte der Knabe oft eine drollige Originalität.

Tag für Tag vor dem Schlafengehen mußte z. B. der Vater das Söhnchen im Nachtkleidchen auf einen Tisch oder Sessel heben, so daß es etwa die Höhe des väterlichen Wuchses erreichte. In dieser Stellung stimmten dann beide einen wunderlichen Nachtgesang an, den das Wolfgangerl selbst erfunden hatte. Die Worte waren den Klängen italienischer Arientexte nachgebildet. Sinn und Bedeutung bargen sie nicht in sich. Sie mochten etwa lauten, wie „Oragnia figa taxa" u. dgl. — Wenn dieser mystische Nachthymnus verklungen, versicherte Wolfgang seinen Vater in tröstlichster Weise seiner Liebe, versprach, nachdem er herangewachsen, würde er den Geliebten in eine mit Glas verschlossene Kapsel sperren, damit derselbe sich nicht erkälte und Wolfgang ihn stets bei sich führen, ihn jeden Augenblick einmal anschauen könne. Dann erhielt der Vater regelmäßig ein Küßchen auf „das Nasenspitzl" und befriedigt suchte das drollige Kind sein Bettchen.

Wolfgang zählte kaum vier Lebensjahre, als der Vater begann, ihn vorsichtig und spielend in die Geheimnisse der musikalischen Rudimente einzuführen. Wie anhaltend mochte das Kind den lieben Papa mit Bitten bestürmt haben, bevor dieser sich zu einem Entschlusse bewegen ließ, der in Erwägung des erregbaren Wesens dieses absonderlichen Knaben immer gewagt erscheinen konnte! — Aber der Entpuppungsprozeß der tonseligen Psyche ließ sich schon nicht länger hemmen. Sie drängte sich unaufhaltsam an das Licht und schwang bald ihre tonfarbigen Flügel so frei, kühn und selbstbewußt, daß es Alle in bewunderndes Erstaunen versetzte, welche so glücklich waren, das Mirakel zu schauen. Das Verständniß Wolfgangs für das Tonwesen und seine schönen Maße und Verhältnisse drang, wie von einer sprungfederartigen Schnellkraft geschleudert, auf den leisesten Druck, auf die zarteste Andeutung des väterlichen Lehrers diesem fix und fertig entgegen. Vor den wonnetrunkenen Augen Leopolds enthüllte sich in rasch voranstürmenden Fortschritten eine Musikseele, welche alle Voraussetzungen einer künftigen universellen Meisterschaft in sich zu vereinigen schien. Feurige

Lernbegierde, flüssige warme Liebesfülle, äußerst empfindliches Tongefühl, der lehrhaften Vermittelung fast voranseilende Auffassung angemessener Kunststoffe, technische Sicherheit, findiger Instinkt, muskulöse Gedächtnißkraft: Alles das lag, harmonisch durchdrungen und zum geschlossenen Ganzen verschmolzen als Bürgschaft eines angeborenen Ideals tönender Schönheit, noch träumend wie im leisen Halbschlummer — vor dem durchschauenden Blick Leopolds offen da in der Seele dieses seines geliebten Kindes.

Je länger der Lehrer sich mit der Heranbildung eines so seltenen Zöglings befaßte, desto schneller fand er sich in seinen Unterweisungen übereilt von dessen zuvorkommendem Verständniß. Oft durfte nur eine neue Eröffnung vorbereitet werden, so glitt über das intelligente Antlitz Wolfgangs ein lichtvoller Freudenstrahl, wie es geschieht, wenn ein Gegenstand ins Gedächtniß zurückgerufen wird, der in Vergessenheit gerathen war. So lernte dieser wunderbare Genius das Beste und Wesentlichste in seiner schönen Kunst aus der ungewöhnlich rasch und ohne schwere Kämpfe geförderten Erkenntniß seiner selbst.

Klavierstücke selbst mit bewegterer selbständiger Baßstimme, welche eine, oft erst nach anhaltenden Uebungen erlangte Unabhängigkeit der linken Hand von der rechten voraussetzt, spielte das drei- bis vierjährige Kind mit der korrektesten Akkuratesse schon, nachdem der Unterricht erst noch tändelnder Weise kaum begonnen hatte. In erstaunlich kurzer Zeit eignete Wolfgang passende Uebungsstoffe von Agrell, Wagenseil, Fischer u. A. m. sich völlig an, daß er sie ohne Noten fließend und mit Ausdruck vortragen konnte. Nannerl besaß ein dickes Buch mit weißen Blättern. In dieses Buch wurden die Tonstückchen, nach Gesichtspunkten pädagogischer Grundsätze und fortschreitender technischer Ausbildung der Hände geordnet, vom Vater, wie auch von Schachtner, Eberlin und anderen kunstgenössischen Freunden eingeschrieben. Jeder war glücklich, wenn auch nur durch Abschrift eines Musiksatzes an der Entwickelung dieses seltenen Geschwisterpaares thätigen Antheil nehmen zu dürfen. Bei manchem in diesem Buche enthaltenen Stücke bemerkte Leopold schriftlich: „Diesen Menuet hat der Wolfgangerl im vierten Jahr erlernt“; — „diesen Menuet und Trio hat

der Wolfgangerl den 26. Januarij 1761 einen Tag vor seinem 5ten Jahr, um halb 10 Uhr nachts in einer halben Stund erlernt" u. dgl. m.

Daß von der musikalischen Entwickelung „des Nannerl" selten die Rede war, beweiset keineswegs ihre Langsamkeit oder Mangelhaftigkeit. Vielmehr schritt auch das Mägdlein ungewöhnlich rüstig fort in Verständniß und Beherrschung der Aufgaben, welche ihm zu lösen aufgegeben wurden. Aber mit dem Wolfgangerl gleichen Schritt zu halten, das vermochte Marianne nicht. Bald schon war jener auf dem Clavicimbal dergestalt sicher und heimisch, daß er ganze Sätze, die er vor verhältnißmäßig langer Zeit einmal — und wie man meinte — nur flüchtig angehört, in ihren Hauptzügen wiedergeben konnte, wie seine Gedächtnißkraft sie festgehalten. Er hatte das vierte Lebensjahr noch nicht vollendet, da regte schon der schlummernde Schaffensdrang seine erwachenden Schwingen und machte die ersten selbständigen Versuche, in freier Luft flatternd ihre Flugkraft zu üben. Schon die ersten, dem Muster der Uebungsstücke folgenden Sätzchen zeugen von bewußter Vorliebe und Offenheit des Sinnes für die Wohlordnung festen periodischen Ausbaues mit symmetrischen Abschnitten und Gliedern auf klar angeordneter und folgerecht gedachter Modulationsgrundlage. G. N. von Nissen*) theilt sieben Klavierstücke Wolfgangs, angeblich dessen früheste Versuche, mit, die jene schöne Wohlordnung auffällig zur Erscheinung bringen. Die Originale finden sich von des Vaters, einige auch von des Sohnes Hand eingetragen in Nannerls dickem Studienbuch, das in der Sammlung des Mozarteums zu Salzburg aufbewahrt wird. Die Stückchen, so anspruchslos und kindlich sie erscheinen, verrathen doch schon die durchdringende Ahnung dessen, was in der Tonkunst als das reine Schöne wirkt, nämlich einen klaren Tongeist, der im Drange sich mitzutheilen, als selbstgeschaffene schöne Form Gestalt und Wesen gewinnt. Wohl schon in seiner Wiege trug das Kind die Keime eines solchen Schönheits-Ideals im Herzen, vermöge dessen es dem Meister gelang, zum Träger des Allgemein-menschlichen

*) Biographie W. A. Mozarts. Leipzig, 1828.

Lernbegierde, flüssige warme Liebesfülle, äußerst empfindliches Tongefühl, der lehrhaften Vermittelung fast vorauseilende Auffassung angemessener Kunststoffe, technische Sicherheit, findiger Instinkt, muskulöse Gedächtnißkraft: Alles das lag, harmonisch durchdrungen und zum geschlossenen Ganzen verschmolzen als Bürgschaft eines angeborenen Ideals tönender Schönheit, noch träumend wie im leisen Halbschlummer — vor dem durchschauenden Blick Leopolds offen da in der Seele dieses seines geliebten Kindes.

Je länger der Lehrer sich mit der Heranbildung eines so seltenen Zöglings befaßte, desto schneller fand er sich in seinen Unterweisungen übereilt von dessen zuvorkommendem Verständniß. Oft durfte nur eine neue Eröffnung vorbereitet werden, so glitt über das intelligente Antlitz Wolfgangs ein lichtvoller Freudenstrahl, wie es geschieht, wenn ein Gegenstand ins Gedächtniß zurückgerufen wird, der in Vergessenheit gerathen war. So lernte dieser wunderbare Genius das Beste und Wesentlichste in seiner schönen Kunst aus der ungewöhnlich rasch und ohne schwere Kämpfe geförderten Erkenntniß seiner selbst.

Klavierstücke selbst mit bewegterer selbständiger Baßstimme, welche eine, oft erst nach anhaltenden Uebungen erlangte Unabhängigkeit der linken Hand von der rechten voraussetzt, spielte das drei- bis vierjährige Kind mit der korrektesten Akkuratesse schon, nachdem der Unterricht erst noch tändelnder Weise kaum begonnen hatte. In erstaunlich kurzer Zeit eignete Wolfgang passende Uebungsstoffe von Agrell, Wagenseil, Fischer u. A. m. sich völlig an, daß er sie ohne Noten fließend und mit Ausdruck vortragen konnte. Nannerl besaß ein dickes Buch mit weißen Blättern. In dieses Buch wurden die Tonstückchen, nach Gesichtspunkten pädagogischer Grundsätze und fortschreitender technischer Ausbildung der Hände geordnet, vom Vater, wie auch von Schachtner, Eberlin und anderen kunstgenössischen Freunden eingeschrieben. Jeder war glücklich, wenn auch nur durch Abschrift eines Musiksatzes an der Entwickelung dieses seltenen Geschwisterpaares thätigen Antheil nehmen zu dürfen. Bei manchem in diesem Buche enthaltenen Stücke bemerkte Leopold schriftlich: „Diesen Menuet hat der Wolfgangerl im vierten Jahr erlernt"; — „diesen Menuet und Trio hat

der Wolfgangerl den 26. Januarij 1761 einen Tag vor seinem 5ten Jahr, um halb 10 Uhr nachts in einer halben Stund erlernt" u. dgl. m.

Daß von der musikalischen Entwickelung „des Nannerl" selten die Rede war, beweiset keinesweges ihre Langsamkeit oder Mangelhaftigkeit. Vielmehr schritt auch das Mägdlein ungewöhnlich rüstig fort in Verständniß und Beherrschung der Aufgaben, welche ihm zu lösen aufgegeben wurden. Aber mit dem Wolfgangerl gleichen Schritt zu halten, das vermochte Marianne nicht. Bald schon war jener auf dem Clavicimbal dergestalt sicher und heimisch, daß er ganze Sätze, die er vor verhältnißmäßig langer Zeit einmal — und wie man meinte — nur flüchtig angehört, in ihren Hauptzügen wiedergeben konnte, wie seine Gedächtnißkraft sie festgehalten. Er hatte das vierte Lebensjahr noch nicht vollendet, da regte schon der schlummernde Schaffensdrang seine erwachenden Schwingen und machte die ersten selbständigen Versuche, in freier Luft flatternd ihre Flugkraft zu üben. Schon die ersten, dem Muster der Uebungsstücke folgenden Sätzchen zeugen von bewußter Vorliebe und Offenheit des Sinnes für die Wohlordnung festen periodischen Ausbaues mit symmetrischen Abschnitten und Gliedern auf klar angeordneter und folgerecht gedachter Modulationsgrundlage. G. N. von Nissen*) theilt sieben Klavierstücke Wolfgangs, angeblich dessen früheste Versuche, mit, die jene schöne Wohlordnung auffällig zur Erscheinung bringen. Die Originale finden sich von des Vaters, einige auch von des Sohnes Hand eingetragen in Nannerls dickem Studienbuch, das in der Sammlung des Mozarteums zu Salzburg aufbewahrt wird. Die Stückchen, so anspruchslos und kindlich sie erscheinen, verrathen doch schon die durchdringende Ahnung dessen, was in der Tonkunst als das reine Schöne wirkt, nämlich einen klaren Tongeist, der im Drange sich mitzutheilen, als selbstgeschaffene schöne Form Gestalt und Wesen gewinnt. Wohl schon in seiner Wiege trug das Kind die Keime eines solchen Schönheits-Ideals im Herzen, vermöge dessen es dem Meister gelang, zum Träger des Allgemein-menschlichen

*) Biographie W. A. Mozarts. Leipzig, 1828.

zu werden mit einer Universalität, welche alle Schranken, selbst auch diejenigen nationaler Besonderheit und Eifersucht überflutete.

Wolfgang begriff schon in zartester Kindheit Gattungsunterschiede der Tonwerke. Und er beschränkte sich keineswegs darauf, Sätzchen in Formen des Menuets und anderer mehrtheiliger Liedweisen den Mustern des Uebungsbuches am Klavier nachzuerfinden. — Der Vater und Freund Schachtner trafen einmal den Kleinen, der kaum die Gänsefeder schreibgerecht zu halten vermochte, mit diesem Zauberstäbchen eifrig beschäftigt, kabbalistische Zeichen der schwarzen Kunst mit Hülfe flüssiger Dinte auf ein liniirtes weißes Notenblatt zu malen. Die Freunde beobachteten diese Thätigkeit eine Weile mit stummer, lächelnder Neugierde. Wolfgang tauchte seinen Gänsekiel viel häufiger als nöthig bis auf den Grund in das Dintenfaß und zog ihn so eifrig wieder hervor, daß jedes Mal ein Theil der vollen schwarzen Ladung sich gestaltlos über das reine Papier ergoß. Kurz entschlossen und unverdrossen aber benutzte jedes Mal der Knabe seine bereits der Farbe eines Mohren gleichende Handfläche, um den Fleck ins Breite zu verwischen, bis die Stelle trocken genug war, auf der bewölkten Ebene nothdürftig leserliche Musiknoten hervortreten zu lassen, die mit dem höchsten Ernst unermüdlich darauf gemalt wurden. Endlich erkundigte sich der Papa belustigt, was denn das werden solle? — Ohne Stolz, aber mit Ueberzeugung antwortete Wolfgang, es sei das der erste, bald vollendete Satz eines neuen Klavierconcertes. „Laß sehen!“ — forderte der Vater, erhielt aber die abweisende Antwort, der Satz sei noch nicht fertig. Leopold nahm dem Kinde nun das Blatt fort und lachte anfangs herzlich im Verein mit Schachtner über das wolkige Aussehen dieses Manuscripts; als er aber den prüfenden Blick länger darauf ruhen ließ, nahmen seine Züge immer mehr den Ausdruck gespannten Ernstes an. Endlich füllten sich seine Augen mit Freudenthränen und er machte es dem theilnehmenden Freunde begreiflich, wie richtig und den Satz-Gesetzen eines Concertes gemäß das Kind seinen kleinen Gedankeninhalt in den Zeichen der Tonschrift zu ordnen und auszudrücken verstanden hatte, ohne sich der Krücke des Klaviers dabei zu bedienen. Ja, der Satz zeigte eine solche Keckheit und Kühnheit

der concertirenden Technik, daß Leopold meinte, er sei unausführbar. — „Dafür ist es aber auch ein Concert", erklärte Wolfgang, „man müsse eben so lange daran studiren, bis man es herausbringe." Er versuchte sich jetzt selbst daran und brachte wenigstens genügend viel heraus, um erkennen zu lassen, wie es bei vollendeter Beherrschung klingen sollte.

Ein Knabe, der im Alter von vier bis fünf Jahren sich fähig erweiset, ein regelrechtes Klavierconcert mit vollem Orchester zu Papier zu bringen, muß naturgemäß auch frei verfügen können über allgemeinere geistige Bildungselemente, wie Kinder in so zartem Alter sie nur selten einmal sich anzueignen pflegen. An geistiger Zucht kann es deshalb dem Woferl nicht gemangelt haben, wiewohl von Schulzwang im vorigen Jahrhundert niemand noch eine Ahnung hatte. Nach den geringen Ansprüchen sogenannter Volksbildung beschränkten sich die grundlegenden Schuldisciplinen auf Lesen, Schreiben, Rechnen und vor allen anderen auf Religion.

Um den Knaben der Ausbildung in diesen Fächern des Wissens einer öffentlichen Schule anzuvertrauen, waren die klösterlichen Anstalten bei seiner Eigenthümlichkeit nicht sonderlich einladend. Der einsichtsvolle Vater mochte auch von einer eifersüchtigen Regung angewandelt werden, wenn er es bei sich erwog, die Freude an den raschen Fortschritten des Entwickelungsganges seines bewunderten und geliebten Kindes mit Anderen theilen zu sollen. Leopold selbst besaß eine gründliche gelehrte Schul- und Universitätsbildung. Dazu war er durch fromme gläubige Aneignung des kirchlichen Lehrsystems ein guter Katholik aus Ueberzeugung, indessen ebenso frei von urtheilsloser Kopfhängerei und Augendienerei, als von Aberglauben und Wundersüchtigkeit. Die Abneigung, welche ihm in der Klosterschule zu St. Ulrich in Augsburg gegen Bekenntniß und Bekenner des reformirten und evangelisch-lutherschen Lehrbegriffes eingeimpft worden, hielt ihn doch nicht ab, den auf diesen Saatfeldern hervorgesprossenen Blüten und Früchten der Literatur aufmerksame und liebevolle Beachtung zu schenken. Gellerts fromme Lieder begeisterten ihn u. a. m. dergestalt, daß er dem allbeliebten Leipziger Professor und deutschen Volkssänger eine dank-

erfüllte Zuschrift übersandte. Aus Gellerts Antwort klingt der Ton erkenntlicher Freude und Herzlichkeit hervor, angeregt durch den „schönen, beredten und empfindungsvollen Brief". In demselben trägt Leopold dem verehrten Manne Dank, Liebe und Freundschaft entgegen im Geschmack jener, zu Liebeseligkeit und Freundschaftsbündnissen nur allzusehr geneigten Zeit. Leopold aber begnügte sich nicht damit Gellerts, Klopstocks und anderer evangelischer Dichter Werke zu eigener Erbauung zu lesen; vielmehr erlaubte er auch seiner Gattin und den Kindern, manches davon kennen zu lernen. Außerdem auch suchte er den Antheil seiner katholischen Freunde dafür zu gewinnen, und seine Bemühungen hatten Erfolg genug, um in dem Schreiben an Gellert der Erwähnung werth gehalten zu werden. „Diese Belohnung" — bemerkte Gellert dazu in seiner Antwort — „habe ich, wie ich Ihnen aufrichtig sage, von dem Orte (nämlich aus der Residenz eines strenggläubigen römisch-katholischen Kirchenfürsten), aus dem ich sie erhalte, ohne Eigenliebe kaum hoffen können." — Nicht nur nach dieser Richtung war Wolfgangs Vater und Erzieher vom verbreiteten Vorurtheil weit weniger abhängig, als seine meisten gleichzeitigen Bekenntnißgenossen; sondern auch die vorgeschriebenen kirchlichen Uebungen, welchen er selbst den pflichtschuldigen Zoll indessen nicht gern entzog, behandelte und beurtheilte er ohne bigotte Furcht vor den Strafen der Kirche und des Fegefeuers. Das tägliche Messehören hielt er zwar für eine löbliche Andachtsübung, doch erkannte er Rücksichten, z. B. auf die leibliche Gesundheit u. A. m. an, hinter welche jene fromme Uebung zurückzusetzen sei. Er konnte von sich selbst mit Ueberzeugung sagen, er sei „kein Pedant, kein Betbruder, noch weniger ein Scheinheiliger". Aber zur Erkenntniß der christlichen Heilswahrheiten seine Kinder anzuleiten, hielt er für eine so wichtige und vornehme Pflicht, daß der Gedanke an die Möglichkeit, er könne in der Sorge um ihr Seelenheil auch nur das Geringste versäumt haben, ihm die beängstigendsten Vorwürfe vor Augen malte, die ihn in seiner Todesstunde heimsuchen und den letzten schweren Kampf qualvoller machen müßten. So gründete Leopold Mozart seinen Erziehungsplan auf Basis der Entwickelung des religiösen Bewußt-

seins und der Erweckung frommer, christgläubiger Gesinnung. Er mochte ahnen, wofern er es nicht klar erkannte, daß die schöne Kunst im Wesen der Religion aufs innigste verschwistert, daß beiden in der Gotteserkenntniß dasselbe gemeinschaftliche Ziel gesetzt sei und daß ein echter Jünger der Kunst sein Streben mit derjenigen reinen, selbstverleugnenden und liebevollen Gesinnung zu nähren habe, welche ihre auswirkende Kraft von einer religiösen Gemüthsrichtung auf dem Grunde befruchtenden Glaubenslebens gewinnen kann.

Wo diese Mächte walten, da pulsirt das Leben auch in allen seinen menschlichen Beziehungen frisch und kräftig. Und so konnte es nicht fehlen, daß im Mozartschen Hause reges lebendiges Theilnehmen an allem Schönen, Wahren und Guten herrschte, davon edle Menschen bewegt zu werden pflegen. Die thätige Freude an der schönen Literatur ergriff auch den treuen Hausfreund, den Hoftrompeter Andreas Schachtner, und reizte ihn nicht selten zu Versuchen, selbst den Pegasus zu tummeln. Seine Uebersetzung eines geistlichen Schauspiels „Die Bekehrung des heiligen Augustin" aus dem Lateinischen zeigt beiläufig, daß von einem Hoftrompeter dazumal mehr geleistet wurde, als „Clarinblasen".

In solcher gesunden Lebensluft athmete der erwachte Genius Wolfgangs frei und leicht. Er regte seine Schwingen mit ungezügelter Lust; unter den Einflüssen der zarten aufmerksamen Liebe und der vorzüglichen Lehrgaben seines väterlichen Erziehers bemächtigte jeder Lehrstoff sich des Antheils dieses kindlichen Geistes so völlig, daß derselbe seine liebsten Neigungen — sogar die musikalische — darüber vergaß und vernachlässigte, bis ihm die Aneignung des Verstehens und Wissens das Gleichgewicht wieder gab. Von künstlerisch organisirten Naturen unterschied sich Wolfgang u. a. m. durch auffällige Vorliebe für das Begriffsgebiet der Zahl. Als ihm die ersten Einsichten der Rechenkunst erschlossen waren, verbrauchte der Knabe eine unglaubliche Masse weißer Kreide, um jede sich darbietende Fläche, den Fußboden, Tischplatten, hölzerne Sitz- und andere Zimmergeräthe zum großen Schrecken der Mutter, dieser Ordnung und Sauberkeit über Alles schätzenden sparsamen Hausfrau, im rücksichtslosesten Eifer mit seinen

halbzölligen Zahlenrunen zu bemalen. Doch es gab keinen Gegenstand des Wissens, den er nicht mit gleichem Ungestüm aufs Leidenschaftlichste ergriffen hätte, sobald der Vater ihm die Freiheit dazu gewährt hatte.

Schachtner war ein Kenner des menschlichen Herzens, dieser trotzigen und verzagten „Unruhe" im Uhrwerk der ungezüchteten Menschennatur. Ihm erschien die Leidenschaft, mit welcher Wolfgang von jedem neuen Reiz ohne Wahl und Prüfung sich blindlings ergreifen und jählings fortreißen ließ, als eine Gefahr für die sittliche Entwickelung seines geliebten kleinen Günstlings. Die vertrauenheischende Ruhe, die klare Sicherheit aber, mit der seine Erziehung geleitet und jede seiner wahrnehmbaren Regungen überwacht wurde, trösteten den wohlwollenden Hausfreund über solche Besorgnisse. Hätte Wolfgang nicht einen so trefflichen väterlichen Mentor, meinte Schachtner, es könnte der ruchloseste Bösewicht aus ihm werden. —

Die grenzenlose Hingabe, welche den Knaben drängte, jedes fühlende Wesen mit Liebesergießungen zu überströmen, stieß in seiner Beziehung zu Schachtner bisweilen auf eine unüberwindliche Schranke. Das geschah allemal, wenn Schachtner bei seinen Besuchen des Mozart'schen Hauses seine lange silberne Trompete mitbrachte, wie es des Oeftern vorkam, nachdem er den Dienstpflichten als Hoftrompeter genügt hatte. Der bloße Anblick dieses schmetternden Instrumentes versetzte den Kleinen in den Zustand nervösen Zitterns, wie eine Waffe furchtsame Kindergemüter erschüttert. Vollends unerträglich wirkte auf das zartbesaitete „Ohrenklavier" der Ton der Trompete, gleichviel in welcher Klangschattirung er ertönen mochte.

Diese Erscheinung war um so verwunderlicher, als der mit Waldhörnern gemischte Ton der Trompete eine solche Wirkung auf den Kleinen durchaus nicht wahrnehmbar hervortreten ließ. Hatte doch auch die lebhafte Tonphantasie Wolfgangs sich nicht davor gescheut, das Orchester seines vorerwähnten Klavierconcert-Satzes mit Trompeten auszustatten. Man begreift deshalb die Vermuthung des Vaters, daß des Sohnes Abneigung ihre Wurzeln in der Einbildung oder in einer kindischen Laune treiben möchte. Ein erklärter Feind solcher

grundlosen Stimmungen beschloß der Vater, seinen Wolfgangerl davon zu heilen. Herr Schachtner ließ sich unerachtet flehentlicher Gegenvorstellungen des furchtsamen Knaben bestimmen, die entscheidende Operation auszuführen. Aber kaum war der schmetternde Ton erklungen, als Wolfgang erbleichte, ohnmächtig zu Boden sank und Symptome der fallenden Sucht blicken ließ. Erst von seinem zehnten Lebensjahre an überwand er nach und nach diese nervöse Schwäche und söhnte sich aus mit der markigen Kraft des Trompeten-Tones.





Vom Königreich Rücken.

In Mariannens Aufzeichnungen über die Vergangenheit ihres Bruders Wolfgang findet sich folgende Anmerkung:

„Da die Reisen, so wir machten, ihn in unterschiedene Länder führten, so sann er sich, während daß wir von einem Ort, in das andere fuhren, ein Königreich aus, welches er das Königreich Rücken nannte. Er sagte, er wäre König von diesem Reiche, und unser Bediente, der ein wenig zeichnen konnte, mußte eine Karte davon machen, wovon er ihm die Namen der Städte, Märkte und Dörfer dictirte."

Wolfgang hatte noch nicht das sechste Lebensjahr vollendet, als der Vater ihm dieses Reich erschloß. Durch die ganze Entwickelungszeit des Kindes zum Knaben und Jünglinge bis zur Grenze seines großjährigen Alters durchzog er dasselbe nach allen Richtungen. Es dehnte sich aus über Deutschland, Frankreich, England, Holland, die Schweiz und Italien — ein gewaltiges Königreich. Und Mozart regierte darin — als ein König? — ja! als ein König der Töne, als des reinen Kunstschönen Erhalter, Mehrer und souveräner Beherrscher. Weiter erstreckte sich freilich seine Machtvollkommenheit nicht. Mochte das umherschweifende Leben ihm mancherlei Bildungsstoffe zuführen, mochte es ihm weitgehende Einblicke eröffnen in Verhältnisse und Zustände der mensch-

lichen Gesellschaft und der wechselnden Natur; in der Kunst und Kraft, die Umstände für seine persönlichen Zwecke auszunutzen, widerstrebende Hemmungen zu besiegen, aus den Kämpfen um's Dasein als thatkräftiger Ueberwinder hervorzugehen, förderten die nur von meist kürzeren Ruhepausen in Salzburg unterbrochenen Kunstreisen ihn nicht. Je älter Mozart wurde, desto mehr verkehrte der Traum von seiner jungen königlichen Oberherrlichkeit sich in seinen Gegensatz. Schaute er in reiferem Alter zurück, mochte er wohl mit wehmüthigem Lächeln erkennen, daß er im „Reiche Rücken" nicht Herrscher, sondern ein hülfloser Beherrschter gewesen sei.

Der Maler und Bildhauer, auch der Dichter soll seine Persönlichkeit steigern durch die Erweiterung, welche die Anschauung und das Studium fremder Menschen und Länder seinen Einsichten und formbestimmenden Ideen zuführt. Der Musiker, ein Priester der tönenden Kunst des verborgenen Seelenlebens, soll dagegen seßhaft sein und bleiben. Diese Ansicht Robert Schumanns scheint Leopold Mozart nicht getheilt zu haben, als er sich entschloß, seinen Kindern die Welt und der Welt seine Kinder zu zeigen. Leopold war ein lebensklnger Mann. Er verstand zu rechnen und besaß Zähigkeit und Willensstärke genug, um die hinderlichsten Verhältnisse zu beugen und zu beseitigen, welche die Erreichung seiner fest ins Auge gefaßten Ziele ihm streitig machen wollten. Die Liebespflicht, den Seinigen das Dasein leicht und anmuthend zu gestalten, mochte ihm von der Ausbeutung der seltenen Begabung seiner beiden Kinder reiche Erträge an Glücksgewinn vorspiegeln. Die Begründung weiterreichenden Ruhmes verknüpfte sich mit jenem Resultat der Vorausberechnung in nothwendiger und naturgemäßer Wechselwirkung sowohl als ein Mittel, wie auch als ein Zweck, der den künstlerischen Ehrgeiz zu befriedigen versprach. Aber nicht solche, sondern reinere Antriebe als diejenigen kluger Berechnung des eigenen Vortheils und Gewinnes bestimmte den väterlichen Mentor Wolfgangs zu dem Entschluß einer Unterbrechung des ruhigen Entwickelungsganges der Erziehung seiner Kinder. Er betrachtete und verehrte die seltenen Talente derselben wie Geschenke besonderer göttlicher Gnade. Zum Hüter und Pfleger eines ehrwürdigen My-

steriums berufen, fühlte er sich doch nichts weniger als berechtigt, den Genuß und die Freude, die dasselbe gewährte, selbstsüchtig für sich allein und für einen engen Kreis salzburgischer Freunde auszubeuten. Nach Leopolds Auffassung wollte Gott sich in diesen Unmündigen ein Lob zurichten, wollte er der in flache, seichte Tändeleien versunkenen glaubensleeren Zeit ein Mirakel und Zeichen vor Augen stellen, um sie zur Besinnung auf sich selbst und auf idealere inhaltreichere Lebensziele zurückzuführen. Im festen Glauben an solche ethische Mission seiner Kinder, namentlich seines in der Kunst unaufhaltsam fortschreitenden Söhnleins beschloß Leopold, wol durch die freundlichen Beziehungen des Salzburgischen Hofes mit dem Kurfürsten von Baiern ermuthigt, zunächst mit seinen beiden kleinen Virtuosen nach München zu reisen.

Erzbischof Sigismund hatte den Vater derselben bereits zu seinem Hofkomponisten ernannt, wie er denn die Künste und vorzugsweise die Tonkunst liebte und gern förderte. Um nun seinem Hofkomponisten nach Außen hin mehr Ansehen zu geben, legte er ihm vor Antritt des Ausfluges nach München das Prädikat eines Vice-Kapellmeisters bei. Im Januar 1762 machte sich derselbe nun mit Nannerl und Wolfgangerl auf den Weg. Die Kinder jubelten im Genuß des Glückes, mit dem geliebten Vater eine so weite Reise in einem schwerfälligen Wagen machen zu dürfen.

Der hochfürstliche Vice-Kapellmeister erwarb seinem Landesherrn am kurfürstlichen Hofe große Ehre; das Spiel der Kinder vor dem Kurfürsten in München erntete Bewunderung und Aufmunterung. Reich beschenkt und außerordentlich befriedigt kehrten die drei Reisenden nach drei Wochen genossenen Urlaubs in die Heimat zur Mutter zurück.

Bis zum September wurde der von dem glänzenden Münchener Erfolg beflügelte Eifer ernsten Studien gewidmet. Mitte September aber findet man die Familie, dieses Mal auch mit der Mutter, schon auf einer zweiten Reise begriffen. Ihr Ziel war die Kaiserstadt Wien und der Hof Franz' I. zu Schönbrunn. Die Reise über Passau und Linz ging langsam von Statten, theils um die Gesundheit der Kleinen zu schonen, theils weil diese an verschiedenen Orten durch große Herren

und auch in Klöstern aufgehalten wurden, um Proben ihres Talentes abzulegen. Wolfgang führte auf der Reise nicht nur sein kleines Klavier mit sich, sondern auch ein „Geigerl"; auf beiden Instrumenten übte er sich an den Orten, wo es die Muße gestattete. Die Violine lernte er bis jetzt ohne Anleitung behandeln. Schon vermochte er dem Aufseher an der Schanzelmauth (Zollgrenze) ein Menuett so nett darauf vorzugeigen, daß dieser darüber vergaß das Gepäck zu visitiren. Aber auch kunstverständigere Hörer überraschte das sechsjährige Knäblein durch unverhoffte Leistungen. In einem Franziskanerkloster war es, wo der Kleine sich auf der Orgel tummelte und so gut spielte, daß die Patres sammt ihren Gästen die Mittagstafel im Stich ließen, dem Chore zuliefen und sich schier „zu Tode verwunderten." Den Gebrauch des Orgelpedals erklärte der Vater dem Sohne erst im folgenden Jahre, wo die Familie, abermals auf einer Reise begriffen, in Wasserburg rastete. Wolfgang, der dazumal von der Orgelbank her die Pedaltasten mit den Füßen noch nicht zu erreichen vermochte, rückte sogleich mit leidenschaftlichem Thatendurst den Schemel beiseite, „präambulirte stehend und trat das Pedal dazu, so fertig, als hätte er es schon viele Monate geübt. Alles gerieth in Erstaunen" — schreibt Leopold an seinen Salzburgischen Hauswirth Hagenauer. — „Es ist dieses eine neue Gnade Gottes, die Mancher erst nach vieler Mühe erhält." Bald hatte Wolfgang im Orgelspiel sich so sehr vervollkommnet, daß solche Leistungen seine Klavier-Virtuosität zuweilen in Schatten stellten.

Auf der Reise nach Wien, wie in den aristokratischen Kreisen der Wiener Gesellschaft benahmen die beiden künstlerischen Geschwister sich überall mit der fröhlichsten Unbefangenheit. Sie waren hier trotz der glänzenden fremden Umgebung „wie zu Hause". — „Der Bube" — berichtet dessen Vater — „ist mit allen Leuten, besonders mit Officieren so vertraulich, als hätte er sie schon zeitlebens gekannt." Dennoch betrachteten die Kinder, namentlich der Knabe alles Neue, das ihnen auf Schritt und Tritt entgegenkam, voller Verwunderung. —

Durch einen Grafen Palffy, der die Kinder in einem zu Linz gegebenen Concert mit Erstaunen hatte spielen hören, erfuhr der Hof

zu Schönbrunn die Anwesenheit derselben in Wien; und noch ehe Leopold sich darum bemüht hatte, kam ihm der kaiserliche Befehl zuvor, die bereits überall mit Ruhm und Lob genannten kleinen Virtuosen der kaiserlichen Familie vorzustellen.

Das kaiserliche Ehepaar, Franz I. und Maria Theresia, leistete selbst in der musikalischen Kunstübung nicht Alltägliches. Der Kaiser spielte mehrere Saiteninstrumente mit Gewandtheit. Die Kaiserin genoß in künstlerischen Kreisen sogar erheblichen Ruf als Sängerin. In ihrer Jugend war sie in italienischen Opern bei Hofe mit mehreren ihrer Schwestern selbst thätig gewesen und hatte Ehre und Ruhm von Kennern erworben. Bei der Erziehung der kaiserlichen Kinder wurde ebenfalls die Entwickelung des musikalischen Talentes mit Vorliebe gepflegt. Georg Christoph Wagenseil, ein hervorragender Schüler des berühmten J. J. Fux, leitete die musikalische Ausbildung der Kinder des Kaiserpaares.

Die außerordentlich gnädige Aufnahme der Familie Mozart am Hofe zu Schönbrunn, welche in Leopolds Augen an das Fabelhafte grenzte, findet demnach ihre verständliche Erklärung. Die Majestäten fühlten sich durch das liebenswerthe Talent des Mozartschen Geschwisterpaares dergestalt angeregt, daß dieses auch Proben von den Leistungen der jungen Erzherzoginnen und des Kaisers selbst anhören durfte. — Wolfgang setzte gewöhnlich kein rechtes Vertrauen in die Kennerschaft solcher vornehmen Umgebungen. Er spielte deshalb nur Kleinigkeiten, für Zuhörer dieses Schlages gut genug, wie er meinte. Und als der Kaiser hinter seinen Stuhl am Klavier trat, fand der Kleine es ganz in der Ordnung, denselben fortzuschicken. Der sechsjährige König vom Reiche Rücken befahl seiner apostolischen Majestät, Herrn Wagenseil den Platz zu räumen. „Der versteht's." — Und als diesem Befehle Folge geleistet war, wandte das Woferl sich zu Wagenseil mit einer neuen Order. „Wenden Sie mir das Blatt um," dekretirte er, „ich spiele ein Concert von Ihnen."

Nicht minder unbefangen benahm er sich gegen die huldvolle Kaiserin. Er sprang ihr auf den Schooß, umhalste sie und überschüttete sie mit „Busserln", wie seine eigene Mutter. Die Altersgenossin, Erz-

herzogin Marie Antoinette versicherte er aufs bestimmteste heirathen zu wollen und zwar aus überströmendem Dankgefühl für eine freundliche Hülfe, die sie ihm auf dem ungewohnten glatten Parket geleistet.

Mehr aber noch als die kindliche Holdseligkeit dieses niedlichen Knaben bezauberten seine unerhörten musikalischen Leistungen das hohe Auditorium. Auf scherzhafte Einfälle des Kaisers nach dieser Seite ging „der kleine Hexenmeister“ (so nannte ihn derselbe gern) mit dem ganzen Aufgebot seines eigenartigen künstlerischen Feuereifers ernsthaft ein. Er überzeugte den hohen Herrn, daß wer es verstehe sehr wohl auch mit nur einem einzigen Finger und gar auf einem Klavier spielen könne, dessen Tasten mit einem Tuche bedeckt worden waren. Drei Stunden lang währte der erste Besuch in Schönbrunn. Hundert Dukaten und für die beiden Kleinen je ein Hofkleid aus der Garderobe der kaiserlichen Kinder, dazu die huldreichsten Ehrenbezeigungen und nach Außen strahlender Ruhm: das war denn freilich ein Ergebniß, welches Leopolds kühnste Erwartung weit hinter sich zurückließ. Die Besuche bei Hofe wiederholten sich. Die Geschwister erschienen fortan daselbst im Schmuck der geschenkten Galakleider. So sind sie auch gemalt und noch heute im Mozarteum zu Salzburg zu schauen: Marianne, mit ihren schönen regelmäßigen Zügen, in einer reichgarnirten Robe von weiß broschirtem Taffet; Wolfgang, fröhlich hervorlächelnd wie ein glückliches Kind aus einer höfischen Hülle von feinstem lilafarbenen Tuche mit doppelten breiten Goldborten eingefaßt; Jabot von Spitzen, gepuderte glatte Frisur mit Zöpfchen, Schuhschnallen mit goldenen Platten, ein Geschenk der Gräfin Theresia Lodron, und ein kleiner Galanteriedegen vervollständigten den Gala-Anzug des kleinen Herren zu einer Erscheinung „comme il faut“.

In seltsamem Gegensatz damit standen die unwilligen Thränen, die das elegante Knäblein vergoß, wenn man seinen Leistungen Lob spendete. Gerühmt zu werden, gehörte von seinen frühsten Anfängen an zu den peinlich empfundenen Eindrücken, die er erst nach Jahren gewohnheitsgemäß verwinden lernte. Der Genius in ihm hatte mit seiner menschlichen Persönlichkeit keine nähere Beziehung und Stoffverwandtschaft, als wie edler Wein mit dem Kelch, der ihn in sich faßt. Aber seelen-

vergnügt jauchzte das glückliche Kind jeder Liebeserweisung entgegen. Daran fehlte es ihm in Wien nicht. „Alle Damen sind in meinen Buben verliebt," berichtete Leopold an Hagenauer. Nach dem glänzenden Erfolge des ersten Besuches bei Hofe riß die hohe Aristokratie sich um den Vorzug, die Salzburgische Familie in ihrem Zirkel zu sehen. Fünf bis sechs Tage zum voraus bemühte man sich um sie. In eleganten Equipagen wurden sie abgeholt und nach Hause zurückgeführt. Geschenke, Gedichte, Aufmerksamkeiten aller Art genossen die Gefeierten im Uebermaß. Leopold fühlte sich durch so unverhofft großes Glück zur Dankeserbietung gegen Gott aufgefordert und als guter Katholik versäumte er es nicht, in Salzburg beim heiligen Kindel von Loretto, in der Kapelle des Wallfahrtsortes Maria Plain und an anderen geweihten Stätten Messen lesen zu lassen. Auch nachdem Wolfgang von einer Hautkrankheit, die ihn einige Wochen an das Haus fesselte, genesen war, beauftragte der Vater den Freund Hagenauer, „drei heilige Messen zu Loretto bei dem heiligen Kindel und drei dito in Bergl bei dem heil. Franz de Paula lesen zu lassen". — Außer der Krankheit unterbrach die Wiener Triumphe eine beschwerliche Reise nach Preßburg, wo die ungarischen Magnaten ihren Antheil zu jenen beitrugen. Und über die Maßen befriedigt kehrte die beglückte Familie Mozart im Januar 1763 wieder nach der Salzburgischen Heimathstätte zurück.

Zu verdoppeltem Lerneifer hatte diese erste bedeutsamere Kunstreise die Geschwister angespornt. Andere würden auf ihren reichgeernteten Lorbeeren behaglich ausgeruht haben. Nicht so Wolfgang. Der in ihm wohnende mächtige Tongeist zwang seine zartgebaute Körperhülle zu einer zähen Ausdauer, die Alles in Erstaunen setzte. Aus schonender Fürsorge für seine leibliche Gesundheit mußte man den Knaben häufig ernstlich vom Klavier vertreiben. Dann übte er sich heimlich auf der Violine. Ein zierlich und schön gebildetes Instrument kleinen Formates mit sympathischem Klang, welches er von einem Verehrer in Wien zum Geschenk erhalten, regte ihn zum Privatstudium lebhaft an. Wie weit dasselbe ihn ohne Unterweisung bereits gefördert, sollte der Vater bald nach der Heimkehr von Wien zu seiner großen Ueberraschung erfahren.

Ein Schüler Leopolds, er hieß Wenzl, hatte während der Unterbrechung seines Unterrichtsganges sechs Trios für zwei Violinen und Viola geschrieben und legte sie nun seinem Lehrmeister zur kritischen Prüfung vor. Man schickte sich an, die Trios zu spielen. Wenzl nahm die erste, Schachtner die zweite Stimme und Vater Mozart die Viola. Da trat Wolfgang mit seinem schönen Wiener Geigerl dazu und bat den Vater um Erlaubniß „das zweite Violin" versuchen zu dürfen. Welche Vermessenheit von einem kaum siebenjährigen Knäblein dem Verfasser der „gründlichen Kunst des Violinspieles" gegenüber! — Dieser schickte den Kleinen unwillig hinaus unerachtet der bitteren Thränen, die derselbe nach solchem Bescheid vergoß. Wenzl und Schachtner verwendeten sich für Wolfgangs Wunsch und erreichten das Zugeständniß, daß er mit Schachtner zusammen aus einer Stimme spielen durfte; — „aber sc leise, daß man dich nicht hört; sonst mußt du gleich wieder hinaus!" — bestimmte der Vater. Nicht lange wurde nun auf diese Weise mit zweifach besetzter Mittelstimme musizirt, als Schachtner sein Instrument unter den Arm nahm, den Mitspieler belauschte und ihn seinen Part allein durchführen ließ. Dieser spielte nun alle sechs Trios mit „Präcision und Nettigkeit" durch, und jetzt flossen Thränen gerührter und bewundernder Zärtlichkeit aus den väterlichen Augen. Kühner geworden, versuchte sich Wolfgang danach auch an der verantwortlicheren ersten Stimme und führte auch diese „wiewol mit lauter unregelmäßigen Fingersätzen" zum Erstaunen der anwesenden Kenner aus, ohne zu stocken und umzuwerfen. Daß nach solchen Proben überraschender Stoffbeherrschung Wolfgangs Violinübungen fortan der fruchtbaren Anleitung seitens seines Vaters nicht mehr ermangelten, läßt sich erwarten. Wie fördersam deren Einfluß gewesen, ist leicht zu ermessen aus dem äußerst fein organisirten empfindlichen Tonsinn, der diesem gottbegnadigten Kinde angeboren war. Derselbe verband sich mit einer so wunderbaren Gedächtnißtreue, daß aus der Durchdringung beider geistigen Kräfte ganz unerhörte aber verläßlich verbürgte Thatsachen hervorzugehen vermochten. Nur eine Probe davon:

Schachtner traf den Kleinen einmal wie er sich fantasirend auf

der Geige übte. Einige Tage zuvor hatte Wolfgang eine Violine Schachtners gespielt, die er ihres sanften Tones wegen dessen „Buttergeige" nannte. „Ihre Buttergeige steht einen halben Viertelton tiefer als meine hier" — behauptete jetzt der kleine fantasirende Meister mit der anspruchslosesten aber bestimmtesten Sicherheit. Der Vater ließ Schachtners Instrument sogleich herbeiholen und — wer sollte es glauben! — Wolfgangs Ohr und Gedächtniß hatten es genau getroffen. — Nach solchen seltsamen Offenbarungen des unfehlbaren Tongeistes in einem Kinde von sieben Jahren begreift man es, daß Leopold und seine Freunde sich hier einer göttlichen Wunderthat gegenübergestellt sehen konnten.

Sie blieben mit dieser Auffassung nicht allein. Und der Wunsch des Vaters, die ganze civilisirte Welt zu überzeugen, daß Gott noch Wunder thun könne und in seinem Kinde ein ganz erstaunliches Zeichen davon gegeben habe, gehörte mit den ermunternden Wiener Erfolgen und mit den rasch auf dem Wege zur Vollendung fortschreitenden Leistungen der beiden Geschwister zu den Beweggründen der Entschließung, eine dritte Reise zu unternehmen. Der entscheidende Zielpunkt wurde dieses Mal über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus nach Paris verlegt, von dessen schon damals weitreichendem Einfluß für Kunst und Künstler sich die wünschenswerthesten Erfolge für die Begründung einer glänzenden Zukunft der Kinder erhoffen ließen.

Die ganze Familie machte sich wieder reisefertig, dieses Mal für längere Abwesenheit. An Lorenz Hagenauer, dem Hauswirth, behielt man einen festen Rückhalt in Salzburg. Er blieb der Familie ein treuer Freund und diente ihr gelegentlich auch als Banquier. Man mußte dem heimischen Landesherrn bei den fremden Höfen Ehre machen durch äußere Repräsentation. Deshalb sollte „noblement", das heißt in eignem Wagen und mit einem Diener auf dem Bock gereiset werden. Am 9. Juni 1763 brach Leopold Mozart mit den Seinigen von Salzburg auf. Und erst nach einer Abwesenheit von 3½ Jahren, zu Ende des Novembers 1766, kehrten die Reisenden, an Glücksgewinn, Weltruhm und wechselvollen Erfahrungen bereichert, in

die Heimath wieder zurück. Zu den Reisevorbereitungen hatte es auch gehört, daß die erforderlichen Geldbeträge zu Loretto beim heiligen Kindel hinterlegt wurden für regelmäßige fürbittende Messen, welche dort während der ganzen Dauer der Abwesenheit gelesen werden sollten. Gelegentlich liefen dazu bei Hagenauer noch zahlreiche Aufträge für besondere Votiv-Messen ein, welche die Reisenden in Krankheits- oder außerordentlichen Glücksfällen den Heiligen für ihre Hülfsleistungen gelobt hatten. — Wenn nicht aus dieser ceremoniellen Form, welche das römische Bekenntniß vorschrieb, erkennt man doch aus der religiösen Gesinnung, die ihren Inhalt bildete, wie ernst Leopold das ganze Unternehmen auffaßte, wie er die Pflege und Schaustellung des Talentes seiner Kinder als Akt einer gottesdienstlichen Dankespflicht betrachtete, welcher er beträchtliche Opfer zu bringen sich fromm verbunden fühlte. — Diese Gesinnung spricht sich in Leopolds Reisebriefen an Hagenauer und dessen Gattin wiederholt sehr unzweideutig aus. In Paris drängte man den Vater der Kinder, „seinem Buben die Blattern einpfropfen zu lassen". Daran knüpft jener die folgenden Sätze:

„Ich aber will Alles der Gnade Gottes überlassen. Es hängt Alles von seiner göttlichen Gnade ab, ob er dies Wunder der Natur, welches er in die Welt gesetzt hat, auch darin erhalten, oder zu sich nehmen will. Von mir wird Wolfgang gewiß so beobachtet, daß es eins ist, ob wir in Salzburg, oder auf Reisen sind. Das ist es auch, was unsere Reise kostbar macht." — Solche Selbstlosigkeit und unbedingte Hingabe an die göttliche Führung schließt jedes andere reinmenschliche Motiv, jede väterliche Selbstgefälligkeit, jede Gewinn- und Ruhmsucht aus Eitelkeit denn wol gründlich aus und erfüllt das Gemüt mit Hochachtung gegen diesen Mann, der wie dazu auserlesen zu sein schien, einem Genius wie Wolfgang in seiner Weltentfremdung und Hülflosigkeit zum Führer und Erzieher zu dienen.

Aus schonender Rücksicht auf die Gesundheit der Kinder, namentlich des zartgebauten Wolfgang wurde langsam und mit längeren Unterbrechungen gereiset. Der Aufenthalt galt zunächst den zahlreichen größeren Fürstenhöfen des südlichen Deutschlands. Hier versprach man sich besonders reiche Ernten an Gewinn und Ehre. Mit

Vorliebe suchte Leopold Anknüpfungen mit distinguirten Personen; doch schenkte er auch solchen nicht eher sein Vertrauen, bevor er ihre Gesinnung und Denkart geprüft. Diese Vorsicht gehörte zu seinen Lebens- und Reisemaximen.

An der Munterkeit der beiden holden Kinder hatten die Eltern und wer sie sonst zu beobachten so glücklich war, herzliche Freude. Wolfgangerls Fröhlichkeit spitzte sich oft zu als muthwillige Schelmerei. „Er ist ganz außerordentlich lustig, aber auch schlimm", berichtete der Vater. Einem selbstgefälligen Fürsten, der dem Kleinen seine besondere Gnade zu erweisen dachte durch tröstlichen Muthzuspruch, sich in solcher hohen Gegenwart nicht allzusehr zu ängstigen, als er sich zum Vorspielen anschickte, erwiderte derselbe mit nicht geringerem Selbstvertrauen, „ich habe der Kaiserin vorgespielt". Das war freilich „schlimm" genug. — Uebrigens bemächtigte sich des glücklichen Kindes zuweilen auch einmal eine Anwandlung von Heimweh nach den in Salzburg zurückgebliebenen Freunden und der Vater hatte Mühe, seine Thränen zu trocknen und das zarte Herzeleid zu heilen.

Außer an den Höfen wurden auch in größeren Städten wie Augsburg, Frankfurt, Mainz u. a. O. Concerte gegeben. Der Erfolg war überall der nämliche. Man erstaunte aller Orten einmüthig über die Leistungen der Kinder wie über ein göttlich Wunder. Ein öffentlicher Bericht aus Augsburg enthält folgende Sätze:

„Augsburg, den 9. July. (1763.)

Vorgestern ist der Salzburgische Vice-Kapellmeister L. Mozart mit seinen zwey bewunderungswerthen Kindern von hier nach Stuttgart abgereiset, um seine Reise nach Frankreich und England fortzusetzen. Er hat den Inwohnern seiner Vaterstadt das Vergnügen gemacht, die Wirkung der ganz außerordentlichen Gaben mit anzuhören, die der große Gott diesen zwey lieben Kleinen in so großem Maaße mitgetheilt und deren der Herr Kapellmeister sich mit so unermüdlichem Fleiße als ein wahrer Vater bedient hat, um ein Mägdlein von eilf, und, was unglaublich ist, einen Knaben von sieben Jahren als ein Wunder unserer und voriger Zeiten auf dem Clavecin der musikalischen Welt darzustellen." —

In München aber hatte dieser Knabe von sieben Jahren sein dortiges hochfürstliches Auditorium obendrein zur Bewunderung hingerissen durch den meisterlichen Vortrag eines Violinconcertes mit improvisirter Einleitung und freierfundenen Kadenzen. Und in der Heil. Geist-Kirche zu Heidelberg spielte er nicht minder erstaunlich die Orgel, so daß diesem Wunder zum Gedächtniß sein Name am Prospekt des Instrumentes verewigt wurde mit eingehender Nachricht über die näheren Umstände dieses Knaben.

Aus einem einzigen Concert, das für Frankfurt beabsichtigt gewesen, wurden deren vier infolge der „allgemeinen Bewunderung, welche die noch niemals in solchem Grade weder gesehene noch gehörte Geschicklichkeit der zwei Kinder in den Gemütern aller Zuhörer erweckte", wie die Anzeige vom 30. August 1763 erklärt. In dem letzten Concerte spielte „das Mägdlein die schwersten Stücke der größten Meister" und „der Knab" gab auch ein Concert für Violine zum Besten, begleitete Symfonien auf dem Klavier, wiederholte hier wie an andern Orten das von Kaiser Franz angeregte Kunststück, auf verdeckter Klaviatur zu spielen, benannte aus der Entfernung erklingende Töne musikalischer Instrumente, Glocken, Gläser, Uhren, einzeln und im willkürlichen Zusammenklang, und fantasirte endlich auch noch auf der Orgel, so lange man wollte und aus den schwersten Tonarten, die man ihm aufgab. — Hier befand sich unter seinen Bewunderern auch der vierzehnjährige Goethe, der sich „des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen" nach einer langen Reihe von Jahren „noch ganz deutlich erinnerte". (Eckermann.)

In Frankfurt erhielt der Vater ein Empfehlungsschreiben an den Schüler und Verehrer Gottscheds, Fr. Melchior Grimm, einen geborenen Regensburger, der seit 1749 sich in Paris Stellung und Ruf erworben hatte, diesen besonders durch seine Betheiligung an den Bestrebungen der sogenannten Encyklopädisten. Der Brief an diesen Freidenker war von wirksameren Folgen als alle übrigen Empfehlungen von kaiserlichen Botschaftern, Ministern, Prinzen und Herzoginnen, mit welchen ausgerüstet Leopold und seine Familie am 18. November endlich in Paris eintraf und hier Wohnung fand beim Baierischen Gesandten,

Grafen von Eyck. — Das „noblement-Reisen" trug seine Früchte, wie man sieht. —

Wie die Kinder und namentlich Wolfgang auf einen so nüchtern denkenden Mann wirkten, als welchen jener Grimm, damals Privatsekretair des Herzogs von Orleans, sich in seinen Schriften kennzeichnet, das ersieht man aus einem an einen deutschen Fürsten von ihm gerichteten Briefe. Grimm ist vor Enthusiasmus außer sich. Er erkennt die Leistungen der Kinder als „echte Wunder" an, rühmt die brillante Manier und die erstaunliche Präcision, mit welcher das elfjährige Mädchen die größten und schwierigsten Klavierstücke ausführe und nennt den siebenjährigen Knaben „eine so außerordentliche Erscheinung, daß man das, was man mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren hört, kaum glauben könne". Grimm hörte den Knaben eine Stunde lang fantasiren, wobei derselbe in begeisterter Hingabe an sein Genie eine Fülle entzückender Ideen mit Geschmack und ohne Wirrwarr zu Tage förderte. Der geübteste Kapellmeister könne unmöglich eine so tiefe Kenntniß der Harmonie und Modulation haben und sie mit gleicher Sicherheit durchzuführen verstehen auf den am wenigsten naheliegenden aber stets richtigen Wegen. Wolfgang transponirte jede Arie, die man ihm vorlegte, in jeden Ton, den man verlangte, legte einem Menuett, das Grimm ihm brachte, den Baß unter, ohne sich dem Klavier zu nähern, und begleitete zum Gesang einer italienischen Cavatine, die ihm fremd war, während des ersten Anhörens. Bei zehn Wiederholungen desselben Gesangsstückes veränderte und bereicherte er ebenso oft die Begleitung. „Ich sehe es wahrlich noch kommen" — besorgt Grimm — „daß dieses Kind mir den Kopf verdreht, und dasselbe macht mir begreiflich, wie schwer es sein müsse, sich vor Wahnsinn zu bewahren, wenn man Wunder erlebt." —

Daß diese Begeisterung kein Strohfeuer war, bewies Grimm fortan der Familie wie und wo er vermochte durch Thaten. Er vermittelte die Einladung derselben von Seiten des königlichen Hofes zu Versailles, besorgte die Vorbereitungen zu wiederholten ertragreichen Concerten, bei deren erstem er 320 Einlaßkarten im Betrage von 80 Louisd'or unterbrachte, und als die Reisenden Paris schon verlassen hatten, trug

Grimm noch Fürsorge für ihr Unterkommen und für die Förderung ihrer Zwecke in anderen Städten, z. B. in Mecheln, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Leopold lernte ihn schätzen als seinen „großen Freund" und als einen Mann, der Alles so einzuleiten verstehe, „daß es ausfallen muß, wie er will". —

Auch in London, wohin die Familie über Calais in einem eigenen Schiffe und mit einem Courier als Reisemarschall im April 1764 aufgebrochen war, fanden die Kinder wie überall begeisterte Bewunderer. Unter ihnen auch den als Rechtsgelehrter und Naturforscher hochgeachteten Honourable Daines Barrington, Mitglied der Royal Society (königliche Gesellschaft der Wissenschaften). Barrington betrachtete das Wunder mehr als Grimm mit den prüfenden Augen des gelehrten Forschers. Er hegte anfangs Verdacht gegen Wolfgangs zartes Lebensalter. Der Vater, meinte jener, habe es aus Spekulation um einige Jahre herabgesetzt. Das Unvermittelte der Offenbarungen des reifen Genius der Töne schien dem brittischen Gelehrten mit dem sonstigen tändelnden Betragen, welches der gewohnten Art eines achtjährigen Kindskopfes übrigens völlig gemäß war, einen geradezu unerklärlichen Widerspruch darzustellen. Nicht genug, daß Wolfgang Partituren las, dazu eine Oberstimme sang und dem Vater, der die Unterstimme übernommen, mehrfach mit dem Ausdruck des Unwillens zurechthalf, improvisirte das Kind auch regelrechte Opernscenen nach der Art, die er dem berühmten Sopranisten Manzuoli abgelauscht hatte. Und während er die Liebe (Affetto) besang, sprang er plötzlich von seinem Stuhl am Flügel auf, um mit einer Katze so eifrig zu spielen, daß man Mühe hatte, ihn an das Klavier zurückzubringen. Nach dieser Probe regte ihn Barrington an, in ähnlicher Weise den Haß zu besingen. Wolfgang blickte mit Schelmerei einen Augenblick vor sich nieder, begann ein Vorspiel mit einem kauderwelschen Recitativ, und ging nun in die furiose Arie auf das einzige Textwort „Falscher!" (Perfido) über, steigerte sich singend und spielend selbst in eine so begeisterte Wuth hinein, daß er zuweilen mit seinen Händchen, die kaum „eine Quinte" zu spannen vermochten, wie rasend auf die Tasten schlug und gleich einem Besessenen wiederholt von seinem Sitz empor-

schnellte. Dennoch vergaß er nicht, die regelmäßige Form der Opernarie in zwei Theilen aufs Schönste zu Gestalt und Wesen durchzubilden. Nachher sah Barrington diesen jungen Meister der Töne auf seines Vaters Spazierstock, wie auf einem Steckenpferde im Gemach umhertollen, als ob er zu der Zauberwelt der Töne, welcher er wie ein Magier gebot, niemals die geringste Beziehung gehabt hätte. — Barrington scheint geneigt gewesen zu sein, solche Aeußerungen unverstellter Kindlichkeit für planmäßige tendenziöse Schauspielerei zu halten, zu welcher dieses wunderbare Genie von dem klugen Vater dressirt worden sei. Der unbedingte Gehorsam, den das Knäblein den Willensäußerungen des Vaters leistete, mochte solchen Verdacht des praktischen Britten bestärken. Der Vater „ließ" das Kind spielen, was und wie lange er wollte, „ließ" es singen, „ließ" es Musik schreiben in jeder beliebigen Gattung, Sonaten, Variationen, Arien, später auch Symfonien, Kirchenmusik und ganze Opern; das Kind nahm keinen ihm angebotenen Bissen, keine Süßigkeit an ohne Einverständniß mit dem Vater: es schien ganz an den Willen des Vaters in seinen Entschließungen und Handlungen gefesselt und hingegeben zu sein.

Erst der beglaubigte Taufschein, den Barrington sich aus dem Salzburgischen Kirchenbuch zu verschaffen wußte, überzeugte ihn von der Grundlosigkeit seines Verdachtes. Aber je mehr er nun die Kindereien und die Willenslosigkeit des folgsamen allerliebsten Knaben begreiflich fand, in desto hellerem Lichte des Wunderbaren erschien ihm dagegen das musikalische Genie desselben. Barrington war so erfüllt von dieser seltsamen Beobachtung, daß er dieselbe zum Inhalt eines ausführlichen Berichtes an den Sekretair der Royal Society machte und diesen Bericht nachher noch einmal reproducirte in seinen „Miscellanies on various subjects" (London 1781). Demselben sind auch die obigen Thatsachen nacherzählt.

Die überall erzielten aufmunternden Erfolge und die in die weichen Kinderherzen eindringenden und sie befruchtenden täglichen neuen Eindrücke und Erfahrungen wirkten so rasch fördernd auf ihre künstlerische Weiterentwicklung ein, daß auch der Vater immer wieder aufs Neue darüber in Erstaunen gerieth. „Mein Mädel" — schrieb

er — „ist eine der geschicktesten Spielerinnen in Europa, wenn sie gleich nur zwölf Jahre hat. Und der großmächtige Wolfgang weiß in diesem seinen achtjährigen Alter Alles, was man von einem Manne von vierzig Jahren fordern kann. Wer es nicht sieht und hört, kann es nicht glauben. Sie Alle in Salzburg wissen Nichts davon, denn die Sache ist nun ganz etwas Anderes. Es übersteigt alle Einbildungskraft. Was er gewußt hat, als wir Salzburg verließen, ist ein purer Schatten gegen das, was er jetzt weiß."

Wolfgang verband nunmehr mit seinen übrigen unglaublichen Leistungen im Spiel des Klaviers, der Violine und der Orgel auch die Kunst eines Gesangvortrages, dessen Wirkung und Wesen Barrington auf die Rangstufe der Deklamation des größten brittischen Schauspielers, Garrick, erheben zu dürfen meinte. Nach öfterem Anhören der italienischen Oper in London und einigen lehrhaften Andeutungen des vorerwähnten Sängers Manzuoli vermochte der Kleine sein dünnes Kinderstimmchen bereits zu solch eindringlicher Wirksamkeit zu befähigen. — Zu allem Uebrigen war nun auch sein schöpferischer Trieb erwacht und erwies, unerachtet täglicher zerstreuender Zwischenfälle des unruhigen Reiselebens, sogleich seine wunderbare Fülle und Ausgiebigkeit. In seinem siebenten Lebensjahre wurden seine ersten vier Sonaten für Klavier mit Violine zu Paris gestochen und in zwei Heften herausgegeben. Das erste Heft widmete er der zweiten Tochter des Königs von Frankreich. In der von Grimm verfaßten Zueignungsschrift heißt sie Madame Victoire de France. Die beiden anderen Stücke wurden der Hofdame, Gräfin de Tessé, dedicirt. Trotzdem der Vater die Korrektur der Revisionsblätter selbst besorgt hatte, waren in dem letzten Trio dieses Werkes drei parallele Quinten, das heißt arge Verstöße wider die Grundsätze reinen Stils stehen geblieben, welche „der junge Herr gemacht hatte"; dieselben würden die Echtheit der Urheberschaft zu bestätigen dienen, tröstete sich der Vater. Auf den Titelblättern dieser beiden ersten Werke ist das Alter ihres Verfassers angegeben (agé de sept ans). — In London ließ der Vater das dritte Werk Wolfgangs, sechs Sonaten für dieselben Instrumente (oder statt der Violine auch für Flöte) stechen. Diese wurden der Königin

von England, Sophia Charlotte, gewidmet. Sechs andere, der Prinzessin von Nassau-Weilburg zugeeignete, erschienen in Holland. Hier schrieb er auch Variationen über das holländische Nationallied „Wilhelmus von Nassau", wie über eine Arie; ferner ein Concerto grosso mit concertirendem Klavier, in dreizehn meist kürzeren Tonsätzen mit Einleitung unter dem Gesammttitel Galimathias musicum. Während der Heimreise schuf der damals neun Jahre alte Knabe zu Paris ein Kyrie für vier Chorstimmen und Saiteninstrumente. Schon in England hatte er drei Symfonien für großes Orchester verfaßt und hier wie in Holland wurden in verschiedenen Concerten ausschließlich Wolfgangs Instrumentalschöpfungen mit lebhaftem Beifall aufgeführt. Eine vierte Symfonie wurde im Haag in Holland vollendet. Sie enthält drei Sätze. Die erste der Symfonien entstand in Chelsea, wo der Vater so krank darniederlag, daß kein Klavier angerührt werden durfte. Deshalb griff der rastlose Knabe zur Feder, und während des Arbeitens wollte er von seiner Schwester daran erinnert werden, daß dem in England damals beliebten Waldhorn recht Ordentliches zugetheilt würde. — Endlich entstand in England auch noch eine Klaviersonate zu vier Händen, eine Gattung, die bis dahin nicht vorhanden gewesen war, wenn man Leopold glauben darf. — Die Art dieses Schaffens ist einem reichen Quell vergleichbar, der aus dem, seiner selbst unbewußten Gestein labend und erquicklich hervorsprudelt. Auch die schöpferische Bethätigung des in dem jungen Knaben waltenden Tongeistes rechtfertigt Leopolds, Grimms, Barringtons und Anderer Auffassung: Gott hätte sich hier thatsächlich in einer Weise offenbart, welche jeden Maßstab menschlich-vernünftiger Denkgesetze und Erfahrungen auszuschließen schien; er hätte ein handgreiflich indisputabeles Wunder gewirkt.

Die bezaubernde Anziehungskraft, welche die Kinder überall in weitesten Kreisen bewährten, erhielt in England eine Steigerung durch ihre gemeinsamen Vorträge auf zwei Flügeln zugleich, welche an sich und ihrer Neuheit wegen bestrickend wirkten. Der Zudrang zu den Concerten veranlaßte den Vater zur Einrichtung täglicher Matinéen in seiner Wohnung und, da diese zu enge wurde alle Hörlustigen zu

fassen, in einem Gasthof. Die letzterwähnten gehörten zum größten Theil den vornehmeren Kreisen der Gesellschaft an. Doch auch Meister vom Fach drängten sich herzu, um die Kinder zu bewundern. Der Musikmeister der Königin von England, Joh. Christian Bach, vorjüngster Sohn Sebastian Bachs, hatte an Wolfgang seine herzliche besondere Freude. Er stellte gern den Kleinen zwischen seine Füße am Klavier, begann einen Satz zu spielen, den dieser nicht minder vollendet als der berühmte Meister selbst fortsetzte; oder sie fantasirten in ähnlicher Weise zusammen, so daß Wolfgang mit erstaunlicher Schnelligkeit den Gedanken Bachs zu erfassen und so einheitlich weiterzuspinnen verstand, als ob nur eine einzige schöpferische Kraft sich hier offenbare. Der wahre Sachverhalt ließ sich schlechterdings nicht ahnen, wenn man die von Bach gedeckte schmächtige Gestalt des Kleinen nicht mit Augen wahrnahm.

Die holländischen Organisten beeiferten sich, dem kleinen Großmeister ihre schönen Orgelwerke zu zeigen und entzückten sich an der Sicherheit, mit welcher dieser die mächtigen Instrumente trotz seiner kleinen Hände und Füße zu beherrschen wußte. — Selbst während der stillen Fastenzeit durften diese beiden Kinder öffentliche Concerte geben. Würdigten sie doch auch die Holländer als göttliches Wunder, das der Herr zu seiner Ehre gewirkt habe! — Mit französischen Meistern wurden zu Paris Wettkämpfe veranstaltet. Jene mühten sich ab im Schweiße ihres Angesichts den Knaben zu besiegen. Aber vergebens! Der „unüberwindliche Wolfgang“ schlug sie sämtlich mit müheloser Leichtigkeit. Wettkämpfe ähnlicher Art wiederholten sich in Wolfgangs späterem Leben noch mehrfach. Auf der Heimreise von Paris über Dijon, Lyon, die Schweiz u. a. O. fand ein solcher statt mit Sixtus Bachmann, der nur zwei Jahre älter war als Wolfgang. Die beiden Knaben concurrirten im Spiel der Orgel, „jeder that sein Aeußerstes und für beide fiel der Wettstreit rühmlich aus.“

Ueberall wurden die Reisenden mit Bewunderung, Auszeichnungen und Ehren, mit reichen Geschenken und Kostbarkeiten überhäuft. Schon bevor sie zum erstenmal nach Paris kamen, besaßen sie eine solche Menge goldener Zahnstocher-Etuis, Tabatieren, Uhren, Degen

und Degenbänder, wie ähnliche Schmuck-Garderobe- und Kunstgegenstände, daß Leopold meinte, sie könnten eine ganze Boutique damit anfüllen. Die Reisekosten waren nicht gering. Als sie Koblenz im September 1763 erreicht hatten, betrugen sie bereits 1068 Gulden. „Doch diese Ausgaben haben Andere bezahlt", tröstete sich Leopold. Und er bewahrte sogar werthvollere Geschenke größtentheils zum Andenken auf im guten Vertrauen, daß auch die weiteren Kosten „von Anderen" gedeckt werden würden. Solches Vertrauen rechtfertigte sich glänzend. Wiederholt konnten erhebliche Geldbeträge nach Salzburg gesandt werden.

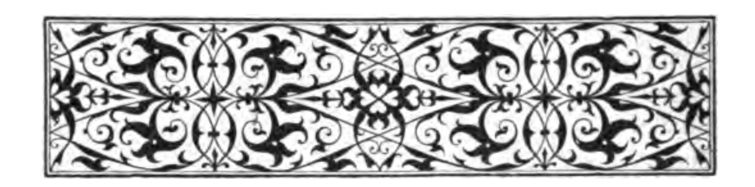
Am Hofe Ludwigs XV. zu Versailles bezauberten die Kinder die ganze königliche Familie. Den Prinzessinnen durften sie ganz gegen die herrschenden Gebräuche beim Kirchgange öffentlich die Hände küssen und wurden von diesen mit Liebkosungen überhäuft. Bei offener Tafel (au grand couvert) bahnte man der Familie den Weg durch die dichte Menschenmenge bis zu den Plätzen des Königs und der Königin. Neben dieser stand Wolfgang, empfing von ihr Leckerbissen und durfte mit ihr deutsch plaudern. Auch der einflußreichsten Persönlichkeit des Hofes, der Marquise von Pompadour, wurde die Familie Mozart vorgestellt. Nach Leopolds Schilderung war sie eine großgewachsene ansehnliche Persönlichkeit, wohlbeleibt aber proportionirt, blond, mit Zügen die ihre einstige blendende Schönheit noch deutlich verriethen. Ihr Blick glich dem der Kaiserin Maria Theresia, nicht ihr stolzes Wesen. Als Wolfgang, den Madame Pompadour vor sich auf den Tisch hatte stellen lassen, mit kindlicher Unbefangenheit sich zu ihr neigte, wehrte sie seine Annäherung mit vornehmer Kälte ab. Entrüstet rief der in seinem Liebesbedürfnisse verletzte Kleine ihr aber entgegen: „Wer ist denn die da, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt!" —

Besser erging es ihm am Hofe Georgs III. in London. Die Gnade des königlichen Paares nannte Leopold unbeschreiblich. „Ihr freundliches Wesen ließ uns gar nicht denken, daß es der König und die Königin von England wären. Man hat uns an allen Höfen noch außerordentlich höflich begegnet, allein was wir hier erfahren haben, übertrifft alles Andere." —

Da der Urlaub abgelaufen war, entschloß Vater Mozart sich nur ungern, seine Rückreise nach Salzburg durch einen längern, ihm abgenöthigten Aufenthalt in Holland zu verzögern. Hier verschleppte denselben noch eine schwere Erkrankung beider Kinder. Der kräftig wirkende Geist des Knaben wurde übrigens so wenig davon berührt, daß er in fieberfreien Stunden sich sogleich wieder zu bethätigen strebte. Auf Wolfgangs Anordnung ward an seinem Schmerzenslager ein Schreibtisch improvisirt, und mit schwachen Händen schrieb er so Musik, die keinerlei Spur von gestörter Gesundheit verrieth. — Mariannens Zustand erfüllte die Angehörigen mit gerechten Besorgnissen. Schon versah man sie mit den Sterbesacramenten. Und während Wolfgang im anstoßenden Gemach sich mit seiner Musik unterhielt, sprachen die Eltern mit der kranken Tochter in beweglichen Worten von der Eitelkeit der Welt und vom glückseligen Sterben der Kinder. Eine wunderbare Stärkung gewährte dem besorgten Vater die Fürbitte mit den Worten des Obersten Jairus aus dem Evangelium. Und als eine vom Leibarzt der Prinzessin von Nassau-Weilburg versuchte veränderte Kur danach anschlug, las Leopold das Evangelium des Sonntages, an welchem die Krisis glücklich überstanden war. Es war dasselbe Evangelium von dem zwölfjährigen Töchterlein des Jairus: Deine Tochter ist nicht gestorben, sondern schläft nur. Marianne zählte damals ebenfalls zwölf Jahre. „Wir haben uns jederzeit dem göttlichen Willen überlassen" — schrieb Leopold in seiner Herzensangst vor eingetretener Entscheidung des Krankheitsverlaufes — „und schon ehe wir von Salzburg abgereiset sind, haben wir Gott beständigst gebeten, unsere vorhabende Reise zu verhindern, oder zu segnen."

Ein Rückblick auf die lange Reise, die hier nur in wesentlichen Hauptzügen geschildert wurde, mußte ihn wol zu dankbaren Gesinnungen gegen den göttlichen Geleitsmann erwärmen. Denn der Segen von oben hatte die Reisenden begleitet und führte sie ebenso glücklich nach Salzburg zurück, wo sie endlich im November 1766 wohlbehalten wieder eintrafen.





Schlagschatten.

Der kleine Orpheus, wie Wolfgang in Lobgedichten betitelt wurde, hatte aus seinem Königreiche Rücken, das er mit lauter fröhlichen Kindern bevölkert dachte, einen reichen Schatz bunter Erinnerungsbilder und auch handgreifliche zum Theil sehr kostbare Andenken nach Salzburg zurückgebracht. Aber das Werthvollste hatte er schon besessen, ehe die Reisen begannen: ein reines glückseliges Kinderherz. Und auch das brachte er unversehrt wieder mit nach Salzburg zurück. Vom giftigen Niederschlag des Weihrauches war er völlig unberührt geblieben. Und er blieb alle seine Lebtage unberührt davon. Die Salzburger, welche durch ihre Zeitung und andere Quellen von des Knaben Thaten unterrichtet waren, drängten sich zu ihm, ihn nur zu sehen und einige Worte mit ihm zu sprechen. Ein Herr vom Hofe, in einiger Verlegenheit wegen der schicklichsten Form ein Kind anzusprechen von solcher unerhörten Leistungsfähigkeit, nahm in der Anrede seine Zuflucht zum herablassenden „Wir": „W i r sind also in Frankreich und England gewesen? — w i r haben die Majestäten dort gesehen?" u. s. f. Schlagfertig antwortete der geistvolle Knabe, er könne sich durchaus nicht besinnen, daß er den Herrn Baron jemals anderswo als in Salzburg gesehen habe.

Mit Wehmuth vermißte der kleine den älteren Spielgenossen, Dominikus Hagenauer. Der war inzwischen in das Noviziat eines Klosters eingetreten. Wer sollte nun so geschickt wie er für Wolfgang Fliegen und Schmetterlinge fangen? Mit wem ließ es sich so hübsch Pölzl schießen? — Das war vorbei! — Auch aus dem Lieblingswunsche Wolfgangs konnte vorläufig nichts werden, nämlich eine Oper für seine jungen Salzburger Gespielen zu schreiben und sie von diesen aufgeführt zu sehen.

Zunächst gab es andere Arbeit für ihn. Unter den Leuten befand sich mancher, der die wunderbaren Gaben des Knaben mit scheelen Blicken betrachtete und die Berichte aus dem „Königreich Rücken" für sehr übertrieben zu halten geneigt war. An der Spitze solcher Zweifler stand sogar das Landesoberhaupt, der Erzbischof Siegismund selbst. Aber Hochderselbe ließ dem kleinen Orpheus doch wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren, ihn von der Grundlosigkeit seines Unglaubens überzeugen zu dürfen. Er beschloß, Wolfgangs Talent einer Probe zu unterwerfen, die wenn der Knabe sie bestand, sehr ehrenvoll für ihn ausfallen mußte und auch anderer Leute Zweifel und Verdächtigungen zu widerlegen versprach. Es galt, einen Oratorienstoff zu bearbeiten, dessen erster Theil von dem zehnjährigen Wolfgang Mozart für Solostimmen, Chor und Orchester in Musik gesetzt werden sollte, während der zweite Theil dem berühmten „Hochfürstlichen Concertmeister", Herrn Johann Michael Haydn, und der dritte dem „Hochfürstlichen Kammer-Componisten und Organisten", Herrn Anton Adlgasser zu schreiben anbefohlen wurde. Der ganz der Geschmacklosigkeit jener Tage gemäße breitspurige Titel dieses allegorisirenden und moralisirenden Textbuches lautet so:

„Die Schuldigkeit, des ersten und fürnehmsten Gebottes Marc. 12, V. 30: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, von deinem ganzen Gemüth und aus allen deinen Kräften. In dreyen Theilen zur Erwegung vorgestellet von J. A. W." (Wahrscheinlich hieß der Dichter Joh. Adam Wieland, der 1767 Pfarrer war.)

Unter den fünf Solostimmen figurirte „Ein lauer und hinnach eifriger

Christ", „der Christen-Geist", „die göttliche Barmherzigkeit" und dergleichen abgezogene Begriffe mehr. Mit einem solchen kraft- und saftlosen Machwerk ließ der Erzbischof den Knaben (wie die Chinesen und andere Kulturvölker ihre Kandidaten während der Staatsprüfung) im einsamen Gemach des Schlosses einschließen mit dem Verdikt, aus dieser Haft nicht eher wieder entlassen zu werden, als bis er mit seinem Antheil an dem Oratorium fertig sei. Außer regelmäßigem Mundvorrath erhielt der Gefangene nichts als das erforderliche Schreibmaterial. Von einem Klavier wird nichts berichtet. Wolfgang bedurfte eines solchen Hülfsmittels auch nicht. Vielleicht würde es ihn sogar von der fortschreitenden Arbeit nur abgezogen haben. Nach Verlauf von kaum acht Tagen war das Werk vollendet; es umfaßte eine instrumentale Einleitung, Recitative von zum Theil feingefühlter Charakteristik, vier Arien für Sopran, drei für Tenor, deren dritte sich weit über das Gewohnte erhob, und endlich ein Schlußterzett für zwei Soprane und Tenor. Die Orchester-Partitur, welche außer den Saiteninstrumenten zwei Flöten, zwei Hoboen, zwei Hörner und zwei Fagotte aufweist, füllte **208** Seiten. Und das Alles ist mit der erstaunlichsten Formbeherrschung, mit besonnener künstlerischer Reife und Selbständigkeit ausgearbeitet und mit warmempfundenem Gefühlsausdruck durchgeistet. Das dürre Skelett der mechanischen Reimerei erblühte in der Wärme des lebendigen Odems, der ihm vom Genius der Töne eingehaucht worden, zum schönen beseelten Organismus. Und der Schöpfer desselben war ein Knabe von nicht mehr als zehn Lebensjahren. So steht auf dem Titelblatte des 1767 zu Salzburg gedruckten und daselbst im März desselben Jahres aufgeführten Werkes neben dem Namen seines Urhebers: „In Musik gebracht von Herrn Wolfgang M o z a r d, alt 10 Jahr." —

Aus der erzbischöflichen Klausur entlassen, konnte „Herr Wolfgang Mozard" nun wieder mit den Kameraden Pölzl schießen und auf des Vaters Spazierstock reiten. Aber lange Spielpausen wurden ihm nicht vergönnt. Denn kaum war das Oratorium vollendet, so mußte er für die Fastenzeit schon wieder eine neue Arbeit rasch beschaffen. Dieses Mal war es eine ernste „Grab-Musik" in der Form einer Kantate für

zwei Singstimmen, Baß und Sopran. Und die Baßstimme vertritt die menschliche Christenseele, die sich mit einem Engel über Jesu Sterben in Recitativen, Arien und einem Duett unterhält.

Inzwischen fand sich immer auch noch Muße genug, die Freunde nach der Heimkehr zu besuchen. Unter ihnen befand sich ein Klostergeistlicher, Herr von Haasy, den Wolfgang besonders gern hatte. Als er ihn wiedersah, sang er ihm unter ungestümen Liebkosungen einen melodischen Gruß entgegen mit Bezug auf seinen Klosternamen Pater Johannes: „Mein Hanserl, liebs Hanserl!" — Zum Namenstage desselben schenkte der Kleine ihm ein Offertorium, in welchem er jene improvisirte Melodie sinnig angebracht hatte auf die Worte „Joanne Baptista" in Erinnerung jener Begrüßung, über welche die Klosterleute weidlich gelacht hatten. Vorher schon ward von Wolfgang für dasselbe Kloster ein anderes Offertorium geschrieben. Der Prior äußerte absichtslos während der Tafel, daß ein solches nothwendiges neues Musikstück zum Amt des Benediktusfestes der Klosterbibliothek erwünscht sein würde. Sogleich sprang Wolfgang von seinem Sitze auf, fand keinen günstigeren Platz zum Schreiben als ein Fensterbrett in der Nähe und vollendete dort stehenden Fußes das Offertorium, nämlich eine anmuthige Sopranarie und einen Chor mit Pauken und Trompeten.

Wenn auch in anderer Weise als die kindliche Fantasie es sich ausgemalt, sollte der erwähnte Wunsch, für die Salzburger Jugend eine Oper zu schreiben, dem elfjährigen Tonmeister nun dennoch gewährt werden. Eine bevorstehende Schulfeierlichkeit, bei welcher ein solches Tonwerk auf Grund einer lateinischen Schuldichtung von den „benediktinischen Musensöhnen" der Universität auf einer mit vielen Dekorationen ausgestatteten eigenen Bühne alljährlich aufgeführt zu werden pflegte, gab die Veranlassung. Für das am 13. Mai 1767 stattfindende Fest erhielt Wolfgang den ehrenvollen Auftrag, die lateinische Oper zu verfassen. Sie hieß „Apollo et Hyacinthus seu Hyacinthi Metamorphosis", darin Apoll den Hyacinth aus Eifersucht auf die schöne Melia in die bekannte Blume verwandelt, welche den Namen des verwunschenen Geliebten der Melia noch heutiges Tages

trägt. Unerachtet Wolfgang im Verständniß der lateinischen Verse noch der Nachhülfe bedurfte, wurde seine musikalische Arbeit doch den Geschmacksbedürfnissen seiner Sänger und Zuhörer gerecht und zeigte das erfolgreiche Streben, den etwas gezwungenen Pomp der festlichen Veranlassung zu kennzeichnen.

Zu allen diesen Arbeiten gesellten sich nun noch ernsthafte technische und kontrapunktische Studien. Auch diese würzte sich der frohsinnige Knabe mit heiteren Späßchen, wie die aus dem gelehrten Gradus ad Parnassum von J. J. Fux geschöpften Aufgaben, welche in Wolfgangs Ausarbeitung noch vorhanden sind, lustig beweisen. Einmal finden sich die Stimmen eines kontrapunktischen Satzes mit hohen Adelstiteln personificirt als „il Signore d'Alto, il marchese Tenore, il duca Basso". — Während der Sommermonate entstanden obendrein noch vier — sage vier! — Klavierconcerte, die Wolfgang schrieb, um sie für eine in Aussicht genommene neue Reise in Vorrath zu haben.

Das Ziel der Reise war dieses Mal wieder Wien. Die bevorstehenden Festlichkeiten der Vermählung des Königs von Neapel mit der anmuthigen Erzherzogin Maria Josefa verhießen Gewinn und neue Ehren. Es geschah zum letzten Mal, daß die Familie Mozart in ihrer Vollzahl eine Kunstreise unternahm. Dieselbe begann am 11. September 1767 und vergönnte nur seltene Ruhepausen. Im Kloster Mölk, wo eine solche stattfand, machte der Vater eine Probe auf die Ausdehnung, welche der Ruf seines berühmten Sohnes bereits gewonnen. Und er erlebte die tröstliche Genugthuung, daß der Organist des Klosters aus Wolfgangs Spiel alsbald errieth, wer die Gäste seien, die hier incognito eingekehrt. Im Uebrigen warf diese neue Unternehmung dunkele Schlagschatten auf das glänzend beleuchtete Gesammtbild, welches die vorhergegangenen Reisen und der erste Aufenthalt in Wien darstellten. Wolfgang war das Kind nicht mehr, welches man ehedem mit Vergnügen und Erstaunen bewundert hatte wie die Rarität etwa eines Naturalien-Kabinettes, die nichts von sich weiß. In seinen Leistungen gab sich jetzt schon eine künstlerische Reife und Bedeutung kund, die eine große Anzahl der Wiener Tonmeister zu wenig tröstlichen

Vergleichen mit ihren eigenen Fähigkeiten herausforderte, wodurch denn ihre Geneigtheit, die Zwecke dieses gefährlichen Konkurrenten zu fördern, nicht eben begünstigt werden konnte. Aber auch Marianne war in den Augen ihrer Fachgenossen bedenklich vorgeschritten. Man nannte sie die hervorragendste Klavierspielerin ihrer Zeit. Dazu ließ sich mit der, vom Ehrfurcht gebietenden Zauber schöner Jungfräulichkeit umschanzten fünfzehnjährigen Künstlerin nicht mehr scherzen und tändeln, wie ehemals mit dem niedlichen munteren Mägdlein.

Aber auch die Reisenden fanden Menschen und Verhältnisse in Wien zu ihrer Ungunst sehr verändert. Kaiser Franz I. wurde seit 1765 von seiner liebenden Wittwe auf das Innigste betrauert. Oeffentliche Vergnügungen am Hofe und in der Gesellschaft besuchte Maria Theresia seit dem Hintritt ihres geliebten Gemahls nicht mehr. Allmonatlich widmete sie seinem Andenken eine besondere abgezogene Feier; und während einer solchen stillen Zeit war es, wo die Familie Mozart in Wien eintraf. Kaiser Josef II., den seine Mutter von der Regierung fern zu halten strebte, durchzog unruhig seine Kronländer und war mit seinen Reform-Plänen beschäftigt. Die Einschränkung des Luxus dehnte er auch bereits fühlbar auf Kunst und Künstler aus, und der Adel, welcher triftige Ursache hatte, die Gunst des Kaisers so viel als möglich warm zu erhalten, bemühte sich, durch übertriebene Sparsamkeit seiner Schwäche zu schmeicheln.

Zu allen solchen Hemmnissen, welche die Mozartsche Familie nöthigten, die Kosten ihres unproduktiven Aufenthaltes aus den von der letzten großen Reise erübrigten Mitteln zu bestreiten, gesellte sich noch eine bedrohliche Gefahr. Die Bevölkerung Wiens nämlich wurde geängstet durch eine bösartige Epidemie, die Blattern, welche täglich zahlreiche Opfer forderte. Von zehn Erkrankten starben neun! — Der Sohn des Hauswirthes der Mozartschen Familie verfiel der Seuche ebenfalls, so daß man in größter Eile eine andere Wohnung bezog. Schwere Besorgnisse raubten den Eltern der künstlerischen Geschwister bei Nacht und am Tage jede Ruhe. Die Kaiserstadt wurde endlich aufs Tiefste erschüttert durch das tragische Ende der beliebten jungen Erzherzogin Maria Josefa, welche unmittelbar vor ihrer Vermählung

von der Epidemie ergriffen wurde, um schon nach wenig Tagen „die Braut des himmlischen Bräutigams“ zu werden. Dennoch hoffte Leopold Mozart von einem Tage zum andern auf einen kaiserlichen Befehl, seine Kinder bei Hofe vorzustellen, weil man ihm erzählte, der Kaiser habe wiederholt nach denselben gefragt. Ein zweiter Erkrankungsfall in der kaiserlichen Familie, von dem die Erzherzogin Elisabeth betroffen wurde, entzog den Harrenden vollends jede Aussicht, bei Hofe zu spielen und dadurch sich Wege zu anderweitigen Concerten zu eröffnen.

Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als Wien zu verlassen, um die Kinder der drohenden Gefahr einer Ansteckung zu entziehen. Doch sollte Leopold zu spät erfahren, daß es besser gewesen wäre, diesen Entschluß früher auszuführen. Denn in Olmütz zeigte es sich, daß die Kinder von dem verderblichen Gift schon berührt gewesen. Hier erkrankte an den Blattern zuerst Wolfgang und danach auch Marianne. Wie tief mochte der Vater es nun beklagen, den Rath seiner Freunde zu Paris, wo das Einimpfen als neues Schutzmittel gegen den tückischen Feind ihm für seine Kinder dringend empfohlen wurde, nicht befolgt zu haben. Jetzt konnte er nichts thun, als es händeringend und hülflos mit ansehen, wie seine geliebten hübschen Kinder von der verwüstenden Seuche entstellt wurden, wie Wolfgang mit dem Verlust des Augenlichtes bedroht neun lange Tage völlig erblindet dalag, und alle auf die Zukunft gesetzten Hoffnungen in diesem Schmerzenslager von einem jähen Ende ereilt werden zu sollen schienen. Solche vernichtende Enttäuschung aber wurde den besorgten Eltern erspart. Dank der hochherzigen liebevollen Aufnahme, welche der menschenfreundliche Graf Podstatzky, ein salzburgischer Domherr, den Bedrängten in seiner Domdechantey gewährte, wo derselbe ihnen auch die aufmerksamste Pflege und ärztliche Hülfe reichen ließ, genasen beide Leidende langsam, aber völlig von dem bedrohlichen Uebel. Mit Kartenkunststückchen unterhielten sich die Genesenden, welchen namentlich Wolfgang viel Geschick und Geschmack abgewann. Und als seine Kräfte zurückkehrten, stärkte er dieselben durch Fechtübungen unter Anleitung eines Meisters dieser Kunst, der die Domdechantey öfter besuchte. Endlich konnte auch wieder musizirt werden und Wolfgang bezeugte sogleich dem hülfreichen gräf-

lichen Leibarzt seine dankbaren Gesinnungen, indem er für dessen Tochter eine Arie schrieb. Auch war es wohl hier, wo eine neue Symfonie (in F) entstand, die muthmaßlich dem Jahre 1767 angehört. (Jahn.) — Aus dieser Lebensführung mit allen ihren unberechenbaren Einzelnheiten, zu denen besonders auch die ohne bestimmten Plan unternommene Reise nach Ollmütz gehörte, schöpfte Leopold eine kräftige Stärkung seines Glaubens. Er erkannte darin eine Bestätigung seines Wahlspruches „Auf dich, Herr, habe ich gehofft und ich werde nicht umkommen ewiglich"; nachdem die stürmische Sorge um Leben und Gesundheit seiner heißgeliebten Kinder glücklich von ihm genommen, meinte er, könne ihn nichts mehr anfechten.

Inzwischen hatten sich die Wiener Aussichten etwas aufgeklärt und die Familie reisete über Brünn wieder dahin ab. In Brünn verhalf ihnen der freundliche Bruder des Erzbischofs Siegismund, Graf von Schrattenbach zu einem einträglichen Concert, und überhäufte sie mit Gnadenerweisungen, wonach dann auch der hohe Adel ihnen seine „sonderbare Achtung" bezeugte.

Am 10. Januar 1768 trafen die Flüchtlinge wieder in Wien ein und nahmen hier Wohnung im Grünwaldschen Hause „zum rothen Säbel" im zweiten Stockwerk. Dasselbe Haus ward später noch einmal von Wolfgang bewohnt. (S. 266.) Wider Erwarten dehnte sich der Aufenthalt in dieser Wohnung nahezu ein ganzes Jahr hindurch aus und war begleitet von einer zusammenhängenden Kette harter Kämpfe und bitterer Enttäuschungen, von deren verletzendem Stachel freilich die Eltern, besonders Vater Leopold, empfindlicher getroffen werden mußten, als Wolfgang und seine demüthige Schwester. Zwar ließen sich die Anfänge verheißungsvoll genug an, aber sie verschärften um so mehr die nachfolgenden Wehthaten.

Bevor Leopold noch Zeit gefunden, einleitende Schritte vorzubereiten, überraschte ihn schon ein Befehl der Kaiserin, mit seiner ganzen Familie bei Hofe zu erscheinen. Kaiser Josef begrüßte dieselbe im Vorzimmer, wo der Kaffee gereicht wurde, und führte sie dann seiner kaiserlichen Mutter zu. Diese empfing sie nicht weniger leutselig als ihr Sohn. Sie unterhielt sich in ungezwungener Liebenswürdigkeit mit Frau

Marianne, ließ sich von der großen Reise, von der letzten schweren Krankheit der Kinder eingehend erzählen, drückte der Berichtenden theilnehmend beide Hände und streichelte ihr sogar zärtlich die Wangen. Inzwischen plauderte Josef behaglich mit Wolfgang und seinem Vater, wandte sich dabei aber wiederholt zum schönen Nannerl mit schmeichelhaften Blicken und Artigkeiten, die dem holden Mädchen nicht selten „die Röthe ins Gesicht trieben". Der Kaiser war ein schmucker Kavalier und zählte nicht mehr als 26 Lebensjahre. Nach dem wunderbaren Klavierspiel Wolfgangs warf der Kaiser die Frage hin, ob jener nicht Lust habe, eine Oper zu schreiben. Im weiteren Verlauf des mehrstündigen Verweilens bei der kaiserlichen Familie kam Josef noch einmal wieder auf diese Frage zurück und äußerte dabei den Wunsch, einen zwölfjährigen Knaben seine eigene Oper einmal öffentlich dirigiren zu sehen. Pflichtschuldig gingen Vater und Sohn auf diesen kaiserlichen Gedanken ein, ohne demselben zunächst folgezugeben; wie denn die herablassenden Leutseligkeiten der Majestäten auf Leopolds Stimmung nicht eben ermuthigend wirkten, da die ehemalige Neigung, verdiente Künstler reichlich zu belohnen, sich dieses Mal darauf beschränkte, daß die Kaiserin den Kindern eine zwar schön geprägte Medaille reichen ließ, deren Metallwerth aber unerheblich war. Doch blieb im Uebrigen der bei Hofe erzielte Erfolg nicht ohne schätzbare Wirkung. Ausländische Botschafter und vornehme Fremde begünstigten die materiellen Zwecke Leopolds nach Möglichkeit. Eine große „Akademie" (Concert) beim russischen Gesandten, dem Fürsten Gallizin, führte der geschwächten Reisekasse willkommene Stärkung zu.

Der landesgesessene Adel in Wien aber verhielt sich auffallend zurückhaltend im Vergleich mit ehedem. Nicht weniger auch begegnete man den salzburgischen Gästen in den übrigen Kreisen der kunstliebenden Bevölkerung mit abweisender Kälte. Und doch fehlte es jenen nicht an sehr einflußreichen Beschützern und Fürsprechern. Gehörten doch zu denselben notorische Kunstkenner, wie der Herzog von Braganza und sogar der allmächtige Minister, Fürst Kaunitz, der leider nur von Weitem mit Mozart verkehrte, weil man in Wolfgangs Antlitz rothe Flecke entdeckt hatte, die sehr unschädlichen, aber abschrecken-

den Denkzeichen der überstandenen Blattern. Auch Damen vom Hofe beeiferten sich, ihre guten Dienste anzubieten. Zu ihnen gehörte das Fräulein Josefa Guttenberg, „das linke Auge der Kaiserin". Sichtbaren Erfolg indessen erzielten solche entgegenkommenden Bestrebungen nicht. Und Leopold, der bereits, ohne muthlos zu werden, wiederholt Geldbeträge hatte leihen müssen, suchte die erklärende Ursache der allgemeinen Zurückhaltung anfangs in einer von ihm beobachteten Verflachung des Geschmacks der Wiener. „Tanzen, Teufel, Gespenster, Hanswurste, Hexen", ja sogar aus Spanien importirte Thierhetzen zogen sie mehr an, als „Ernsthaftes und Vernünftiges". Dazu kam, daß es zur kaiserlichen Hauswirthschaft gehörte, der Vergnügungssucht, zu deren Gegenständen man auch die öffentliche Kunstpflege, das Schauspiel, die Oper und musikalische Vorträge zählte, durch Verpachtung der Räumlichkeiten und Privilegien entgegenzuwirken. Selbst zu Hoffesten und Redouten in den kaiserlichen Schlössern wurden die Einlaßkarten verkauft. Alle Verhältnisse dieser Art mochten Leopolds Zwecken große Schwierigkeiten bereiten. Den eigentlichsten Grund der ihm widerstrebenden Gleichgültigkeit aber bildeten sie an sich nicht ausschließlich, wie Vater Mozarts spürender Blick zu seinem nicht geringen Schreck endlich entdeckte.

Dieser Grund lag in arglistigen Gegenwirkungen abseiten der Fachgenossen. Dieselben kannten den Einfluß nur zu gut, den Tonkünstler in musikalischen Fragen auf die öffentliche Meinung zu üben berufen sind. Und darf man Leopolds Argwohn trauen, so mißbrauchten die Neider ihr schönes Vorrecht als Handhabe, den Boden zu untergraben, auf welchem Leopolds Waizen allein gedeihen und erblühen konnte. Die Musiker schienen sich allerseits das Versprechen gegeben zu haben, allen Anregungen zur Bildung ihres Urtheils über die Leistungen der Wunderkinder beharrlich auszuweichen. So konnten sie jeder Frage nach denselben nicht nur ihre thatsächliche Unkenntniß entgegensetzen, sondern auch achselzuckend Bemerkungen fallen lassen, wie daß es thöricht sei, die einstudirten Künste dieser Kinder für etwas sonderlich Bewundernswerthes zu halten; daß gar die Fähigkeit eines Kindes, ernsthafte Musik selbständig zu schreiben, wahrscheinlich auf eine täuschende

Taschenspielerei und Gaukelei hinauslaufen werde, wenn man es der Mühe für lohnend erachten wollte, die Probe auf den wahren Sachverhalt einmal zu machen; und was solcher abscheulichen Verdächtigungen mehr im Stillen verbreitet wurde, ohne die böse Absicht geflissentlicher Verleumdungen offen zu Tage treten zu lassen. — Leopolds Eifer mochte doch manchen der wiener Kunstgenossen ungerecht beschuldigen, wenn er mit der einzigen Ausnahme des eben leidenden Wagenseil alle übrigen an diesem abgekarteten boshaften Spiel für betheiligt hielt. Aber der Vater der beiden passiven jungen Gegenstände derartiger Ränke war nicht der Mann, sich hinter das Bewußtsein gekränkter Unschuld zu verschanzen. Vielmehr legte er alsbald seine Gegenminen und es gelang ihm zuweilen, „aus Bestien Menschen zu machen". Einen der einflußreichsten Verschworenen, dessen Name verschwiegen wird, bekehrte er durch listige Ueberrumpelung. Derselbe hatte ein Klavierconcert geschrieben, welches so schwierig war, daß man glaubte, niemand als der Verfasser vermöge dasselbe zu bewältigen. In einem musikalischen Kreise sollte das Werk zum ersten Male von seinem Urheber vorgetragen werden. Dasselbe lag bereits auf dem Pulte, als die Gesellschaft sich nach und nach versammelte. Unverhofft erschien endlich auch der, nur vom Hausherrn erwartete salzburgische Kapellmeister mit seinem vielbesprochenen zwölfjährigen Söhnchen. Jener wußte alsbald den Verfasser des Klavierconcertes in ein Gespräch zu verwickeln, welches ihn vom Flügel entfernte. Diesen günstigen Augenblick benutzte nun Wolfgang nach vorher getroffener Abrede unverzüglich, um sich an das Klavier zu setzen und das unüberwindliche Concertstück mit einer meisterhaften Sicherheit und Leichtigkeit vorzutragen, als könne es für einen Klavierspieler keine Aufgabe geben, die bequemer zu lösen gewesen wäre. Hier mußte nun wohl jeder Verdacht einer dressirten Gaukelei verstummen. Denn dieses Werk, das wußte jeder Anwesende, konnte der Kleine nie zuvor gesehen, viel weniger denn einstudirt haben. Und der überraschte Urheber desselben war ehrlich genug, seiner Bewunderung rückhaltlosesten Ausdruck zu verleihen. „Dieser Knabe" — sagte er — „ist der größte Mann, welcher dermalen in der Welt lebt." —

Vereinzelte wohlgelungene Bekehrungen solcher Art erwiesen sich indessen nicht wirksam genug, um den fortgesetzten heimlichen Feindseligkeiten der neidischen Mißgunst gründlich Einhalt zu thun. Leopold sah ein, hier müsse etwas Durchgreifenderes geschehen. Und endlich erinnerte er sich an den Wunsch des Kaisers Josef, den Knaben Wolfgang vor aller Welt eine eigene Oper am Klavier leiten zu sehen. Das in Wolfgangs wundersame Schöpferkraft gesetzte Vertrauen schloß jeden Zweifel aus, daß auch ein solches Unternehmen ihm gelingen werde, und der Drang der widrigen Umstände, wie die Vorstellung weitgehender Folgen ließen den Versuch bald als zwingende Nothwendigkeit erscheinen. Daß ein beifällig aufgenommenes dramatisches Tonwerk eines Meisters im zarten Knabenalter allen verleumderischen Ränken mit einem Schlage jeden Boden entziehen müsse, trat in Leopolds Berechnung fast schon zurück hinter die sich hervordrängende Aussicht auf lebhaften Wetteifer aller Opernbühnen, namentlich der italienischen, als der einflußreichsten vor allen anderen, die seltenen Gaben Wolfgangs sich begierig nutzbar zu machen. Wie eine hellsehende Weissagung wirkte nun auch ein offener Brief von dem inzwischen zum Freiherrn erhobenen Freunde Grimm in Paris, welcher die Möglichkeit hervorhob, der Knabe werde noch vor Ablauf seines zwölften Lebensjahres eine Oper auf einer Bühne Italiens zur Aufführung bringen. — So faßte Leopold den Entschluß, seinen Sohn eine Oper „schreiben zu lassen".

Die Wahl der Gattung schwankte nur nach zwei Seiten hin. Der bestimmende praktische Zweck schloß das deutsche Singspiel aus. Es hatte kaum begonnen, in schwächlichen Versuchen der, den Modegeschmack beherrschenden italienischen Oper gegenüberzutreten. Diese aber beschränkte sich auf zwei Gattungen: die ernste (opera seria) und muntere (opera buffa). Im rein künstlerischen Sinne überragte an Werth, Ansehen und Bedeutung die opera seria die Gattung der opera buffa. An dieser aber fanden die lachlustigen Wiener mehr Gefallen. Für beide Gattungen war ein besonders engagirtes Personal an Singenden vorhanden. Dasjenige der opera seria ward dazumal in Wien weniger geschätzt, als das der opera buffa, welches seiner ausgezeichneten Leistungen wegen in Gunst stand.

Leopolds Wahl entschied sich deshalb für eine solche opera buffa. Nach einem brauchbaren Buch durfte nicht lange gesucht werden. Der „Theatraldichter" Marco Coltellini, der dazumal in Wien lebte, lieferte binnen Kurzem eine Operndichtung in drei Aufzügen, betitelt La finta semplice*) (die verstellte Einfalt).

Während der musikalischen Bearbeitung des sehr mittelmäßigen Dichtwerkes, mit welcher Wolfgang ungesäumt begann, ergab sich die Nothwendigkeit mancher Aenderungen des Buches und neu zu dichtender Verse für Arien. Coltellini arbeitete langsamer, als es Wolfgang erwünscht war, der zum Verdruß seines Vaters dadurch sich in der Vollendung seiner Aufgabe unliebsam aufgehalten sah. Die Ausdrucksweise, Charakteristik und Technik der entstehenden Gesangpartieen berücksichtigte überall die Eigenschaften der Ausübenden, für welche sie bestimmt waren, und bewies, wie klar und sicher der jugendliche Meister seine Mittel erkannt hatte und zu benutzen verstand. Nach Vollendung des ersten Aufzuges aber verfuhr der Vater, der die Abhängigkeit vom guten Willen der herrschsüchtigen Operngrößen jener Zeit nicht unterschätzte, vorsichtig genug, indem er es nicht unterließ, die Betheiligten zur Kenntnißnahme und Beurtheilung des Entstandenen einzuladen. Das Ergebniß überstieg seine Erwartungen. Die Sänger erklärten in begeisterten Ausdrücken ihre vollkommene Zufriedenheit mit den Partieen, die für sie bestimmt waren, forderten Wolfgang dringend auf, in so bewundernswerther Weise die Arbeit zu vollenden und verhießen derselben eine glänzende Zukunft: „Andrà alle stelle", sie wird bis zu den Sternen erhoben werden, versicherten sie enthusiastisch.

Aufzugweise wurden die Partieen aus der Partitur ausgeschrieben

---

*) Rosina (die Titelrolle), eine Schwester des Fracasso (er ist ungarischer Offizier), gewinnt durch Verstellungskünste die Liebe zweier Brüder, bei denen Fracasso im Quartier liegt, und besiegt durch muntere Ränke deren Widerstreben, ihre Einwilligung zu erklären in die Vermählung Fracassos mit der schönen Giacinta, wie in die des Simone, des Offiziers Burschen, mit Giacintas Zofe Ninetta. Giacinta ist die Schwester jener beiden Brüder, welche Polidoro und Cassandro genannt werden. Diesen spärlichen Gehalt an dramatischem Interesse suchen possenhafte Scenen und Situationen zu decken, in welchen die beiden Brüder, ein Paar carikirter Originale, als unfreiwillige Spaßmacher behandelt sind.

und unter die Singenden vertheilt, so daß ihre vorbereitenden Studien mit der fortschreitenden Arbeit Wolfgangs fast gleichen Schritt halten konnten. Nach kurzer Zeit, schon während der Ostertage 1768, war das Ganze fertig und hätte aufgeführt werden können. Es umfaßte 25 Musikstücke, welche eine Orchesterpartitur von 558 Seiten füllten.

Die Hofoper war von Josef II. ihrer amtlichen Würde entkleidet worden: sie war, wie schon erwähnt, in Pacht gegeben. Ihr dermaliger Pächter hieß Affligio, ein Abenteurer, der unerachtet seines Offiziersranges und angemaßten Grafentitels sein Leben als Fälscher auf der Galeere beschloß. Von den Entschließungen dieses Schwindlers hing nun das Schicksal des aus der reinsten Begeisterung geborenen neuen Kunstwerkes ab. Direkte Anregungen vom Kaiser, vom holländischen Gesandten und von anderen Seiten hatten den Affligio geneigt gemacht, mit Mozarts Freunde, dem kaiserlichen Leibarzte de l'Augier, eine Vereinbarung abzuschließen, welche den Opernpächter verpflichtete, Wolfgangs Werk mit hundert Dukaten zu honoriren und es ohne Verzug zur Aufführung vorzubereiten. Affligio sah sich infolge einer verfehlten Spekulation in die bedrohlichsten Verlegenheiten verwickelt. Vermöge des Aufsehens, welches eine Oper des zwölfjährigen Maestros in der Wiener Bevölkerung erregen mußte, hoffte jener nun sich aus seiner peinlichen Lage herausretten zu können. Und in dieser Vorausberechnung würde er sich zuverlässig nicht getäuscht haben, wenn er nicht den Einflüsterungen übelwollender Neider sein Ohr allzuwillig geliehen hätte. Die ganze „empörte Musikhölle" widersetzte sich einer Aufführung dieser Oper. Man wollte die Vorstellung, solchen unreifen Knaben an dem Dirigentenplatz eines Hasse und Gluck den Taktstab schwingen zu sehen, ins Lächerliche ziehen; man erregte namentlich den Ehrgeiz des Orchesters gegen eine derartige Entweihung seiner künstlerischen Würde; man hetzte die Sänger auf zu der Erklärung, die Partieen, welche sie selbst bis zum Himmel erhoben hatten, jetzt als unsangbar und undramatisch abzulehnen; man suchte aus einer übel ausgefallenen, weil sogleich mit vollem Orchester veranstalteten Probe des ersten Aktes den Nachweis zu führen, das Werk sei unklar, voller Wirrwarr und deshalb nicht geeignet zu öffentlicher Aufführung. —

Was half es, daß Autoritäten wie Metastasio und „Vater Hasse“ für die Aufführbarkeit der Oper eintraten, daß sie dieselbe für besser erklärten als dreißig andere, welche auf der nämlichen Bühne thatsächlich dargestellt und beifällig aufgenommen worden seien! — Was verschlug es, daß Leopold in den einflußreichsten Kreisen seinen Sohn vor feinsinnigen Kennern und Augenzeugen Arien schreiben ließ, deren italienische Textworte ihm vorher nie zu Gesicht gekommen waren, um die ausgestreuten Zweifel an seiner Fähigkeit, die Oper selbst geschrieben zu haben, als tückische Verleumdungen zu entlarven! — Affligio verschleppte durch unermüdlich erneuerte Versprechungen, die er unermüdlich brach, die Sache von einem Monate zum anderen und als Vater Mozart endlich mit gerichtlichem Verfahren drohte, erklärte der Impresario mit cynischer Verleugnung jeder schuldigen Achtung vor der Kunst, mit Hohn gegen den Künstler und gegen alle Menschlichkeit, er werde zwar Wolfgangs Werk aufführen lassen, aber Sorge tragen, daß es ausgepfiffen werde. Nach dieser entscheidenden Enthüllung der niederträchtigsten Gesinnung that Leopold noch einen letzten Schritt. Er überreichte eine schriftliche Darstellung des ganzen Verlaufes der ärgerlichen Geschichte persönlich dem Kaiser. Derselbe ließ die Sache untersuchen. Aber bei der Unabhängigkeit Affligios vom Kaiser war die Erfolglosigkeit auch dieses Schlußverfahrens vorauszusehen. —

Obendrein sollte Leopold erfahren, daß die Minen sich nicht auf Wiens Weichbild beschränkten, die man ihm und den mit der künstlerischen Zukunft seines Sohnes verknüpften Plänen gegraben hatte. Sie reichten bis nach Salzburg. Auch dort unterwühlte die Verleumdung den Boden seiner bürgerlichen und musikalischen Existenz. Man hatte dem Erzbischof die Umstände der Familie Mozart von der glänzendsten Seite geschildert, als lebte dieselbe zu Wien im Ueberfluß. Denn wie könne es anders sein, da Wolfgang für seine Oper allein einen Honorarbetrag von zweitausend Gulden einkassirt habe! In Folge dieser und ähnlicher Entstellungen der Wahrheit entzog der Erzbischof seinem Kapellmeister, der über Urlaub abwesend gewesen und seinen Dienst nicht versehen, sein Jahresgehalt mit dem Bedeuten, er könne die Ueberschreitung seines Urlaubs ausdehnen, so lange es ihm beliebe. —

Auch dieser harte Schlag vermochte Leopolds zähen Muth und seine unerschütterliche Hoffnung auf eine planvolle höhere Absicht der Vorsehung nicht zu brechen. Ja sogar sein guter Humor litt nicht einmal dauernd darunter. „Wer weiß, wem der Vater den Schimmel noch schenkt!" — schrieb er einmal in der peinlichsten Zeit der Bedrängnisse. Aber sein vaterländisches Herz sträubte sich zuweilen, wenn er an die Schande dachte, mit welcher sich unsere Nation belud, indem Deutsche einen Deutschen zu unterdrücken suchten, dem fremde Nationen die größte Bewunderung auf alle Weise in Privatkreisen und in öffentlichen Schriftdenkmälern gezollt hatten. — Die Erklärung für die erfahrenen Feindseligkeiten erkannte er in dem Unglauben der Zeitgenossen, welcher alles Wunderbare lächerlich zu machen suche, weil er „Gott die Ehre nicht lassen wolle". Das Unbegreifliche, so spekulire man, verfalle nach Verlauf einiger Jahre in das Natürliche und höre auf ein Wunder Gottes zu sein. Man wolle es inzwischen den Augen der großen Welt entziehen und habe deshalb die Aufführung der Oper hintertrieben, welche das Wunder in weithinstrahlendem Licht gezeigt haben würde. „Aber wie sollen wir uns über fremde Verfolgungen wundern, da solche in dem Geburtsorte dieses Kindes geschehen? — Welche Schande! Welche Unmenschlichkeit!" — seufzte Leopold.

Indessen berührte es auch die Ehre des Landesherrn, wenn dessen Kapellmeister in Wien dargestellt wurde als ein Charlatan und Leutebetrüger, der mit gnädigster Erlaubniß in die Fremde ziehen dürfe, um den Leuten gleich einem Taschenspieler blauen Dunst vorzugaukeln. Und zu beiderseitiger Ehrenrettung richtete Leopold eine Eingabe an den Erzbischof, in welcher er den wahren Sachverhalt klar und umständlich entwickelte.

Ueber die Kämpfe, in welche die Opernfrage den treuen ritterlichen Mentor Wolfgangs verwickelt hatten, war der Herbst herangekommen. Alle nennenswerthen Einnahmen hatten aufgehört. Dennoch wollte er ausharren, bis er eine Genugthuung erzielt habe, geeignet, zur Ehre seines Fürsten und Vaterlandes der Welt das Wunder glaublich zu machen, „welches Gott in Salzburg habe geboren werden lassen. Ich bin — schrieb er — diese Handlungsweise dem allmäch-

tigen Gott schuldig; sonst wäre ich die undankbarste Kreatur". — Und auch in diesem Falle ließ es Gott dem Redlichen endlich gelingen.

In mehreren Privatkreisen von Urtheil und Belang trug Wolfgang nicht nur seine Oper am Klavier zur ungekünstelten Bewunderung seiner meist vornehmen Zuhörer vor, sondern es gelang auch, ein deutsches Singspiel, welches der Knabe mit erstaunlich feinem Unterscheidungsvermögen für die trennenden Stileigenthümlichkeiten dieser und der italienischen Operngattung rasch geschrieben, auf einer Privatbühne aufzuführen. Einem französischen Intermezzo Le devin du village Rousseaus nachgedichtet von Weiskern (nach Andern von Andreas Schachtner, Wolfgangs Freunde), betitelte sich das Singspiel „Bastien und Bastienne". Bis zu einer Genugthuung vor der großen Oeffentlichkeit aber wollte Leopold hindurchdringen, bevor er den Schauplatz seiner Kämpfe räumte. Und auch das glückte ihm zuletzt: Wolfgang nämlich erhielt den Auftrag, zur Einweihung einer Waisenhauskirche am Rennwege die festliche Musik zu liefern und persönlich zu leiten. Die Aufgabe umfaßte drei neue Werke, ein Trompeten-Concert, ein Offertorium und eine Messe, die erste, welche der junge Meister zu verfassen hatte. Und selbst diese Formen verstand er mit einer reifen Beherrschung des Stoffes durchzubilden, der nirgendwo sonst, als etwa in der noch unfesten Handschrift, ein knabenhaftes Wesen oder Spuren von Unsicherheit anhafteten. Am 7. Dezember 1768 fand die feierliche Einweihung der Waisenhauskirche statt. Sämmtliche Hauscompagnieen mit drei Trompeterchören und Pauken paradirten draußen vor der Kirche zum Empfang des Hofes. Derselbe war vertreten durch den Kaiser und vier Hoheiten. Die gesammte Geistlichkeit unter Vortritt des Kardinal-Erzbischofs von Wien begrüßte die Herrschaften am Eingang der Kirche. Dazu ertönte draußen fröhlicher Schall der Trompeten und Pauken, begleitet von Böllerschüssen. Auch während des Hochamtes wurde das Geschütz abgefeuert. Zuhörer aus allen Kreisen der Gesellschaft lauschten andächtig den Klängen der Musik und hielten die Blicke voll Bewunderung nach dem Chor gerichtet. Dort stand ein zarter, kleingewachsener Knabe mit intelligentem Gesichtsausdruck und glänzenden klugen Augen, einen

Taktstab in der Hand, den er „mit der größten Richtigkeit" zu handhaben verstand. Und in der Zeitung lasen nachher die Wiener — auch die musikalischen Fachgenossen —: jener wunderbare Knabe sei gewesen das „wegen seinen besonderen Talenten bekannte zwölfjährige Söhnlein des salzburgischen Kapellmeisters Herrn Leopold Mozart, und von diesem Wolfgang Mozart sei die ganze Musik beim Hochamte zu dieser Feierlichkeit ganz neu verfaßet und mit allgemeinem Beifalle und Bewunderung von ihm selbst aufgeführt und dirigirt worden". —

Nun hatte der fürstlich salzburgische Kapellmeister die erstrebte Genugthuung und, nachdem noch am 13. Dezember von seinem „Söhnlein" eine neue Symfonie (in D) zu Gehör gebracht, konnte er mit Zufriedenheit nach Salzburg zurückkehren. Auch hier erwarteten ihn Auszeichnungen seines angefeindeten geliebten Woferls, welche die Verleumder verstummen machten und sehr geeignet waren, sie zu demüthigen. Der Erzbischof nämlich ließ das zu Wien so hart verfolgte „**dramma giocoso per musica, la finta semplice, del Sign. Wolfgango Mozart in età di anni 12**"*) auf der im Palast eingerichteten Schaubühne von salzburgischen Sängerinnen und Sängern aufführen, vermuthlich unter persönlicher Leitung Wolfgangs. Die Titelpartie sang „la Sgra. Mar. Magd. Haydn", die Gattin des schon genannten fürstlichen Concertmeisters Michael Haydn, eines jüngeren Bruders von Josef Haydn.

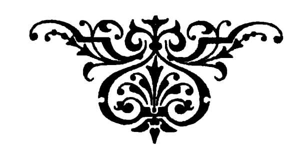
Nach dieser Aufführung erlebte Leopold noch den Triumph, seinen Sohn zum fürstlich salzburgischen Concertmeister neben Haydn ernannt zu sehen; — ein Concertmeister von kaum dreizehn Jahren! — Wahrlich unerhört! —

So hatte der Erzbischof denn, um die Wiener Wunden zu verbinden, mehr gethan, als man hoffen durfte; und um sich dankbar zu erweisen, besang Wolfgang seinen hohen Gönner in zwei sogenannten Licenzen, die auf derselben Bühne vorgetragen wurden, einer Arie für Tenor, einer anderen für Sopran mit langen Recitativen zum Preise Seiner hochfürstlichen Gnaden. — In diesem Jahre 1769 entstanden

*) So sagt u. A. m. der Theaterzettel; deutsch: komisches Musikdrama, die verstellte Einfalt, von Herrn Wolfgang Mozart im Alter von 12 Jahren.

noch zwei Messen, von denen die zweite (in C) zur Verherrlichung der Freundschaft Wolfgangs und seines geliebten Dominikus Hagenauer diente, desselben, der so gespaßig Fliegen zu fangen und so geschickt Pölzl zu schießen verstand. Im Kloster war dieser Sohn des Mozartschen Hauswirthes soweit vorgeschritten, daß er schon seine erste Messe celebriren durfte. Und die Musik zu derselben schuf ihm eben sein junger Verehrer Wolfgang. Sie führt deshalb den besonderen Titel der „Pater Dominikus-Messe." —

Zur Erholung von ernsten Studien schrieb der zu stetiger Arbeit angehaltene Knabe nebenbei sieben hübsche Menuette. Die Studien waren während der Sommerzeit in Salzburg jedoch nicht ausschließlich musikalischer Vervollkommnung gewidmet; sie galten auch der Aneignung der italienischen Sprache, in deren gründlicherer Kenntniß Wolfgang beschleunigter Nachhülfe bedurfte. Denn der Vater erachtete nunmehr den Zeitpunkt gekommen, seinem Sohne die künstlerischen Weihen zu verschaffen, welche den Musiker damaliger Zeit nur in Italien zum anerkannten Priesterthum seiner schönen Kunst in den Augen der Zeitgenossen würdig zu erheben vermochten.

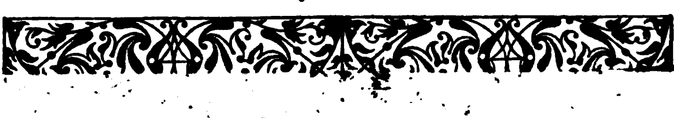


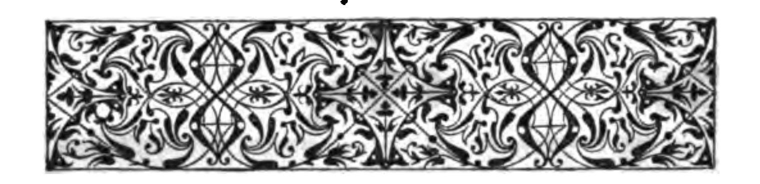


Batoni pinx. Rom. 1770 H. Adlard sc.

MOZART.

geb. 1756 gest. 1791





Il Signor Cavaliere.

„Neapel, den 5. Juni 1770.

Heut raucht der Vesuvius stark. Potz Blitz und kanent aini. Haid homa gfresa beim Herr Doll. Das is a deutsche Compositör und a browa Mo. Anjetzo beginn ich meinen Lebenslauf zu beschreiben. Alle*) 9 ore, qualche volta anche alle dieci mi sveglio, e poi andiamo fuor di casa, e poi pranziamo da un trattore, e dopo pranzo scriviamo, e poi sortiamo, e indi ceniamo, ma che cosa? Al giorno di grasso, un mezzo pollo ovvero un piccolo boccone d'arrosto; al giorno magro, un piccolo pesce; e di poi andiamo a dormire. Est-ce que Vous avez compris? Redma dafür soisburgarisch, don as is gschaida. Wir sand Gottlob gesund, da Voda und i. Ich hoffe; Du wirst Dich auch wohl befinden, wie auch die Mama. Neapel und Rom sind zwei Schlafstädte. A scheni Schrift! Net wor? Schreibe mir und sei nicht so faul. Altrimente avrete qualche bastonate di me. Quel plaisir! Je te casserai la tête**). Ich freue mich schon auf die Porträte

*) Um neun Uhr, manchmal auch um zehn stehe ich auf, und dann gehen wir aus dem Hause, und dann frühstücken wir bei einem Wirth, und nach dem Frühstück schreiben wir, und dann gehen wir fort, und hernach speisen wir, aber was? An fetten Tagen ein halbes Huhn oder ein klein Bißchen Gebratenes; an mageren Tagen etwas Fisch; und zuletzt gehen wir schlafen. Habt Ihr mich verstanden?

**) Sonst kriegen Sie Schläge von mir. Welches Vergnügen! — Ich werde Dir den Kopf zerdrücken.

(von Mariannen und ihrer Mutter), und i bi korios, wias da gleich sieht; wons ma gfoin, so los i mi und den Vodan a so macha. Mädli, laß da saga, wo bist dan gwesa, he? Die Oper hier ist von Jomelli; sie ist schön, aber zu gescheut und zu altväterisch fürs Theater. Die de Amicis singt unvergleichlich, wie auch der Aprile, welcher zu Mailand gesungen hat. Die Tänze sind miserabel pompös. Das Theater ist schön. Der König ist grob neapolitanisch auferzogen, und steht in der Oper allezeit auf einem Schemerl, damit er ein Bissel größer als die Königin scheint. Die Königin ist schön und höflich, indem sie mich gewiß sechs Mal im Molo auf das Freundlichste gegrüßt hat.

N. S. Meinen Handkuß an die Mama."

So schrieb der nunmehr vierzehnjährige Tonmeister an seine Schwester, welche mit der Mutter zusammen in Salzburg zurückgeblieben war und dort junge Mädchen im Klavierspiel unterrichtete, während der vom Vater begleitete Bruder die erregbaren Gemüter der musikkundigen Italiener aller Orten zu schrankenloser Bewunderung und Begeisterung hinriß. In Neapel, wo jener Brief voll wunderlicher Formlosigkeiten, Gedankensprünge, geistreicher Einfälle, reifer Urtheile, Kindereien und liebevollen Entzückens geschrieben wurde, geschah es, daß sogar Fachgenossen vom Conservatorio alla pietà, einer tonkünstlerischen Erziehungsanstalt, die Leistungen des wunderbaren Jünglings (portentoso giovane) für Zauberei erklärten und sich nicht eher von der Natürlichkeit eines so unerhörten Könnens überzeugen ließen, als bis jener einen Brillantring vom Finger streifte, dem sie die magische Ursache der übermenschlichen Leistungen beimessen zu sollen meinten.

Wolfgangs Briefe werfen zumeist helles Licht auf die gemütliche Beziehung, welche ihn mit den Persönlichkeiten verknüpfte, an die er sie richtete. Einen großen Stilisten der Schrift kann man ihn nicht nennen. Er schrieb lieber Noten und wurde bei Abfassung eines Briefes sogar gelegentlich von der Versuchung angefochten, statt desselben „eine ganze Arie" zu Papier zu bringen. Die Wortschreibung

seiner Originalbriefe verräth überall Spuren der lokalen Mundart, welcher er sich im Verkehr mit seinen südöstlichen deutschen Landesgenossen von Kindesbeinen an zu bedienen pflegte. Aus der mitgetheilten Probe, welche Nissen, wohl umgewandelt nach Grundsätzen deutscher Rechtschreibung, überliefert hat, läßt sich die berührte Eigenthümlichkeit nicht so sicher erkennen, als es die folgende getreue Wiedergabe einer „Nachschrift" zeigt, wie man deren von Wolfgangs Hand unter des Vaters Briefen nicht selten antrifft. Jene Nachschrift lautet so:

„Meine Schwester küsse ich ins Gesicht, und die Mama die Händ: ich habe noch keine Scorpionen und Spinen gesehen, man redet und höret gar nichts davon. Die Mama wird wohl meine Schrift könen, schreibt die Mama mirs geschwind, dan sonst seze meinen Namen darunter."

Er weiß in Briefen an Respektspersonen und wenn es sich um ernsthaftere Mittheilungen handelt, seine Gedanken sehr wohl klar zu ordnen und den treffenden Ausdruck zu wählen. Ueberläßt er sich dagegen seiner erstaunlich mannigfaltigen Erfindung origineller Späße, muthwilliger Derbheiten, welche nicht selten den heutigen Begriffen eines wohlanständigen Betragens widersprechen, — kindischer Albernheiten, die oft unbegreiflich erscheinen, weil sie weder witzig noch geschmackvoll sein wollen; so kann man aus solchen wahllos hervorsprudelnden Ergüssen lustiger knabenhafter Laune stets mit Sicherheit folgern, daß er an Personen zu schreiben sich bewußt ist, denen er seine herzliche Zuneigung, sein unverstelltes rückhaltloses Vertrauen schenkt, völlig ungebunden und frei von jeder Besorgniß mißverstanden zu werden. Diesen Charakter tragen durchgehends Mozarts Briefe, welche er von Italien aus an sein „allerliebstes Herzensschwesterchen", die „cara sorella mia" richtet. Marianne war ihrem Bruder nicht nur durch ihre warmherzige schwesterliche Liebe aufs innigste verbunden, sondern auch durch das verständnißvermittelnde treue Festhalten an gemeinschaftlichen Kunstidealen. Sie betrachtete sich als Wolfgangs Schülerin und legte ihm auch Proben vor von den Ergebnissen des Studiums der Kunst musikalischen Satzes, welche ihren brüderlichen

Lehrmeister freudig überraschten und ihm würdig genug erschienen, die „Fleißige" zur weiteren Ausbildung der erlangten Geschicklichkeit zu ermuthigen. Mit Mariannen theilte er alle ihre wie seine eigenen zarten Herzensgeheimnisse, freute sich über jedes Vergnügen, von dessen Genuß sie ihn in der Ferne gewissenhaft auf dem Laufenden erhielt, richtete an Sie die Briefe, in denen er Erlebtes eingehender berührte, trieb in denselben oft den tollsten Muthwillen mit Wortverdrehungen, Neckereien der absonderlichsten Art, Federzeichnungen, Umstellung der Schriftzeilen, so daß die Leserin das Blatt Zeile um Zeile richtig und auf den Kopf gewendet abwechselnd hin und her drehen mußte.

Selbst in der kürzesten Nachfuge zu des Vaters Mittheilungen aus Italien vergißt er nie, neben einem respektvollen Handkuß für die Mama, seiner Schwester millionen Grüße zu senden und ebenso viele Küsse auf das Gesicht, auf die „Nasen", den Mund und Hals. Eine dieser Nachfugen enthält folgende Sätze:

„Da bin ich auch, da habt's mich: Du Mariandl, mich freut es recht, daß Du so erschrecklich — — — lustig gewesen bist."

Und zum Schluß:

„Addio, Kinder, lebt's wohl, der Mama küsse ich tausend Mal die Hände, und Dir schicke ich hundert Busserln oder Schmazerln auf Dein wunderbares Pferdgesicht."

Wenn er die Zahl der Grüße in Ziffern ausdrückt, entschuldigt er sich gelegentlich, aus Mangel an Raum nicht mehr Nullen untergebracht zu haben. — Was ihm sonst der Mittheilung werth däucht, sind zu Beginn der italienischen Reisen, die in den Aufführungen der Oper und Kirche empfangenen Eindrücke, Urtheile über die gehörten Leistungen, Maskeraden und andere Festlichkeiten. Später berichtet er auch kurz über eigene Arbeiten. Zuweilen erinnert er sich an Salzburgische Erlebnisse, wie er denn nach Salzburg stets mit Sehnsucht zurückdenkt und jeder Brief von dort ihm festliche Freude bereitet. Wiederholt bittet er um Nachrichten von den heimischen Freunden und Freundinnen, nimmt herzlichen Antheil an der Erkrankung Hagenauers und anderer Bekannten, sogar an der des Hausmädchens, der „Jungfrau Martha"; und als diese der Auszehrung erlag, tröstet Wolfgang

die Seinigen und sich, man werde die Verstorbene „mit der Hülf Gottes in einem guten Stande finden." — Einen stehenden Gegenstand in diesen Briefen aus Italien bilden Menuette von Haydn (dem Salzburger), von denen er sich durch die Schwester immer wieder neue schicken läßt, weil er die knappe Form in Italien einführen zu können hofft, wo ein Menuett oft so lang sei wie eine ganze Symfonie. — Was man dagegen in Wolfgangs schriftlichen Eröffnungen vergeblich sucht, sind solche über die Eindrücke, welche Italiens klassische Denkmäler der Kunst und geschichtlichen Vergangenheit in seinem für alles Menschliche sonst so empfänglichen Herzen hervorgebracht. Auch vermißt man Aufschlüsse über sein persönliches Gefühlsverhältniß zu den sieghaften glänzenden Erfolgen seines Genius in diesem Lande, das weit und breit als Hochschule der Tonkunst und Tonkünstler anerkannt wurde. Ist es Bescheidenheit — ist es völlige Selbstlosigkeit und Unempfindlichkeit für Anregungen des Ehrgeizes solcher Art? — oder erklärt es sich aus jener wunderbaren Unabhängigkeit des Tongeistes vom menschlichen, persönlichen Selbstbewußtsein, daß der Jüngling Mozart genau ebenso wie das Knäblein Woferl die rauschenden Huldigungen kaum anders zu bemerken scheint, als wie einen vorüberbrausenden Sturm; daß er alle auszeichnenden Ehrenbezeugungen, die seinem Genie gelten, nur gewahr wird, wie etwa ein fernaufflammendes Wetterleuchten, Erscheinungen, über welche zu berichten er seinem Vater überläßt, als sei das vollkommen genug, oder als gehörten sie zu solchen übrigen Sorgen und Geschäften des Kunstreiselebens, wie die Vorbereitungen eines Concertes, das Einkassiren des Gewinnes, das Miethen eines Reisewagens, Bezahlen der Wirthsrechnung, Einpacken und dergleichen nothwendige Dinge, mit denen der Vater den Sohn nicht behelligte, weil der nichts davon verstand? — Gewiß ist, daß Wolfgangs Briefe keine Spur eingehender Schilderungen solcher Eindrücke enthalten. Und auch von den Schönheiten und Sehenswürdigkeiten Italiens scheint er wenig oder gar nicht berührt, wenigstens nicht tiefer erregt worden zu sein. Einmal bemerkt er, daß er verschiedene schöne Sachen gesehen, auch auf dem „mediterranischen Meere" gefahren sei; daß ihm Neapel recht wohl gefallen

habe; im übrigen aber macht das Land eine narkotische, einschläfernde Wirkung auf ihn. Nicht Rom und Neapel allein erscheinen ihm als „Schlafstädte“, sondern das ganze Land „Italien ist ein Schlafland. Es schläfert Einen immer.“ Auf der Reise fühlt er sich von Hitze und Staub „beständig impertinent sechirt.“ Seine „einzige Lustbarkeit“ ist, sich durch die Zeichensprache mit einem Taubstummen zu unterhalten, „den das kan ich aus der Perfection“, und „anstat seiner allerliebsten Schwester viel gute Biern und Pferschig und Melaunen“ zu essen. — Wenn er sich in späteren Jahren einmal nach dem „Schlaflande“ zurückwünschte, so mag er sich dazu bewogen gefühlt haben durch das aufgeschlossenere und bereitwilligere Verständniß, welches seine Musik in Italien fand. Dem Anschein nach hatte er sich vor dem Antritt der Reise von diesem gepriesenen Lande mehr Befriedigung versprochen, als dasselbe ihm unter den Eindrücken längeren Aufenthaltes gewährte. Schreibt er doch an seine „allerliebste Mama“ aus Wirgel, wo die erste Ruhepause um die Mitte des Dezembers 1769 gemacht wurde, „mein Herz ist völlig entzücket aus lauter Vergnügen, weil mir auf dieser Reise so lustig ist.“ Später verliert sich jede Andeutung solcher Reisestimmung. Und auf schnell eingetretene Enttäuschung scheint es hinzudeuten, wenn Wolfgangs erster Brief aus einer italienischen Stadt, nämlich aus Verona, die Bemerkung enthält: „jetzt hört der deutsche Tölpel auf und das wälsche Tölperl fängt an“.

Uebrigens kann man geneigt sein, Mozarts Gleichgültigkeit gegen die landschaftlichen und klimatischen Reize Italiens aus der Gefühlsweise zu erklären, die ihm als einem echtdeutschen Tonkünstler eigen war. Wirkte doch auch auf Mendelssohn und andere deutsche Musiker Italien in ganz ähnlicher Art, wie auf den jugendlichen Mozart. Doch was dessen Neigung zum Schlafen während des Aufenthaltes in Italien betrifft, so mag darauf der Umstand wohl erklärendes Licht werfen, daß er infolge körperlicher Entwicklungszustände die Singstimme zeitweise einbüßte und außerdem das Ermüdende raschen Wachsens sich damit verband.

Doch nicht allein meldete der Vater wiederholt sichtbare Fortschritte im körperlichen Wachsthum, die der Sohn machte; viel bemerkens-

werther war es noch, wie dieser immer rascher und völliger hineinwuchs in die Erkenntniß aller Ausdrucksformen und Mittel seiner schönen Kunst und in die Meisterschaft ihrer Beherrschung und zweckgemäßen Verwendung. Gewiß ist der Einfluß nicht zu unterschätzen, den Italiens eigenthümliches musikalisches Klima auf die Begünstigung solchen künstlerischen Wachsens des Tonmeisters geübt haben mag.

Unter allen gepflegten Künsten war in Italien vorzugsweise die Musik zur allgemeinsten Herrschaft und Verbreitung gelangt, und als Mozart das Land besuchte, behaupteten italienische Tonkunst und Tonkünstler hier wie auswärts noch ihre alten ungeschmälerten Vorrechte. — Bachs Bestrebungen blieben auf kleinere norddeutsche Kreise, Händels auf englischen Boden beschränkt. Die Anstrengungen, den Druck der allmächtigen italienischen Muse zu brechen, waren mit der Hamburgischen Oper gescheitert. Sie erlebte nur sechzig Jahre einer zweifelhaften Wirksamkeit. Joh. Adam Hiller, wie auch andere Deutsche und Franzosen vermochten mit ihren Versuchen nationaler Singspielgattungen gegen die Tyrannei der italienischen Opera buffa vorläufig wenig oder nichts auszurichten. Und Gluck hatte mit Orpheus und Alceste seinen siegreichen Feldzug wider die Opera seria kaum erst eröffnet. So behauptete die Musik Italiens zunächst noch unbestritten überall, besonders an allen Höfen und in allen Kirchen römischen Bekenntnisses ihre Oberherrlichkeit; kein Wunder deshalb, daß die deutschen Musiker in Schaaren nach Italien zogen, wo die fest ausgeprägten Formen einer hundertjährigen ehrwürdigen Kunstblüte auf allen Gebieten virtuosen Gesanges, Instrumentenspiels und Schaffens lehrhafte berühmte Pflanzstätten besaßen, wie die zahlreichen Conservatorien, die gelehrten Akademien zu Bologna, Verona u. a. O., die mustergültigen Leistungen der päpstlichen Kapelle, der gepriesenen Opernhäuser und mehr dergleichen. Noch glänzten an diesem musikalischen Firmament Sterne erster Größe, wie die Sänger Manzuoli und Farinelli; Autoritäten musikalischer Gelehrsamkeit wie Padre Martini und der gründlich gebildete Dilettant Marquis de Ligniville, Duca di Conca, Intendant der Hofmusik zu Florenz; berühmte Kapellmeister wie Sammartino und Majo; Compositori wie Jomelli und

viele Andere, unter denen ein Deutscher, der schon früher erwähnte J. Ad. Hasse, die ganz besondere Gunst der musikalischen Welt Italiens erworben hatte. Man nannte ihn il caro oder il divino Sassone, den theueren, göttlichen Sachsen. Hasse stammte aus Bergedorf bei Hamburg.

Mozart kam mit allen jenen berühmten Persönlichkeiten und den meisten Pflegeanstalten der Tonkunst in persönliche Beziehung. Aber wenn er sich den Besitz alles damaligen Könnens und Wissens, welches in Italien zur Anerkennung der Meisterschaft gehörte, auch rasch aneignete und seine Leistungen den mustergültigen Grundsätzen der von altersher feststehenden scharfumrissenen Schönheitsideale unterzuordnen nicht verschmähte, so übte er doch seinen kritischen Scharfblick daran und überzeugte sich, daß die organisirte Ueberwachung ruhmwürdiger Ueberlieferungen der freieren Entfaltung aller Kräfte eines aufstrebenden tiefer angelegten Genius ebenso hinderlich sei, als sie einer Erweiterung und Bereicherung der Kunstformen nur zur Hemmung gereichen könne. Hatte doch Wolfgang sogar schon Reformbedürfnisse empfunden, an deren Abhülfe er, wenn auch nur in der einseitigen Richtung auf die gedehnte Form des italienischen Menuetts, selbst zu arbeiten bemüht war, als er erst vierzehn Jahre zählte. — Seit Mozart den Tribut der italienischen Muse durch seine Huldigungen in ihrem eignen Lande dargebracht, verminderte sich die Anziehungskraft, die jenes Land nahezu zwei Jahrhunderte hindurch auf deutsche Musiker geübt hatte. So darf man mit Jahn „Mozarts Römerzug" aus gutem Grunde wohl als den letzten bezeichnen, der von belangreichen Tonkünstlern diesseits der Alpen unternommen wurde.

Leopold Mozart besuchte mit Wolfgang Italien dreimal in kurzen Zwischenräumen, welche in Salzburg zugebracht wurden. Die erste Reise währte von Anfang Dezember 1769 bis Ende März 1771. Sie gestaltete sich für den jungen Meister zum glänzendsten Triumphzug, dehnte sich aus bis Neapel und Capua und trug Gewinn genug ein, um auch den Vater zu befriedigen, seiner Vorliebe für die Erwerbung von Kupferstichen und kostspieligen anderweitigen Gegenständen der Erinnerung Vorschub zu leisten, Maskenfeste mitzumachen, für elegante

Garderobe zu sorgen und diese Sorge auch bis nach Salzburg hin zu erstrecken, wo seine Gattin die Weisung und Mittel von ihm empfing, bei der Wahl ihrer Roben nicht wollene, sondern nur die besten Stoffe einzukaufen. — Dabei aber verleugnete Leopold keineswegs seinen Sinn für gute Wirthschaft. Denn er berechnete es bei Anschaffung von Maskenanzügen zum Karneval (welche ihm wie Narretheidinge erschienen, obwohl er sich darüber freute, wie sie dem Wolfgang so allerliebst zu Gesicht ständen), man könne die Stoffe später recht wohl als Unterfutter und Besatz benutzen. Auch verschmähte Leopold es nicht, von der sich oft darbietenden Gastfreiheit der italienischen Freunde und Bewunderer mit Behagen den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Solche und ähnliche Erfahrungen wirkten sehr günstig auf die muntere Stimmung ein, welche sich in des Vaters Briefen gleichmäßig ausdrückt und sich zuweilen zu drolligen Einfällen zuspitzt. So z. B. entschuldigt er sich einmal wegen seiner säumigen Correspondenz mit den salzburgischen Freunden und tröstet dieselben mit folgenden spaßhaft holperigen Hexametern in klassischem Küchenlatein:

Kommabit aliquando Zeitus bequemus schreibendi!
Nunc kopffus meus semper vollus est multis Gedankibus!

Leopolds wichtigster und nächster Reisezweck richtete sich auf die Anknüpfung erfolgreicher Beziehungen zu einer hervorragenden italienischen Opernbühne. Es galt für Wolfgang die Scrittura — so hieß die schriftliche Vereinbarung — auf eine neue Oper zu erlangen. Das war nun freilich ein Wunsch, dessen Erfüllung auf sehr erhebliche Hindernisse stieß. Die Konkurrenz um solche ehrenvollen und gewinnbringenden Aufträge war sehr lebhaft. Die Italiener waren stolz auf die Weltherrschaft ihrer Oper und ihrer Compositori. Wolfgang aber war „nur ein Deutscher" und nun gar noch ein vierzehnjähriger Knabe! — Was galt den Italienern sein Ruhm! — Hatte derselbe doch vor dem alleinzuständigen Richterstuhl der großen gelehrten Akademien und Opernbühnen zu Bologna, Mailand, Verona, Rom, Neapel u. a. a. O. m. noch nicht die Probe bestanden! —

Aber Leopold Mozart ließ sich durch Schwierigkeiten so leicht nicht hemmen in der Durchführung seiner Entwürfe. Und es gelang ihm

endlich, die Impresa der Oper zu Mailand seinen Wünschen geneigt zu machen.

Die Erfolge, welche der Sohn in anderen Städten Italiens bereits erzielt, die einflußreichen Fürsprecher, die seine Leistungen ihm gewonnen hatten, fielen schon schwer genug ins Gewicht, um einen Versuch zu wagen. In Roveredo und Verona hatte sein Ruf als Orgelspieler eine so große Menschenmenge angelockt, daß dort handfeste Kerle, hier die Patres des Klosters ihm den Zugang zur Orgel nur mit Mühe zu bahnen vermochten. Eine hochansehnliche Persönlichkeit, Sign. Luggiati, General-Einnehmer zu Verona, der aus reiner Begeisterung den jungen Meister in Oel malen ließ, wurde sein treuer Freund. Bei ihm fanden die Reisenden gastliche Aufnahme, so oft sie Verona besuchten. Wolfgangs erstaunliche Concertleistungen gewannen ihm nicht nur die Herzen aller seiner Hörer, sondern bildeten auch den Gegenstand enthusiastisch geschriebener Zeitungsberichte aus Innspruck, Verona, Mantua und aus anderen Städten Italiens. — In Mailand gewannen die Mozarts einen allmächtigen und wohlgeneigten Beschützer in dem Generalgouverneur der Lombardei, dem Grafen Karl Josef von Firmian, mit dem Salzburgische Erinnerungen sie verknüpften. Graf Firmian gab nun dem bewunderten erzbischöflichen Concertmeister von vierzehn Jahren Gelegenheit, seine Beherrschung des theatralischen Stiles in einer glänzenden Soirée zu legitimiren, welche die vornehmsten Kenner und Freunde der Tonkunst Mailands zahlreich besuchten. Unter ihnen befand sich der Cardinal-Erzbischof und auch der Herzog mit der Prinzessin von Modena. Hier wurden drei Arien Wolfgangs nach Dichtungen von Metastasio vorgetragen. Sie beseitigten jedes Bedenken, bestärkten vielmehr die Ueberzeugung von der Fähigkeit ihres Verfassers, auch eine ganze Oper schreiben zu können. Graf Firmian schenkte dem Vielbewunderten eine werthvolle Tabatiere mit 20 Dukaten, wie auch eine Prachtausgabe der Werke Metastasios. Und die vereinigten Pächter des Regio ducal Teatro unterzeichneten die Scrittura, in der Wolfgang sich verpflichtete: gegen ein Honorar von 100 Gigliati (Dukaten) und freie Wohnung während der nächsten Stagione, für diese die erste Oper zu schreiben.

Mit der Scrittura machten sich nun Vater und Sohn sehr beglückt von Mailand auf den Weg, um die Zwischenzeit zum Durchstreifen des schönen italienischen Landes zu benutzen. Das Buch der Oper sollte ihnen nachgesandt werden. Die Recitative mußten bis October fertig sein. Im November hatte Wolfgang dann nach Mailand zurückzukehren, um hier die Oper zu vollenden, was nur in Gegenwart der Singenden möglich war. Am zweiten Weihnachtstage schon sollte die erste Aufführung dieser Oper stattfinden, von welcher im Januar desselben Jahres weder der künftige Verfasser noch sonst irgend ein Sterblicher auch nur den Titel kannte.

Zwei Motetten und eine Symfonie, welche außer den drei erwähnten Arien noch in Mailand entstanden waren, beweisen es, daß anregende neue Verkehrsverhältnisse, zerstreuende lustige Maskenfeste und sonstige fremde Eindrücke der mannigfaltigsten Art die wunderbare Schöpferkraft Wolfgangs völlig unberührt lassen mochten. Auch körperliche Anstrengung empfand derselbe nicht und schien mit seinen Empfindungen und Gedanken mehr in der Vergangenheit als in der bewegten Gegenwart zu leben, deren Kreise sich um seinen musikalischen Genius wie um ihren Mittelpunkt drehten. Unter einen nach Salzburg von Mailand datirten Brief des Vaters schreibt der muthwillige Sohn an seine Schwester:

„Wenn man die Sau nennt, so kömmt sie gerennt. Ich bin wohl auf, Gott Lob und Dank, und kann die Stunde kaum erwarten, eine Antwort zu sehen. Ich küsse der Mama die Hand, und meiner Schwester schicke ich ein Blattern — — — Bufferl, und bleibe der nämliche — — aber wer? — — der nämliche Hanswurst. Wolfgang in Deutschland, Amadeo in Italien."

Gezeichnet ist die Nachschrift „de Morzantini". — Auch der Vater bestätigt es, daß alle ungewöhnlichen Angriffe auf des Sohnes Gesundheit wirkungslos an ihm abprallen. „Wir sind aller Orten in der Hand Gottes" — tröstet sich Leopold und rühmt die außerordentliche Achtsamkeit, welche Wolfgang seiner Gesundheit noch niemals so aufmerksam als in diesem Lande zuwende. „Alles, was ihm nicht gut scheint, läßt er stehen, und er ißt manchen Tag gar wenig und befindet

sich fett und wohl auf und den ganzen Tag lustig und fröhlich." Aber „alle Posttage, wenn die deutschen Briefe aus der Heimat kamen, schmeckte ihm das Essen und Trinken viel besser", wie Wolfgang selbst nach Hause meldete.

Auch in mancher Nachtherberge ruhte dabei sein Schaffenstrieb nicht. Im Wirthshaus zu Lodi schrieb er Abends ein Quartett. Ein anderes entstand später unter ähnlichen Umständen, um ihm die lange Weile zu verkürzen. In Parma, wo er mit der wegen ihres unglaublichen Tonumfanges (vom kleinen g bis zum viergestrichenen c'''') berühmten Sängerin Lucrezia Agujari, la Bastardella genannt, zusammentraf, schrieb er die unerhört schwierigen, leicht und schön vorgetragenen Passagen nach, welche dieses Naturwunder von einer menschlichen Kehle vollkommen bestätigen. Längere Unterbrechungen der Reise, wie zu Bologna und Florenz, wußte man theils für Concertzwecke auszubeuten, theils auch dem Studium ernster und sehr künstlicher Satzformen zu widmen. Solche Studien wurden zu Bologna von einer Autorität wie Padre Martini, das Orakel musikalischer Gelehrsamkeit, und zu Florenz von dem Marquis von Ligniville, einem Contrapunktisten, der mit Martini um die Palme des Ruhmes streiten konnte, lebhaft angeregt und von beiden Gelehrten persönlich geleitet. Eine Anzahl noch vorhandener sehr gelehrter Proben dermaligen Fleißes zeigen die Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher Wolfgang sich auch die verwickeltsten Künsteleien schnell aneignete, und sie mit einer musikalischen Lebensfülle zu durchwärmen wußte, daß man die freudige Ueberraschung und das Erstaunen begreift selbst von seiten so strenger und mit ihren Lobesspenden kargender Kunstrichter, als welche die vorerwähnten beiden Contrapunktisten in und außerhalb Italiens gekannt, geschätzt und gelegentlich auch gefürchtet waren. Eine Empfehlung des Franziskaners Giambattista Martini pflegte wirksamer zu sein, als jede andere Auszeichnung. Und da Leopold sich mit Erfolg um eine solche bewarb, nachdem sein Sohn bereits mit den ehrenvollsten Auszeichnungen überhäuft war, so geht aus dieser Thatsache klar genug hervor, welch' schweres Gewicht einem geschriebenen Wort des Padre Martini beigemessen wurde.

Derselbe lernte Wolfgangs übernatürliche Leistungsfähigkeit in einer sogenannten Akademie zuerst bewundern, die der Feldmarschall Graf Pallavicini veranstaltet hatte. Vonseiten dieses vornehmen Beschützers fanden die Reisenden eine Aufnahme, deren freundliche Formen diejenige fast noch übertraf, welche Graf Firmians Wohlwollen ihnen zu Mailand bereitet hatte.

In Florenz, wo Wolfgang bei Hofe spielte, begegnete er seinem Freunde aus der Zeit des Aufenthaltes zu London, dem vielgepriesenen Sänger Manzuoli. Er erfuhr von diesem, daß die Mailänder Bühnenleitung mit ihm unterhandele wegen seiner Uebernahme einer Partie in Wolfgangs noch ungeborener Oper. — Mit einem Altersgenossen, einem hochbegabten Schüler des Violinisten Nardini, verband ihn für die Zeit seines Verweilens zu Florenz die herzlichste Freundschaft und beiderseitige Freude an der künstlerischen Leistung. Eifrig musizirten sie zusammen nicht wie Knaben, sondern wie ernste reife Männer. Ihr Verkehr war für sie, wie für ihre Umgebung mit schwelgerischen Stunden reinsten Kunstgenusses reich gesegnet. — Der junge Geiger, dessen frühen Tod man allgemein beklagte, war der Sohn eines englischen Komponisten und hieß Thomas Linsley. Mit Thränen trennte Wolfgang sich von ihm und bewahrte seitdem ein Sonett, das Tommasino, wie man jenen nannte, für seinen scheidenden Freund von der Dichterin Corilla zum Andenken hatte verfassen lassen. — Auch Leopold trennte sich ungern von Florenz, dieser ehrwürdigen und schönen Stadt, zu deren Preis er an seine Gattin schrieb: „Hier sollte man leben und sterben.“ —

Wenn die Reisenden aber noch zur musikalischen Feier der Charwoche in der Sixtinischen Kapelle zu Rom rechtzeitig dort eintreffen wollten, galt es, die Abreise von Florenz zu beschleunigen. Unter Blitz und Donner erreichten sie ihr Ziel kaum früh genug, um das berühmte, am Mittwoch und Freitag der Charwoche gesungene Miserere von Domenico Allegri noch zu hören. Seinen Ruhm erwarb sich dieses Werk durch die magische Wirkung, welche es in Verbindung mit den sinnbetäubenden Düften des Weihrauches, mit dem heiligen Ort, mit der höchst feierlichen Ausstattung der rituellen Ceremonie und vorzugs-

weise wegen der meisterlichen Vortragsweise seitens der päpstlichen Kapelle hervorzubringen pflegte. Vielleicht trug auch zur Verbreitung seines gepriesenen Rufes die eifersüchtige Marotte bei, welche Jeden mit der Excommunication und kirchlichen Censur bedrohte, der das Notenmaterial nach außen hin zu verbreiten sich unterfing. Das Verbot reizte die Begehrlichkeit manches Musikers auf, die Partitur eines so hochgeschätzten Tonwerkes sich anzueignen. Auch Leopold hegte solchen Wunsch. Aber nicht Jedem, der sich schon damals und später das Miserere zu verschaffen wußte, war dieser Wunsch auf eine so unerhörte Art erfüllt worden, als wie dem salzburgischen Kapellmeister. Am Mittag desselben Tages war derselbe mit seinem Sohne nach anstrengender Reise zu Rom angelangt, an welchem Abends die erste Aufführung stattfand. Aber die körperlichen Folgen der kaum überstandenen Strapatzen fochten auch in diesem Falle den Congenius des Knaben so wenig an, daß dessen Unabhängigkeit von der leiblichen Substanz sich wie bis dahin noch nie auf eine gleiche wunderbare Weise zu offenbaren vermochte.

Das Miserere ist ein Wechselgesang zwischen zwei Chören. Der erste fünfstimmige wechselt mit einem zweiten zu vier Stimmen. Beide werden oft in verwickelten künstlichen Satzformen vorgetragen. Der Schlußchor baut sich auf in polyphonischer Vereinigung aller neun Stimmen, die zu verfolgen außerordentlich schwierig ist. — Auf seines Vaters Wunsch, das Werk zu besitzen, hatte Wolfgang dasselbe nun sogleich nach einmaligem Anhören so klar und vollständig aufgefaßt, daß er sich fähig zeigte, es aus dem Gedächtniß zu Hause schriftlich zu reproduciren mit allen Einzelnheiten des Satzbaues, der Stimmenführung und der Unterlage des lateinischen Textes. Am übernächsten Tage, dem Charfreitage, bot die zweite Aufführung desselben Werkes die Gelegenheit dar, ihn durch Vergleichung seines Manuscripts zu überzeugen, daß sein Gedächtniß nur in unwesentlichen Einzelnheiten ihn getäuscht habe. — Eine andere Bestätigung beseitigte jeden Zweifel vollends, dem diese Wunderthat etwa noch begegnete. Dieselbe wurde bald ruchbar und man verlangte die Partitur Wolfgangs zu sehen. Derselbe spielte sie am Klavier in einer Gesellschaft fähiger Kunst-

richter, unter denen sich auch ein Sänger der päpstlichen Kapelle befand, welcher das Miserere als Mitwirkender genau kannte. Und auch dieser bestätigte voll ungeheuchelten Erstaunens die vollkommene Uebereinstimmung des Plagiates mit dem Original. —

Indessen blieb der „fromme Diebstahl" ohne üble Folgen vonseiten angedrohter Kirchenbußen. Wie derselbe an höchster Stelle aufgefaßt worden war, sollten die Reisenden zu ihrer nicht geringen Ueberraschung erfahren, als sie von Neapel nach Rom mit reicher Ernte an neuen Ruhmeskränzen Ende Juni zurückkehrten. Am 8. Juli schon wurden sie zu einer Audienz beim Papst befohlen. Tags zuvor verlieh Seine Heiligkeit dem bewunderten jungen Meister der Töne den Orden vom goldenen Sporn, ein gelbemaillirtes in Gold gefaßtes Kreuz, am ponceaufarbenen Bande um den Hals zu tragen. Wolfgang wurde durch dieses Kleinod zum Range eines päpstlichen Kammerherrn erhoben, hatte als solcher freien Zutritt zum päpstlichen Palast und konnte sich des Titels eines Comes Palatinus Romanus (römischen Pfalzgrafen) bedienen.

Ein solcher vornehmer Orden bedeutete dazumal mehr als hundert Jahre später. Leopolds väterlicher Stolz hatte es schon mit stiller Genugthuung bemerkt, daß man seinen eleganten Sohn (in apfelgrünem, rosenfarbig gefütterten, silberbesetzten Kleide, wie er in Neapel mit seinem Vater in herrschaftlicher Equipage — zwei Fackeln tragende Lakaien auf dem Wagentritt, den Schaufahrten des Adels auf der strada nuova und am Molo sich anzuschließen pflegte) für einen Cavalier oder Prinzen in Begleitung seines Hofmeisters hielt. Die Ordensverleihung erfüllte nun jene prophetische Huldigung. Und dem Vater lachte jedesmal vor Vergnügen das Herz, wenn er seinen Sohn respektvoll als Signor Cavaliere anreden hörte.

Wie groß des Vaters Freude war, erhellt auch daraus, daß er sogleich an demselben Tage, an welchem der Cardinal Graf Pallavicini, ein Bruder des erwähnten Feldmarschalls zu Bologna, das päpstliche Diplom mit dem großen Insiegel und den Insignien des Ordens überreichte, die unerhörte Neuigkeit nach der Heimat meldete. Auch diesem Schreiben fügte Wolfgang einige Sätze an seine cara sorella (C.S.M.)

bei. Dieselben kennzeichnen treffend seinen von persönlichem eitlen Ehrgeiz durchaus unbefangenen Sinn. Sie lauten so:

„Ich habe mich recht verwundert, daß du so schön componiren kannst. Mit einem Worte, das Lied ist schön. Probire öfter Etwas. Schicke bald die anderen sechs Menuetten von Haydn. Mlle j'ai l'honneur d'être Votre très humble serviteur et frère Chevalier de Mozart. — Addio."

Die Freude über die Entdeckung eines neuen Talentes seines geliebten Nanderl und das Verlangen nach neuen Menuetten bewegte ihn mehr, als die neuen Würden, deren er mit der glatten Sprache des Hofes von Versailles in einer Anwandlung von Selbstironie nur beiläufig gedachte, obwol er noch unter dem frischesten Eindruck der ehrenvollen Auszeichnung schrieb. Nur wenn der Vater es wünschte, legte Wolfgang seine Dekoration an und bediente er sich seines Cavalier-Titels. Sobald er von des Vaters direktem Einfluß frei geworden, scheint er sich kaum noch dieser und anderer diplomatischen Vorzüge erinnert zu haben.

Einen nicht minder hohen Rang, als der Orden ihm in der Gesellschaft verlieh, erlangte er zu Bologna in der musikalischen Welt durch Aufnahme in die Zahl geprüfter Compositori der berühmtesten aller italienischen philharmonischen Akademien. Der mehrerwähnte Franziskaner Padre Martini, die hervorragendste Autorität dieser ehrwürdigen Akademie, trat durch jenen feierlichen Akt mit dem nunmehrigen „Magister" der Musik von vierzehn Jahren in das kollegialische Verhältniß eines „Coacademicus". Die seit 1666 bestehende philharmonische Akademie genoß höchst einflußreiche, vom Papst bestätigte Vorrechte, unter denen die Oberaufsicht über die Kirchenmusik der römischen Kirche, maßgebende Mitwirkung bei Anstellung von Kapellmeistern und dergleichen mehr den Machtbereich der Gesellschaft zu einem sehr ausgedehnten machten. Nach den Statuten sollten nur ausgezeichnete Talente aufgenommen werden, die das zwanzigste Lebensjahr vollendet hätten. Auch konnte nur den ersten Grad eines Magisters erlangen, wer zwei anderen Klassen als cantor beziehungsweise als suonator (Instrumentist) je ein Jahr lang angehört hatte.

Wolfgangs wunderwürdiger Genius, eine solche ausnahmsweise Erscheinung, veranlaßte die Akademie, diesen Fall auch als Ausnahme von der Ordensregel auszuzeichnen. Die vorschriftgemäße Prüfung aber durfte nicht erlassen werden. Sie bestand in einer Klausurarbeit. Nach den Gesetzen gebundenen Stiles der sogenannten gregorianischen Kirchentöne mußte Kandidat über einer, dem kirchlich-kanonischen Antiphonar entnommenen Baßstimme (Cantus firmus) drei imitirende Oberstimmen mit gutem sangbaren Fluß frei erfinden, eine Arbeit, welche gewöhnlich einen Zeitaufwand von drei bis vier Stunden erforderte. Wolfgang lösete in einer „starken halben Stunde" die fremdartige und darum desto schwierigere Aufgabe so bewundernswürdig, daß nach ihrer Prüfung von seiten „aller Censoren, Kapellmeister und Komponisten" das Ballotement lauter weiße Kugeln, das heißt, einstimmige Anerkennung der Tadellosigkeit des Geleisteten ergab. Nach Feststellung der Abstimmung begrüßten die würdigen Magister den Geprüften mit Händeklatschen und Glückwünschen, nachdem der Vorsitzende („Princeps Accademiae") ihm namens der Gesellschaft seine Aufnahme in dieselbe eröffnet hatte. Nach abgestattetem Danke war die Ceremonie beendet. Und der römische Pfalzgraf und Kammerherr, Signor Cavaliere, welcher jetzt als jüngster der hochweisen Maestri Compositori das Prüfungslokal verließ, belustigte sich danach wieder mit dem unterhaltenden Boccia-Spiel, das er auch seinen „soisburgarischen" Genossen beizubringen versprochen hatte; oder er versuchte sich in der Reitkunst auf dem Rücken eines störrigen Esels, „die er doch auch probiren wollte, weil das in Italien so Gebrauch sei", oder ergötzte sich über die vergeblichen Bemühungen von sieben Frauenzimmern, ihm die „Attacca" zu geben, will sagen, ihn mit der Kehrseite seines Leibes auf den Erdboden zu prellen.

Im Uebrigen lebte Signor mit seinem väterlichen Hofmeister in der Nähe der Stadt Bologna auf einem Landgute des Feldmarschalls Grafen Pallavicini wie ein Prinz aus Scheherezadens Märchen. Behaglich kühle, aufs eleganteste eingerichtete Zimmer, Bedienten, Läufer, Equipage — was sich das Herz nur wünschen mochte, Alles stand hier aufs bequemste zur Verfügung. Der junge Sohn des Grafen, Wolfgangs

Altersgenosse — auch schon Kammerherr wie dieser, befriedigte das Freundschaftsbedürfniß. Dazu gab es willkommene Muße zum musiziren und ganze vier Symfonien, eine Motette und sechs Arien, die hier entstanden, liefern glänzende Proben von dem Fleiß, mit welchem die ländliche Zurückgezogenheit ausgenutzt wurde. Die Veranlassung zu dieser gab eine Fußverletzung und nachfolgende Gesundheitsstörung, die Vater Leopold sich durch das Ungeschick eines Postillons auf der Reise zugezogen. Während dieser Mußezeit traf endlich auch das langerwartete Opernbuch aus Mailand ein. Man schrieb bereits den 27. Juli 1770 und laut der Scrittura sollte die erste Aufführung, wie erwähnt, schon am 26. Dezember desselben Jahres stattfinden. Die Dichtung von Vittorio Amadeo Cigna-Santi betitelte sich „Mitridate, Re di Ponto, opera seria in tre Atti".

Eine Vorliebe für solche Stoffe aus der Geschichte und Sagenwelt des klassischen Alterthums hatte sich seit den ersten Anfängen der Oper erhalten, die hervorgegangen aus dem Versuch einer Wiederherstellung der griechischen Tragödie mit Chören, sich zu der nachmaligen Kunstgattung entfalteten. — Mithridat gehörte zu solchen beliebten dichterischen Vorwürfen. Und die Dichtung, welche Wolfgang nun endlich in Händen hatte, war mit einer Musik von Gasparini 1767 bereits in Turin aufgeführt worden.

Kurze Zeit nur war dem jungen Maestro zur Vollendung seiner musikalischen Arbeit gegönnt. Aber das machte ihm keine Sorge. Denn länger als acht Wochen schon hatte er sein Libretto bereits in Händen, bevor er auch nur eine einzige Note zu Papier brachte. Erst am 29. September begann er, die Recitative zu entwerfen; und als er mit seinem Vater am 18. October in Mailand wieder eintraf, waren selbst diese noch nicht fertig. Hier aber mußte er so eifrig schreiben, daß er in seinen Briefen häufig über Fingerschmerzen klagte. An die Ausarbeitung der Arien und eines wirksamen Duetts konnte er erst nach Ankunft der Sänger gehen. Und diese verzögerte sich infolge mehrfacher nothwendig gewordener Aenderungen in der Besetzung der Solopartieen. Zu Wolfgangs Bedauern konnte auch sein Freund Manzuoli nicht kommen, und Santorini, dessen Ersatzmann, traf erst am 1. Dezem-

der in Mailand ein. Diesen Primouomo, der die Titelrolle zu übernehmen hatte, kannte Wolfgang nicht, konnte deshalb auch nicht an die Arien gehen, die jener zu singen hatte, bevor er seine Eigenschaften studirt. Fügte er sich nicht geschmeidig den Launen der Solisten, so mußte er darauf gefaßt sein, seine Musik geflissentlich verunglimpft zu sehen. Die „Virtuosen-Canaille“ terrorisirte damals jeden Opernkomponisten, zumal einen so jungen und obendrein einen deutschen, dem man nichts weniger zutraute, als daß er das in Italien beliebte chiaro ed oscuro (Helldunkel) des musikalischen Ausdruckes treffen werde. Auch der Neid und allerlei Ränke drängten sich bei diesem Unternehmen wieder lästig genug hervor. Allein von den Singenden ließ sich nur ein einziger, er hieß Guglielmo d'Ettore, zu Umtrieben tückischer Art verleiten. Alle übrigen äußerten die tröstlichste Zufriedenheit mit ihren Aufgaben. Und Leopolds gewitzigte Erfahrung und Zähigkeit verstand jede Beunruhigung seinem Sohne fern zu halten.

Dieser hatte sein festes Vertrauen auf Gottes Hülfe bei der wichtigen Arbeit gesetzt und regte wiederholt Mutter und Schwester zur Fürbitte an, daß die Oper gelingen und man nachher „in Salzburg wieder glücklich vereinigt werden möge“. Eine gehaltene ernste Stimmung, die ihm sonst fremd war, begleitete ihn während der Zeit seines Arbeitens an der Oper. Den Vater beunruhigte diese Erfahrung. Er schonte und stärkte die Kräfte Wolfgangs so viel er vermochte, und suchte ihn auch durch bestellte muntere und spaßhafte Briefe seiner heimischen Freunde zu erheitern.

Wirksamer konnte das nun freilich wol nicht geschehen, als durch einen über alles Erwarten glänzenden Erfolg, den die erste Oper Wolfgangs davon trug. Das Applaudiren, die Rufe evviva il Maestro! — evviva il Maestrinò! nahmen während der sechsstündigen Dauer des Abends kein Ende; und gegen die Gewohnheit, nach welcher die erste Oper der Stagione ohne weitere Auszeichnungen zu verlaufen pflegte, mußte die erste Sängerin sogar eine Bravur-Arie wiederholen. In den folgenden Aufführungen, deren drei unter des Maestrino persönlicher Leitung und nahezu noch zwanzig andere stattfanden, vermehrte sich das Verlangen gewisse Tonsätze wiederholt zu hören. Welche

6*

Genugthuung für Leopold Mozart, seinen geliebten Sohn an der Spitze eines Orchesters von sechzig professori (darunter 28 Violinisten, je 6 Bassisten, Violoncellisten und Bratschisten, 4 Hornisten u. s. w.), den Taktstab schwingen zu sehen in einem der berühmtesten Opernhäuser damaliger Zeit. Die Folgen dieses Gelingens, das Wolfgang so eifrig erbetet hatte, waren nicht minder erfreulich. Da man ihn von verschiedenen Seiten (Neapel, Rom und Bologna) schon vor der Aufführung für Uebernahme neuer Opernarbeiten zu gewinnen bemüht gewesen war, beeilte sich umsomehr die Impresa zu Mailand, einen neuen Kontrakt für die erste Oper im Karneval 1773 mit ihm abzuschließen. Das Honorar wurde auf den gesteigerten Betrag von 130 Gigliati vereinbart, und Wolfgang unterzeichnete. Venedig, welches später mit Mailand konkurrirte, mußte zurückstehen.

Eine weitere Wirkung des Erfolges drückte sich aus in der Begeisterung, die dem gefeierten Signor Cavaliere allgemein entgegenjauchzte. Man erfand für ihn einen neuen Ehrentitel, nannte ihn bald allerorten den „Cavaliere Filarmonico", und die philharmonische Akademie zu Verona glaubte sich die Ehre nicht versagen zu dürfen, dem Cavaliere Filarmonico das Diplom eines Mitgliedes ihrer Kapellmeister anzutragen. —

In verschiedenartiger Weise wurde nach so vielen befriedigenden und schmeichelhaften Erlebnissen der Aufenthalt in Italien noch über zwei Monate lang seit Aufführung des „Mithridat" vom Vater und Sohn ausgekostet. Leopold sonnte sich im Glanz der Huldigungen, von welchem Wolfgang umstrahlt war, und genoß in vollen Zügen was Kunst und Natur aus reichem Füllhorn über ihn ausschütten mochte. Wolfgang unterhielt sich mit seiner Musik, mit Karnevalsscherzen und lud sich gelegentlich bei Frau d'Aste zu Sauerkraut mit Leberknödeln ein. Ausflüge nach Turin und Venedig brachten mancherlei Anregungen und Wechsel. So kam der 12. März heran, da die Rückreise nach der Heimath über Padua, Vicenza und Verona endlich angetreten wurde. Der Aufenthalt zu Verona im Hause des Freundes Luggiati bot erwünschte Gelegenheit zur persönlichen Abstattung des

Dankes bei der Accademia Filarmonica für die Auszeichnung, welche Wolfgang zum Mitglied und Maestro derselben gemacht hatte.

In Salzburg, welches sie am 28. März 1771 erreichten, wurden die Reisenden von Mutter und Tochter jubelnd begrüßt. Wie viel Grund zur herzlichen Freude gab der überschwängliche Segen, der die seit fünfviertel Jahren Getrennten glücklich wieder vereinigte! Wolfgang war nicht allein an künstlerischer Reife und an Weltruf gewachsen, sondern erfreute seine Umgebung auch durch seine Erscheinung, die größer, voller und ansehnlicher sich inzwischen entwickelt hatte. Bei der ihm eigenen Vorliebe sich sorgfältig zu kleiden, stellte der Ritter vom goldnen Sporn nunmehr eine elegante Figur dar, auf welche Mutter und Schwester, wie auch die zahlreichen Freundinnen, denen er oft seine Grüße gesandt, mit behaglichem Wohlgefallen ihre Blicke ruhen lassen mochten. Die Zahl der Freundinnen, mit denen er gern scherzte und tändelte, nahm stetig zu. Bald war es die Annamindl, bald die Nadernannerl, bald gar „alle Thereseln", an welche er von Italien aus Aufträge und Grüße bestellen ließ.

In dem Herzen des nunmehr sechszehnjährigen Jünglings vertiefte sich die Freude am Verkehr mit munteren Gespielinnen jetzt zu bewußteren Regungen eines schwärmerischen Liebesgefühls, dem jede umschränktere Form selbstsüchtiger Genugthuung und Begehrlichkeit indessen völlig fremd blieb. Denn der Gegenstand seiner ersten abstrakten Zuneigung war eine bereits verlobte Braut, mehrere Jahre älter als Wolfgang, der sie liebend anschwärmte wie ein leuchtendes Gestirn am heiteren Nachthimmel, obwol er wußte, daß der Tag ihrer Vermählung schon in nicht zu ferner Zeit feststand. Für sein lebhaftes Gefühl lag aber im Entsagen nicht das geringste Hinderniß und ebenso wenig vermochte es seine fröhliche Laune zu weichlicher Sentimentalität herabzustimmen.

Dem schwelgerischen Minnespiel und anderen liebgewohnten Freuden der Heimat wurden jedoch schon bald nach erfolgter Rückkehr wieder Grenzen gezogen durch die ehrenvollste Aussicht auf eine zweite Reise nach Italien. Im Oktober des laufenden Jahres beabsichtigte Erzherzog Ferdinand seine Vermählung mit der Tochter des Erbprinzen

von Modena zu Mailand festlich zu feiern. Zwei dramatische Tonwerke, eine Oper und eine sogenannte Serenata, sollten an ihrem Theil das Hochzeitsfest jenes fürstlichen Paares verherrlichen helfen. Maria Theresia, die Mutter des hohen Verlobten, offenbarte beim Entwurf des Festprogramms einen Zug ihres sinnigen Gemüts, da sie bestimmte, daß unter den namhaften lebenden Consetzern der älteste die Oper, der jüngste die Serenata schreiben sollte. So mußte die Wahl auf Josef Adolf Hasse einerseits und auf Wolfgang Amadeus Mozart andrerseits fallen. Schon von Verona aus hatte Leopold eine Privatmittheilung erhalten, die dem Namen seines Sohnes „unsterbliche Ehre" verhieß; die gespannte Erwartung lösete nun der schmeichelhafte Auftrag seitens der huldvollen Kaiserin.

Einige neue Arbeiten, eine Litanei, ein Regina coeli und eine Symfonie, die Wolfgang in seiner Eigenschaft als erzbischöflicher Concertmeister leistete, bezeugen seinen rastlosen Fleiß, der auch in diesen Sommertagen erquicklicher Erfrischung nicht nachließ.

Schon am 21. August befanden Vater und Sohn sich wieder zu Mailand, um hier bis Mitte Dezember 1771 zu verweilen. Aus der Wohnung, die ihnen kostenfrei überwiesen, schrieb Wolfgang sogleich schon am 24. August an seine

„Allerliebste Schwester! Wir haben auf der Reise vielle Hize ausgestanden, und der Staub hat uns beständig impertinent sechirt, daß wir gewiß ersticket und verschmachtet wären, wen wir nicht gescheid gewesen wären."

Nun klagt er über die dürre Hitze und fährt dann fort:

„Was Du mir versprochen hast (Du weist schon was . . . . . o Du Lieb Du!) halte gewis, ich bitte Dich, ich werde Dir gewis verbunden seyn. Die Prinzessin hatte neulich das geschäftige Thaterl . . . . Sonst' weis ich nichts Neues. Schreibe Du mir was Neues. Meine Complimente an alle gute Freund und Freundinen und Meinen Handkus an die Mama. Jezt blas ich just vor Hitz! — nun reiß ich das Leibel auf. Addio. Lebe wohl.

Wolfgang.

Oben unser ist ein Violinist, unter unser auch einer, neben unser

ein Singmeister, der Lection gibt, in dem lezten Zimmer gegen unser ist ein Hautboist. Das ist lustig zum Componiren! giebt einem viell Gedancken."

Vorläufig fand er indessen keine Verwendung für seine vielen Gedanken. Denn das Textbuch der Serenata traf erst gegen Ende des August aus Wien ein, wo es der Kaiserin zur Prüfung inzwischen vorgelegen hatte. Und als der Maestro es jetzt mit seinem Vater der Kritik unterzogen, erhielt der Librettist noch wieder Arbeit. Dieser, Giuseppe Parini, ein in Mailand lebender berühmter Dichter, vollendete seine Arbeit früh genug, um der Thatenlust Wolfgangs schon von den ersten Tagen des Septembers an Raum zu geben. Ascanio in Albo hieß die Serenata. Sie entwickelte in zwei Aufzügen, geschmückt mit Chören und Tänzen, eine Handlung im Geschmack der beliebten Schäferspiele mit Allegorien, die sich auf die fürstliche Vermählungsfeier sinnig bezogen. Von neueren lyrischen Festopern unterschied sich demnach die dramatische Serenata nicht wesentlich. Und mit der Ausarbeitung und Niederschrift eines solchen Werkes wurde Wolfgang in zwölf Tagen fertig! — Den Solisten, unter welchen sich dieses Mal auch der alte Freund Manzuoli befand, gefielen ihre Partieen so wohl, daß sie auf die Wirkung des Werkes im Ganzen begieriger warteten, als Vater Mozart selbst, der ihr sein volles Vertrauen schenken zu dürfen sich bewußt war. Und solches gute Zutrauen täuschte ihn nicht. Die Aufführung der Serenata, welche am dritten Tage der Festlichkeiten, den 17. Oktober stattfand, erzielte einen so glänzenden Erfolg, daß sie Hasses Oper (Ruggiero von Metastasio) in Schatten stellte. Stürmischer Beifall seitens der hohen Herrschaften und des Publikums, ein angemessener Honorarbetrag und von der Kaiserin eine mit ihrem Bildniß geschmückte goldene, diamantenbesetzte Uhr belohnten Wolfgangs Arbeit dieses Mal reichlicher, als sein Vater es gehofft hatte. Hasse, der ohne Neid den Triumph seines jugendlichen Gegners ansah, äußerte die prophetische Meinung, dieser Jüngling werde alle seine berühmten Fachgenossen vergessen machen, und freute sich, einem solchen Meister der Töne seinen Ruhm gleichsam abtreten zu dürfen. Auch im Uebrigen hatte bei diesem Anlaß Neid und Abgunst sich nirgendwie

hervorgewagt, ein Beweis der unbedingten allgemeinen Hochachtung, die Wolfgangs Meisterschaft in Italien bereits genoß.

Kaum war die Festoper beendet, als der gefeierte Maestro infolge von Aufträgen schon wieder am Schreibtisch niedersitzen mußte, um eine neue Symfonie und ein Divertimento zu schaffen. Häufig klagte er in seinen Briefen über lahme Finger.

Die lebensgefährliche Erkrankung des verehrten Landesvaters, Erzbischofes Siegismund, mahnte zur Heimkehr. Fast gleichzeitig mit seinem Hintritt trafen die Reisenden in Salzburg am 15. Dezember 1771 ein. Des Erzbischofs Tod erfolgte am 16. Dezember.

Wolfgang, der in Italien abermals von Schläfrigkeit angefochten gewesen, erlag bald nach der Rückkehr den Folgen der ausgestandenen körperlichen und geistigen Anstrengungen. Doch verlief seine nicht unbedenkliche Krankheit so schnell und glücklich, daß er zu Ende des Dezembers eine neue Symfonie unbehindert zu schreiben sich schon wieder fähig zeigte. In seinem noch nicht vollendeten sechszehnten Lebensjahre konnte Mozart auf eine schöpferische Thätigkeit bereits zurückblicken, deren Ergebniß genügen würde, ein langes künstlerisches Leben auszufüllen. Die erwähnte Symfonie wird in der Gesamtzahl seiner Arbeiten als 114. Werk bezeichnet! (Köchels Verz.)

Doch erhöhte sich diese Ziffer unaufhaltsam durch neue Resultate einer erstaunlichen Arbeitsamkeit. Besonders reich gesegnet zeigte sich diese im Jahre 1772. Der folgende Ueberblick über die bekannten, größtentheils noch vorhandenen Werke, welcher obendrein kaum erschöpfend umfassen dürfte, was in diesem einen Jahre alles von Mozart geleistet worden, wird einen Begriff geben von seiner unermüdlichen Produktionskraft. Im Februar entstand abermals eine neue Symfonie; im März eine Litanei de Venerabili, eine Arbeit von hervorragender Bedeutung; im April eine Oper Il sogno di Scipione von Metastasio mit einer sogenannten Licenz zur Feier der Inthronisirung des Nachfolgers des verstorbenen Erzbischofs, eines Grafen von Colloredo, Hieronymus Josef Franz de Paula; diese allegorische Oper (azione teatrale), früher schon einmal mit Musik von Predieri bei einer anderen Veranlassung aufgeführt, ging zu Anfang Mai in Scene. Und

noch in demselben Monat bewies der erzbischöfliche Concertmeister seinem gestrengen', die Kunst nicht eben hochschätzenden neuen Landesherrn löblichen Diensteifer durch drei Symfonien und ein Regina coeli für die Kirche. Dann schrieb er im Juni ein großes Divertimento; ferner in den beiden folgenden Monaten nochmals drei ganze Symfonien. Drei Qartette oder Divertimenti, die demselben Jahre (1772) angehören, mögen im September entstanden sein. Noch ist hieher zu zählen das Oratorium La Betulia liberata (die Geschichte von Judith und Holofernes), welches 1772 zu Padua aufgeführt worden. Auch skizzirte er schon in Salzburg die Recitative zu der Oper „Lucio Silla" des Giovanni da Gamera, die er zur Eröffnung der Stagione für Mailand in Musik zu setzen durch Vertrag verbunden war.

Am 24. Oktober reisete er mit seinem Vater nach Mailand ab und entwarf unterweges — zur Verkürzung der langen Weile, welche das „traurige Botzen" ihm verursachte, in aller Eile noch ein „Quattro". — Nach Aufführung der Oper Lucio Silla verfaßte der fleißige gefeierte Maestro endlich noch eine Motette Exultate für Rauzzini, einen berühmten Sänger, der in der Oper eine Hauptpartie sang. L. von Köchels Verzeichniß*) beziffert diese Motette als Mozarts 165. Werk. In Summa ergibt vorstehender Ueberblick 19 Werke, darunter 7 Symfonien, 4 Divertimenti, 1 Oratorium und 2 Opern! — Und das Alles entstand innerhalb eines Zeitraumes von elf Monaten (Februar bis Dezember), von einer weitläufigen, zerstreuenden Reise nach Italien obendrein theilweise zerstückt. —

Hinsichtlich ihres künstlerischen Werthes steht die Huldigungsoper „der Traum des Scipio", die Licenz, welche vorschriftsgemäß zur Lobpreisung des neuen Landesherrn bestimmt war und mehrere der nachfolgenden Werke, die einen amtlichen Charakter zu verrathen scheinen, auffallend zurück hinter der quellenden Fülle und Frische der Meisterschaft, die sich in früheren und den späteren Leistungen des Jünglings so wundervoll zur Erscheinung zu bringen pflegte. Alsbald knüpfte schon der Argwohn an jene weniger gelungenen Werke seine

*) Chronologisch-thematisches Verzeichniß sämtlicher Tonwerke W. A. Mozarts Leipzig 1862.

kritischen allgemeinen Zweifel an. Man ersehe daraus, daß so frühzeitige Talente wohl ungewöhnliches, keineswegs aber durchgehends vorzügliches zu Stande bringen könnten — u. dgl. m. In Wahrheit aber verhielt die Sache sich anders. Jene dienstlichen Arbeiten drücken sehr deutlich die weitverbreitete Mißstimmung aus, die sich in der Hofkapelle wie in ausgedehnten Kreisen der Bevölkerung Salzburgs gegen die Persönlichkeit des Erzbischofs Hieronymus und gegen seine Wahl zum Nachfolger des kunstliebenden, leutseligen Siegismund der Gemüter bemächtigt hatte und verschiedene Personen, die in der Sphäre der Hofluft zu leben gewohnt, dergestalt übermannte, daß sie dem Irrsinn zum Opfer fielen. Wie weit die zeitweise Ungunst der klimatischen Verhältnisse Salzburgs ihre Einflüsse darauf geltend gemacht habe, läßt sich nicht erkennen. Aber schon im Herbst des Vorjahres kamen Erkrankungsfälle ähnlicher Art vor. Und damals schrieb Wolfgang aus Mailand am 21. September 1771:

„Ich habe keinen Lust mehr auf Salzburg, ich fürchte, ich möchte auch närrisch werden." —

Wie er über die unbehaglich gewordenen Zustände unter des Erzbischofs Hieronymus Regierung dachte, spricht sich sehr lakonisch in einem Briefe aus Mailand vom 5. Dezember 1772 aus. Er habe eine neue Sprache gelernt, so erzählt er, „zum Reden leicht, zum Schreiben mühsam, aber ein wenig kindisch und deshalb gut für Salzburg." Welche beißende Satyre! —

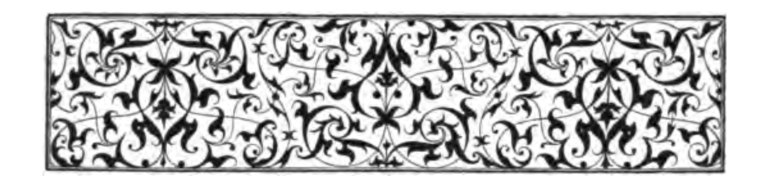
Daß durch die erwähnten Dienstarbeiten ein lahmer Zug hindurchgeht, spricht nun vielmehr für die Lebhaftigkeit, mit welcher der jugendliche Meister die öffentlichen Zustände auffaßte, als für ein Nachlassen seiner schöpferischen Spannkraft, wie es der Argwohn witterte. Solche Bedenken zum Schweigen zu bringen, war nichts geeigneter, als der durchschlagende Erfolg, den die Oper Lucio Silla zu Mailand wieder erzielte.

Die Besetzung der Partien hatte große Schwierigkeiten gemacht. Die Vertreter derselben langten spät zu Mailand an. Erst zehn Tage vor der ersten Aufführung traf der Hauptdarsteller ein. Und von seinen vier Arien schrieb Mozart sogleich an einem einzigen Tage zwei

hintereinander nieder. Dieser Solist, ein Kirchensänger aus Lodi, war in der Kunst des Bühnengesanges ungeübt. Er brachte durch ungestüme Gesten bei der ersten, am 26. Dezember stattfindenden Aufführung das Publikum zum lauten Lachen. Die erste Sängerin, de Amicis, bezog dasselbe auf sich, wurde verstimmt und sang am ersten ganzen Abende nicht gut. Dazu hatte der Hof das Publikum und ausübende Personal zwei ganze Stunden im heißen Hause auf den Beginn der Oper warten lassen, so daß die Aufführung erst nach 8 Uhr beginnen und um 2 Uhr Nachts beendet werden konnte. Diese und andere störende Zwischenfälle vermochten dennoch nicht, die außerordentlich beifällige Aufnahme zu benachtheiligen, welche Mozarts Musik erzwang. Und der Beifall nahm mit jeder Wiederholung des Werkes, deren dasselbe 26 erlebte, dermaßen zu, daß für diese Vorstellungen einen Platz zu erhalten nur einem Theil aller Hörlustigen jedes Abends gelang.

Unter verschiedenen Vorwänden verzögerte Leopold die wenig lockende Rückkehr in die Salzburgischen Verhältnisse. Wenigstens für Wolfgang hoffte er in Florenz oder wo es sonst sein möchte, eine bequemere Stellung zu gewinnen. Da seine Bemühungen aber vergeblich blieben, mußte er endlich dem Lande, wo Wolfgangs Weltruf sich festbegründet hatte, wo so viele liebgewonnene Freunde und Bewunderer zurückblieben, wo Natur und Kunst so reiche Genüsse gespendet, Valet geben. Anfang März 1773 verließen die Mozarts Italien, um zur Jahresfeier der Wahl des Erzbischofs Hieronymus (14. März) rechtzeitig die Residenz desselben zu erreichen. Weder il Signor Cavaliere noch sein Vater sahen das glückliche und glückspendende Italien jemals wieder.





Im Hofdienst.

Das glückliche und glückspendende Italien — welchen schneidenden Gegensatz bildeten zu dem schwelgerischen Aufenthalt in diesem begünstigten Lande die folgenden vier Jahre in Mozarts künstlerischem Entwicklungsgang! — Mit nur zwei verhältnißmäßig kürzeren Unterbrechungen erscheint seine freie Bewegung nach allen Seiten hin eingeschnürt in Fesseln, welche dem hochfürstlichen Concertmeister ein drückender, demüthigender Hofdienst während der langen, einförmig sich hinschleppenden Zeit vom März 1773 bis zum September 1777 hart und rücksichtslos auferlegte. Spricht sich in Wolfgangs vertraulichen Briefen aus Italien seine Abneigung nach Salzburg zurückzukehren unverholen aus, so wurden seinem Vater die „Salzburger Gedanken" oft zu beängstigenden Plagegeistern. Denn Leopold empfand als klarbewußter Künstler, als Kapellmeister an der Metropolitan-Kirche und als nächster Vorkämpfer für die gerechten Ansprüche seines reichbegnadigten Sohnes den unwürdigen Druck, unter welchem dieser wie er selbst und die ganze „Hof-Musique" zu leiden hatte, doppelt und dreifach.

An eine allzu zarte und ehrerbietige Behandlungsweise war man auch unter dem Regiment des verstorbenen Erzbischofs Siegismund nicht eben gewohnt gewesen. Aber für die Pflege der Kunst und ihre freie

Entwickelung war doch viel geschehen. Auch hatte das Talent gebürende Anerkennung und Begünstigung erfahren. Für seine häufigen Urlaubsgesuche behufs erwünschter bildender Kunstreisen fand Vater Mozart stets ein geneigtes Gehör, wiewol nichts weiter. Denn Siegismunds Prachtliebe verband sich keineswegs mit Freigebigkeit für Zwecke seiner Diener. Das monatliche Gehalt, welches Leopold als Kapellmeister bezog, betrug 20 Gulden. Wolfgang, der als Concertmeister ohne Sold angestellt worden, konnte sich glücklich schätzen, später ein Monatsgehalt von 12 Gulden 30 Kreuzer zu beziehen. Aber um solche spärliche Belohnung zu verdienen, wurde seinem Schaffenstriebe wenigstens kein Zwang auferlegt, noch Maß und Ziel vorgeschrieben. Und die ruhmvollen Auszeichnungen, mit denen das Ausland den jungen salzburgischen Concertmeister überschüttete, gewährten seinem Landesherrn besondere Genugthuung, und solche Aneignung feuerte den Ehrgeiz seines künstlerischen Dieners wiederum an, die Zahl der glänzenden Ruhmeskränze durch angestrengten Eifer zur Ehre seines gnädigen Herrn zu vermehren.

Unter dem Krummstab des Erzbischofes Hieronymus traten nun gründliche Abänderungen der bisherigen Zustände ein und verleideten allen am Hofdienst Betheiligten je länger desto entschiedener die neugeschaffenen Zustände, welche man immer unerträglicher als Mißstände empfand. Zwischen Fürst und Volk bestand ein unversöhnlicher Gegensatz, den Abneigung, Mißtrauen und Geringschätzung auf beiden Seiten mit der fortschreitenden Zeit immer schroffer machte. Die Wünsche der salzburgischen Bevölkerung richteten sich nach Erledigung des erzbischöflichen Stuhles auf den beliebten Grafen Ferdinand von Zeil, nachmaligen Bischof von Chiemsee, einen warmen Freund und Gönner Wolfgangs und seiner Familie. Graf von Zeil aber bereitete den Hoffenden eine schmerzliche Enttäuschung, indem er seinen Ansprüchen zu Gunsten des ehrgeizigen Grafen Hieronymus von Colloredo entsagte.

In der entscheidenden Stunde des Wahlaktes drängte sich das harrende Volk unten vor dem Kapitelhause in dichten Schaaren. Der Name des erwählten Landesherrn, Hieronymus verbreitete, da er

vom Balkon ausgerufen wurde, in der erwartungsvollen Menge stummen Schrecken. Mit dumpfem Schweigen und bangen Sorgen für die Zukunft des geistlichen Staates und seiner Bewohner geleitete der gebräuchliche Festzug den Erwählten in den Dom. Er sah einem Leichenkondukt ähnlicher als einer feierlichen Prozession zum Tedeum. Ein einziger freudiger Zuruf, der eines vorlauten Burschen, wurde sogleich durch einen derben Backenstreich erstickt: „Bube, du jubelst, da das Volk weint!" —

Mittelgroß, schwächlichen Körpers, fahler Gesichtsfarbe mit schlaffen Zügen, den beredten Zeugen seiner Leidenschaften, das linke seiner kleinen grauen stechenden Augen halb geschlossen: so schritt der erkorene Landesherr, angethan mit dem prunkenden geistlichen Ornate, im sicheren Gefühl seiner erlangten Würde scheinbar gleichgültig im Zuge dahin. Aber seinem blinzelnden Blicke entging keineswegs der Ausdruck der allgemeinen tiefen Verstimmung, welche seine Wahl hervorgebracht; und sein rücksichtsloses, nichts achtendes Regiment bewies, daß er den unerfreulichen Tag seiner Inthronisirung dem Volke von Salzburg nie vergab und vergaß.

Einige nützliche Reformen in der Verwaltung, die Hieronymus einführte, vermochten es nicht, ihm das Vertrauen seiner Unterthanen zu gewinnen oder sie zu entschädigen für die Verkümmerung höherer geistiger Bestrebungen, welche von obenher begünstigt zu sehen, sie bislang stets gewohnt gewesen waren. Was von dem neuen Herrscher durch Kabinetsordonnanzen und Beispiel in allen Schichten der Bevölkerung gefördert wurde, war ein verflachendes Dahinleben in sinnlichen Genüßen, verbunden mit heuchlerischer Pflege der gewohnten aber ihres Inhaltes entleerten kirchlichen Observanzen. Der Landesherr ging von der Jagd in die Kirche; seine nächste Umgebung ging von der Kirche auf die Jagd; der niedere Adel aß, trank und betete; der Bürger betete, trank und aß; diese beiden Rangklassen liebten öffentlich, jene höheren liebten heimlich; im Sinnentaumel lebten sie alle dahin.

Herrisch, verschlossen, lauernden Argwohns und scharf, hastig, kurz in seiner Redeweise duldete Hieronymus keinerlei Widerspruch noch

vernünftigen Einwurf. Geringschätzig behandelte er alle seine Beamteten wie Lakaien. Jeder, der im Range unter ihm stand, mußte sich gefallen lassen, „Er" angeredet zu werden. Hervorragende Talente, wie er in Mozart ein solches sehr wohl erkannte, nutzte er schonungslos für eigene Zwecke aus. Aber voll Neid und Mißgunst haßte er jeden, der sich auszeichnete. Wolfgangs Arbeiten, für die der Autor keinen Kreuzer Lohn empfing, wurden vielmehr auf das unbarmherzigste getadelt und bemäkelt. Der geprüfte junge Magister und Maestro der Akademien von Bologna und Verona konnte kaum schmerzlicher gedemüthigt und getroffen werden als durch den höhnischen Rath aus dem Munde seines Landesherrn, nach Neapel als Schüler an das Conservatorium zu gehen, um dort erst 'was rechtes zu lernen. Wolfgang suchte für diese und ähnliche Mißhandlungen, die er nicht allein seinem Genie, sondern auch seiner kleinen unansehnlichen Gestalt zuzuschreiben hatte, welche dem Erzbischof zuwider war, Trost bei dem Padre Martini zu Bologna. Er schüttete dem anerkannten Tonmeister sein Herz ohne Rückhalt aus und legte ihm zur Begutachtung eine Motette vor. Die unbedingte Anerkennung fortgeschrittener Meisterschaft, welche das Antwortschreiben jener großen Autorität aussprach, war denn sehr geeignet, den Rath des Erzbischofs im Lichte einer lediglichen beabsichtigten Ehrenkränkung und Demüthigung erscheinen zu lassen. Manche namentlich langgediente Mitglieder der Hofmusik verließen freiwillig und gezwungen ihr Amt. Auch Leopold wurde von der Sorge beunruhigt, seine Stellung und das damit verbundene wiewol spärliche Gehalt einzubüßen. Denn er bekleidete das Amt eines Mitgliedes der Hofkapelle mit tadelloser Treue bereits über dreißig Jahre und Hieronymus hatte einen Widerwillen gegen Beamtete, die im Dienste grau geworden. Diese Abneigung mußte Wolfgangs Vater fühlen und dabei es noch als ein Glück betrachten, daß er seine Kapellmeisterstelle nicht verlor.

Aber nicht bloß die Diener des Erzbischofs hatten unter seinen Rücksichtslosigkeiten schwer zu leiden. Hieronymus nahm sogar keinen Anstand, auch die Kunst und ihre Formen im despotischen Sinne seiner eigenwilligen Launen anzutasten und dem freien schaffenden Tongeiste willkürlich bestimmte Grenzen zu ziehen. Das Schöne schätzte er nur

soweit es seiner Prachtliebe dienen konnte, und das Prächtige, soweit es die Sinne befriedigte. Dabei aber kargte er mit den erforderlichen Kosten.

Zunächst wurden deshalb die italienischen Sänger von der Salzburgischen Musikpflege ausgeschlossen. Sie waren zu kostspielig. Auch trugen sie nicht bei zum Glanz der Kirchenmusik, die nur Gnade fand, wenn die Trompeten schmetterten und die Pauken dreinwirbelten. Demgemäß wurde der Sologesang aus der Messe zum Hochamte verwiesen und die Zeitdauer des Ganzen auf drei Viertelstunden als höchstes Maß beschränkt. Kunstreicheren Satzarten, namentlich fugirten und kanonischen konnte der Despot von Salzburg keinen Geschmack abgewinnen. Solche wurden deshalb einmal für allemal auf höchsten Befehl verboten. Zwischen dem Vortrage der Epistel und des Evangeliums am Altar ward gewohnheitsmäßig eine sogenannte Epistelsonate gespielt. Auch dieser Gebrauch wurde abgeschafft und an Stelle des Instrumentalstückes ein kurzgefaßter Gesangsatz, ein sogenanntes Gradnale eingeschaltet. Oberflächlich, leicht faßlich und rauschend mußten die Messen gehalten sein, welche unter dem einengenden Gesetz der weltlichen Neigungen dieses Tyrannen auf seinen Befehl geschrieben wurden. — Mozart hat fünf solcher Messen während dieser Zeit zu verfertigen gehabt und dieselben beweisen es, daß er, dem alles was er wollte und was er sollte leicht zu Gebote stand, auch dem Zwang sich zu fügen wußte. Man erkennt aus der Haltung dieser Zwangsarbeiten klar genug die angedeutete Geschmacksrichtung des Erzbischofs auf äußeren Sinnenreiz und weltlichen gleißenden Pomp. Unglücklicherweise fand dieser Geschmack sehr weite Verbreitung. Und jene fünf Messen Mozarts wurden oft genug zur Legitimation herangezogen, wie sie es denn auch andrerseits zu verantworten haben, daß man diesem frommen Meister die Fähigkeit abgesprochen, sich mit Gefühl und Leichtigkeit in den gebundenen Satzformen der Schreibart für die Kirche zu bewähren. Nur der wird zu solcher absprechenden Meinung gelangen, dem kein anderer Maßstab der Beurtheilung zur Verfügung steht, als jene fünf im Hofdienst geschriebenen Messen. Das Requiem und zahllose andere Arbeiten für die liturgischen Zwecke des römischen

Rituals beweisen es glücklicherweise, was der christgläubige Geist des Meisters tief empfundenes und geistvolles auch auf dem Gebiete dieser ernsteren Kunstgattung zu leisten vermochte. Ein Vergleich desselben mit geistlichen Tonwerken evangelischer Meister, namentlich Händels und Seb. Bachs, ist freilich nach Maßgabe der musikalischen Persönlichkeit Mozarts wie seiner wesentlich verschiedenen confessionellen Anschauungsweise des Lebens und der Kunst nicht statthaft. An gesinnungsvoller Ueberzeugung und reicher Schönheit des Ausdrucks stehen seine Kirchenstücke hinter jenen aber nicht zurück. Und die Freiheit, welche seines Vaters Stellung als Kapellmeister an der Metropolitankirche ihm gewährte, benutzte er mit erstaunlicher Arbeitsamkeit, immer neue Messen, Litaneien, Vespern, Offertorien, Motetten und einzelne Stücke für Chor liturgischen Charakters zu schaffen, denen jene auf Befehl angefertigten Messen zum Hochamte, welches der Erzbischof in Person celebrirte, zur dunkelen Folie dienen.

Uebrigens regierte in der salzburgischen Kunstübung der eigenmächtige Zwang des Gewalthabers auch außerhalb der Kirche. In den Häusern der Großen liebte man es, dem unersättlichen Musikbedürfnisse an lang ausgedehnten Abenden Genüge zu leisten. Beim Grafen Firmian in Mailand pflegte man von fünf bis elf Uhr unermüdlich zu musiziren. — Welche Ausdauer! — Vier bis sechs Symfonien an einem Abend und zwischen diese eingestreut Concerte, Klaviersolostücke und Arien war keine allzu auffällige Leistung weder auf Seiten der Ausübenden noch der Genießenden. Hieronymus griff auch in solche ungezügelte Musikfreuden beschränkend ein. Seine Musikabende durften in der Regel die Dauer von fünf Viertelstunden (7 bis 8¹/₄ Uhr) nicht überschreiten. Eine Symfonie, ein Concertstück und zwei Arien genügten, um die erzbischöfliche Tonlust, die zu zeigen seine Stellung ihm auferlegte, vollends zu erschöpfen. Mozart liebte die symfonische Kunstgattung, welche ihm oft geübte Gelegenheit bot, seine Meisterschaft in Beherrschung großer Instrumentalmittel zu bewähren. Bemerkenswerth ist es deshalb, daß aus dem Zeitraum von 1775 bis 1777 kein Werk dieser Gattung vorhanden und auch schwerlich ein solches von Mozart geschrieben ist. Nicht mit Unrecht mag

man diese befremdende Thatsache wohl in Zusammenhang bringen mit der hemmenden Ungunst der wenig erfreulichen und anregenden salzburgischen Verhältnisse.

Durch Kunstreisen sich gelegentlich über diese hinweg zu setzen, wäre wol erwünscht gewesen. Aber daran war nicht zu denken, da jedes Urlaubsgesuch rundweg abgeschlagen wurde. Leopold fuhr deshalb fort, was er bereits während des letzten Aufenthaltes in Italien freilich erfolglos versuchte, für sich oder doch für Wolfgang nach einer anderen Stellung auszuschauen, welche wenigstens dem emporstrebenden Genius die Freiheit der Entwickelung gewähren möchte, die der harte Hofdienst und die engherzigen Zustände in Salzburg je länger desto bedenklicher zu verkümmern drohten. Versuche solcher Richtung erforderten die ganze verschwiegene Vorsicht Leopolds und der Seinigen. So erscheint der Beweggrund einer in Abwesenheit des Erzbischofs unternommenen Reise Wolfgangs und seines Vaters in das undurchdringliche Dunkel eines Geheimnisses gehüllt. Diese Reise wurde schon im Jahre 1773 bald nach der letzten Rückkehr aus Italien vollführt und dauerte vom 18. Juli bis zu Anfang October desselben Jahres. Das Ziel war Wien, wo man ursprünglich einen nur flüchtigen Aufenthalt zu nehmen beabsichtigte. Aber der Erzbischof, der sich in Laxenburg befand und von da weiter ins Gebirge reisete, verlängerte den Urlaub bis zu seiner Rückkehr nach Salzburg. Freiheit vom abgehobenen Joch und fröhlicher Verkehr mit alten, bewährten Freunden, welche den liebenswürdigen jungen Künstler in seiner entwickelten Erscheinung kaum wieder erkannten und sehr vortheilhaft verändert fanden, versetzten diesen in die muthwilligste Laune. Am 12. August übermittelte er mit Bleistift unter seines Vaters Brief an die Schwester einen kauderwelschen Gruß in vier Sprachen:

„Hodie nous avons begegnet per strada Dominum Edlbach, welcher uns di voi compliments ausgerichtet hat, et qui sich tibi et ta mere empfehlen läßt. Addio.“

Bei der Kaiserin, welche die Reisenden übrigens huldvoll empfing, konnte zur Erreichung des geheimnißvollen Reisezwecks ebenso wenig als sonst ausgerichtet werden. Leopold klammerte sich zwar so lange

wie möglich an der Hoffnung fest, „die Sache werde und müsse sich ändern, Gott werde helfen“ — aber wenn es sich um ein Anstellungsgesuch handelte, wie wahrscheinlich, so wartete er dieses Mal vergebens auf die ersehnte Hülfe. Ihm lag dieselbe so sehr am Herzen, daß er, da die Gelegenheit zu Geldeinnahmen versagt blieb, sich sogar entschloß, Vorschüsse zu entlehnen, die den Aufenthalt in Wien ermöglichen mußten. Er tröstete seine Frau darüber „das bedeute nichts anderes, als daß er Geld und keinen Doktor nöthig habe. Denn werde auch sein Geldbeutel magerer, sein Leib werde doch fetter.“ Auch zum anhaltsamen Arbeiten kam es in Wien nicht. Nachdem Wolfgang eine große Serenata für eine Familie Andretter in Salzburg beendet und sechs Quartette entworfen hatte, scheint es ihm an Impulsen gefehlt zu haben zu ferneren musikalischen Unternehmungen. Am 8. September gab er dem fremdartigen Gefühl des Müssigganges in seiner drolligen Weise nachschriftlich folgenden Ausdruck:

„Der Wolfgangerl hat nicht Zeit zu schreiben, dan er hat nichts zu thun, er gehet im Zimmer herum, wie der Hund im Flöhen.“

Unverrichteter Sache, aber doch geistig angefrischt, mußten die Reisenden sich entschließen, Ende September in die drückenden heimischen Verhältnisse zurückzukehren. Und hier, wo sie den Rest des Jahres und den längsten Theil des folgenden (1774) ohne Unterbrechung zubrachten, erwachte wieder Wolfgangs gewohnter Trieb zu ausgiebiger schöpferischer Arbeit. Sie half ihm oft hinweg über schwere Stunden, die der Hofdienst über ihn und seinen Vater reichlich verhängte. Ein Quintett für Streichinstrumente, ein Klavierconcert (D), zwei Messen (F und D), mehrere Symfonien, eine umfängliche Litanei, ein anziehendes Divertimento, zwei Vespern (Psalmentexte) und zwei ausführliche Serenaten: alle diese großen im Verlauf von neun bis zehn Monaten entstandenen Werke beweisen es, wie tapfer der Meister sich mit den Waffen seines Genius widersetzte, wenn die „salzburgischen Gedanken“ und Tücke seinen künstlerischen Frieden und Jugendmuth übermannen wollten. Aber die Länge trug die Last, zumal das System Hieronymus statt erträglicher zu werden mit der Zeit sich immer schroffer zuspitzte. Nachtheilige Folgen für die geistige Frische und

Spannkraft Mozarts konnten kaum ausbleiben, wenn nicht ermunternde Einflüsse und wenigstens zeitweilige Unterbrechung dem vielgeprüften Muth und unterdrückten künstlerischen Selbstgefühl wieder einmal neue Schwingen verlieh.

Und die Hülfe, auf welche Leopold seine Hoffnung unentwegt gerichtet hielt, sie kam. Sie kam zu rechter Stunde, völlig unerwartet, wiewol in anderer Form und überschwänglich viel erwünschter, als Wolfgang und sein Vater gedacht haben mochten. Sie bestand in dem durch seinen hohen Gönner, den schon erwähnten Grafen von Zeil, an Wolfgang übermittelten kurfürstlichen Auftrag, für München zum Karneval 1775 eine komische Oper zu schreiben, und in Person dort zu erscheinen! — Wer war nun glücklicher als Wolfgang und seine Lieben! — Endlich ein solcher Sonnenstrahl! —

Die Urlaubsfrage erledigte sich in diesem Falle ohne sonderliche Schwierigkeit. Den Wünschen eines Kurfürsten, zumal Hieronymus mit Maximilian Josef von Baiern freundnachbarliche Beziehungen unterhielt, wollte und durfte der gestrenge Erzbischof nicht in den Weg treten. Mutter und Schwester, besonders Nannerl hätten die Reise fürs Leben gern mitgemacht. Aber die Lage der Dinge verbot es. Und so machten sich Vater und Sohn allein am 6. December 1774 bei scharfer Kälte auf den Weg nach München. Es geschah zum letzten Mal, daß Leopold seinen geliebten Sohn als Mentor und Reisemarschall begleitete. Schon am 9. Dezember konnte derselbe die Ankunft in München melden. Und Wolfgang, der sich auf der Winterreise eine Erkältung zugezogen, schrieb mit Buchstaben in schwarzer, rother Dinte und Blei am 16. Dezember: „Ich habe Zahnwehe“ — samt einem in Form Ciceronianischer Briefeingänge gefaßten Gruß in lateinischer Sprache an die Mutter, Schwester, alle Freunde und insonderheit an die schönen Mädchen. Trotz seines geschwollenen Gesichtes und der schmerzenden Zähne gedachte er inmitten der Sorgen für seine Oper gar gern seiner schönen, liebenswürdigen Freundinnen in der Heimat. — Die gastliche Aufnahme und sorgfältige Pflege, welche die Reisenden im Hause eines Domherrn von Pernat fanden, machte den Münchener Aufenthalt angenehm. Und nicht weniger trug es zur herzlichen Be-

friedigung bei, daß Leopold nach der Entdeckung einer passenden Unterkunft für seine Tochter Marianne im Hause einer ehrbaren Wittwe, Frau von Durst, jener ihren brennenden Wunsch gewährte, ebenfalls nach München zu kommen, um ihres geliebten Bruders Oper zu hören und sich in den bevorstehenden Triumphen des jungen Meisters zu sonnen; eine Freude, die Marianne schon lange wol schmerzlich entbehrt hatte. Auch andere Salzburger machten die Reise nach München trotz des heftigen Winterfrostes, um Zeugen der kommenden Dinge zu sein. Unter diesen befand sich ein Verehrer Mariannens, Herr von Mölk, der eine Oper wie die Münchener nie zuvor gesehen, und durch naive Kundgebungen seines Erstaunens dem salzburgischen Bewußtsein Wolfgangs nicht geringe Verlegenheiten bereitete. Herr von Mölk mochte ihn an einen anderen salzburger erinnern, der von Paris nichts gesehen hatte, „weil dort die Häuser zu hoch waren".

Die Oper, welche Mozart für München zu schreiben übernahm, hatte wie die früheren mit der Musik eines italienischen Maestros bereits wiederholte Aufführungen in Italien, Frankreich und Deutschland erlebt. Betitelt „La finta giardiniera" (Die verstellte Gärtnerin), schloß die Dichtung sich an die Gattung der italienischen opera buffa an. Sie behandelt in drei Aufzügen einen ziemlich albernen, aber sehr verwickelten Liebeshandel, an welchem drei Paare und ein alter geckenhafter Podesta betheiligt sind.*)

Arm an Geist und Humor, stellte das Buch dem Musiker keine geringe Aufgabe. Um so bewundernswürdiger ist die Meisterschaft und Genialität, mit der Mozart sie zu lösen wußte. Er suchte es nicht nur in der Schönheit melodischer Erfindung, sondern durchbrach hier auch zum ersten Mal die gewohnten Formalien der opera buffa, indem er sich mit Erfolg bemühte, die sieben Figuren je für sich musikalisch zu kennzeichnen und sie ihren Charakteren gemäß in den Finales deutlich

*) Nach häufigen, zum Theil unwahrscheinlichen Verstellungen, Verwechselungen, Eifersüchteleien und Mißverständnissen vereinigen sich die zusammengehörenden Paare: Belfiore mit Violante; Ramiro mit Arminda; der Kammerdiener Violantes, Roberto, genannt Nardo, mit Serpetta, der Kammerzofe des Podesta von Lagonero. Der Letztere allein bleibt als der Geprellte übrig.

auseinander zu halten, eine Kunst, die in ihrer fortschreitenden, von keinem anderen Meister je erreichten Vollendung ihn zu dem Mozart machte, als welchen die Nachwelt ihn verehrt und liebt. Von der komischen Oper „Die verstellte Gärtnerin" sind die Recitative und das Finale des ersten Aufzuges verloren gegangen. Auch erscheinen die Arien dem heutigen Geschmack zu gedehnt. Aber viele Einzelnheiten rechtfertigen sehr wohl eine neue Herausgabe, wie sie in Offenbach und Mannheim unter dem Titel „Die Gärtnerin aus Liebe" — und später auch in Leipzig erfolgt ist.

Zu Mozarts Zeit war die Freude am Musikgenuß nicht so leicht zu ersättigen. Man empfand daher manche Längen nicht. Vielmehr eroberte die Oper schon in der ersten, nach Weihnachten stattgefundenen Probe aller Herzen wie im Sturm. Man erklärte sämtliche Arien für schön und erging sich in Vergleichen des Werkes mit beliebten Opern italienischer Maestri, die nach aller Meinung für diese nur ungünstig ausfallen konnten. Leopolds richtiges Anstandsgefühl in Kunstfragen protestirte gegen das Erheben eines Meisters über einen anderen. Aber seine Vorstellungen blieben vergeblich. Das Orchester, die Singenden und die in der Probe anwesenden Zuhörer beharrten bei ihrer begeisterten Behauptung, schönere Musik niemals zuvor gehört zu haben. —

Um Zeit für eingehende Vorbereitungen zu gewinnen, wurde der Tag der Aufführung nach wiederholten Verschiebungen endlich auf den 13. Januar 1775 fest gehalten. Das Haus war „gestrotzt" voll. Viele Leute hatten keinen Zutritt mehr zu erlangen vermocht. Der Enthusiasmus entlud sich in unbeschreiblichem Lärm von Beifallsalven und Zurufen an den Maestro und die Ausübenden. Auch die höchsten Herrschaften in der nahen Loge spendeten dem jugendlichen Autor manches freundliche Bravo. Selbst an den, dieser glänzenden Aufnahme folgenden Tagen fehlte es nicht an Huldigungen. In allen musikalischen Kreisen Münchens sprach man von Mozarts Oper wie von dem anziehendsten Tagesereigniß. Die Organe der Presse verbreiteten sich über dasselbe Thema. In seiner, von dem bekannten schwäbischen Dichter Schubart herausgegebenen „Teutschen Chronik" erzählte dieser von der Oper des „wunderbaren Genie Mozart", wie er

sie in München gehört habe. „Genieflammen zückten da und dort; aber es ist noch nicht das stille Altarfeuer, das in Weihrauchwolken gen Himmel steigt." — Nach solcher Einschränkung gewinnt Schubarts Schlußwort umso wirksamere Bedeutung: „Wenn Mozart nicht eine im Gewächshaus getriebene Pflanze ist, so muß er einer der größten musikalischen Komponisten werden, die jemals gelebt haben." — So hatte diese von Genieflammen durchzückte Musik des neunzehnjährigen Jünglings den nachmaligen Gefangenen des Hohenasberges, Schillers erstes Dichterideal, zu einer weitschauenden Prophezeihung begeistert, deren Erfüllung er selbst wol kaum ihrem ganzen Umfange nach ahnte, als er jenen Satz zu Papier brachte.

An Wolfgangs Geburtstage, den 27. Januar, da er sein neunzehntes Lebensjahr vollendete, fand eine Wiederholung der Oper statt. Wol mit Rücksicht auf dieses Zusammentreffen wurde der Aufenthalt in München ausgedehnt. Wolfgang selbst aber gibt in seinem Briefe an die Mutter andere Ursachen an. Er meint seine Gegenwart bei jener Wiederholung sei nothwendig, weil es in München gar furios zugehe und man sein Werk kaum wieder erkennen werde. Wegen Erkrankung einer Sängerin mußten nämlich wesentliche Kürzungen vorgenommen werden. Und ein skandalöser Liebeshandel des italienischen Kapellmeisters Sgr. Tozi mit einer vornehmen Gräfin hatte die Orchesterverhältnisse übel beeinflußt. — Nach einer Umgestaltung der Partitur auf Grund einer deutschen Uebertragung, welche wahrscheinlich von dem treuen Freunde Schachtner besorgt worden, erlebte die Oper unter dem Titel „Das verstellte Gärtnermädchen" 1789 eine Aufführung zu Frankfurt am Main. Dieselbe fiel aber nicht glücklich aus und man wird nicht fehlschließen, wenn man die Ursachen des Mißerfolges in einer ungenügenden Auffassung der nicht leichten Musik, wie in einer dadurch verunstalteten Wiedergabe sucht. Obendrein kannte man damals in Frankfurt schon reifere Werke des Meisters, was die Aufnahme jener Jugendarbeit nicht begünstigen mochte.

Unter Leopolds Leitung gelangten während des Aufenthaltes in München noch Kirchenmusikstücke von diesem wie von Wolfgang zu Gehör. Wolfgang entzückte seine Zuhörer nicht selten auch als Klavier-

spieler. Schubart berichtete von der Lust, die ein Wettkampf dieses „Giganten" mit einem ebenbürtigen Klaviervirtuosen, einem Hauptmann von Beecké aus Würtemberg, ihm bereitete und ist geneigt, „in geflügelter Geschwindigkeit, Anmuth und schmelzender Süßigkeit" dem Schwaben sogar die Palme zuzuerkennen. Ignaz von Beecké, Hauptmann in einem würtembergischen Dragonerregiment und Intendant der Hofmusik des Fürsten Oetting-Wallerstein zu Hohenaltheim, spielte nach Wolfgangs Urtheil nicht akkurat, sondern flüchtig und mit Manieren, die urtheilslosere Hörer zu blenden und über den wahren Werth seines Vortrags zu täuschen pflegten. Unter den Einflüssen solcher Selbsttäuschung, wie vielleicht auch schwäbischer Landesgenossenschaft, mag sich denn Schubart seine Ansicht wol auch gebildet haben.

Das Leben in den anregenden Kreisen der baierischen Residenz wirkte auf die Mozarts wie eine erlösende Erfrischung, die ihnen als eine Zeit des Verschnaufens erschien. Wahrscheinlich bemühte sich Leopold auch hier um eine bleibende Anstellung, obschon er als ein kluger, vorsichtiger Mann, der sich nicht gern „Prügel zwischen die Füße werfen ließ", den in Salzburg auftauchenden Gerüchten solcher Art entgegentrat und dieselben als das leere müßige Gewäsche abgeschmackter Narren in seinen Briefen zurückzuweisen und zu ersticken suchte. Denn wäre dergleichen dem Erzbischof zu Ohren gekommen, so standen freilich die übelsten Folgen zu befürchten. Ohnehin versah man sich keiner rosigen Zukunft von der bevorstehenden Rückkehr in die Heimat. Denn unglücklicherweise war Hieronymus Zeuge gewesen von dem Enthusiasmus, den Mozarts, seines geringschätzig behandelten Concertmeisters Oper, in der ganzen Münchener Gesellschaft bis hinauf zum Kurfürsten und zu dessen nächster Umgebung entzündet hatte. Hieronymus stattete während der Ruhetage zwischen der ersten und zweiten Aufführung jener Oper nämlich dem kurfürstlichen Hofe unverhofft einen Besuch ab. Wenn man annehmen dürfte, daß jenes Kunstereigniß auf des Erzbischofs Reisezwecke mitbestimmend eingewirkt hätte, konnte das bei der Gesinnung jenes Fürsten nur im Sinne einer schadenfrohen Bosheit der Fall sein, die in einem erwarteten Fiasco Mozarts etwa

eine wohlverdiente Demüthigung des selbstbewußten jungen Tonmeisters zu erleben gehofft haben mochte. Nun mußte der Gestrenge sich selbst als den Enttäuschten erkennen, mußte von allen Seiten die begeisterten Lobsprüche, die beschämendsten Glückwünsche wegen des Besitzes eines so unvergleichlichen Talentes anhören und sich selbst demüthigenden Verlegenheiten ausgesetzt sehen. Es scheint sogar, daß Wolfgang und sein Vater die Genugthuung hatten, Augenzeugen einer solchen Scene gewesen zu sein. Denn ihre Briefe schildern die Vorgänge und malen behaglich aus, wie der sich hin- und herwindende Erzbischof auf alle jene Kundgebungen der ungeheuchelten Begeisterung nichts zu erwidern hatte, als ein stummes Neigen des Kopfes und „Schupfen", will sagen: verlegenes Achselzucken.

Das feindselige Verhalten des Erzbischofs zu Wolfgang und dessen Vater wurde nach der Genugthuung, welche diese auf Kosten ihres Tyrannen zu München davongetragen, immer unleidlicher. Wolfgangs fügsame, zum Gehorsam und zu gewissenhafter Pflichterfüllung erzogene Natur suchte allen von obenher ihm auferlegten Leistungen nach bestem Vermögen gerecht zu werden. Sein eifriger Schaffenstrieb ließ ihn kaum den Druck und die Schmach der Fesseln fühlen, welche seiner künstlerischen Freiheit und Würde angeheftet worden. So übernahm er schon bald nach der am 7. März 1775 erfolgten Rückkehr von München wieder eine neue Arbeit auf höchsten Befehl. Hoffeste zu Ehren eines Besuches des Erzherzogs Maximilian, eines Sohnes der Kaiserin Maria Theresia, gaben die Veranlassung dazu. Am 23. April schon wurde auf der Bühne zu Salzburg Mozarts neue Schöpfung zu Gehör gebracht, die in der kurzen Zeit weniger Wochen entstanden, ausgeschrieben und eingeübt sein mußte. Und dieses Gelegenheitsstück war kein geringeres als eine Festoper in zwei Aufzügen, „Il Re pastore" (der König als Hirt).*)

*) Die Dichtung von Metastasio gehört der Gattung der zu ihrer Zeit über Verdienst beliebten Schäferspiele an. Aminta, der rechtmäßige Erbe von Sidon, hat von Jugend auf unter Hirten gelebt, ohne zu wissen, daß seine Geburt ihm Ansprüche auf den Thron verleiht, den sein Vater durch Gewalt verloren. Alexander der Große beschließt nach der Eroberung Sidons, den Aminta in seine Rechte wieder einzusetzen, verlangt dafür aber dessen Verzichtleistung auf das Herz und die Hand seiner geliebten

Der undramatische Stoff, der in weichlicher Zärtlichkeit und überströmendem Wetteifer an Großmuth einige Geistesverwandtschaft mit dem des „Titus" verräth, war so beliebt, daß eine nicht geringe Anzahl von Tonmeistern, unter denen sich auch Gluck befindet, ihn in Musik setzte. — Mozarts Wahl stand unter höherem Willen, dem er einfach zu gehorsamen hatte. Und obwol er auch in der Stilgebung seines Schaffens an die bei Hofe beliebten italienischen Formen der Festoper gebunden war, so beschloß er doch innerhalb solcher beengenden Schranken das Beste zu leisten, was er vermochte. Er zog die beiden letzten Aufzüge in einen zusammen, weil Hieronymus nicht viel Musik hintereinander ertrug, veranlaßte noch sonstige Aenderungen des Buches und schuf ein Werk, das in mehreren Arien, wie besonders auch in der bei den Italienern vernachlässigten selbständigen Gegenüberstellung des instrumentalen und vokalen Theiles der Oper, des genialischen Urhebers dieser Musik würdig genug ausfiel. Zugleich aber genügte er der Vorliebe des Erzbischofs für italienische Musik und Musiker. Und das verdient umsomehr Bewunderung dieses geschmeidigen Genius, als derselbe sich bereits bewußter von den fremdländischen Fesseln zu lösen begonnen hatte. Wolfgang sprach mit Geringschätzung von dem „Welschlands-Paroxismus" deutscher Fürstenhöfe. Und sein Vater erklärte sogar alle italienischen Musiker für Narren und Spitzbuben, wie er denn auch durch die Voraussicht eines baldigen Endes ihrer Herrschaft im deutschen Kunstleben seinen Sohn zu trösten suchte.

Der Erzherzog Max ließ sich von Mozart auch auf dem Klavier vorspielen und spendete seiner Leistung warmes Lob. Nach seiner Abreise verlief das Leben in Salzburg eintönig und schwül. Wolfgang ergab sich eifriger als je dem Studium von Meisterwerken eines Michael Haydn, Adlgasser u. a. m. Manches davon schrieb er ab, um daran zu lernen und es zu besitzen. Besonderen Fleiß verwandte er auch auf

---

Elisa. Die Liebe eines zweiten Paares, des Agenor und der Tamiri, ist in die Handlung auf ziemlich verwickelte Art verflochten. Aminta überwindet endlich den Alexander durch seine Entsagung auf die lockende Königskrone zu Gunsten seiner der Elisa gelobten Treue. Alexander vereinigt, gerührt durch solche Liebe, die beiden Paare und setzt dem Schäfer die Krone aufs Haupt.

das seit längerer Zeit vernachlässigte Spiel der Violine. Vier Concerte entstanden rasch nacheinander für dieses Instrument. Als tüchtiger Geiger hoffte er auswärts leichter eine Unterkunft zu finden, die ihn vom Joch des heimischen Hofdienstes befreien würde. — Aber während der langen schleichenden Zeit vom Frühling 1775 bis zum Herbst 1777 tauchte aus dem tödtenden Einerlei nirgendwo ein erlösender Hoffnungsstrahl auf. Was konnte da gescheidteres geschehen, als daß man für die Kirche eine Messe nach der anderen, eine große Litanei (Es), ein Offertorium (Venite populi), ein Graduale u. dgl. m. schrieb; so wie für Freunde und Freundinnen Nachtmusiken oder Serenaten, die man den im offenen Fenster Lauschenden auf der Straße unter freiem nächtlichen Himmel beim Scheine der Stocklaternen vormusizirte; und gelegentlich auch Klavierstücke für liebenswürdige dankbare Schülerinnen. — Zuweilen gab es noch Aufträge auszuführen. Ein Baron Dürnitz bestellte z. B. sechs Klaviersonaten, die er prompt erhielt. Leider vergaß er aber Honorar dafür zu schicken. — Besser lohnte sich die glänzende Hochzeits-Serenata (D) in acht Orchestersätzen (Köchels Verz. 250), die der Bürgermeister von Salzburg, Sigmund Haffner, zur Vermählung seiner Tochter bei Mozart bestellte. Das prächtige Werk ist als „Haffner-Serenade" bekannt geworden.

Der Verkehr mit den Fachgenossen der Hofkapelle bot wenig Verlockendes dar — es mangelte den Musikern zumeist ein Bildungsgrad, der dem im Mozartschen Hause erreichten gewachsen war. — Unterhaltenderes gewährte das sonntägliche Schießkränzchen, welches sich übte mit Bolzen aus Windbüchsen nach einer Scheibe zu schießen. Die Lieferung der Scheibe wechselte bei den Mitgliedern der Gesellschaft, den sogenannten „Bestgebern". Und diese ließen oft sehr abenteuerliche Schildereien auf die Scheibe malen, die den Schützen als Ziel ihrer Bolzen und ihrer derben Späße dienten. Unter anderen Gemälden erschien sogar einmal das getreue Konterfei des armen „Gilowsky-Katherl" in der bedenklichsten Lage, darein ihr jähes Hinabrollen von einer Treppe sie versetzt hatte. So mußte sie beim „Bölzlschießen" ihre schnippischen Redensarten büßen, mit denen sie gern auf empfindliche Stellen Anderer zielte.

Redouten und Maskeraden gewährten im Winter anderweite Zerstreuung. Hier ergötzte Wolfgang sich und die Gesellschaft durch seine fröhlichen Späße und tollen Einfälle. Einmal erschien er in der Maske eines Bäckerburschen, ein anderes Mal als Friseur — allemal aber belustigte er sich damit, die übrigen Masken aufs unbarmherzigste zu necken und zu scheeren. Denn er konnte „schlimm" sein.

Zur Erholung tummelte er sich auch wol auf dem Sattel eines guten Reitpferdes und begleitete oft den Obersthofmeister Grafen von Firmian auf Spazierritten. Stillere Freuden bot das häusliche Glück des Familienlebens, das nach dem Motto geregelt war: Tages Arbeit, Abends Gäste. Zu den Hausfreunden gehörten namentlich die Hagenauers, Schachtner und ein geistlicher Herr, Josef Bullinger. Man musizirte, beschäftigte sich mit Leopolds Lieblingsstudium, der schönen Literatur, vergaß bei einer Bowle Punsch die Plagen des Lebens und erquickte sich in dem warmen Hauch der Liebe, der diesen Kreis bevorzugter Menschen und das Mozartsche Haus durchströmte. Ein solches Loos war ohne Zweifel geeignet, bescheidene Ansprüche einer bürgerlichen Denkart zu befriedigen und über die Widerwärtigkeit der unerwünschten Abhängigkeit von den Launen des engherzigen Fürsten sich zu trösten, wie über die Dürftigkeit der äußeren Lebenslage sich hinweg zu philosophiren mit der Moral der philisterhaften Schlaffheit, ein Jeder habe eben sein Päckchen zu tragen, ein Jeder habe sich nach seiner Decke zu strecken und man könne nichts Besseres thun, als die Fünf gerade sein zu lassen. — Die Mozartsche Familie dachte anders. Sie empfand die Unzulänglichkeit der Zustände und machte nach außen hin kein Hehl aus ihrer Unzufriedenheit.





Abschied.

In Wolfgang gährte ein Geist, der mit Gründen einer spieß-bürgerlichen Moral nicht zu dämpfen, noch zu trösten war über die Aussicht, auf seiner heimatlichen Scholle festwachsen zu müssen. Immer dringlicher und zwingender erwachte in ihm der Zug ins Weite, ins Freie. Jede Hoffnung auf eine auskömmliche Besoldung, wie auf die fürstliche Einwilligung, das ersehnte Glück außerhalb der salzburgischen Grenzen zu suchen, erschien einmal für allemal abgeschnitten.

Nach langer ernsthafter Erwägung im Familienrath reifte endlich der Entschluß, die lästigen, hemmenden Bande eines unwürdigen Hofdienstes gewaltsam zu zersprengen. Und gegen Ende des August 1777 überraschte Wolfgang nicht wenig „Seine Hochfürstliche Gnaden, den gnädigsten Lands Fürsten" mit einer wohldurchdachten schriftlichen Eingabe, die entschlossen auf die motivirte Bitte um Entlassung aus erzbischöflichen Diensten hinauslief und mit ironisch gefärbter „tiefester Unterthänigkeit" dankte für alle empfangene Höchste Gnaden, wie auch der „schmeichelhaften Hoffnung" Ausdruck verlieh „Euer Hochfürstlichen Gnaden in meinen mannbaren Jahren mit mehreren Beyfahl dienen zu können", und so sich „zu fürwehrenden Höchsten Hulden und Gnaden empfahl". — Zur Begründung seines Entlassungsgesuches

rechnete Wolfgang dem Fürsten sein Sündenregister vor. An die Spitze desselben stellte er eine Schilderung der bedrängten Umstände seiner Familie. Eine am 14. März eingereichte Bitte Leopolds um Aufbesserung seiner Einkünfte sei unbeachtet und ohne Antwort verschollen. Wiederholte Bemühungen, die Erlaubniß zu Kunstreisen zu erlangen, blieben ebenfalls erfolglos. Auch gegen des Vaters Wunsch, den Sohn allein auf Reisen schicken zu dürfen, zumal derselbe „nur halb in Diensten sei“, erhub Seine „Hochfürstliche Gnaden einige gnädigste Einwendungen“, wie daß er es nicht leiden könne, „so in's Betteln herumzureisen“ u. dgl. m. — Besonderen Nachdruck legte Wolfgangs Eingabe auf die Pflichten, welche er seinen Eltern und seinem von Gott ihm verliehenen Talent schuldig sei. „Je mehr die Kinder von Gott Talente erhalten haben, je mehr sind sie verbunden Gebrauch davon zu machen, um ihre eigene und ihrer Eltern Umstände zu verbessern, ihren Eltern beizustehen, und für ihre eigene Zukunft zu sorgen. Diesen Talentenwucher lehrt uns das Evangelium.

Ich bin demnach vor Gott in meinem Gewissen schuldig, meinem Vater, der alle seine Stunden ohnermüdet auf meine Erziehung verwendet, nach meinen Kräften dankbar zu sein, ihm die Bürde zu erleichtern, und nun für mich, und dann auch für meine Schwester zu sorgen.“ —

Dieses Abschiedsgesuch ward vom Erzbischof der Hofkammer zur Ausfertigung überwiesen mit der boshaften Bleistiftbemerkung, „daß Vater und Sohn nach dem Evangelio die Erlaubniß haben ihr Glück weiter zu suchen“. — Auch der Vater! —

Nachdem der erste hochfürstliche Aerger sich beruhigt, wurde es doch als räthlich befunden, von der angedeuteten Entlassung des Vaters aus dessen nicht leicht zu ersetzendem Amte abzusehen. Aber an der Bewilligung des ausdrücklichen Wolfgangschen Gesuches wollte und konnte der Fürst nichts ändern, so verdrießlich und ungelegen dasselbe ihm auch sein mochte. Denn Graf von Firmian, Graf von Stahremberg und andere Vertrauensmänner des Erzbischofs brauchten es ihm nicht erst klar zu machen, daß er in dem jungen Mozart den größten Klavierspieler, einen trefflichen Geiger und ausgezeichneten Tonsetzer besessen habe. Das wußte Hieronymus längst. Und deshalb ärgerte

ihn umsomehr, daß Wolfgang es wagte, seinem Machtbereich sich unverhofft zu entziehen, ihm den Stuhl vor die Thüre zu setzen.

Dem oft vernachlässigten und mißhandelten Tonmeister erschien der gewaltsame Akt als eine Nothwendigkeit. Sein Hauptbeweggrund lag in dem Wunsch, seinem geliebten Vater den aufgereizten Unmuth zu ersparen, den derselbe über die rücksichtslosen Ehrenkränkungen des Sohnes lebhafter als dieser selbst empfand. Mehr im Hinblick auf seine beschränkten Finanzen, die durch Concerterträge u. dgl. Zuschüsse aufzubessern Leopold dringend wünschen mußte, hielt auch dieser den geschehenen Schritt für unvermeidlich. Dennoch kostete der Entschluß harte Kämpfe. Seine väterliche Liebe war es vorzugsweise, die ihn darein verwickelte.

Einerseits wünschte er ganz im Sinne seines Sohnes, dessen große, wunderbare Gaben nicht in Salzburg verkümmern sehen zu müssen. Dazu waren alle Opfer an Sorgfalt der Erziehung, an Fleiß, Mühe, Zeit, Geld, Demüthigung und Entsagung mancher Art seit zwanzig Jahren und darüber nicht gebracht und geduldig getragen worden. Leopold hoffte immer noch, die Welt zu überzeugen von dem Wunder, das Gott in Wolfgang gewirkt und geoffenbart hatte. Deshalb mußte dieser hinaus in das Leben, um sich Ruhm und Ehre zu erwerben, hoffentlich auch Glücksgewinn zu ernten und eine auskömmliche geachtete Anstellung an einem hervorragenden Fürstenhofe zu erzielen.

Andererseits aber traten dem welterfahrenen Herzen Leopolds nunmehr die bedenklichen Seiten der Erziehungsweise nahe, welche jede selbständige Entwickelung des Sohnes in Dingen des praktischen Lebens so sehr verhindert hatte, daß derselbe völlig unvorbereitet war ohne Mentor in die Fremde zu ziehen. Nicht allein im Verkehr mit Menschen, in Anknüpfung und Einleitung künstlerischer Unternehmungen mangelte dem geliebten Sohne jedes nothwendige aus Erfahrung und Uebung zu gewinnende Geschick: er war sogar auch mit den äußerlichen Erfordernissen und Vorgängen der Kunst des Reisens völlig unbekannt geblieben, konnte weder einen Reisekoffer packen, noch verstand er sich auf die Geldmünzen des eigenen Landes, geschweige denn auf ausländische, die bei jedem der zahllosen deutschen Grenzpfähle

wechselten in Gepräge, Werth und Benennung. Nicht geringere Besorgnisse flößte die hitzige, unbesonnene und vertrauensselige Gemütsart Wolfgangs dem Vater ein, wenn er sich Verwickelungen und unsittliche Einwirkungen dachte, in welche sein weltfremder Sohn ohne Rath, Schutz und Warnung so leicht arglos gerathen könne. — Unter so bewandten Umständen erschien dem besorgten, liebevollen Mann eine Trennung von diesem Sohne, dessen Wohl und Wehe den wesentlichsten Inhalt seiner letzten zwanzig Lebensjahre ausgemacht, schier unerträglich. Dennoch mußte auch dieses schwerste aller bisherigen Opfer gebracht werden. Und Leopold entschloß sich endlich, es im Vertrauen auf die helfende Hand Gottes zu bringen. Ja noch mehr! —

Ohne liebende Fürsorge eines vertrauenswürdigen Geleites den Sohn in die Weite ziehen zu lassen, erschien schlechthin unthunlich. Leopold konnte, mit den eisernen Banden seiner Dienstpflichten an Salzburg gefesselt, ihn nicht begleiten. Im Freundeskreise gab es keine Persönlichkeit, die fähig und geneigt gewesen wäre, einen so verantwortlichen Liebesdienst zu übernehmen. Es blieb also niemand als Marianne, Wolfgangs Mutter; sie liebte ihren Wolfgang nicht minder warm, als der Vater; sie hatte auch auf den früheren Reisen unter ihres Gatten sicherer umsichtiger Leitung Geschick und Erfahrung genug sich angeeignet, um die Geschäfte eines Reisemarschalls leidlich versehen zu können. So entschloß sie sich, ihrem gewohnten häuslichen Wirkungskreise mit Ueberwindung ihres Hanges zur Behaglichkeit und Bequemlichkeit zu entsagen, um den Reisenden auf seiner Fahrt ins Ungewisse wie ein schützender Engel zu geleiten. Und auch Leopold fügte sich endlich in die nothwendig erscheinende Trennung von seinem treuen, geliebten Weibe — auf lange, lange Zeit. — Würden die engverbundenen Gatten einander jemals wiedersehen? — Wer konnte diese bange Frage mit Sicherheit beantworten! — —

Aber mit allen herzbewegenden Uebungen im Entsagen war das Maß der Opfer noch nicht erfüllt, das Leopold seinem Sohne zu bringen hatte. Vorläufig durfte er nicht nur keine Hoffnung setzen auf eine durch Wolfgangs Erfolge zu erzielende Verbesserung seiner Subsistenzmittel: er sah vielmehr voraus, daß sie noch drückender werden könnten

durch erborgte Geldsummen, welche er in Bereitschaft zu halten hätte, falls die Reisenden in Verlegenheit gerathen sollten. Und nur zu bald trat die Nöthigung an Leopold heran, sich mit Schulden zu belasten, die ihn immer tiefer in Nahrungssorgen hinabzogen, wie sehr er und seine, das Häusliche mit Sicherheit und guter Wirthschaft verwaltende Tochter Nannerl auch alle Bedürfnisse des Lebens auf das unentbehrlichste Maß beschränkten, wie sehr sie sich auch beide plagten mit schlechtbelohntem Unterricht, um ihre kläglichen Umstände ein wenig zu verbessern.

In Erwägung aller solcher schweren Opfer, die lediglich durch das Vertrauen gerechtfertigt erscheinen konnten, das Leopold auf die genialischen Gaben setzte, welche Gott seinem Sohn verliehen, ließ er es an Rathschlägen und Verhaltungsvorschriften nicht mangeln. Dazu gehörte namentlich die Mahnung, daß man alle Ausgaben und Einkünfte gewissenhaft buchen, regelmäßig Rechnung legen und von jedem Vorkommniß schleunigst Nachricht geben solle, damit die Zurückbleibenden den Reisenden auf allen ihren Wegen mit liebevollem Antheil folgen und allenfalls auch mit Rath und Warnung ihnen helfen könnten.

Nach allen Vorbereitungen wurde ein Reisewagen angekauft und der Tag der Abreise schweren Herzens erwartet. Am frühen Morgen des 23. Septembers 1777 rasselte der Wagen zum Thor hinaus. Im Schmerz des Abschiedes hatte der Vater vergessen, seinem Sohne den väterlichen Segen zu ertheilen. Er eilte an das Fenster — zu spät! — der Wagen war schon vorüber. — Da sandte der trostlose Mann den geliebten Reisenden seine heißesten Segenswünsche und Fürbitten nach. Dann sank er seufzend in den Sessel zurück. Nannerl saß im stummen Schmerz am Fenster. Ihre Thränen flossen still aber heiß und als wollten sie nie versiegen die Wangen herab. Ein Fieber ergriff die Trauernde. Aber als der lange einsame Abend anbrach, raffte sie sich entschlossen auf, um den wehmüthig bewegten Vater durch eine Partie Piquet auf andere Gedanken zu bringen.





Irrfahrt nach dem Glück.

Am Abende des schmerzbewegten Abschiedstages saß Wolfgang in Wasserburg, wo er einst als Knabe den Gebrauch des Orgelpedals kennen gelernt, nunmehr als fahrender Meister am Schreibtisch der Herberge „zum Stern“, um seinen trostbedürftigen Vater brieflich zu beruhigen und zu ermuthigen, während Marianne in derselben Stunde den gleichen Zweck am Kartentisch zu Salzburg verfolgte. Wolfgangs Bericht über seine erste Tagfahrt konnte den sorgenvollen Vater überzeugen, daß die Reisenden sich in der besten Stimmung befanden und daß Wolfgang sogleich eine Selbständigkeit entwickelte, die man ihm nicht zugetraut.

Er bemerkte alles, was ihnen unterwegs begegnete; nahm der Mutter die Sorge ab, die Postillone abzulohnen und die erforderlichen Unterhandlungen mit ihnen zu führen; dem Hausknecht im Stern ertheilte er auf allerlei Fragen Auskunft „mit der ganzen Ernsthaftigkeit, wie ich im Porträt bin“. Mit einem Worte: „ich bin der andere Papa, ich gieb auf alles acht“. — Ueber ihre Aufnahme im Stern und über ihr sonstiges Befinden meldete er sehr tröstlich: „Ich sitze da wie ein Prinz — uns geht nichts ab, als der Papa. Je nun, Gott will's so haben. Es wird noch alles gut gehen. Ich hoffe, der Papa wird wohlauf sein und so vergnügt wie ich. — Wir bitten alle zwei, der

Papa möchte Achtung geben auf seine Gesundheit, sich nicht selbst Verdruß machen, brav lachen und lustig sein und allezeit mit Freuden, wie wir, gedenken, daß der Mufti H.(ieronymus) C.(olloredo) ein Schwanz, Gott aber mitleidig, barmherzig und liebreich sey. Ich küsse dem Papa 1000mal die Hände, und umarme meine Schwester, die Canaglie, so oft, als ich heur schon — Tabacé genommen habe." — Das Wolfgangerl hatte sich also dem Tabackschnupfen ergeben. — Bezugnehmend auf die respektwidrigen Ausfälle gegen den salzburger Mufti und seine geliebte Canaille schließt er seinen ersten Bericht mit einer entschuldigenden Redewendung: „die Feder ist grob — und ich bin nicht höflich." —

Wasserburg lag an der Poststraße nach München. Nach dieser Residenz des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Josef, waren die Reisenden von Leopold zunächst dirigirt und mit empfehlenden Briefen an einflußreiche Persönlichkeiten, wie mit Grüßen an Bekannte ausgerüstet worden. München war das Ziel der ersten Kunstreise gewesen, die der Vater mit Marianne und dem sechsjährigen Wolfgang 1762 unternommen. Die Huldigungsreise des jungen „Königs" durch sein großes „Reich Rücken" brachte ihn zum zweiten und drittenmal in diese Stadt. Fast zehn Jahre später huldigte ihm die münchner Welt als dem Verfasser der komischen Oper La finta giardiniera. Seitdem waren jetzt wieder zwei Jahresläufe vollendet, deren Lebensinhalt sehr geeignet schien, mit jenen freundlich und glänzend beleuchteten Erinnerungstagen schroffe Gegensätze zu bilden. Ohne gesicherte Existenz, ohne bestimmte Aussicht eine solche zu finden, zog der große einundzwanzigjährige Tonmeister nunmehr wie ein Abenteurer und Glücksjäger zum fünftenmal des Weges nach München.

Am 24. September um halb fünf Uhr Nachmittags wurde der Reisewagen am Thor angehalten und von einem Grenadier mit aufgepflanztem Bajonett nach der Zollstelle eskortirt. Bei Herrn Albert, dem „gelehrten Wirth" zum schwarzen Adler in der Kaufinger Gasse, fanden die beiden Reisenden sehr freundliche Aufnahme. Auch früher waren sie schon seine Gäste gewesen.

Der eigentliche Reisezweck richtete sich nach dem Wunsch und Willen

des Vaters auf die Einleitung einer gesicherten, selbständigen Zukunft des Sohnes, die seiner würdig wäre und auf der festen Grundlage einer so auskömmlichen Anstellung an einem Fürstenhofe beruhte, daß sie der ganzen Familie die Möglichkeit eröffnen möchte, den kleinlichen peinlichen Nothständen Salzburgs zu entfliehen und sich am Aufenthaltsorte Wolfgangs ein neues Heim zu gründen. Dieser dagegen theilte des Vaters Plan nur soweit er ihm die ersehnte Möglichkeit zu eröffnen versprach, mit ungehemmter künstlerischer Freiheit den Antrieben seines Genius zu folgen. Die aber drängten ihn mächtig nach einer Seite, nach der Seite schöpferischer Bethätigung. Das Schaffen war seine „einzige Freude und Passion", insonderheit das Schaffen auf dem Gebiete der Oper. Er gerieth vor Begierde oft genug außer sich, hörte er nur von einer Oper reden. Und als er in München ein deutsches Singspiel kennen gelernt hatte, erwachte in ihm der leidenschaftliche Wunsch, seine gesammelte Kraft der angestrebten Begründung einer deutschen Nationalbühne widmen zu dürfen. Und dazu schien München, wo dieser patriotische Gedanke sehr einflußreiche Vertreter fand, der geeignete Platz. Deshalb ergriff er begierig auch die schwächsten Anhalte für seine Hoffnung, in der Hauptstadt Baierns festen Fuß fassen zu können, oder hier Aufträge zu erhalten für die Schöpfung einer Oper, wo es immer sei.

Solcher aufleuchtenden Hoffnungssterne glänzten während seines fast dreiwöchentlichen Aufenthaltes zu München drei in das Dunkel seiner planlosen Ungewißheit herein. Aber leider erwiesen sie sich als verschwindende Meteore.

Dazu gehörte zunächst der Versuch, eine kurfürstliche Anstellung zu erhalten. Aber der Kurfürst hielt den kleinen unscheinbaren Jüngling einer verantwortlichen Wirksamkeit nicht für gewachsen. Er ließ sich weder durch die akademischen Diplome von Bologna und Verona, noch durch die empfehlenden Briefe des Padre Martini, weder durch die Fürsprache des Grafen Zeil, noch durch die Wünsche seines Hofintendanten, des Grafen von Seeau, zu einem günstigeren Beschluß umstimmen. Vielmehr beharrte er bei seiner Meinung, es sei jetzt noch zu früh, Mozart sei noch zu jung. Diesem selbst deutete er sogar ganz so

wie Hieronymus an, er möge nach Italien gehen, um dort erst Tüchtiges zu erlernen. Nur kleidete er seine abholde Gesinnung etwas zarter ein, als der salzburgische Erzbischof es zu thun pflegte. Der Kurfürst schützte vor, er könne Mozart nicht anstellen, weil ein für ihn passender Platz in der Hofmusik nicht vakant sei. Dabei behielt diese vergebliche Anstrengung, zum Ziel zu gelangen, ihr Bewenden. Und es blieb auch ohne alle praktische Folgen, daß Graf von Seeau bei Mozarts Abschiedsbesuch mit höflicher Verlegenheit sein Bedauern über dessen vergebliche Bemühungen zu erkennen gab. Als der weitherzige junge Meister sein Mißgeschick beklagte vorzugsweise deshalb, weil er nun verhindert werde, Seine Excellenz mit neuen musikalischen Schöpfungen „ohne allem Interesse“, lediglich zum eigenen Vergnügen zu bedienen, da geschah etwas ganz Unverhofftes: Seine Excellenz nämlich „ruckten bei dieser Erklärung gar die Schlafhaube!“ — Es war das Aeußerste, was der Graf für Mozart zu thun vermochte, wenn man etwa hinzunimmt, daß bei dem Ruck der Schlafhaube der gräfliche Oberkörper eine kleine verlegene Beugung gegen Mozart ausführte und ein flüchtiges wetterleuchtendes Lächeln seine peinlich gekniffenen Mienen erhellte. — Mit dem verbindlichen Zucken auf der Gesichtsfläche des Grafen erlosch auch die erste Hoffnung Mozarts auf Erzielung einer Wirksamkeit am kurfürstlichen Hof zu München.

Eine zweite lockende Aussicht eröffnete ihm der Inhaber des „schwarzen Adlers“, Herr Albert. Dieser führte das Prädikat eines „gelehrten Wirthes“ nicht umsonst. Denn er verstand sich trefflich darauf, aus den gegebenen Umständen Vortheile zu ziehen. Es entging ihm nicht, daß der Besuch seiner Gastzimmer sich auffallend vermehrte, seitdem der berühmte, uneigennützige, lustige und liebenswürdige Tonmeister mit seiner Mutter im schwarzen Adler Wohnung genommen hatte. Der Wunsch dieses anziehenden Gastes, in München festen Fuß zu fassen, fand alsbald die wärmste Sympathie des Herrn Albert. Mit zuvorkommender Dienstbeflissenheit bot er dem beliebten Meister seinen Gasthof als Lokal für regelmäßig zu veranstaltende Winterconcerte an und suchte dieser Aussicht Konsistenz und Reiz zu verleihen, durch eine kleine Akademie, die er in den Räumen seines Hauses sogleich

einrichtete. Ein geistlicher Herr aus der Schule des berühmten Geigers Tartini, in München als sehr großer Virtuose vielfach gepriesen, wurde eingeladen, um der Abendunterhaltung besonderen Glanz zu verleihen. Aber leider fand Mozart sein Spiel dilettantisch und das Klavier des Gasthauses „elend". Die Erinnerung an das schlechte Instrument preßte ihm in seinem brieflichen Bericht an den Vater den Angstruf eines verzweifelten „auweh, auweh, auweh!" aus. Die Akademie gereichte demnach den Plänen des Herrn Albert nicht sonderlich zur Empfehlung.

Doch der anschlägige Kopf dieses gelehrten Gastgebers sann auf noch besserwirkende Mittel, seinen allgemein beliebten Gast zu fesseln. Er rechnete ihm an den Fingern vor, wie leicht es sei, ihm ein festes jährliches Einkommen im Betrage von 600 Gulden zu verschaffen. Man dürfe zu diesem Zwecke nicht mehr als zehn gute Freunde verpflichten, jeden Monat die Kleinigkeit von einem einzigen Dukaten freiwillig auf dem Altar der Kunst zu opfern. Mit dieser festen Unterlage könne sich leicht mehr erwerben lassen, theils durch Concerterträge, theils durch Opern, deren vier jährlich zu liefern Mozart selbst sich anheischig machte. Ihm wie auch seiner Mutter schien dieser Vorschlag sehr annehmbar, zumal sie nicht zweifelten, daß der Wirth seinen Mittagstisch ihnen freundschaftlich allemal zur freien Verfügung stellen werde, wenn sie nicht anderweitig eingeladen sein sollten. Herrn Alberts Plan stellte sich dar als Ausfluß der uneigennützigsten Freundschaft und wurde von Wolfgang auch in solchem Sinne seinem Vater zur Begutachtung mitgetheilt. — Leider leuchtete es diesem Menschenkenner nicht so leicht ein, wo jene zehn scharmanten Freunde herkommen sollten, die bereit wären, aus bloßer Begeisterung für einen jungen Musiker, ihm jeden Monat einen Dukaten zu geben. Jedenfalls würde Wolfgang dadurch in lästige Verbindlichkeiten gegen solche Wohlthäter gerathen, also in eine zehnfache Abhängigkeit, die er schwerlich lange ertragen werde, da ihm diejenige von einer einzigen Person in Salzburg schon zu drückend gewesen sei. Und wie würde der Erzbischof hohnlachen, wenn er erführe, daß sein hochmüthiger ehemaliger Concertmeister sich habe entschließen müssen, von milden Beiträgen

edler Menschenfreunde zu leben! — Gestützt auf dergleichen Vorstellungen drängte Leopold zur Abreise von München, wo die guten Freunde, wenn es ihnen Ernst wäre, ja auch in Wolfgangs Abwesenheit Vorbereitungen zur Begründung seines bleibenden Aufenthaltes treffen und betreiben könnten.

Man hatte schon Vorbereitungen zur Abreise getroffen, als ein Fachgenosse und Freund aus der Zeit des Aufenthaltes in Italien, noch eine dritte Aussicht eröffnete, die zwar Mozarts münchener Zwecke nicht direkt begünstigen konnte, aber anziehender wirkte, als die vorhergegangenen und den schaffensdurstigen Meister in fieberhafte Aufregung versetzte. Misliweczek, jener Freund, der unter dem Namen „il Bosmo“ in Italien Ruf erworben, that einen einleitenden Schritt, um dem Magister der Akademie zu Bologna den Auftrag auf die Schöpfung einer neuen Oper für den Karneval zu Neapel zu verschaffen. — Wolfgangs Vater hatte zwar gegen solche Aussicht nichts einzuwenden. Er trat sogar selbst in Briefwechsel mit dem im Hospital zu München krank daniederliegenden böhmischen Maestro. Aber da er bald erkannte, daß sich hinter jenem Freundschaftsdienst eigennützige Pläne des Böhmen versteckten, welche die Redlichkeit seiner Absicht zweifelhaft erscheinen ließen, legte er die Hoffnung zu anderen Täuschungen und mahnte seine Gattin, den Hauptzweck, die Begründung einer gesicherten Subsistenz, nicht über Nebenfragen aus den Augen zu verlieren. Und Leopolds Einsicht in die Verhältnisse erwiesen sich wieder als begründet. Weder aus Neapel, noch aus Venedig, wohin er sich selbst um Erlangung einer Scrittura für Wolfgang gewandt hatte, trafen Aufträge ein. —

Mit getäuschten Erwartungen aber ungebeugten Muthes verließen die beiden Abenteurer die Residenz des Kurfürsten von Baiern am 11. Oktober 1777 um die Mittagszeit und nahmen die Richtung nach Leopolds Vaterstadt Augsburg. Hier trafen sie Abends ein und stiegen auf Anordnung des Vaters beim „Lambwirth in der Heil. Kreuzgasse“ ab, wo man um 30 Kreuzer zu Mittag speisen konnte, gute Gesellschaft fand, wohl aufgenommen und sicher war vor Uebervortheilung. —

Von seinem programmgemäßen ersten Besuch bei dem Stadtpfleger

von Langenmantel, einem alten Bekannten Leopolds, war Wolfgang, der jenen Namen aus einer satyrischen Umwandlung bald in Kurzenmantel verkehrte, bald in das italienische Longo tabarro übersetzte, so wenig erbaut, daß er den Aufenthalt in Augsburg auf nur drei Tage zu beschränken im ersten Aerger sogleich entschlossen war. Doch fand sich sonstige Anregung genug, denselben über 14 Tage auszudehnen.

Mutter und Sohn fühlten sich angeheimelt in der Familie des Augsburger Bürgers Josef Ignaz Mozart, eines älteren Bruders Leopolds. Auch hier gab es eine Marianne, das nette, muntere „Bäsle", mit welchem Wolfgang sogleich herzliche Beziehungen anknüpfte. Das Bäsle war „schlimm", wie er selbst, das heißt sie besaßen beide einen unwiderstehlichen Hang, über harmlose Lächerlichkeiten, die sie im Wesen und Betragen der Leute mit scharfem Blick schnell entdeckten, sich aufs unbarmherzigste lustig zu machen. Das Bäsle war aber auch hübsch und im Uebrigen ganz nach des Vetters Geschmack, zumal wenn sie sich nach französischer Mode kleidete, was sie auf seinen Wunsch nicht ungern that. Denn so fand er sie um mindestens „fünf Procent schmucker". Auch auf derbere Späße, die der Vetter im Uebermuth loszulassen liebte, verstand dieses Nannerl freimüthig genug einzugehen. So bildete denn das Haus des Oheims einen Sammelpunkt für die salzburgischen Angehörigen, den diese gern und so oft als nur möglich aufsuchten.

Ungern erinnerte sich Wolfgang an die „salzburgischen Chikane". Die Erlösung von denselben wirkte vielmehr schon wohlthätig auf Geist und Körper. Er hatte sogar an leiblicher Fülle und Frische zugenommen. — Desto eifriger suchte er alte Freunde des Vaters auf, wie auch Orte, die mit den Familienüberlieferungen aus Leopolds Jugendzeit verknüpft waren. Kurz vor der Abreise von München wurde Wolfgang bekannt mit dem Herrn von Freysingen, jenem vornehmen Jugendfreunde, in dessen Elternhause Leopold als Schüler des Klosters St. Ulrich einst gern gesehen war*). Jetzt musizirte Wolfgang mit den Töchtern des ehemaligen Gespielen seines Vaters. Und Herr von Freysingen erging sich in Erinnerungen an diesen und

*) Vergl. S. 2.

die alte Zeit. Er erzählte von dem unvergleichlichen Orgelspiel Leopolds, eine Mittheilung, welche Wolfgangs ganze Theilnahme fand, weil sie ihm völlig neu war. Er erinnerte sich ferner, daß der Vater (Freysingen) große Stücke auf Leopold gehalten; daß dieser die Pfaffen weidlich gefoppt habe „wegen dem Geistlichwerden". Auch entdeckte Herr von Freysingen eine überraschende Aehnlichkeit Wolfgangs mit Leopold, wie der damals aussah. Tröstlich im Hinblick auf Wolfgangs Wuchs mochte es diesem klingen, daß sein Vater dazumal noch kleiner gewesen sein sollte, als er selbst.

Auch das Kloster St. Ulrich zu Augsburg besuchte Wolfgang und fand die Schilderung seines Vaters von der dunkelen abscheulichen Treppe, welche nach der Orgel aufwärts führte, bestätigt. Es war halt Alles noch ebenso, als dazumal, wo Leopold seine Uebungen auf dieser Orgel machte. Jetzt spielte Wolfgang auf demselben Instrument, daß die Zuhörer sich vor Bewunderung seiner Meisterschaft kaum zu fassen wußten.

Mozart besuchte gern die Klöster, wo neben den Hofhaltungen von Fürsten und Herren die Uebung der Tonkunst damals einen fruchtbaren Boden zu finden pflegte. So entdeckte er auch, daß man im Kloster zum heiligen Kreuz zu Augsburg besser zu musiziren verstehe als das städtische Orchester. Er fühlte sich in dem erwähnten Kloster ganz besonders künstlerisch angeregt, führte aufgegebene Themata auf die kunstreichste Weise sogleich aus und brachte die geistlichen Herren ganz außer sich vor Erstaunen. Solcher Erfolg wirkte aufreizend auf seine Neigung zu allerlei Eulenspiegeleien. Unter anderen ihm unbekannten Klavierstücken legte man eine schwierige fugirte Sonate auf. Mozart verzog bei der flüchtigen Durchsicht sein Gesicht in respektvolle und zugleich besorgte Falten, indem er Zweifel äußerte, daß er ein so schwieriges Stück vom Blatt werde spielen können. Seine Zuhörer fanden solche Zweifel diesem Werke gegenüber sehr gerechtfertigt und waren erstaunt über den entschlossenen Muth des jungen Meisters, sich dennoch daran versuchen zu wollen. Belustigt durch die harmlose Komödie, die er so glücklich durchgeführt, entwickelte er im Vortrag des Stückes dann so überraschende Schönheit, Klarheit und Vollendung,

daß der Dechant hinter seinem Stuhl ein Mal über das andere ausrief: „O du Erzschufti! — O du Spitzbub, du!“ — Jede kleine Freude, die man dem Meister bereitet, erregte sein entzündbares Herz zu dankbaren Gesinnungen. Und unter solchen Anregungen geschah es häufig, wie auch im vorliegenden Falle, daß seine Freigebigkeit keine Grenzen kannte. Dem Kloster zum heiligen Kreuz in der Person des Prälaten schenkte er zum Dank für jenes genossene Vergnügen, das er doch selbst mehr gewährt als empfangen hatte, zwei Messen und andere Tonsätze für Zwecke der dort gepflegten kirchlichen Chormusik.

Einen anderen Spaß machte er sich mit dem Erbauer einer trefflichen verbesserten Art von Tasteninstrumenten, namentlich von Klavieren und Orgeln. Er führte sich bei Georg Andreas Stein — so hieß derselbe — unter fremdem Namen ein. Er nannte sich Trazom, eine Verkehrung von Mozart. Doch gelang ihm die Täuschung nicht so glücklich, als wie jene im Kloster. Denn Stein errieth sogleich, wen er vor sich habe. Entzückt von den Steinschen Klavieren, war Herr Trazom wenig erbaut von der Spielmethode der achtjährigen Tochter Steins, Maria Anna (abermals eine Marianne!) — die später als Nannette Streicher einen klangvollen Namen in der Welt der Klaviervirtuosen erwarb. Mozart meinte, sie „könne werden“, da ihr Genie nicht zu verkennen sei. Aber bis jetzt habe man die junge Kunstnovize falsch geleitet. Sie spiele mit schwerer Hand und habe das Nothwendigste, Härteste und die Hauptsache vernachlässigt: „auf den Takt zu spielen“. Zwei Stunden lang sprach er mit dem in seine Tochter verliebten Vater über solche Fragen; und es gelang ihm denselben soweit zu überzeugen, daß dieser erfahrene Mann, selbst ein nicht unbedeutender Klavierspieler, den klar aber rückhaltlos urtheilenden Meister nachher „in Allem um Rath fragte“. —

Stein und andere Fachgenossen, unter denen sich ein Klavierspieler Demmler befand — „ein so kurioser Mensch, daß er, wenn ihm etwas gefiel, ganz entsetzlich lachen mußte“ — waren von der Vollendung, mit welcher Mozart nicht nur die anregenden Steinschen Klaviere, sondern auch dessen Orgeln und obendrein die Violine zu spielen verstand, so hingerissen, daß sie die Veranstaltung eines öffentlichen Concertes

für ebenso nothwendig als leicht erreichbar erklärten. Auch der Sohn des Stadtpflegers von Langenmantel stimmte anfangs in solche Wünsche mit ein. Derselbe besaß Einfluß auf die jüngere Männerwelt der Augsburger Geschlechter, konnte denselben also zu Gunsten der erwünschten Concertzwecke mit Erfolg geltend machen. Allein im entscheidenden Augenblick zog Herr von „Kurzenmantel“ — wie Mozart ihn ironisch nannte — sich unter nichtigen Vorwänden zurück und glaubte genug zu thun, indem er Mozart zum Abendbrot in lustiger Gesellschaft der Standesgenossen einlud.

Auf des Vaters Rath sollte der Kammerherr des Papstes Ganganelli, il Signor Cavaliere, in Städten, wo kein regierender Fürst residirte, bei solchen Anlässen im Schmuck seiner päpstlichen Dekoration erscheinen. Gehorsam dem Wunsche seines Vaters hielt Wolfgang diese Gelegenheit für geeignet, seinen großen Orden vom goldnen Sporn anzulegen. Leider mußte er bald gewahren, daß er besser gethan hätte, den Orden zu Hause zu lassen. Denn derselbe reizte den Neid der jungen Herren; und die Art, wie sie ihrer kleinlichen Empfindung Ausdruck gaben, konnte die Achtung vor ihrer feinen Sitte nicht begünstigen. Einer nach dem Andern begann den Träger des Kreuzes auf plumpe Weise zu verhöhnen. Aber hier zeigte Wolfgang ein männliches Selbstbewußtsein und schlagfertige Ueberlegenheit seines Witzes, wie man sie von dem einundzwanzigjährigen harmlosen Jünglinge nicht erwartet hätte. — In der Gesellschaft befand sich ein Officier, der, ermuthigt von dem Herrn von „Kurzenmantl“, nach genossenem Wein und Souper seine Mißgunst besonders gegen Mozart ausließ. Jener Kavalier taxirte den Werth des Kreuzes auf einen bairischen Thaler; „denn es ist ja nicht von Gold, sondern von Kupfer. Hehe!“

Mozart: Gott behüte, es ist von Blech; Hehe!

Jener: Aber sagen Sie mir, ich kann ja allenfalls — wenn ich mir ein solches Kreuz machen lasse — den Sporn entbehren? —

Mozart: O ja, Sie brauchen keinen, Sie haben ihn ja schon im Kopf; ich habe zwar auch einen im Kopf, aber es ist halt ein Unterschied; ich möchte mit dem Ihrigen nicht tauschen. Hier haben Sie einen Taback (eine Prise) darauf.

Der Officier wurde ein wenig bleich und rief endlich zum Bedienten gewendet: Hey! — daß Ihr auf die nächst mehr Respekt vor uns habt, wenn wir zwei, mein Schwager und ich, dem Herrn Mozart sein Kreuz tragen. Hier haben Sie einen Taback darauf.

Mozart: Das ist doch kurios! Ich kann noch eher alle Orden bekommen, die Sie bekommen können, als Sie das werden, was ich bin, und wenn Sie zweimal sterben und wieder geboren werden. Hier haben Sie einen Taback darauf.

Warm vor Zorn erhob er sich und mit ihm die ganze Tischgenossenschaft, die sich in größter Verlegenheit befand, da sie auf die Wahrheit, welche sie zuletzt vernommen, nichts Stichhaltiges erwidern zu können sich bewußt war. Dann ergriff Mozart Hut und Degen und verabschiedete sich gegen den Officier gewendet:

„Ich werde morgen schon das Vergnügen haben, Sie zu sehen?

„Ja morgen bin ich nicht hier.“ —

„So komme ich halt übermorgen, wenn ich ja noch hier bin.“

„Ach, Sie werden ja doch“ —

„Ich werde nichts! — Hier ist eine Bettel-Armee. Leben Sie unterdessen wohl.“

Die Bettel-Armee bezog sich auf einen der Vorwände des Herrn von Langenmantel: die in Aussicht genommene Akademie könne nicht stattfinden, „da Patricii nicht bei Cassa seien“.

Dennoch kam in den Räumlichkeiten, welche den augsburger vornehmen Geschlechtern als Versammlungsort dienten — Mozart nannte sie im Verdruß über die unfeine Behandlung, die er erfahren, die „Bauernstub'“ — ein Concert zustande. Es waren evangelische Patricier, die ihrer Standesehre solchem Künstler gegenüber eine Genugthuung schuldig zu sein glaubten. Herr von Langenmantel und seine Genossen bekannten sich zur römischen Kirche. Aber auch sie betheiligten sich bei der Veranstaltung der Akademie. Und einigen entschuldigenden Redensarten des Herrn von Langenmantel, unterstützt durch den Zuspruch der musikalischen Freunde Wolfgangs, namentlich Steins, gelang es leicht, Mozart zu vermögen, daß er nicht nur die Akademie besuchte, sondern auch dort musizirte. Und er spielte so bewundernswürdig und hin-

reißend, daß Demmler abwechselnd ganz entsetzlich lachte und fluchte. Mozarts Belohnung bestand in einem Geldbetrage von ganzen zwei Dukaten. —

Nach solchen Erfahrungen reute es ihn recht, nach Augsburg gekommen zu sein, weil er nie besorgt hatte, man werde den Sohn seines Vaters in dessen Geburtsstadt so gröblich „affrontiren". Und sein Kreuz vom goldenen Sporn legte er nach jener widerwärtigen Reiberei allem Anschein nach niemals öffentlich wieder an.

Der Abschied von Augsburg wurde den Reisenden nicht eben schwer. Nur die Trennung von den Freunden, namentlich von der Familie des Oheims und vom artigen „schlimmen" Bäsle kostete einige zärtliche Thränen. Leopold verstand dieses Verhältniß der beiden jungen Leute durchaus richtig, richtiger als das Bäsle Nannerl, dem die harmlose Ungebundenheit, mit der Vetter Wolfgang ihr seine Huldigungen darbrachte, etwas zu Kopf gestiegen war. Seine an sie gerichteten Briefe, die von kindischen Tollheiten übersprudelten, wurden vom Bäsle falsch aufgefaßt und nährten in dem liebedürftigen jungen Herzen des Mädchens eine unerwiderte Neigung. Leopold hielt die Verkehrsweise seines Sohnes mit Nannerl für Tändelei, was sie in der That war, und ließ die zärtliche Abschiedsscene auf der Scheibe beim sonntäglichen Bölzlschießen zum Besten der salzburgischen Freunde abmalen. Das Bild stellte die beiden Scheidenden dar, wie sie dem Reisenden einen ungeheueren Blumenbusch reichte und beide ihre Thränenströme trockneten mit Tüchern, die so lang waren, daß sie auf dem Fußboden weit nachschleppten. Ein launiger Vers erläuterte das Gemälde. —

Sein theurer Wolfgang blieb der Jmbegriff alles Lebensglückes, das Leopold auch in der Trennung mit dem Fernen verknüpfte. Kam er, ermüdet von einer oft lästigen dienstlichen Pflichterfüllung oder von der musikalischen Unterweisung talentloser junger Fräuleins nach Hause, so beflügelte er seinen Schritt, weil seine liebevolle Sehnsucht nach dem Sohne ihm vorspiegelte, er höre denselben Violine oder Klavier spielen. — Nach der Abreise der Gattin und des Sohnes hielt er stets einen Papierbogen in Bereitschaft, um jeden gelegentlichen Einfall darauf zu notiren, den er brieflicher Mittheilung werth

erachtete, und dem Gedächtniß ohne solche Unterstützung nicht anvertrauen mochte. Seine fürsorgenden Gedanken erstreckten sich bis in die geringfügigsten Einzelheiten. So empfiehlt er den Reisenden Wachsleinen zu kaufen, um die Musikalien damit besser gegen Nässe zu schützen; er erinnert daran, daß die Hausknechte in den Wirthshäusern anzuweisen seien, Wolfgangs Stiefeln vorsichtig mit eingeschobenen Holzpflöcken, die für diesen Zweck von Salzburg mitgenommen waren, zu versehen, wenn sie geputzt würden; er bestimmt, daß die salzburgische Scheidemünze, Batzen und Halbbatzen, beim Postkonduktör gegen bairische ausgewechselt werden sollten, um einem Verlust vorzubeugen; seine Aufmerksamkeit erstreckte sich sogar auf ein zum hechtgrauen Anzug gehöriges, beim Einpacken vergessenes Kleidungsstück Wolfgangs. — Nicht weniger aber ist er besorgt für das leibliche und sittliche Wohlbefinden und Verhalten des geliebten fernen Sohnes. Er warnt ihn vor dem Genuß erhitzender Getränke, vor schlechtem Umgang, vor unbesonnener Hingebung seines allzu offenherzigen Vertrauens; er mahnt ihn, die Beichte nicht zu versäumen, sucht ihn in jeder Lebenslage mit Rath zu unterstützen und legt als das Wichtigste ihm die Sorge um sein Seelenheil ans Herz. Zum Namenstage wünscht er dem Sohne die Gnade Gottes, die ihn aller Orten begleiten, ihn niemals verlassen wolle und ihn niemals verlassen werde, wenn er seine Christenpflicht auszuüben beflissen sei. „Du kennst mich" — so fährt er fort. — „Ich bin kein Pedant, kein Betbruder, noch weniger ein Scheinheiliger; allein Deinem Vater wirst Du wohl eine Bitte nicht abschlagen. Diese ist, daß Du für Deine Seele so besorgt sein wollest, daß Du Deinem Vater keine Beängstigung in seiner Todesstunde verursachest, damit er in jenem schweren Augenblicke sich keinen Vorwurf machen darf, als hätte er an der Sorge für Dein Seelenheil etwas vernachlässigt. Lebe wohl! Lebe glücklich! Lebe vernünftig! Ehre und schätze Deine Mutter, die in ihrem Alter nun viele Mühe hat. Liebe mich, wie ich Dich liebe als Dein wahrhaft sorgfältiger Vater."

Wolfgang strebte mit allen Kräften nach der Freiheit selbständiger Entwickelung. Er war sich bewußt, sein Leben mit seinem sittlichen Ideal stets in bester Uebereinstimmung zu erhalten, den vorgeschriebenen

Uebungen seiner Kirche nach Vermögen gerecht zu werden und überall Gott im Herzen und vor Augen zu haben. Mochte er nun auch in des Vaters unausgesetzten Mahnungen die treue liebevolle Fürsorge nicht verkennen, so peinigte ihn doch zuweilen der Schein eines Mißtrauens, das er nicht verdient zu haben glaubte und in der That nicht verdiente. Bei aller Form des gewohnten ehrfurchtsvollen Gehorsams, der ihm gegen die Eltern zu beobachten nicht schwer wurde, klingt durch die Ausdrucksweise wie er den Vater zu beruhigen suchte — daß er z. B. außer einem Gläschen Wein zum Nachtisch keine hitzigen Getränke genieße, daß er zur Beichte zu gehen nur nothgedrungen versäume u. dgl. — etwas von einem Tone gereizter Stimmung hindurch, welche das Band der bisherigen unweigerlichen Abhängigkeit von der Lenkung seiner Schritte seitens des väterlichen Willens allmählich zu lockern begann. Daß er im Wachsthum solcher geistigen Selbständigkeit und Klarheit über sich selbst schon erhebliche Schritte voran gethan, erhellt auch aus der Antwort auf die Glücks- und Segenswünsche, die des Vaters Brief zum Namenstage enthielt. Wolfgang dankt aufs herzlichste dafür und schreibt dann sehr beruhigend:

„Lebe der Papa unbesorgt; ich habe Gott immer vor Augen, ich erkenne seine Allmacht, ich fürchte seinen Zorn; ich erkenne aber auch seine Liebe, sein Mitleid und seine Barmherzigkeit gegen seine Geschöpfe; er wird seine Diener niemalen verlassen. Wenn es nach seinem Willen geht, so geht es auch nach meinem; mithin kann es nicht fehlen — ich muß glücklich und zufrieden sein. Ich werde auch ganz gewiß mich befleißigen, Ihrem Befehle und Rathe, den Sie mir zu geben die Güte hatten, auf das Genaueste nachzuleben."

Zur Bethätigung solchen Gehorsams gehörte es auch, daß man zwei Tage nach Absendung dieses Antwortschreibens Augsburg verließ, um schnurgerade nach Hohenaltheim zu reisen, wo der Fürst von Oetting-Wallerstein eine kleine aber treffliche musikalische Hofkapelle unterhielt unter der Intendantur des vorerwähnten Dragonerhauptmanns von Beecké (S. 104). Eine leichte Erkältung, die Wolfgangs Mutter sich auf der Fahrt zugezogen, verzögerte den Aufenthalt hier um mehrere Tage. Während desselben wurde fleißig musizirt und

die beiden künstlerischen Rivalen in der Klaviervirtuosität, Mozart und Beecké, verkehrten mit höflicher Vorsicht zusammen und fanden sich überrascht durch manche sympathische Entdeckung. Unter anderen Gleichartigkeiten entdeckten sie, beiden verursache das Musiziren Kopfschmerzen. Doch fand hierin ein kleiner Unterschied statt: Beecké gestand, daß ihm schöne Musik Kopfweh mache, während Mozart dieses Leiden nur nach schlechter Musik zu verspüren pflege.

* * *

Bedeutsam für Mozarts Entwickelung gestaltete sich der Aufenthalt, der in Mannheim genommen wurde und sich länger hinzog als ursprünglich beabsichtigt war. Er erstreckte sich über den Zeitraum von fast fünf Monaten, nämlich vom 30. Oktober 1777 bis zum 14. März 1778.

Leopold, der es gewohnt und in väterlicher Fürsorge nach wie vor beeifert war, Wolfgang auf Schritt und Tritt am Gängelbande zu führen, vermochte sich nicht sogleich darüber zu beruhigen, daß die Reisenden so eilig nach Mannheim gegangen seien, ohne ihr Glück in Donaueschingen am Hofe des Fürsten Taxis und an den Bischoffitzen in Würzburg und in Bamberg zuvor versucht zu haben. Doch schienen ihm die Erklärungsgründe, zu denen auch die Gefahren einer beschwerlichen Winterreise durch den Spessart gehörten, bald einleuchtend genug; und er war den Wünschen Wolfgangs nicht abgeneigt, die sich auf einen längeren Aufenthalt in Mannheim richteten, womöglich mit der sicheren Grundlage einer Anstellung als Hofkomponist des Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor. Wolfgangs Fantasie stattete eine solche feste Anstellung aus nicht allein mit auskömmlichem Gehalt und erwünschter Gelegenheit, seinen mächtigen Schaffenstrieb zu bethätigen, sondern auch mit der Freiheit, durch Kunstreisen seinen Ruhm nach außen zu befestigen und auszubreiten auf Grund sicherer Rückendeckung im Dienst Karl Theodors. An Mannheim fesselten ihn alsbald ungleich stärker wirkende Bande als an irgend eine andere von allen den Städten, die er bisher besucht und zu Versuchsfeldern seiner Bewerbung um einen bleibenden Mittelpunkt der Wirksamkeit erkoren hatte, ohne irgendwo Erfolg zu erzielen.

Mannheim galt dazumal als „Paradies der Tonkünstler". Gern pflegte der kunstsinnige Kurfürst aus klarbewußten patriotischen Beweggründen deutsche Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste. Einige wenige Italiener, welche hier noch im Dienste standen, genossen als alternde Ueberbleibsel einer überholten Geschmacksrichtung nur mehr das Gnadenbrot. Sänger, Sängerinnen und Instrumentisten, wie auch die musikalischen Leiter der Oper und Kapelle waren im übrigen Deutsche. In Mannheim gab es eine wirkliche erste deutsche Nationalbühne. Die Opernstoffe aus deutscher Geschichte und Dichtung wurden den bisher beliebten Entlehnungen aus dem klassischen Heidenthume vorgezogen. Und über die schüchternen Anfänge des deutschen Singspiels erhob die mannheimer Nationalbühne sich zur ernsten Oper. „Günther von Schwarzburg", gedichtet von Anton Klein, einem eifrigen Vaterlandsfreunde, und in Musik gesetzt von Ignaz Holzbauer, dem Kapellmeister an der Nationalbühne zu Mannheim, eröffnete die Aufführung der dramatischen Hervorbringungen deutschen Geistes im Januar 1775. Mozart lernte dieses Werk am 31. Oktober 1777, dem Tage nach seiner Ankunft in Mannheim kennen. Er war von dem Drama selbst wenig erbaut, fand aber die Musik Holzbauers sehr schön, voll Geist und Feuer, worüber er sich in Anbetracht der 66 Lebensjahre des Verfassers wunderte. Die zu Mannheim gestochene Partitur ist „dem durchlauchtigsten Gönner — Karl Theodor — gewidmet, unter dessen erhabenem Schutze die pfälzische Bühne zum erstenmal einen deutschen Helden besang". — Später arbeiteten Wieland und Schweitzer für dieselbe Bühne und Mozart lernte diese beiden berühmten Geister bei solchem Anlaß persönlich kennen. Die Erscheinung Wielands, wie seine Verkehrsformen, enttäuschten die günstige Vorstellung, welche Mozart sich von ihm gemacht hatte. Wielands Aeußerungen erschienen ihm etwas gezwungen. Seine „ziemlich kindische Stimme, sein beständiges Gläselgucken" stimmten übel zu seiner „gewissen gelehrten Grobheit und dummen Herablassung". Daß er sich an einem Orte so zu „betragen geruhte", wo die Leute ihm begegneten, als sei er vom Himmel herabgefahren, fand Mozart erklärlich. Er meinte, man genire sich ordentlich seinetwegen, und horche mit stummer

Spannung auf jedes Wort, das ein so berühmter Dichter rede — nur Schade, daß die Leute oft lange darauf warten müssen, da Wieland einen Defekt an der Zunge habe, der ihn nöthige, sehr leise zu reden und nach je sechs Worten allemal eine Pause zu machen. Unbeschadet des vortrefflichen Kopfes, „den wir Alle kennen", war sein Gesicht von Blattern entstellt und die ziemlich lange Nase verunzierte es noch mehr, so daß der Gesammteindruck, den Mozart davon empfing, „von Herzen häßlich" wirkte. — Wieland dagegen überhäufte den jungen Tonmeister mit Lobspenden, drückte ihm warm die Hand und pries sich glücklich, mit ihm zusammengetroffen zu sein. Wolfgangs Neigung, welche seine Freunde mit dem Ausdruck „schlimm" kennzeichneten, trat viel häufiger ans Licht in seiner Beurtheilung ihm fernstehender und besonders auch namhafter Persönlichkeiten aus nicht musikalischen Lebenskreisen, als wie in seinen Ansichten, die er von Fachgenossen gewonnen hatte. Tonkünstlerische Kapacitäten von Belang und Tüchtigkeit, beurtheilte er auch nach ihren menschlichen Seiten duldsam und milde, schenkte ihnen schnell sein ganzes vertrauensseliges Herz und verband sich ihnen — unerachtet der Warnungen seines Vaters — durch die rückhaltslosesten Intimitäten. In ihrer Nähe fühlte er sich wohl, heimisch und verstanden. So schloß er sich auch sogleich herzlich an Schweitzer an, schätzte seinen braven Charakter und seine vorzüglichen musikalischen Leistungen, darüber er alles weitere Persönliche, das ihn an Schweitzers Dichter (Wieland) so lebhaft beschäftigte, völlig aus den Augen verlor. Schweitzer und andere von Mozart gewürdigte Fachgenossen traten ihm nicht als Menschen, sondern als Musiker entgegen und gaben seinem Urtheil eine gemessene Richtung, welche ihm die ganze übrige Menschheit in eine entlegene objektive Ferne entrückte.

Was Mannheim zum Paradies der Tonkünstler in den Augen der Zeitgenossen erhob, war neben der Nationalbühne besonders auch sein ausgezeichnetes Orchester, dessen Leistungen damals unbestritten den ersten Rang behaupteten, so daß Hörer aus aller Herren Länder nach Mannheim kamen, um sich im Genuß derselben zu erbauen. Unter des Kapellmeisters Christian Cannabich Leitung hatte sich das Orchester zu feinschattirten Vortragsmanieren herangebildet, wie man

sie bisher nirgendwo und niemals vernommen. Die Abtönungen vom leisesten Hauch bis zur mächtigsten Klangstärke und umgekehrt, welche die Kunstsprache mit den Ausdrücken crescendo und diminuendo bezeichnet, wurde zuerst von Cannabich versucht und sogleich bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit mit folgenreichster Wirkung ausgebildet. Bis dahin beschränkte man sich auf die Nebeneinanderstellung des piano und forte. Wie entscheidend jene neuen Eindrücke, zu denen auch der Gebrauch der Klarinetten als kurfähiger, früher nur in der Kriegsmusik verwendeter Orchesterinstrumente gehörte, den entzückten Meister anregten, läßt sein strebsames empfängliches Tonherz unschwer vermuthen. Und es ist sehr begreiflich, daß er unter den vorzüglichen Künstlern, mit denen fast jedes Pult des Orchesters zu Mannheim besetzt war, alsbald gute Kameraden und Freunde gewann. Gern hatte er deshalb den vom Vater empfohlenen Besuch der vorerwähnten Hofhaltungen darangegeben, um jenes Paradies kennen zu lernen. Alle empfehlenden Schilderungen Mannheims fand Wolfgang weit übertroffen; er genoß hier ein wahrhaft paradiesisches Glück.

Bei urtheilsfähigen Genossen seiner Kunst bedurfte er zu seiner Empfehlung nur eines Klaviers, einer Orgel, Violine oder linirten Notenpapiers. Mit solchen Freibriefen führte er sich gleich nach seiner Ankunft bei Cannabich auf das vortheilhafteste ein. Durch Cannabichs Vermittelung lernte ihn auch das Orchester alsbald kennen und schätzen. Nicht lange, so verzogen sich die lächelnden Mienen einiger vorschnellen Zweifler zum Ausdruck staunenden bewunderns über die Entdeckung, daß die unansehnliche kleine Gestalt dieses jungen Menschen ein Genie beherberge, welches sich zur Reife unfehlbarer künstlerischer Meisterschaft in umfassendstem Maße bereits entwickelt zeigte. Johann Baptist Wendling, der vorzügliche Vertreter der ersten Flöte, und Friedrich Ramm, nicht minder ausgezeichnet als Hoboebläser, gehörten bald zu Mozarts näheren Freunden in Mannheim.

Wendling und Ramm beabsichtigten im Februar 1778 nach Paris zu reisen, um dort, wo sie schon durch wiederholte Besuche Namen und Lokalkenntnisse erworben, Erfolge zu erzielen, die eben so reich an Ruhm, als an Glücksgewinn zu werden versprachen. Einen Genossen,

der auf allen Gebieten der Kunst erstaunliche Vollendung besaß und vermöge seines wundervollen Generalbaßspiels als Begleiter am Klavier von keinem übertroffen wurde, einen Genossen wie den lustigen lenksamen Mozart konnten jene beiden mannheimer Virtuosen auf ihrer pariser Fahrt nun zu ihrem größten Vortheil sehr wohl gebrauchen. Und sie verstanden es die Aussichten, welche auch ihm ein vorübergehender Aufenthalt an den Ufern der Seine eröffnete, so lockend zu schildern, daß sie ihn ohne Mühe bestimmten, ihren Plan sich anzueignen. Der Entschluß konnte aber leichter gefaßt, als ausgeführt werden.

Zunächst trat Wolfgangs Mutter seinem Wunsche hemmend entgegen, sofern sie sich von ihm trennen mußte, um die schmale Reisekasse nicht zu überlasten. Zur Beseitigung jenes Hemmnisses boten sich zwei Möglichkeiten dar: entweder mußte die Mutter in Mannheim zurückbleiben; — für diesen Fall wollte Wendling ihr eine Unterkunft besorgen und sie an seinem Familientisch beköstigen. Doch Leopold verweigerte zu dieser Form einer Trennung seiner Gattin vom Sohne mit Entschiedenheit seine Zustimmung. — Oder Frau Marianne mußte den Heimweg nach Salzburg in irgend welcher passenden Gesellschaft antreten. Und dieses erklärte Leopold als das allein richtige für ausführbar. —

Neben der Lösung dieser Frage gab es aber noch eine gewichtigere Schwierigkeit zu überwinden. Wolfgang konnte nämlich nicht vom November bis zum Februar ohne Erwerb in Mannheim verweilen. Vielmehr schien es sehr erwünscht, die Reise nach Paris nicht ohne gesicherte Rückzugslinie zu unternehmen, wie sie eine feste Stellung im Dienste des Kurfürsten am zuverlässigsten gewährte. Zur Erreichung solchen Zwecks, mit dem auch Leopold — wie vorauszusehen war — sich einverstanden erklärte, wurden denn auch die Vorbereitungen ohne Aufschub eingeleitet. Vor allen Dingen galt es die Aufmerksamkeit und Gunst Karl Theodors für den salzburgischen „Kapellmeister" — wie man Wolfgang in Mannheim gern betitelte — einzunehmen. Der Weg zum Hofe führte durch die Intendantur der Hofmusik in der Person des Grafen S a v i o l i, eines wohldenkenden Kavaliers, der

freilich das Schicksal seiner meisten Amtsgenossen theilte, daß ihr unterthäniger Respekt zum Papagèno-Schloß erstarrte, wenn sie auf der Stirn ihres gnädigsten Herrn den Schatten einer ungünstigen Laune schweben sahen. — Graf Savioli hatte oft so schwere Sorgen, daß er die Bewunderung sich durchaus nicht wieder ins Gedächtniß zurückrufen konnte, die ihm einst — es war freilich schon 15 Jahre her — das Wunderkind abgewann. Cannabich, der dem Grafen zu Hülfe zu kommen suchte, vermochte ihn auch nicht sogleich auf die rechte Spur zu bringen. Denn Graf Savioli wandte sich nun nach erfolgter Vorstellung und abseits geführter kurzer Unterredung mit Cannabich wieder zu dem Verschollenen und eröffnete diesem, „wie daß er gehört habe, Herr Mozart solle ja ganz passabel das Klavier zu spielen verstehn", worauf Herr Mozart mit einer stummen Verbeugung antwortete, die wahrscheinlich von Gedanken begleitet war, welche seine Freunde „schlimm" genannt haben würden.

Uebrigens versprach der Graf die erste passende Gelegenheit zur Befürwortung der Wünsche des jungen Tonkünstlers nach Beendigung der Galatage und nachfolgender kurfürstlicher Hofjagd zu benutzen. — Vorläufig führte er denselben ein bei der Frau Kurfürstin. Diese leutselige Dame äußerte das Wohlgefallen, welches Mozart ihr einflößte, in dem absonderlichen scherzhaften Verlangen, er solle die dazumal im Schwange gehende Kunst des Filetstrickens erlernen; und die Fürstin wie auch ihr hoher Gemahl stellten an den verblüfften Musiker mit dem Anschein allen Ernstes das schnackische Ansinnen, Mozart solle in einer bevorstehenden sogenannten Gala-Akademie bei Hofe eine öffentliche Vorstellung im Filetstricken geben.

Man war zu jener Zeit an erlauchte Scherze der originellsten Art gewöhnt. Ein kleiner souveräner deutscher Fürst machte sich z. B. gern den Spaß, seine Kammerherren und Officiere über seinen Spazierstock springen zu lassen, den er höchstselbst vor ihnen hinstreckte. — Eine fürstliche Prinzessin fand es anregend, gefolgt von ihren Hofdamen Kavalkaden in ihren Gemächern auszuführen, wo freilich die Pferde ersetzt werden mußten durch gepolsterte Stühle, deren Lehnen den Hals der improvisirten Renner darstellten. — Mozart, der oft genug erfahren

hatte, mit welcher Spezies der Kurzweil und des Geschmacks an Fürstenhöfen das alltägliche leere Einerlei ausgefüllt und erträglich gemacht zu werden pflegte, mochte sich deshalb über den Filetscherz nicht eben sehr wundern.

Er begab sich wohlgemuth nach Hofe, wohin er zu der erwähnten Gala-Akademie befohlen worden. Doch fand er hier keine Vorrichtung zum Filetstricken, sondern die musikalische Hofkapelle und ein gutes Pianoforte, vermuthlich aus Augsburg von Stein. Diese Instrumente spielte er mit Vorliebe und so unvergleichlich schön, daß selbst seine Mutter davon überrascht und begeistert an den Gatten berichtete, man habe es noch niemals so gehört; jedermann bewundere auch sein erstaunliches Gedächtniß und rasche Auffassung und räume ihm den Preis ein in der Schönheit, „Feinigkeit und im gusto“, darin er Beecké und alle anderen Virtuosen weit übertreffe; man schätze ihn überall als einen Tonmeister, desgleichen kein zweiter zu finden sei. —

In der Gala-Akademie gewann er durch den Vortrag eines Concertes, einer Sonate und improvisirten freien Fantasie sogleich die vortheilhafteste Meinung der kurfürstlichen Familie und des ganzen Hofes. Auch überzeugte er den Grafen Savioli, daß sein Klavierspiel in der That ohne Uebertreibung „recht passabel“ genannt werden könne. Der Kurfürst, welcher seinen natürlichen Kindern äußerst liebevolle Sorgfalt zuwendete, wünschte, daß auch sie von Mozarts Spiel Freude und Nutzen für ihre eigene Förderung in dieser Kunst gewinnen möchten. Und hier traf der gnädige Herr öfter mit dem jungen Meister zusammen und verkehrte mit ihm aufs ungezwungenste „wie ein Freund“. Für die Prinzessin schrieb Mozart ein Rondo, für den Prinzen, den späteren Fürsten von Brezenheim, dessen Name mit der Geschichte des bairischen Erbfolgekrieges sich nachmals verknüpft fand, arbeitete der Meister Variationen über „einen Fischer-Menuett“. Diese Musik, den untergeordneten Leistungen der beiden fürstlichen Kinder angemessen, entsprang aus des Verfassers Wunsch, dem Kurfürsten Verbindlichkeiten aufzuerlegen, sich seiner Gunst zu versichern und wiederholte persönliche Unterredungen mit ihm anzubahnen. Solche Absicht wurde auch erreicht. Der Hauptzweck aber, eine kurfürstliche Anstellung blieb uner-

ledigt. Kurfürstliche Gnaden verzögerten die Entschließung von Tag zu Tage und erst am 10. Dezember konnte Wolfgang nach Hause vermelden, daß es dermalen nichts sei mit dem Kurfürsten. Eine goldene Uhr im Werth von 20 Karolin war das einzige Zeichen fürstlicher Dankbarkeit, das ihm im Namen Karl Theodors nach der Gala-Akademie vom Grafen Savioli überreicht wurde. „Nun habe ich" — spöttelte er — „mit dero Erlaubniß fünf Uhren; ich habe auch kräftig im Sinne, mir an jeder Hosen noch ein Uhrtäschl machen zu lassen und, wenn ich zu einem großen Herrn komme, zwey Uhren zu tragen (wie es ohnehin jetzt Mode ist), damit nur keinem einfällt, mir noch eine Uhr zu verehren." —

Als italienische Tonkünstler die deutschen Höfe unumschränkt beherrschten, kannte die Freigebigkeit der Fürsten keine Grenzen. Ein deutscher Meister wie Mozart mußte sich begnügen mit einer Uhr und der Ehre, hochfürstliche Ohren und Herzen berauscht und entzückt zu haben! —

Wolfgangs Verlangen nach Paris zu reisen hatte wenige Tage vor der niederschlagenden kurfürstlichen Entscheidung noch neue Nahrung erhalten durch den ausgezeichneten Fagottbläser Ritter, der schon am 12. Dezember nach der französischen Hauptstadt aufbrechen wollte und aus gleichen Beweggründen wie Wendling und Ramm Mozart zum Begleiter zu gewinnen bemüht war. Auch diese lockende Veranlassung mußte jedoch wirkungslos bleiben, weil Wolfgang sich von der Mutter nicht trennen durfte und ferner weil Karl Theodor noch immer zögerte, das letzte entscheidende Wort zu sprechen.

Daß es so ungünstig ausfallen könnte, hatte von den Freunden keiner erwartet. Nach erfolgter „gnädiger" Ablehnung aber wollte jeder solche Wendung vorausgesehen haben und wußte sich dabei auf ähnliche Entscheidungen des Hofes zu berufen. — Wendling, der auf Mozarts Begleitung nach Paris durchaus nicht verzichten mochte, gerieth vor Unwillen außer sich. Dann aber erschöpfte er sich in Vorschlägen und Bemühungen, um Mozarts Aufenthalt in Mannheim während der beiden Monate bis zur geplanten Abreise nach Paris trotz des Kurfürsten möglich zu machen. Die Sorge um Unterkunft und Kost war

zunächst zu beseitigen. Wendling bot seinem Freunde zu diesem Behuf seinen eignen Familientisch gastfreundlich an und bestimmte den Hofkammer-Rath Serrarius, seine bewundernde Verehrung für Mozart durch Aufnahme in seinem geräumigen, wohnlich und behaglich eingerichteten Hause zu bethätigen. Für Marianne sollte eine freilich schwer aufzufindende billige Miethswohnung gesucht werden. Den Mittagstisch wollte ihr ein Schüler Wolfgangs, Namens Danner, in seinem elterlichen Hause gewähren.

So betrachtete man die Sorge um des Leibes Nothdurft und Nahrung als erledigt, wenn der Vater seine Einwilligung dazu nicht versagte. Aber Wendling that noch mehr. Er zeigte und eröffnete nun auch Wege eines nothdürftigen Erwerbes. Ein reicher Holländer, der sich durch den Gewinn eines großen unabhängigen Vermögens in Indien den Scherznamen des Indianers seitens seiner mannheimer musikalischen Freunde anhängen und gefallen ließ, blies die Flöte und lebte aus Neigung zur Tonkunst vorübergehend in Mannheim. Hier lernte er Mozart kennen und schätzen. Und auf Wendlings Anregung bestellte er bei Mozart drei kleine leichtausführbare Concerte und zwei Quartette für die Flöte. Das Honorar wurde auf 200 Gulden vereinbart. — Gut zahlende Schüler würde nach Wendlings Meinung Cannabich dem jungen Meister zu vermitteln wissen. Auch durch Subskription auf begehrte Modemusikstücke möchten sich die Mittel für das zweimonatliche Verweilen alles in allem gerechnet reichlich erwerben lassen.

Wolfgang ließ sich leicht bestimmen zu dem Plan Vertrauen zu fassen und erwartete mit Ungeduld die Entscheidung aus Salzburg. Sie traf bald genug ein und enthielt unter anderen auch die folgenden väterlichen Willenserklärungen: „So lange die Mama dableibe, solle Wolfgang sie nicht Trübsal blasen lassen und sie nicht fremden Leuten überantworten; vielmehr solle er sie mit aller Sorgfalt pflegen, so wie sie für ihn stets gesorgt habe. Sei der Miethzins für eine angemessene größere Wohnung auch um einige Gulden höher, so dürfe das kein Grund zur Trennung der Mutter vom Sohne werden.“ Im übrigen erklärte sich der Vater, wie auch die Mutter, mit der Reise nach Paris und mit dem dadurch bedingten Verzug zu Mannheim einverstanden,

vorausgesetzt, daß der Indianer den verabredeten Honorarbetrag von 200 Gulden zahlen und Wolfgang bemüht sein werde, auf alle sonst mögliche Weise Geld zu erwerben, um dem Vater die drückende Last zu erleichtern, welche ihm die wachsenden Schulden je länger, desto unerträglicher machten.

Einer Trennung von der Mutter wurde durch die hochherzige Gesinnung des Kammer-Raths Serrarius vorgebeugt, der auch ihr sein gastfreies Haus als Zuflucht eröffnete und den Aufenthalt seinen beiden Gästen in erwünschtestem Grade zu einem angenehmen zu machen bemüht war. Marianne fühlte sich hier bald sehr wohl. Statt sonst stundenlang im Wirthshause allein zuzubringen, genoß sie nun in der Gesellschaft der Frau Kammer-Rath und ihrer fünfzehnjährigen Tochter Therese Pierron, der Hausnymphe, wie Wolfgang sie nannte, anregende Unterhaltung. Nachmittags fand man Marianne fast regelmäßig im Familienzimmer und auch an der Abendtafel fehlte sie selten. Dazu wurden beide, Mutter und Sohn, sehr aufmerksam bedient. Und der junge Meister erwies seine Erkenntlichkeit durch die Selbstüberwindung, die ihn der Musikunterricht kostete, welchen er der talentlosen und auch sonst wenig anziehenden „Hausnymphe“ mehr gelegentlich als regelmäßig ertheilte. Aber er förderte sie doch soweit, nachdem sie freilich schon seit acht Jahren von anderen Meistern unterwiesen, daß sie zur Freude der Eltern ein Solostück einer von ihnen gegebenen Abendgesellschaft leidlich vortragen und in einer öffentlichen Akademie die leichteste Stimme eines Concertes für drei Klaviere von Mozart übernehmen konnte.

Das von Wolfgang bewohnte Zimmer lag im Erdgeschoß. Erst um halb neun Uhr vormittags drang bei den kurzen Wintertagen hier die nöthige Helle ein, die zum Verlassen des Lagers aufrief. Um diese Zeit besorgte er so schnell, als er es vom Vater gelernt, seinen Anzug und von zehn bis zwölf Uhr pflegte er schaffend am Schreibtische zu sitzen. Die Mittagszeit verlebte er im Hause des Freundes Wendling, wo er gewöhnlich bis zur Suppe auch noch notenschriftliche Arbeiten erledigte. Um drei Uhr begab er sich zu einem lerneifrigen holländischen Offizier, de la Pottrie, nach dessen Wohnung im Mainzischen Hofe.

Er unterwies denselben, wie er selbst berichtete, „in Generalbaß und Galanterie" (d. h. im Vortrag des „galanten" Stils) und erhielt für 12 Stunden, wie er übrigens „nur vermuthete", vier Dukaten. Von da eilte er wieder nach seinem Quartier, um der Hausnymphe eine Lektion im Klavierspiel zu ertheilen. Den Rest des Tages brachte er bei Cannabich zu, wo es eine freundliche, vernünftige und anmuthige Rosa von 13 Jahren gab, die Wolfgang zu seiner eigenen Freude unterrichtete. Schon am Tage nach seiner Ankunft in Mannheim regte dieses „Rosl" ihn lebhaft an. Er schrieb für das anziehende Mägdlein sogleich eine Klaviersonate und machte den Andantesatz in derselben so ganz „nach dem Caractère der Mlle. Rose", daß die wohlgetroffene Gleichartigkeit des musikalischen Ausdruckes mit ihrem Wesen von Andern anerkannt wurde. — Auch dem Vater Cannabich suchte er sich nützlich zu machen, wie er konnte. So z. B. richtete er ihm die Partitur seiner Balletmusikstücke für das Klavier ein. Durch sein uneigennütziges liebenswürdiges Betragen, wie durch seine seltenen Leistungen gewann er sich in Cannabich und seiner Familie treue Freunde, an deren Verkehr auch Marianne sich gern betheiligte. Nach dem Abendessen verweilte Wolfgang regelmäßig bis zwölf Uhr nachts in diesem Kreise, wo es zwar oft sehr lustig zuging, öfter aber in lehrreicher ernsthafter Unterhaltung und beim musiziren die Stunden rasch verflogen. Nur am Kartenspiel, das in Anwesenheit anderer Gäste die Gesellschaft belustigte, nahm Wolfgang nicht theil. Bei solcher Gelegenheit zog er, wie er es auch in Salzburg schon zu thun liebte, sich mit einem Buche, das er zu diesem Zwecke stets zur Hand zu haben pflegte, in einen Winkel zurück und ließ die Anderen spielen.

Auch im Hause Wendlings, wo die madonnenhaft schöne Tochter Auguste einen starken magnetischen Pol für Wolfgang darstellte, den der meisterliche Gesang ihrer Mutter, Dorothea, Primadonna der Nationalbühne, nur noch mehr verstärkte, verlebte Wolfgang schöne Stunden. Als er einmal in glücklichster Stimmung hier musizirte fühlte er sich selbst so beseligt, daß er die ganze Welt hätte umarmen mögen. „Sie waren alle so zufrieden" — berichtete er — „daß ich — die Frauenzimmer küssen mußte." — „Gustls" Schönheit begeisterte auch

Männer von Ruf und Rang. Auf Wieland und selbst auch auf den gnädigen Landesvater Karl Theodor — so flüsterte man sich zu — hatte sie tiefen Eindruck gemacht. Wolfgang feierte sie durch die schmeichelhafte Widmung eines Salve Regina. Auch für Gustls Mutter, die ausgezeichnete Sängerin, schenkte die Muse ihm eine Arie. Die Dichtung von Metastasio hatte Dorothea Wendling selbst ausgewählt. — Andere zu beglücken, mit vollen Händen die ihm gleichsam in den Schoß fallenden reifen Früchte des Triebes auszustreuen, zum erstenmal in seinem Leben einer ungebundenen, auch von der fügsamen Liebe der Mutter nicht sonderlich gehemmten Freiheit zu genießen, — das alles vereinigte sich mit der Anerkennung und herzlichen Verehrung, die ihm von allen Seiten entgegenkam, um sein warmes Künstlerblut zu übersprudelnder Freude zu entzünden. Er fühlte sich „federleicht und war immer in seinem schönsten Humor". Zuweilen hob er in seinen Briefen, die er nach verabredeter Ordnung jeden Sonnabend an den Vater schrieb, den Gegensatz hervor, den sein Aufenthalt in Salzburg mit seinem gegenwärtigen Zustande bildete. Ein Hoboeconcert gab Veranlassung, zu der ironischen Anmerkung, es habe sehr gefallen, obwol man wisse, es sei von Mozart; doch die Leute in Mannheim verständen es nicht besser — sie möchten nur den Erzbischof Hieronymus fragen; der würde ihnen bald klar machen, was von Mozarts Musik zu halten sei. — Friedrich Ramm, welcher das Hoboeconcert zum Geschenk erhalten, war vor Freude „ganz närrisch" darüber, machte es zu seinem erklärten Schlachtroß („cheval de bataille") oder Paradepferd und wurde nicht müde, es bei jeder Gelegenheit wieder „vorzureiten."

Unter den Fachgenossen befand sich nur ein einziger, der dem ehrlichen, offenherzigen Wesen Wolfgangs unecht erschien und ihm den Eindruck eines Charlatans, eines „öden musikalischen Spaßmachers" erregte. Das war der Abbé und Vice-Kapellmeister Georg Josef Vogler, dessen Name mit denen seiner berühmten Zöglinge Meyerbeer und Karl Maria von Weber sich nachmals denkwürdig verknüpfte. Durch absprechendes, ans Rohe streifendes Urtheil über den Londoner Bach, Mozarts persönlichen Freund und Lieblingsmeister, wie durch eine

Art seiner Kunstleistungen, welche Pietät gegen schöne Gesetzlichkeit und gegen das künstlerische Gewissen vermissen ließ, nährte Abt Vogler die ungünstige Vormeinung, die Mozart aus der allgemeinen Abneigung geschöpft, von der das ganze mannheimer Orchester wider Vogler, den fremden Eindringling, sich beseelt zeigte. Wolfgangs Vater, der den Bemühungen um eine feste Anstellung seines Sohnes Vorschub zu leisten bestrebt gewesen war durch Vermittelung eines empfehlenden Wortes vom Padre Martini zu Bologna, hielt den Abt Vogler sogar für fähig, solchen Anstrengungen heimlich entgegengearbeitet zu haben.

Uebrigens beeinträchtigte Voglers abstoßendes Wesen den ausgelassenen Frohsinn Wolfgangs ebenso wenig, als die schlechten Organisten und die mittelmäßigen Kirchenchöre, welche Mannheims musikalische Schattenseiten darstellten. Die Kirchenmusik war so untergeordnet, daß eine sehr ungenügende Aufführung des größten Händelschen Oratoriums „Der Messias“, welches Mozart hier zum erstenmal hörte, spurlos an ihm vorüberging und das allgemeine Urtheil in Mannheim sich zu der Ansicht herabsetzte, Händels erhabenstes Werk „sei in seiner Trockenheit nicht zu ertragen“.

Indessen „divertirte Mozart sich köstlich“ an den Orgeln der lutherschen und reformirten Kirche. Unerachtet des mangelhaften Chorgesanges begann er auch an einer neuen Messe zu arbeiten in der Absicht, sie dem Kurfürsten zu widmen. Allem Anschein nach aber gelangte diese Arbeit nicht über die ersten Anfänge hinaus, wie denn das ungekannte Glück persönlicher Selbstbestimmung und der Genuß von urtheilsfähigen Fachgenossen verstanden und von liebenswerthen weiblichen Wesen verehrt zu sein, ihn nicht selten mit der Gewohnheit einer überwachten strengen Pflichterfüllung in Kämpfe verwickelte, welche der fortschreitenden Vollendung seiner Charakterentwicklung mehr, als seinen schöpferischen Arbeiten förderlich waren.

Seine vorher geschilderte Tageseintheilung macht es begreiflich, daß es zu einer rechten fruchtbaren Sammlung des Geistes nicht so leicht kam, wie es unter des Vaters leitenden Augen zu geschehen pflegte. Zu allen Zerstreuungen gesellte sich auch noch der Verkehr, den er in sehr ausführlichen, von glücklichem Muthwillen und kindischen

Tollheiten übersprudelnden Briefen mit dem „Bäsle“ zu Augsburg, Marianne, der Tochter des Oheims, unterhielt. Diese Schriftstücke tummeln die selige Lust eines liebebedürftigen Kinderherzens aufs ungemessenste aus.

In einem jener Briefe neckte der übermüthige geistvolle Jüngling die Adressatin mit einer Plauderei, die darauf berechnet war ihre Spannung zu erregen, um sie endlich in eine überraschende Fopperei aufzulösen. Dieser Scherz verdient wegen der lebendigen Anschaulichkeit, mit der Mozarts damalige Stimmung aus der sprechenden Erzählungsweise hervorscheint, hier in der Hauptsache als Probe der Verkehrsweise mit dem „Bäsle, Häsle“ wiedergegeben zu werden.

Nach einer sehr weitläufigen Erklärung, daß und warum der Briefschreiber nun schließen müsse, fährt er so fort:

„— — und endlich wüßte ich auch nicht, wenn auch wirklich noch Platz wäre, was ich noch schreiben sollte als die Historie, die ich Ihnen zu erzählen im Sinne habe. Hören Sie also: Es ist noch nicht lange, daß es sich zugetragen hat, es ist hier im Lande geschehen, es hat auch hier viel Aufsehens gemacht, denn es scheint ohnmöglich; man weiß auch unter uns gesagt den Ausgang von der Sache noch nicht. Also kurz zu sagen, es war etwa vier Stunden von hier — — es war halt ein Dorf oder so etwas — nu, das ist wirklich ein Ding, ob es Triebstrill oder Burmsquieck war — es war halt ein Ort. Da war ein Hirt oder Schäfer, der schon ziemlich alt war, aber doch noch robust und kräftig dabey aussah; der war ledig und gut bemittelt und lebte recht vergnügt — ja, das muß ich Ihnen noch vorher sagen, ehe ich die Geschichte auserzähle, er hatte einen erschrecklichen Ton, wenn er sprach, man mußte sich allezeit furchten. Nu, um kurz von der Sache zu reden, so müssen Sie wissen, er hatte auch einen Hund, den er Bellot nannte, einen sehr schönen großen Hund, weiß mit schwarzen Flecken. Nu, eines Tages ging er mit seinen Schafen daher, deren er elftausend unter sich hatte, da hatte er einen Stock in der Hand mit einem schönen rosenfarbenen Stockband; denn er ging niemalen ohne Stock — das war schon so sein Gebrauch. Nun weiter! Da er so eine gute Stunde ging, — — — so kam er zu einer Brücke,

die sehr lang war, aber von beyden Seiten geschützt, damit man nicht hinabfallen könne. Nun, da betrachtete er seine Heerde, und weil er denn hinüber mußte, so fing er an seine elftausend Schafe hinüberzutreiben. Nun haben Sie nur die Gewogenheit und warten, bis die elftausend Schafe drüben sind, dann will ich Ihnen die ganze Historia erzählen. Ich habe Ihnen vorher schon gesagt, daß man den Ausgang noch nicht weiß; ich hoffe aber, daß, bis ich Ihnen (wieder) schreibe, sie gewiß drüben sind — wo nicht, so hätten sie meinetwegen auch herüben bleiben können." —

Aus Ueberschwang der Freude ließ er solcher tollen Laune auch in seinen Briefen an den ernsten und sorgenbeschwerten Vater nicht selten einmal die Zügel schießen. Die Unterschrift eines jener Briefe lautet:

Wolfgang Amade Mozart,
Ritter des goldenen Spornes,
Und sobald ich heirath, des doppelten Hornes,
Mitglied der großen Accademie
Von Verona und Bologna; oui mon ami!

Die Genugthuung, mit der er berichtete, daß Mademoiselle Cannabich besser gespielt habe, als Sterkel, ein gepriesener Klaviervirtuos, reizte ihn auf, in seiner Herzenslust allen nach dem Alphabet vom Buchstaben A bis Z namhaft gemachten Freunden und Bekannten Grüße zu senden und mit folgenden wunderlichen Wort- und Satzverdrehungen zu schließen:

„Ich kann gescheuts nichts heut schreiben, denn ich bin völlig aus dem Ziel (Geleise). — Der Papa üble es mir nicht. Müssen haben, ich so halt einmal heut bin; ich helf mir nicht können. Wohlen Sie leb, ich gute eine wünsche Nacht. Sunden Sie geschlaf. Werdens nächste ich schon schreiber gescheiden."

Der Vater, der sich, um die Reisekosten seines Sohnes zu decken, immer tiefer in Schulden stürzen mußte und für das Freiheitsgefühl desselben so wenig Verständniß hatte, daß er vielmehr einen zunehmenden Mangel an dem früher gewahrten sittlichen Ernst darin erkennen zu müssen glaubte, verfolgte den glücklichen Wolfgang unablässig mit Mahnungen, Warnungen, Mißtrauenszeichen und ärgerte sich über seine

unschuldigen Briefscherze, die er als „Narrenspossen" brandmarkte. Wolfgang verwahrte sich gegen die Vorwürfe, als hätten sie, die Mutter und er, mehr Geld und Zeit aufgewendet, als es durch die Umstände geboten war. Er sei weder sorglos, nachlässig noch faul, sondern suche nur mit Geduld alles zu ertragen, was da kommen möge und seine Ehre, wie seinen guten Namen Mozart rein zu erhalten. Die Ursache, warum er oft Kindereien, Späße und wenig gescheutes geschrieben, sei der Wunsch, dem Vater in seiner sorgenvollen Trübsal einmal ein Lächeln abzugewinnen. Der Vater möge doch nur die allzu gewisse Wahrheit beherzigen, daß sich nicht alles thun lasse, was man im Sinne habe. Man glaubte oft, dieses würde recht gut und jenes recht übel sein, wenn es geschähe. Und oft müsse man sich nachher vom Gegentheil überzeugen. „Wir wissen nicht, was geschehen wird. — Und doch — wir wissen es —: was Gott will!"

Oft bricht auch durch die launigen Scherze der warme Strom kindlichen Liebesgefühls hindurch, wie in folgendem Glückwunschschreiben zum Geburtstage des „Allerliebsten Papa".

„Ich kann nicht poetisch schreiben; ich bin kein Dichter. Ich kann die Redensarten nicht so künstlich eintheilen, daß sie Schatten und Licht geben; ich bin kein Maler. Ich kann sogar durchs Deuten und durch Pantomime meine Gesinnungen und Gedanken nicht ausdrücken; ich bin kein Tänzer. Ich kann es aber durch Töne; ich bin ein Musikus. Ich werde auch morgen eine ganze Gratulation — — bei Cannabich auf dem Klavier spielen."

Es folgen hier gute Wünsche und ein Rückblick auf die salzburgischen Verhältnisse. Der Vater habe sich die Mißhandlungen, welche der Sohn erfahren, nur gar zu sehr zu Herzen genommen. „Sehen Sie, das war auch die größte und wichtigste Ursache, warum ich so von Salzburg wegeilte." — Dann wünscht der Gratulant dem Vater, noch so viele Jahre zu leben, als man Jahre braucht um gar nichts neues mehr in der Musik machen zu können. „Nun leben Sie wohl; ich bitte Sie recht unterthänig, mich noch ein bischen lieb zu haben und mit diesem schlechten Glückwunsch unterdessen vorlieb zu nehmen, bis in meinem kleinen und engen Verstandeskasten neue Schubladen gemacht

werden, wo ich den Verstand hinthun kann, den ich noch zu bekommen im Sinne habe."

So versöhnend und wohlthuend der Ausdruck gewohnter Sohnesliebe auch auf die begründeten Mißstimmungen Leopolds wirken mochte, er betrachtete es doch mehr und mehr als ein Unglück für Wolfgang, daß dieser, unerachtet seines, allen bestimmten Wünschen und Befehlen des Vaters geleisteten Gehorsams, lieber eigene Wege zu gehen fortfuhr. Das durch des Künstlers entzündbares Herz aufgereizte Schwanken seiner Neigungen beunruhigte Leopold schmerzlich, so häufig er bemerkte, wie lenksam und unbesonnen Wolfgang jeder Anregung von außen folgte, die ihn bald nach dieser, bald nach jener Seite zog. Und doch hatte Leopold zu einer solchen, aus Mangel an selbständiger Erfahrung und freier Selbstbestimmung entsprungenen Unsicherheit Wolfgangs selbst den Grund gelegt durch das straff angezogene Gängelband, an welchem er ihn bisher stets führen zu müssen glaubte. Was Wunder, daß er jeden Schritt des Sohnes, den dieser ohne Vorwissen und eingeholte Erlaubniß des Vaters that, als schmerzlichen Mangel an Erkenntlichkeit und Liebe, ja als Rücksichtslosigkeit gegen die gerechten Ansprüche des sorgenvollen Vaterherzens empfinden mochte. Mit Bekümmerniß erkannte Leopold, daß sein geliebter Sohn ein anderer geworden. Seufzend erinnerte er ihn an sein ernstes Wesen, an die hingebende Liebe seiner Kinderjahre, an die Scenen vor dem Schlafengehen, wo er sein Oragna figa taxa im Nachtkittelchen sang und den Vater aufs Nasenspitzl küßte. Diese Zeiten, antwortete Wolfgang, seien freilich dahin, aber seine Liebe habe keine Veränderung erfahren und noch immer komme ihm nächst Gott sogleich der Papa.

Die Fehler, welche dem glücklichen jungen Tonmeister von seinem „allerliebsten Papa" vorgerechnet wurden, verdienten bis jetzt in der That den strengen Tadel nicht, den er fast in jedem Briefe des Vaters lesen mußte. Solche Vorwürfe betrafen Wolfgangs Freigebigkeit, mit der er Werke als unfruchtbare Geschenke an seine Freunde vergeude; die Uneigennützigkeit, mit der er lieber unentgeltliche Lektionen zum eigenen Vergnügen ertheile, als um die darauf gewendete Zeit und Mühe zum Erwerb zu verwerthen; die Freude am Verkehr mit geistes-

verwandten Kunstgenossen, an die er sich wegwerfe, ohne Vortheile, Gewinn und Ehre daraus zu ziehen. Am meisten betrübte es aber den Vater, Wolfgangs raschwechselnde Neigung zu weiblichen Wesen entdecken zu müssen: in München war es eine junge Sängerin, von welcher Wolfgangs Herz in Wallung versetzt sei; in Augsburg war es das „Bäsle", dem der artige, lustige und galante Vetter nur zu sehr geschmeichelt habe durch das Verlangen, das Porträt des Mädchens zu besitzen; in Mannheim endlich wurde das Leporello-Register gar durch zwei neue Flammen vermehrt, nämlich durch Auguste Wendling, deren Ruf nicht einmal unberührt geblieben, und durch Rosa Cannabich, ein Kind von 13 Jahren.

Wie mochte nun der Vater erschrecken, als er aus Wolfgangs späteren Briefen von Mannheim den Schluß ziehen mußte, daß sein Herz in wahrer tiefgehender Leidenschaft dort gar noch für eine Dritte entbrannt sei, zumal Leopolds Neigung zum Mißtrauen argwöhnte, man habe seinen leicht erregbaren Sohn aus eigennützigen Absichten geflissentlich in solche Liebesnetze verwickelt!

Louise Maria, im Verkehr Aloysia geheißen, war die holde Blume, die nicht, wie die namhaft gemachten und zahlreiche andere Vorgängerinnen Mozarts Fantasie nur vorübergehend mit ihrem Duft berauschte, sondern in seinem Herzen tiefe Wurzeln trieb. Ihr Vater Fridolin von Weber, später Oheim Karl Marias, genoß eine gründliche und umfassende akademische Bildung. Rechtsgelehrter und Inhaber eines Ehrendiploms als Doktor der Gottesgelahrtheit, verlockten ihn Mittellosigkeit und musikalische Gaben eine Berufung in die kurfürstliche Hofmusik als Baßsänger und Geiger anzunehmen und nach Mannheim überzusiedeln. Sein schmales Gehalt im Betrage von 200 Gulden hielt ihn nicht zurück von der Befriedigung seines Verlangens nach häuslichem Glück. Als Mozart ihn kennen lernte, war Weber Vater von sechs Kindern, bezog 400 Gulden Gehalt und erwarb sich Nebeneinkünfte als Souffleur an der Nationalbühne und als Notenschreiber. Die Kinder waren musikalisch sehr begabt und gut erzogen. Ein ungewöhnlicher Umfang ihrer reinen Singstimmen zeichnete fast alle Töchter gleichermaßen aus. Josefa, Aloysia, Constanze und

werden, wo ich den Verstand hinthun kann, den ich noch zu bekommen im Sinne habe."

So versöhnend und wohlthuend der Ausdruck gewohnter Sohnesliebe auch auf die begründeten Mißstimmungen Leopolds wirken mochte, er betrachtete es doch mehr und mehr als ein Unglück für Wolfgang, daß dieser, unerachtet seines, allen bestimmten Wünschen und Befehlen des Vaters geleisteten Gehorsams, lieber eigene Wege zu gehen fortfuhr. Das durch des Künstlers entzündbares Herz aufgereizte Schwanken seiner Neigungen beunruhigte Leopold schmerzlich, so häufig er bemerkte, wie lenksam und unbesonnen Wolfgang jeder Anregung von außen folgte, die ihn bald nach dieser, bald nach jener Seite zog. Und doch hatte Leopold zu einer solchen, aus Mangel an selbständiger Erfahrung und freier Selbstbestimmung entsprungenen Unsicherheit Wolfgangs selbst den Grund gelegt durch das straff angezogene Gängelband, an welchem er ihn bisher stets führen zu müssen glaubte. Was Wunder, daß er jeden Schritt des Sohnes, den dieser ohne Vorwissen und eingeholte Erlaubniß des Vaters that, als schmerzlichen Mangel an Erkenntlichkeit und Liebe, ja als Rücksichtslosigkeit gegen die gerechten Ansprüche des sorgenvollen Vaterherzens empfinden mochte. Mit Bekümmerniß erkannte Leopold, daß sein geliebter Sohn ein anderer geworden. Seufzend erinnerte er ihn an sein ernstes Wesen, an die hingebende Liebe seiner Kinderjahre, an die Scenen vor dem Schlafengehen, wo er sein **Oragna figa taxa** im Nachtkittelchen sang und den Vater aufs Nasenspitzl küßte. Diese Zeiten, antwortete Wolfgang, seien freilich dahin, aber seine Liebe habe keine Veränderung erfahren und noch immer komme ihm nächst Gott sogleich der Papa.

Die Fehler, welche dem glücklichen jungen Tonmeister von seinem „allerliebsten Papa" vorgerechnet wurden, verdienten bis jetzt in der That den strengen Tadel nicht, den er fast in jedem Briefe des Vaters lesen mußte. Solche Vorwürfe betrafen Wolfgangs Freigebigkeit, mit der er Werke als unfruchtbare Geschenke an seine Freunde vergeude; die Uneigennützigkeit, mit der er lieber unentgeltliche Lektionen zum eigenen Vergnügen ertheile, als um die darauf gewendete Zeit und Mühe zum Erwerb zu verwerthen; die Freude am Verkehr mit geistes-

verwandten Kunstgenossen, an die er sich wegwerfe, ohne Vortheile, Gewinn und Ehre daraus zu ziehen. Am meisten betrübte es aber den Vater, Wolfgangs raschwechselnde Neigung zu weiblichen Wesen entdecken zu müssen: in München war es eine junge Sängerin, von welcher Wolfgangs Herz in Wallung versetzt sei; in Augsburg war es das „Bäsle", dem der artige, lustige und galante Vetter nur zu sehr geschmeichelt habe durch das Verlangen, das Porträt des Mädchens zu besitzen; in Mannheim endlich wurde das Leporello-Register gar durch zwei neue Flammen vermehrt, nämlich durch Auguste Wendling, deren Ruf nicht einmal unberührt geblieben, und durch Rosa Cannabich, ein Kind von 13 Jahren.

Wie mochte nun der Vater erschrecken, als er aus Wolfgangs späteren Briefen von Mannheim den Schluß ziehen mußte, daß sein Herz in wahrer tiefgehender Leidenschaft dort gar noch für eine Dritte entbrannt sei, zumal Leopolds Neigung zum Mißtrauen argwöhnte, man habe seinen leicht erregbaren Sohn aus eigennützigen Absichten geflissentlich in solche Liebesnetze verwickelt!

Louise Maria, im Verkehr Aloysia geheißen, war die holde Blume, die nicht, wie die namhaft gemachten und zahlreiche andere Vorgängerinnen Mozarts Fantasie nur vorübergehend mit ihrem Duft berauschte, sondern in seinem Herzen tiefe Wurzeln trieb. Ihr Vater Fridolin von Weber, später Oheim Karl Marias, genoß eine gründliche und umfassende akademische Bildung. Rechtsgelehrter und Inhaber eines Ehrendiploms als Doktor der Gottesgelahrtheit, verlockten ihn Mittellosigkeit und musikalische Gaben eine Berufung in die kurfürstliche Hofmusik als Baßsänger und Geiger anzunehmen und nach Mannheim überzusiedeln. Sein schmales Gehalt im Betrage von 200 Gulden hielt ihn nicht zurück von der Befriedigung seines Verlangens nach häuslichem Glück. Als Mozart ihn kennen lernte, war Weber Vater von sechs Kindern, bezog 400 Gulden Gehalt und erwarb sich Nebeneinkünfte als Souffleur an der Nationalbühne und als Notenschreiber. Die Kinder waren musikalisch sehr begabt und gut erzogen. Ein ungewöhnlicher Umfang ihrer reinen Singstimmen zeichnete fast alle Töchter gleichermaßen aus. Josefa, Aloysia, Constanze und

Sofie, die vier Schwestern, waren bestimmt, mehr oder weniger bedeutsam in Mozarts Schicksale verflochten zu werden.

Aloysia, dermalen eine aufblühende jungfräuliche Knospe von 15 Jahren, verband mit ihrer angeborenen Gesangskunst, mit einer bezaubernden Klangfärbung und Lieblichkeit des freilich nicht eben ungewöhnlich großen Tones eine verständnißinnige Wärme des Vortrags, die allein schon genügt hätte, um Wolfgangs ganzes Herz zu gewinnen. Aber sie spielte auch so korrekt und sicher Klavier, daß Wolfgang seine Sonaten lieber von ihr, als vom Abt Vogler, hören wollte; sie las obendrein erstaunlich sicher Noten, die sie nie zuvor gesehen; sie erregte Aufsehen durch eine seltene, ihr selbst unbewußte Schönheit; sie besaß ein munteres geistvolles Wesen, wie Mozart es liebte; sie war begierig ihre musikalischen Gaben unter der Leitung des jungen Meisters weiter auszubilden; sie sang ihm seine Arien so wahr und warm, wie die Muse selbst sie dem Urheber ins Herz gehaucht. Und im künstlerischen Gefühlsaustausch quoll auch Aloysias Seele in die seinige hinüber zur innigsten und zartesten Gegenseitigkeit einer idealen jungen Liebe. Endlich aber war Aloysia und ihre Familie hülfsbedürftig und Mozart stets bereit sich hülfreich zu erweisen, um den Druck des Mangels und der Aussichtslosigkeit durch zartsinnige Freudenspenden, Geschenke und Pläne für die Zukunft der ärmlichen Leute wenigstens zeitweise abzuheben. Bald verehrte Weber den jungen Tonmeister als einen Wohlthäter der Familie und die dankbare Gesinnung des Vaters konnte nur erwecklich auf Aloysias Herzensleben einwirken, zumal ihr Antheil an gespendeten Hülfen Wolfgangs für ihre Künstlerschaft und deren Zukunft von den nachhaltigsten Folgen werden mußte. Dieses rasche Aufblühen unter der geliebten zaubermächtigen Hand, so beglückend für beide, förderte mehr als alles andere den hinüberfluthenden Wogenschlag der natürlichen Sympathie, die beide aufs reinste und herzlichste einander entgegentrug. Aloysia erschien dem Meister wie seine fleischgewordene Tonmuse. In ihrem Gesange erkannte und liebte er sein eigenes Ich, zu der Form seines versinnlichten Schönheitsideals verklärt. —

Den wonnigen sonnigwarmen Regungen dieses ersten und schönsten keuschen Liebesglückes verlieh er monumentalen Ausdruck in einer für

seine „liebe Weberin" geschriebenen Arie, deren Textworte er Metastasios Dichtung „Olimpiade" entlehnte. Der Londoner Bach hatte dieselbe Poesie in Musik gesetzt und sie gehörte in dieser Gestalt längst zu Wolfgangs Lieblingsarien. Nun drängte es ihn zu dem Versuch, ob sich nicht eine neue Auffassung und musikalische Ausdrucksweise finden lassen möchte, die ihre Form gewänne aus jenem Strom seliger Regungen, entsprungen aus Quellen, die beiden glücklich Liebenden verborgen und unerkannt geblieben. Die Verse Metastasios (Non sò d'onde viene quest' tenero affetto u. s. f.) sprechen ursprünglich die Bewegung des menschlich fühlenden Königs Clistene aus, der durch die Eindrücke welche er von einem zum Tode verurtheilten Jünglinge empfängt, an seinen todtgeglaubten Sohn lebhaft gemahnt wird. Dieses zarte, ihm selbst unerklärliche Gefühl, diese Schauer, welche seine Adern durchstürmen, dieses Neigen von Herzen zu Herzen, das mehr ist als rein menschliches Mitleid: wie nahe lag es Mozart, solchem Inhalt der Dichtung eine Deutung auf sein eigenes von Aloysia erwidertes Liebesregen zu geben! — So hatte Bach den Text seiner Arie nicht aufgefaßt. So faßte ihn auch Mozart nicht auf, als er später ihn noch einmal benutzte zu einer Baßarie für einen Opernsänger Fischer. Mozarts Wunsch, die Arie für Aloysia verschieden von der Bachschen zu gestalten, gelang ihm zu seiner innigsten Genugthuung. „Sie sah ihr gar nicht, gar nicht gleich." — Versuchsweis überließ er es Jener, das Stück ganz selbständig einzustudiren. Und schon nach Verlauf von zwei Tagen überraschte ihn Aloysia mit einem so vollendeten, am Klavier von ihr selbst begleiteten Vortrag desselben, daß Mozart gestehen mußte, genau so habe er sich die Wiedergabe „gewunschen". Er hielt diese Arie selbst für die beste von allen, die Aloysia sang und sah voraus, daß sie überall ehrenvolle Erfolge mit derselben erzielen werde. — Bald schon bestätigte sich diese Erwartung. In einer Akademie, wo Rose Cannabich, Aloysia und die sogenannte Hausnymphe Mozarts obenerwähntes Tripelconcert vortrugen, erzielte seine liebe Weberin den ersten schönsten Erfolg mit der Arie, die für sie und für sie ausschließlich geschrieben war: alle Anwesenden waren tief bewegt von dem Werk und von dessen Vortrag. Cannabich erkannte in dieser Musik den großen

Tonmeister; das Orchester hörte nicht auf von derselben zu reden und Mozart selbst kam in seinen Briefen an den Vater immer wieder auf dieses Thema zurück mit dem Wunsche, ein Kenner wie Leopold möchte die Arie auch einmal hören, aber nur von ihr mit dem Portament, mit der Akkuratesse des Geschmackes in den wechselnden Gefühlsschwingungen, von ihr, für welche diese Musik passe wie ein gut anschließendes Kleid. Und dem Wunsche, der Vater möchte die Arie von ihr hören, fügte er bedeutsam hinzu: „ich hoffe es!" —

Die Familie Weber und besonders auch Aloysia nahmen fortan des Vaters Aufmerksamkeit in jedem Briefe vorzugsweise in Anspruch. Da aber des Herzensverhältnisses nie erwähnt wurde, sondern nur von der Sängerin und was diese als solche betraf die Rede war, so hütete sich Leopold mit dem Feingefühl des Kenners menschlicher Gemütsverfassungen, über den wahren Sachverhalt sich auszulassen, den er durch seine Kunst zwischen den Zeilen zu lesen bald genug mit angstvoller Sorge errieth. Er wollte die Gefahr, die mit unberechenbaren Folgen heranzunahen schien, nicht vermehren, indem er Wolfgang über sein Gefühl aufklärte, falls es ihm, wie er nicht ohne Grund hoffte, selbst noch nicht ganz verständlich geworden sein sollte. Aber zu seinem bittersten Herzeleid mußte Leopold entdecken, daß die zunehmende Leidenschaft für das junge Mädchen alle Schranken der Vernunft und schuldigen liebevollen Rücksicht zu durchbrechen drohe.

Zunächst gab Wolfgang plötzlich die unverhoffte Erklärung ab, er werde die beabsichtigte Reise nach Paris mit Wendling und Ramm nicht unternehmen. Sein Wunsch in der Nähe Aloysias bleiben zu können, machte ihn im Suchen nach einem Vorwande so ungerecht gegen Wendling, der ihn mit gastfreundlichen Wohlthaten überhäufte, daß er ihn nun seinem frommen Vater als einen völlig irreligiösen Mann schilderte, der weder die Messe noch die Beichte besuche und auch in seiner Familie die Ansicht pflege und befördere, es gebe nichts gesundheitsschädlicheres als die Kirchenluft. — Auch Ramms Charakter wurde verdächtigt. Er sei ein leichtsinniger Wüstling, ein „Libertin". Die Gesinnung beider — bisher doch so guter Kameraden — grundverschieden von der Wolfgangs und aller ehrlichen Leute, schrecke den Gedanken

zurück, mit ihnen die Reise zu unternehmen. Freunde ohne Religion seien unzuverlässig. Er werde in ihrer Gesellschaft — der er doch zuvor soviel lustige und anregende Augenblicke schuldig geworden — keine vergnügte Stunde haben; er werde nicht wissen, was er mit solchen Begleitern reden solle; mit einem Worte, er habe kein Vertrauen auf sie und auch die Mama nicht. — Diese bestätigte es jetzt zu Leopolds Ueberraschung, der Wendling sei zwar der beste Mensch von der Welt, aber von der Religion wisse er und sein ganzes Haus nichts und halte auch nichts davon. „Die Mutter und Tochter gehen das ganze Jahr in keine Kirche — aber in die Comedi gehen sie allzeit; sie sagen, die Kirche sei nicht gesund.“ Die Gesellschaft Wendlings und Ramms sei ihr niemals recht gewesen, allein sie habe keine Einwendungen dagegen erheben dürfen und würde auch keinen Glauben gefunden haben. Die neue Bekanntschaft mit den Weberischen, für die Wolfgang sogleich bereit gewesen, Gut und Blut einzusetzen und seine nächsten Pflichten zu vernachlässigen, habe jenen Umschlag seiner Gesinnung gegen Ramm und Wendling bewirkt. — In diese Eröffnungen schleicht sich auch die leise Klage der Mutter ein, Wolfgang sei lieber in fremder Leute Gesellschaft als in der ihrigen. Denn er finde es unbequem, hin und wieder von ihr einen Rath und Einwand anzuhören. — Marianne war von ihrem Sohne so eingeschüchtert aus schwächlicher Mutterliebe, aus Abneigung gegen Störungen behaglichen Zusammenlebens und aus respektvoller Bewunderung vor seiner Genialität, daß sie zur Abfassung des Berichtes, dem vorstehende Mittheilungen an den Gatten entnommen, die Zeit benutzte, wo Wolfgang zu Tisch gegangen, aus Sorge beim schreiben von ihm überrascht zu werden. Der Brief und seine Absendung wurde aufs ängstlichste dem Sohne verheimlicht.

Wie niederschlagend solche Einblicke in die Zustände seiner fernen Lieben auf Leopolds reizbares Gemüt wirken mußten, läßt sich leicht vermuthen. Aber der wackere Mann, der sein lebenlanges selbstverleugnendes Sinnen und Wirken, seine Hoffnungen auf die große glänzende Zukunft seines Sohnes als verfehlt und vernichtet zu betrachten geneigt war, sollte noch schmerzlichere Erfahrungen machen.

Denn Wolfgang ließ sich im Rausch seiner jungen Liebe zu bedenklichen Nachlässigkeiten, ja zu verletzenden Rücksichtslosigkeiten gegen Vater und Schwester hinreißen. Er sprach sich gegen sie, die doch seinetwegen sich entschlossen hatten, durch die Plage mit talentlosen Zöglingen die spärlichen Subsistenzmittel zu vermehren, geringschätzig über das Stundengeben aus. Cannabich hatte ihm versprochener Maßen zwei Schüler verschafft. Aber weil er einen derselben einmal nicht zur bestimmten Stunde zu Hause gefunden, gab er sogleich beide Erwerbsquellen auf. „Aus Gefälligkeit," schrieb er, „will ich gern Lektion geben, besonders wenn ich sehe, daß eins Genie, Freude und Lust zum Lernen hat. Aber zu einer gewissen Stunde in ein Haus gehen müssen oder zu Haus auf einen warten müssen, das kann ich nicht und sollte es mir auch viel eintragen. Das ist mir unmöglich, das lasse ich Leuten über, die sonst nichts können als Klavier spielen. Ich bin ein Komponist und zu einem Kapellmeister geboren; ich darf mein Talent im Komponiren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat, nicht so vergeuden und das würde ich durch die vielen Scolaren, denn das ist ein sehr unruhiges Metier."

Der Schmerz über die verletzte Liebe und Aufopferung des Vaters, die Thränen der Schwester: alles prallte ab von dem sonst so weichen Herzen Wolfgangs, das ihn in seiner einseitigen Richtung auf den Gegenstand seiner Leidenschaft von einem beunruhigenden Schritt zum andern hinriß. —

Um seiner geliebten Aloysia Gewinn und Ehre zu verschaffen, unternahm er, ohne die Zustimmung des Vaters zu erwarten, in Begleitung Webers und seiner Tochter einen Ausflug nach Kirchheim-Bolanden. Dort hielt die Prinzessin von Nassau-Weilburg Hof, eine musikliebende Fürstin, welche ein „niedliches Orchester" besoldete und mit Ausnahme der Sonntage und Kirchenfeste täglich musikalische Abendunterhaltung gab. Hier sang im Verlauf mehrerer Tage Aloysia dreizehnmal und spielte zweimal Klavier zu Wolfgangs innigster Genugthuung, der selbst zwölfmal bei Hofe und einmal auch auf Wunsch die Orgel in der lutherischen Kirche spielte. Der Glücksgewinn war gering. Mozart erhielt 7 Louisd'or, Aloysia 5. Man hatte

einen höheren Betrag erhofft und hätte sich wol kaum enttäuscht gefunden, wenn nicht manche dargebotene Gelegenheit, bei Hofe zu musiziren, verschmäht worden wäre. Denn Wolfgang zog es vor mit seiner Aloysia und ihrem Vater allein zu Hause zuzubringen und entdeckte, daß man in solcher Zurückgezogenheit viel vergnügter sein könne als in der Hofgesellschaft. „Aus lauter Freude, daß einmal wieder ehrliche und gleichdenkende Leute zusammenkommen seien," übernahm Mozart die Hälfte der Reisekosten großmüthig auf seinen Theil, verlängerte die mit der Abwesenheit von Mannheim verbundene Versäumniß ernsterer Pflichten noch durch einen fünftägigen lustigen Aufenthalt in Worms und berichtete alle diese Begebenheiten freimüthig an seinen bekümmerten Vater mit dem nachdenklichen Schluß, daß sein Papier nicht ausreichen würde, wenn er alles schreiben wolle, was er denke.

Hätte der Vater über den Inhalt solcher verhehlten Gedanken noch in Zweifel sein können, so lieferte Wolfgangs befremdende Saumseligkeit in der sonst so schnellen Erledigung übernommener musikalischer Aufträge ihm eine recht verständliche Illustration dazu. Am 15. Februar 1778 reiseten Wendling und Ramm nach Paris ab und der sogenannte Indianer, der im Dezember drei Concerte und verschiedene Quartette für sein Lieblingsinstrument, die Flöte, gegen den Honorarbetrag von 200 Gulden bei Mozart bestellt hatte, schloß sich den Reisenden an. Mozart war nun durch seine zerstreuenden Beziehungen zur Familie Weber so sehr an Arbeiten gehemmt, die nicht im Umkreise seines Stimmungsgehaltes lagen, daß er, der früher im Verlauf weniger Wochen eine ganze Oper zu schreiben sich ohne sonderliche Mühe fähig gezeigt, während zweier ganzer Monate nur zur Hälfte fertig geworden war mit der Niederschrift leichter kurzgefaßter Stücke für die Flöte. Er erhielt deshalb vom Indianer auch nur die Hälfte des verabredeten Honorars mit der Anwartschaft, die andere Hälfte zu beziehen, sobald er den Rest der aufgetragenen Musikstücke nachgeliefert haben werde. Beim Vater suchte er sich mit Ueberhäufung anderweitiger Geschäfte zu entschuldigen, die ihm zu schreiben nur nachts erlaube, infolgedessen er auch nicht früh aufstehen könne. Dazu möge er nicht immerfort für die Flöte arbeiten, ein Instrument, das ihm überhaupt

zuwider sei. Die Verantwortlichkeit für die Ehre seines Namens verbiete ihm ein flüchtiges Hinwerfen musikalischer Gedanken. Und man befinde sich nicht immer in der glücklichen Stimmung, sorgfältig und fließend zu schreiben. —

Mit solchen Entschuldigungsgründen war nun freilich die häusliche Noth nicht zu beseitigen, in welche die wachsende Schuldenlast den Vater um Wolfgangs Nachlässigkeiten willen immer tiefer hinabzog. Die Dürftigkeit war in der That sehr drückend. Mußte doch Leopold Anstand nehmen, die nothwendigsten schadhaft gewordenen und abgetragenen Kleidungsstücke durch Anschaffung neuer zu ersetzen. Er verschwieg ihm diesen Umstand nicht und schilderte ihm die Thränen seiner Schwester, die sich mit allem Fleiß vergeblich bemühte, das Elend zu lindern. Wolfgang rührte das alles nicht. Er drohte gar, nie nach Hause zurückkehren zu wollen, wenn Marianne um jede Kleinigkeit sogleich in Thränen zerfließen müsse. Aus der beschämenden Antwort auf diese Härte mußte Wolfgang ersehen, daß seine Schwester, als sie die niederbeugende Nachricht vom Vater erfahren, ausgerufen habe: „Gottlob, daß es nichts Schlimmeres ist", als ein Verlust an Geld. Und dann bot sie ihr Erspartes uneigennützig an, um den Ausfall des gehofften Ertrages zu ersetzen.

Wolfgang kam auch dadurch noch nicht zur Besinnung. Vielmehr raubte er dem Vater fast die seinige durch den abenteuerlichen Plan, er werde zunächst in Mannheim seinen bleibenden Wohnsitz behalten bis Aloysia einige nothwendige Studien der dramatischen Aktion gemacht habe. Danach beabsichtige er mit ihr, ihrem Vater und ihrer älteren Schwester nach Italien zu gehen, wo Aloysia als Primadonna einer ansehnlichen Bühne ihr Glück ohne Frage machen und er selbst seinen Wunsch, Opern zu schreiben, aufs schönste befriedigt sehen werde. Nun möge der Vater seinen Einfluß aufbieten und keine Mühe sparen, einen Platz für die liebe Weberin zu gewinnen. Auf der Durchreise solle dann der Vater und die Schwester die Freude haben, die persönliche Liebenswürdigkeit der Leute selbst zu genießen. Nannerl werde in Aloysia bald eine Herzensfreundin gewinnen und der Vater solle in Herrn Weber einen Mann kennen lernen, der ihm selbst nach allen

Hauptzügen seines Charakters und seines gebildeten Geistes auffallend gleiche. In seiner Gesellschaft zu reisen, sei ganz so sicher für Wolfgang, als reise er in seines eigenen Vaters Geleit. Josefa werde den Haushalt führen, auch verstehe sie sich auf die Küche; und man habe bisher schon für den Briefschreiber gesorgt, ganz wie er es zu Hause gewohnt gewesen; was zerrissen, habe er gebessert gefunden und was er nur hätte wünschen mögen, habe man aufs zuvorkommendste ausgeführt. Bis zur vollendeten Ausbildung Aloysias für die Bühne werde Wolfgang sich mit Hülfe Webers durch Erträge von Concerten und Subskriptionen auf musikalische Arbeiten in Mannheim sehr gut erhalten können.

Das war der härteste aller Schläge, welche des Sohnes Unbesonnenheit dem Vater versetzte. Er stieß dem Faß seinen Boden aus. Nur eine rasche Trennung des Bandes, das Wolfgang an Mannheim fesselte, konnte diesen vor gefahrdrohendem Sturz in den Abgrund retten, den Leopold vor ihm klaffen sah. In einer sehr ausführlichen Antwort machte dieser ihm klar, wie abenteuerlich, wie unmöglich der Plan sei, eine unbekannte Debütantin von 16 Jahren dem Urtheil des italienischen Publikums preisgeben, wie entehrend für Wolfgang, mit fremden Leuten als ein Freibeuter des Glückes in der Welt umherziehen zu wollen. Er erinnert den Sohn an seine Pflichten gegen den, der ihm seine außerordentlichen Gaben verliehen, wie gegen den, der ihrer Ausbildung und Verwerthung seine beste Lebenskraft geopfert. Er fragt ihn, ob er hinabsinken wolle in das Elend eines gemeinen Musikanten, eingeschläfert von einem Weibsbild, mit einer Stube voll nothleidender Kinder auf dem Stroh, oder ob er es vorziehe, das größte ehrenvollste Ansehen zu gewinnen, ein berühmter verehrter Tonmeister zu werden, von dem die Nachwelt noch in Büchern lese. — Leopold hatte selbst gerechte Bedenken gehegt gegen eine Reise seines Sohnes nach Paris in der Begleitung ihm unbekannter Kameraden. Der Drang der Gefahr ließ ihn nun jeden Zweifel überwinden. Er sprach das Machtwort des väterlichen Willens: „Fort mit dir nach Paris!" Und zugleich ordnete er an, daß die Mutter ihn begleiten solle, so schmerzlich ihm auch die Vorstellung sei, daß die Kluft der Entfernung sich durch die Reise nach

Paris beträchtlich erweitere. Dann redete zu Wolfgang wieder das liebevolle Herz des Vaters.

„Ich weiß," schreibt er, „daß Du mich nicht allein als Deinen Vater, sondern auch als Deinen gewissesten und sichersten Freund liebst, daß Du weißt und einsiehst, daß unser Glück und Unglück, ja mein längeres Leben oder auch mein baldiger Tod, nächst Gott sozusagen in Deinen Händen ist. Wenn ich Dich kenne, so habe ich nichts als Vergnügen zu hoffen, welches mich in Deiner Abwesenheit, da ich der väterlichen Freude, Dich zu hören, Dich zu sehen und zu umarmen, beraubt bin, allein noch trösten muß. Lebe als ein guter katholischer Christ, liebe und fürchte Gott, bete mit Andacht und Vertrauen zu ihm, mit voller Inbrunst, und führe einen so christlichen Lebenswandel, daß, wenn ich Dich nicht mehr sehen sollte, meine Todesstunde nicht angstvoll sein möge. Ich gebe Dir von Herzen den väterlichen Segen und bin bis in den Tod Dein getreuer Vater und sicherster Freund."

Solchen Ergießungen einer überwindenden Vaterliebe mußten die leidenschaftlichsten Wünsche Wolfgangs wol weichen. Er gab die Unausführbarkeit seiner Pläne zu mit einigen Versuchen der Erklärung, hinter welchen er gedeckt zu sein glaubte. Dem Willen, der so bestimmt seine Reise nach Paris forderte, hatte er nichts mehr entgegenzusetzen. Wegen aller Sorgen, die den Vater beschwerten, suchte er ihn aber mit den versöhnlichsten Liebesworten zu beruhigen und zu trösten, um das alte schöne Vertrauensverhältniß zwischen Vater und Sohn wieder herzustellen.

„Verlassen Sie sich nur auf mich," bat er, „ich werde mich nach allen Kräften bemühen, dem Namen Mozart Ehre zu machen. — — Ich habe auf drei Freunde mein Vertrauen und das sind starke und unüberwindliche Freunde — nämlich auf Gott, auf Ihren Kopf und auf meinen Kopf. Unsere Köpfe sind freilich verschieden, doch jeder in seinem Fach sehr gut, brauchbar und nützlich, und mit der Zeit, hoffe ich, wird mein Kopf dem Ihrigen in dem Fach, wo er jetzt den meinigen überwieget, doch auch nach und nach beikommen. Nun leben Sie wohl. Sein Sie lustig und aufgeräumt. Denken Sie, daß Sie einen Sohn haben, der seine kindliche Pflicht gegen Sie wissentlich

gewiß nicht vergessen hat und der sich bemühen wird, eines so guten Vaters immer würdiger zu werden." — Er bekennt noch seinen Schreck und wie ihm die Thränen in die Augen traten, als er las, daß sein allerliebster Papa so schlecht gekleidet daher gehen müsse. Er habe nun seine ganze Hoffnung auf Paris gesetzt, denn die deutschen Fürsten seien dermalen alle Knicker. Mit allen Kräften werde er bestrebt sein, die Seinigen aus ihren gegenwärtigen betrübten Umständen erlösen zu helfen.

Eine Erkrankung Wolfgangs, die Folge der heftigen Gemütserschütterungen, und andere Gründe verzögerten die Abreise nach Paris. Endlich konnte der Tag derselben festgesetzt werden.

Der Abschied von Webers war mit Thränen tiefsten Trennungswehs begleitet. Aloysia hatte für Wolfgang eine kleine Handarbeit zum Andenken hergestellt. Wie theuer war dieses Geschenk dem Scheidenden! — Wann und wo durfte er hoffen, sie wiederzusehen? — Würde sie ihrer Gesinnung treu bleiben? — Sollte sie ihn vergessen können? — Welche bange Fragen mochten in der Scheidestunde sein Herz erregen! —

Vater Weber beschenkte den jungen Wohlthäter seines Hauses mit Molières Werken — „als Zeichen seiner Erkenntlichkeit" (in segno di gratitudine) hatte er hinein geschrieben. Alle wünschten nur, ihre Dankbarkeit zeigen zu können. „Wie ich wegging" — schrieb Wolfgang — „so weinten sie alle. Ich bitte um Verzeihung, aber mir kommen die Thränen in die Augen, wenn ich daran denke." Vater Weber begleitete den Reisenden bis an die Hausthür und sah ihm nach, bis er um die Straßenecke bog. Da hörte Wolfgang noch seinen bewegten Addioruf nachtönen. —

* * *

Die Reise von Mannheim nach Paris wurde am 14. März 1778 angetreten. Ueber Metz brauchte der Hauderer fast 10 Tage dazu. Mozart hatte diese Beförderungsweise derjenigen mit der Post vorgezogen. Zunächst reisete er mit dem Hauderer, der ihm den von Salzburg mitgenommenen Reisewagen abkaufte, wohlfeiler, ein Umstand,

der schwer genug ins Gewicht fiel. Dann aber hatte die Vorstellung, im Postwagen mit Menschen zusammenzutreffen, die es gehindert hätten, die Fülle seines Herzens und der frischen mannheimer Eindrücke ohne Zeugen zu ergießen und auch sonst sich bequem zu bewegen, für ihn etwas abschreckendes. Aber auch in dem gemietheten Fuhrwerk, welches er allein mit seiner Mutter innehatte, kam es nicht zu einer solchen erwünschten Aussprache. Wolfgang hatte es nicht bedacht, daß der ihn zumeist beherrschende Gefühlsinhalt, sein herzliches Verhältniß zu Aloysia, der Mutter zu ängstlicher Sorge gereichte. Mit ihr darüber zu reden, untersagte sich aus dieser Ursache. Zartgefühl verrieth es indessen nicht eben der Mutter gegenüber, daß er seinem Vater bekannte, er habe sich alle seine Lebtage nicht so gelangweilt, als auf dieser weiten, kaum zu ertragenden Reise. Der Vater könne sich leicht vorstellen, was das sagen wolle, von Mannheim und von so vielen lieben Freunden sich trennen zu müssen, um danach zehnthalb Tage lang „ohne Menschen, ohne eine einzige Seele, mit der man reden könne, zu leben“ und sich durchschütteln zu lassen.

Mit Lob und Dank gegen Gott wurde von den Reisenden wie von dem salzburger Echo die endlich am 23. März um 4 Uhr nachmittags erfolgte glückliche Ankunft in Paris begrüßt. Die durch Wolfgangs Leidenschaftlichkeit verursachte Störung liebevollen Einvernehmens mit seinem Vater war vergessen. Eine frische Brise schwellte die straffen Segel der neuen Hoffnung auf die Zukunft.

Leopold gründete seine vertrauenden Erwartungen ganz auf seinen „besten Freund“, den Baron von Grimm, dem er bei seiner persönlichen Anwesenheit in Paris mit den beiden Wunderkindern so vielen Dank schuldig geworden war. Grimm kannte durch zwei lange Briefe Leopolds die drückende Lage der Familie und die Beweggründe Wolfgangs, welche ihn aus dem Hofdienst des Erzbischofs endlich nach Paris getrieben. Leopold hoffte den alten Freund und Gönner durch solche vertrauliche Eröffnungen zur Förderung der Zwecke seines Sohnes umso leichter geneigt zu machen und legte ihm diese mit der ganzen Dringlichkeit besorgter Vaterliebe ans Herz. Seinem Sohne empfahl er nachdrücklich, durch ein vollkommenes kindliches Vertrauen die Gnade,

Liebe und Freundschaft des Herrn Baron von Grimm sich zu verdienen, vielmehr sich solche zu erhalten, ihn in allen Stücken zu Rathe zu ziehen, nichts aus eigenem Kopfe oder aus vorgefaßter Einbildung zu thun und durchaus auf das eigene und gemeinschaftliche Beste der Seinigen bedachtzunehmen.

Schon am 24. März, dem Tage nach seiner Ankunft in Paris, suchte Wolfgang den nunmehr baronisirten Freund seiner Kindheit auf und empfing von ihm die tröstlichsten Zusicherungen. Wer war froher über die freundliche Aufnahme vonseiten eines Mannes, wie des Barons von Grimm, der ja ohne Zweifel durch seine Standeserhöhung auch an vielvermögendem Einfluß gewonnen haben müsse — als Vater Leopold! — „Ich bin nun außer aller Sorge und recht vergnügt" — schrieb er an seine Lieben — „da ich weiß, daß unser bester Freund, Baron von Grimm, sich Deiner annimmt, und Du an dem Platze bist, der Dich durch Deinen Fleiß, der Dir angeboren ist, von dort aus in der ganzen Welt in großen Ruhm bringen kann." Er (der Vater) halte Alles auf Ehre und Ruhm; Wolfgang habe sich solchen in seiner Kindheit erworben — das müsse nun so fortgehen. „Wenn ich mich nicht so viel für Euch zu sorgen habe, dann bin ich gesund." —

Durch Grimms Vermittelung sollte nach Leopolds Entwürfen Wolfgang von einer Fürstlichkeit in Paris einen monatlichen Gehalt zu bekommen suchen, nebenbei Arbeiten liefern für das Theater, für das Concert spirituel und für das Concert des amateurs, auf Subskription auch Werke drucken lassen und dieselben vornehmen Kunstmäcenaten zueignen. Wenn dann der Vater und die Schwester durch Unterricht, Nannette auch durch Concert-Vorträge ein Uebriges zu des Sohnes Einnahmen hinzuerwerben würden, so wäre die Zukunft der Familie in erwünschter Weise gesichert.

Das waren die Grundzüge des väterlichen Lebensplanes, welche den Bestrebungen Wolfgangs zu Paris die Richtung vorzeichneten.

Anfangs ließ sich auch die Sache gut genug an. Mozart trat sogleich in nähere Beziehung zu zweien Männern von Einfluß, deren Gunst und Werthschätzung seine mannheimer Freunde, Wendling,

Ramm und Ritter, die er hier wiederfand, ihm zum Voraus gesichert hatten. Jene beiden Männer waren Le Gros, der musikalische Leiter des Concert spirituel, in dessen Orchester die drei Mannheimer während ihres pariser Vakanzlebens thätig waren — und Noverre, der bei der Königin in besonderer Gunst stand. Marie Antoniette zog ihn von Wien, wo Mozart ihn bereits kennen gelernt hatte, nach Paris. Hier leitete Noverre das Ballet der großen Oper. Le Gros und Noverre erkannten in dem naiven jungen Tonmeister, der über eine bloße Aussicht, eine Oper oder dergleichen schreiben zu dürfen, stets in zitternde freudige Aufregung gerieth, eine Kraft, die sie für ihre eignen Zwecke trefflich und ohne irgend welches Opfer oder Wagniß ausbeuten konnten.

Noverre wußte den vertrauensseligen Jüngling durch liebenswürdige Verbindlichkeiten zu gewinnen. Er bot ihm an, bei ihm zu speisen, so oft es ihm passen möchte. Arglos machte Mozart auch öfter Gebrauch von dem gastfreundlichen Anerbieten. Doch konnte ihm die berechnete Absicht nicht entgehen, als Noverre mit dem Wunsch hervortrat, Mozart möge ihm die Musik schreiben zu den Ballets, die jener zu erfinden durch seine Stellung verpflichtet war. Um des naiven Tonmeisters Bereitwilligkeit zu reizen, schmeichelte Noverre seine Begierde, für die große königliche Oper ein Werk zu schreiben. Er stellte gar zwei Bücher zu diesem Zweck in Aussicht; das eine hieß „Alexander und Roxane“ in zwei Aufzügen, mit dessen Dichtung Noverre auch unverzüglich einen Poeten beschäftigte, der aber niemals mehr als den ersten Aufzug lieferte; das andere in drei Aufzügen sollte nach Metastasios „Demofonte“ für die französische Bühne übersetzt und bearbeitet werden. Mozart bekam aber von dieser Umdichtung niemals etwas zu Gesicht. Doch wußte Noverre ihn mit aufreizenden Vorspiegelungen hinzuhalten, bis Mozart ihm zwölf Stücke zu einem seiner Ballets aus uneigennütziger Freundschaft geschrieben hatte*). Sie gefielen dem Publikum, dasselbe erfuhr aber nicht den Namen des Verfassers, der deshalb seine Arbeit als eine vergebliche Mühe be-

*) Das Ballet war betitelt: Les petits riens.

trachten mußte, und nachdem er Noverres falsches Spiel durchschaut, beschloß, keinen Ton für Paris ohne sichere Belohnung mehr zu schreiben. —

Die Opernfrage hatte ihn, wie seinen Vater inzwischen aufs lebhafteste beschäftigt. Leopold ließ nicht nach mit Mahnungen, Wolfgang möge den französischen Geschmack studiren, bevor er an die Arbeit gehe; er solle dieselbe beileibe nicht übereilen; die Dichtung dem Baron von Grimm und anderen sachverständigen Kennern zur Prüfung vorlegen; dann mit Bedacht Skizzen zu demselben Zwecke entwerfen; die französische Sprache und ihren Accent gründlich sich aneignen; mit einem Wort: er müsse sich nun bemühen, ein ganzer Franzose zu werden. Auf solchen Rath einzugehen, konnte Wolfgang, unbeschadet seiner liebevollen Sohnespflichten, sich nun freilich nicht entschließen. Im Gegentheil! Je genauer er die Bevölkerung und Zustände der Hauptstadt Frankreichs kennen lernte, desto entschiedener wurde er sich seines deutschen Nationalgefühls bewußt. Die Vorstellung, den Franzosen eine Oper zu schreiben, reizte eine lebendige, feurige Begierde in ihm auf, diesem Volk, das den Deutschen auf das verletzendste seine Geringachtung zu zeigen liebte, auf Mozart aber den Eindruck machte, als sei er von „Eseln, Viechern und Bestien" umgeben, — diesem „dummen" und hochmüthigen Volk Respekt vor dem deutschen Geiste einflößen, es nöthigen zu dürfen, „die Deutschen kennen, schätzen und fürchten zu lernen." —

Eine solche Hoffnung ließ ihm alle Schwierigkeiten überwindlich erscheinen, welche die mangelhafte pariser Kunst des Bühnengesangs, die „hundsföttische französische Sprache, eine Sprache, die der Teufel gemacht, gegen welche die deutsche ihm göttlich erschien", und der unentwickelte musikalische Geschmack, der ihn befremdete, einem solchen Unternehmen entgegensetzten. Als der Ungeduldige endlich in Noverre drang, die schwebende Frage doch zum Schluß zu bringen, gab dieser bisher unberührt gelassene Erklärungen ab, die sich vollends geeignet erwiesen, des unbequem werdenden deutschen Tonmeisters auf gute Art sich zu entledigen: Mozart sollte seine Arbeit der Prüfung eines Theaterdirektors unterwerfen. Wenn in einer zu veranstaltenden Probe die

Oper nicht gefallen, so sei an eine Aufführung in Paris nach der einmal geltenden Gepflogenheit überhaupt nicht zu denken. In seinem künstlerischen Selbstgefühl aufs tiefste verletzt, gab nach dieser tückischen Erklärung der getäuschte Meister die Absicht, eine Oper für Paris zu schreiben, einmal für allemal auf; und die fehlgeschlagene Hoffnung steigerte das sittliche Grausen, welches Paris und seine Geheimnisse in seinem offnen, wahren und reinen deutschen Herzen binnen kurzer Zeit aufgereizt hatte.

Von einer vortheilhafteren Seite als Noverre zeigte sich auch der Leiter des Concert spirituel Le Gros nicht. Derselbe hatte ein Miserere von Holzbauer in Mannheim zur Aufführung zu bringen. Bei Durchsicht der, den dortigen geringen Leistungen angepaßten Partitur ergab es sich nun, daß die meisten der Holzbauerschen Chöre durch wirksamere ersetzt werden mußten. Den unbekannten jungen deutschen Tonmeister als Verfasser eines größeren Werkes dem anspruchsvollen Volk von Paris vorzuführen, das wagte Le Gros ebenso wenig als Noverre. Beide scheuten die Kritik, die in Journalen, fliegenden Pamphleten, wie in öffentlichen und Privatgesellschaften, gereimt und ungereimt, bald mit bald ohne satyrischen Witz oder sogenannten esprit, aufs unbarmherzigste geübt und in allen Kreisen der Bevölkerung eifrig gelesen und geliebt ward. Aber Le Gros sah keine Gefahr darin, Mozarts Talent zur Herstellung einer Arbeit auszunutzen, bei deren öffentlicher Aufführung im Concert spirituel nicht einmal sein Autorname genannt und bekannt zu werden brauchte. Der schlaue Franzose spekulirte auf Mozarts Arglosigkeit, als er ihn ohne Mühe bestimmte, die undankbare Arbeit, die in wenig Tagen vollendet sein mußte, zu übernehmen. Um den gemißbrauchten Meister nicht aus den Augen zu lassen, überredete Le Gros ihn, in seiner eigenen Wohnung zu arbeiten und erlaubte ihm unter der Maske gastfreundlicher Artigkeit selbst nicht einmal über Mittag das Haus zu verlassen, um seiner einsamen Mutter beim essen Gesellschaft zu leisten. — Mit der Flickarbeit, die übrigens mehr als ein halbes Dutzend originaler Sätze von Mozart umfaßte, hielt dieser sich indessen nicht lange auf. Doch war er „froh mit der Schreiberei fertig zu sein, denn wenn man nicht zu Hause arbeiten

kann und noch dazu pressirt ist, so ist es verflucht" — schrieb er seinem Vater. Die Chor- und übrigen Sätze Mozarts fielen wegen ihrer Schönheit und Meisterschaft auf. Seine Autorschaft aber erfuhren nur einige näherstehende Freunde. Auch bezog er keinen Lohn für die Arbeit. Er schenkte sie dem Le Gros großmüthig aus purer Freundschaft, wie er auch die Musik zum Ballet Noverres diesem verehrte. —

Le Gros hatte seinen Zweck vollkommen erreicht und belohnte Mozarts Uneigennützigkeit mit herzlosem Undank. Wolfgang machte sich nämlich sogleich an eine andere größere Arbeit, zu welcher die trefflichen Leistungen seiner guten mannheimer Freunde, von deren unchristlichem Lebenswandel nunmehr keine Rede weiter war, die Anregung darboten. Er schrieb eine concertirende Symfonie für vier virtuos behandelte Blaseinstrumente, Flöte, Hoboe, Horn und Fagott, vertreten durch Wendling, Ramm, Johann Stich, der sich Punto nannte und das Horn „magnifique" blies, und den Fagottisten Ritter aus Mannheim. Die vier Bläser waren „ganz verliebt" in das binnen kurzer Frist entstandene Werk und kamen Mozarts Wunsch entgegen, es im nächsten Concert spirituel vorzutragen. Auch Le Gros ging anscheinend begierig genug darauf ein. Er ließ sich die Partitur zum ausschreiben der Orchesterstimmen geben. Aber als Mozart seine Handschrift unmittelbar vor dem Concert unter Le Gros' Musikalien versteckt und noch unberührt fand, erklärte dieser mit gleichgültiger Miene, er habe das Werk ganz aus den Augen verloren. — Ramm und Punto schalten und fonterten „auf französisch" gegen Le Gros. Aber es half nichts. — Die concertirende Symfonie wurde nie öffentlich gespielt, sogar jede Spur derselben scheint untergegangen zu sein. — Mozart schrieb diese neue Mißhandlung tückischen Feinden zu, an denen es ihm ja glücklicher Weise nie gemangelt habe, was ihm als ein gutes Zeichen erschien. Ein Italiener Cambini mochte die Hände dabei im Spiel gehabt haben. Mozart hatte sich seine Eifersucht zugezogen. Wie das gekommen, erzählte er seinem Vater: der welsche Maestro hatte hübsche Quartette geschrieben, von denen Mozart eins, das er in Mannheim einmal angehört, noch im Gedächtniß behalten hatte. Er lobte des Verfassers Arbeit und spielte den Anfang eines Satzes. Ritter, Punto

und Ramm, welche mit Cambini erstaunt zuhörten, ließen dem jungen Meister keine Ruhe, fortzufahren und zu ergänzen, was seine Erinnerung ihm etwa versagen möchte. So machte er es denn, und Cambini, der vor Bewunderung über das divinatorische Genie Mozarts außer sich gerathen, konnte sich nicht enthalten auszurufen: „„In der That, das ist ein großer Kopf!““ — „Nun, das wird ihm halt nicht geschmeckt haben.“ —

Wolfgang fühlte sich von offenen und versteckten Gegenwirkungen niedergebeugt. Doch er meinte, er würde über solche gewohnte Hemmungen bloß lachen, wenn die Leute zu Paris nur Ohren, Geschmack, etwas Musikverstand und Herzen zum nachempfinden besäßen. Er befürchtete alles Ernstes störende und verderbliche Einflüsse für seine eigene künstlerische Integrität und flehte alle Tage zu Gott um Kraft, sich selbst treu bleiben, standhaft hier aushalten zu können und dem Namen Mozart, wie der „ganzen deutschen Nation Ehre zu machen“.

Sein deutsches Bewußtsein fand im Verkehr mit Landesgenossen, die zeitweilig oder dauernd in Paris lebten, Rückhalt und Nahrung. Zu den deutschen Musikern des Orchesters vom Concert spirituel gesellte sich Anton Raff, einer der namhaftesten Tenoristen seiner Zeit. Er kam ebenfalls von Mannheim mit Grüßen, Nachrichten und Briefen. Mozart hatte Raff dort schon kennen gelernt und mit einer für ihn geschriebenen Concert-Arie seine ausnehmende Zufriedenheit errungen. Uebrigens behagte es dem jungen Tonmeister nicht, daß der bereits alternde Künstler, dessen Hauptstärke im Bravurgesang gelegen, seine Vorträge zu sehr mit eigenen Zuthaten verbrämte. Auf Mozart wirkte das anfangs so komisch, daß er lachen mußte. Dagegen überwand Raff diesen strengen Beurtheiler durch die seelenvolle Wiedergabe kleinerer inniger Tonsätze. Raff hatte selbst deutsche Lieder geschrieben, die in ihrer einfachen Herzlichkeit Mozarts ganzen Beifall gewannen. — Im Verkehr, den beide künstlerischen Größen zu Paris unterhielten, entwickelte sich eine vertrauliche Freundschaft, die ihre Anfänge knüpfte an einen Brief von Vater Weber, den Mozart lange mit Sehnsucht erwartet hatte. Daß Raff ihm nun als Liebesbote

denselben überreichte, genügte um des beglückten Liebenden rückhaltlosestes Vertrauen wie im Sturm zu erobern. Raff nahm Wohnung bei Le Gros, der ihn eingeladen hatte, die Concerte, welche dieser leitete, durch seine Gesangsleistungen zu schmücken. Fast täglich besuchte Mozart den berühmten Sänger und Herzensfreund in seiner Wohnung oder Raff kam zu Mozart und dieser verplauderte mit ihm manche selige Stunde, die dem Andenken an Mannheim und den Hoffnungen für die Zukunft der fernen Geliebten gewidmet war. Mozart dachte alles Ernstes an eine eheliche Verbindung mit seiner Aloysia. Und wenn er seinem Vater fast in jedem Briefe die Versicherung gab, er halte in Paris, das er haßte wie die Sünde, nur aus Liebe zum Vater aus, um brav Geld zu erwerben, und den Seinigen die drückende Noth erleichtern zu helfen, in welche seine eigenen Zwecke sie hineingestürzt, so klang doch durch ebenso häufige Anspielungen auf ein fernes, zu erstrebendes Lebensglück, das ohne des Vaters Einwilligung nicht wol erreichbar, sehr deutlich ein anderer Antrieb heraus, zu erwerben und die Zukunft sicher zu stellen, ein Antrieb, der zwar in der Liebe wurzelte, aber in einer Liebe, welche von der zu Vater, Mutter und Schwester merklich verschieden war. Leopold handelte als ein verständiger Vater, da er solche Andeutungen, die er vollkommen richtig begriff, in seinen Briefen nicht eingehender berührte, als das durch den Rath geschah, welcher sich auf die Förderung des Studiums der Weberin beschränkte. — Er überließ die Entwickelung dieser Herzensneigung, die ihm im Hinblick auf die Einleitung einer angemessenen Zukunft Wolfgangs nichts weniger als erwünscht und behaglich sein konnte, der Lebensführung dessen, der, wie er beharrlich glaubte, die Schicksale nach seinem weisen und gnädigen Rathschluß lenke. — In Raff fand Wolfgang dagegen Nahrung für seine seligen Hoffnungen. Raff kannte ihn, kannte auch Aloysia, würdigte vollkommen die Talente beider hochbegabten jungen Leute und zweifelte nicht, daß ihnen aus einer engverbundenen Gemeinschaftlichkeit künstlerischen Wirkens nur Glück und Segen erblühen könne. Ueber Raffs Abreise von Paris konnte Mozart nur die Vorstellung trösten, daß derselbe bei seiner Rückkehr nach Mannheim der Geliebten sich annehmen werde. —

Mit Zartgefühl aber hatte der Sänger noch auf einen anderen Trost für den Zurückgebliebenen gesonnen. Er sandte nach seiner Abreise einen sehr geschätzten deutschen Maler, namens Rymli zu dem einsamen Wolfgang, der ihm Raffs Porträt, das dieser für ihn heimlich hatte malen lassen, mit der Empfehlung brachte, das ihm geschenkte Vertrauen mit aller Offenherzigkeit nunmehr auf den Ueberbringer, Rymli, zu übertragen, wenn sein volles Herz nach Aussprache verlange. Rymli zeigte sich durch Raff in Wolfgangs süßes Geheimniß völlig eingeweiht und rechtfertigte fernerhin die Offenheit, welche dieser dem Ersatzmann des geschiedenen Freundes unbedenklich übertrug, aufs tröstlichste. —

Ein anderer deutscher Landsmann, in dessen Wohnung Mozart oft halbe Tage lang verweilen durfte, nachdem Raff ihn eingeführt hatte, war der kurpfälzische Gesandte am französischen Hofe, Graf von Sickingen, ein sehr musikverständiger und Mozart mit Wohlwollen begegnender, von echt vaterländischer Gesinnung beseelter Edelmann. Mozart fand hier eine seltene Auswahl guter Musikalien, unter denen sich ihm namentlich eine umfassende Sammlung von Opern-Partituren darbot. An den Grafen von Sickingen war er schon in Mannheim versorgt mit empfehlenden Briefen von Cannabich und vom bekannten Herausgeber der Zeitschrift „Der deutsche Hausvater", Freiherrn Otto Heinrich von Gemmingen. Dieser, ein Altersgenosse Mozarts, hatte zum Andenken an seinen Verkehr mit demselben während seines Aufenthaltes in Mannheim von dem scheidenden Tonmeister einige Musikstücke in Abschrift zum Geschenk erhalten. Gemmingen bezeugte ihm darauf seine Erkenntlichkeit durch das Empfehlungsschreiben an Sickingen, legte demselben 3 Louisd'or zur Deckung der ausgelegten Schreibgebühr bei und begleitete die Sendung mit einem artigen, doch herzlichen Handbillet, welches die schmeichelhafte Meinung mit Ueberzeugung aussprach, daß Mozart dem Briefe an Sickingen mehr, als der Brief dem Empfohlenen zur Empfehlung gereichen werde.

So angenehm und erfrischend solche Verkehrsverhältnisse wirkten, entscheidendere Zwecke zu erreichen, eröffnete sich nirgendwo eine erwünschte Anknüpfung. Mozart fand zwar Schüler und unterrichtete

sie mit Selbstverleugnung, auch arbeitete er an Sonaten, welche er in Paris drucken lassen wollte, um sie später der Kurfürstin von der Pfalz zu widmen. Aber seine kühneren auf Paris gesetzten Hoffnungen verwirklichten sich nicht. Seine Ungeduld vermochte der Vater kaum zu beruhigen mit dem Hinweis auf Gluck, der erst nach vollendeten sechzig Lebensjahren voll angestrengter Arbeit erreicht habe, daß sein Name in den weiteren Kreisen der musikalischen Welt mit Achtung genannt werde. Mehr Trost als aus diesem Beispiel schöpfte Wolfgang für seine brennende Schaffenslust aus einer unverhofften Begegnung mit Le Gros. Völlig hatte er den Verkehr mit ihm abgebrochen, seitdem er die eigennützigen Gesinnungen dieses Franzosen durchschaute.

Als er eines Tages in Raffs Wohngemach, das im Hause des Le Gros lag, auf jenen seinen Freund allein wartete, öffnete sich die Thür und hereintrat mit tiefen Verbeugungen Monsieur Le Gros. Zwischen Beiden entspann sich nun folgende diplomatische Unterhaltung:

Le Gros: Das ist ja ein Mirakel, daß man einmal wieder das Vergnügen hat, Sie zu sehen.

Mozart ausweichend: Ja — ich habe gar so viel zu thun.

Le Gros verbindlich: Sie bleiben doch heute bei uns zu Tisch?

Mozart: Bitte um Verzeihung, bin schon engagirt.

Le Gros: Mr. Mozart, wir müssen einmal wieder einen Tag beisammen sein.

Mozart: Wird mir ein Vergnügen sein.

Große Pause.

Endlich nahm Le Gros mit einiger Verlegenheit wieder das Wort: Apropos! — Wollen Sie mir nicht eine große Symfonie machen für Frohnleichnam?

Mozart mit verhehlter Erregtheit: Warum nicht? —

Le Gros: Kann ich mich aber auch darauf verlassen?

Mozart scharf: O ja, wenn ich mich nur ebenso gewiß darauf verlassen dürfte, daß sie auch producirt wird — und daß es nicht wieder so geht, wie mit der Symfonie concertante.

Le Gros suchte sich nun zu entschuldigen, so gut es gehen wollte,

wußte aber nicht viel Gescheites vorzubringen. Doch machte Mozart sich sogleich an die Arbeit, berücksichtigte aufs eingehendste die Bedürfnisse des pariser Publikums, so weit sein künstlerisches Gewissen es erlauben mochte; die Symfonie, welche nachmals unter dem Beinamen der „Pariser Symfonie" bekannt geworden, erlebte einen glänzenden Erfolg. Mozart verrichtete ein Dankgebet und feierte dann das erfreuliche Ereigniß im Palais Royal durch den Genuß eines Gefrorenen.

Das Werk gefiel auch dem Le Gros, nachdem Mozart auf seinen Wunsch das ursprüngliche Andante durch ein neues ersetzt, so ausnehmend wohl, daß er diese Symfonie für die beste von allen erklärte, die er besitze, und sie Mozart mitsamt der zurückgelegten concertirenden Symfonie abkaufte. Da Wendling inzwischen abgereiset war, und dessen Flöte nicht ersetzt werden konnte, so blieb dieses Werk auch jetzt der Oeffentlichkeit entzogen. Mozart hatte von den beiden Symfonien keine Note in Händen, wohl aber im Kopfe behalten und beabsichtigte, sie später aus dem Gedächtnisse wieder zu Papier zu bringen, eine Absicht, die indessen unausgeführt geblieben sein dürfte. Denn die concertirende Symfonie scheint, wie oben bemerkt, spurlos verschwunden zu sein. Auch von den Arbeiten, die Wolfgang für Le Gros an dem Miserere von Holzbauer ausgeführt, hat sich bisher nichts wieder auffinden lassen. Die Pariser Symfonie (D-dur) hat sich dagegen erhalten.

Zu der heißen Jahreszeit verließen seine Musikzöglinge bis auf wenige Paris. Mozart gerieth nicht selten in die Verlegenheit, von Grimm und anderen Freunden, unter denen sich auch der Abbé Bullinger zu Salzburg befand, kleine Geldbeträge zu borgen, was er dem Vater aus Schonung nicht gleich bekannte. — Während der Sommerpause der Concerte hörte auch der Verkehr mit den mannheimer Musikern auf. Sie waren in die Heimat zurückgekehrt. Die zurückgebliebenen, meist Franzosen, vermochten jene nicht zu ersetzen. Nur einer von diesen schloß sich näher an Mozart an. Er hieß Heina und war Trompeter bei der königlichen Garde, ein alter Freund Leopolds. Mit den Parisern und ihrer Musik konnte Mozart sich nicht befreunden. Er fühlte sich von jenen als einfältigen und gutmüthigen Deutschen betrachtet, mit dem man keine Umstände zu machen brauche. — Ein

Herzog von Guines, der Flöte blies, hatte eine Tochter, die Harfe spielte, zwar ein seltenes Gedächtniß für einstudirte Musikstücke, sonst aber wenig Talent besaß. Doch der Vater, eitel und in die Musikpflege seiner Tochter verliebt, ließ sie von Mozart in der Kunst des freien Consatzes unterrichten, um später mit ihr Duette für Flöte und Harfe musiziren zu können, welche sie selbst geschrieben hätte. Mozart plagte sich weidlich mit dieser Prinzessin, überwand ritterlich alle Anwandlungen seiner Ungeduld und hielt die Qual tapfer aus, obwol er einsah, daß die junge Herzogin, „von Herzen dumm und faul", es nie zu etwas beachtenswerthem bringen werde. Zum Dank für die ausgestandene Plage mußte er nachher lange auf das schuldige Honorar warten, und erhielt endlich nur die Hälfte des Betrages ausgezahlt. Sein Protest blieb unbeachtet. Man gab ihm zu verstehen, für einen so jungen Menschen, der obendrein bloß ein Deutscher sei, reiche die bewilligte Geldsumme im Hinblick auf die geringen Resultate des Unterrichts völlig aus.

Unter solchen Umgebungen zu leben, war denn eine schwere Prüfung für Mozart. Ihm sank oft genug der frische Muth. Er litt an Anfällen von Melancholie, wurde weder warm noch kalt und fand an nichts mehr rechte Freude. Was ihn aufrecht erhielt war der erfreuliche Gesundheitszustand seiner Lieben und das erhebende Gefühl, ein ehrlicher Deutscher zu sein und, wenn schon nicht reden, so doch denken zu dürfen, was ihm beliebte.

Aber die Schule des Lebens suchte ihn mit noch viel ernsteren Prüfungen seines Glaubens an eine gnädige Lenkung seiner Schicksale heim, als sie zu Paris und je zuvor an ihn herangetreten waren. Ein Trost, die Gesundheit seiner Angehörigen, der immer wieder die Kraft bewährt hatte, seinen guten Muth aufzufrischen, sollte aufs schmerzlichste erschüttert werden.

Die Lebensbedürfnisse fand Marianne im Vergleich mit der Lage dieser Dinge bei ihrem ersten Aufenthalt zu Paris ganz unerhört vertheuert. Aus Noth und natürlicher Sparsamkeit entschied sie sich deshalb für die Wahl einer bescheidenen Wohnung. Man fand eine solche in dem Hotel Zu den vier Haimonskindern (Quatre fils Aymon)

an der Rue du Gros-Chenet. — Sie war zwar nicht theuer, aber so beschränkt, daß nicht einmal ein Klavier Raum darin hatte; dabei machte das spärlich eindringende Licht den Aufenthaltsort unfreundlich und die dumpfe Luft ihn ungesund. Obendrein lieferte die Küche des Hotels dürftige und schlechtbereitete Nahrung. — Hier saß nun Marianne wie eine Gefangene oft stundenlang allein, während Wolfgang auswärts beschäftigt war. Ihrer Neigung zur Geselligkeit und Behaglichkeit der Umgebung Opfer zu bringen, wie der gegenwärtige Zustand sie von ihr forderte, war sie nicht gewohnt gewesen. Aber sie klagte nicht, sondern ertrug alle Entbehrungen und Uebelstände geduldig um Wolfgangs willen. Sie liebte ihn wie ihren Augapfel und bewunderte mit einem Gefühl der Ehrfurcht sein Genie mehr, als sie es ihm zeigte, mehr als er es nur ahnen mochte.

Die ungewöhnliche Hitze, welche im Juni sengend und lähmend auf die Verkehrsverhältnisse wirkte und jede Fuge der Häuser durchglühte, wurde auch der Gesundheit nachtheilig. Schon im Mai, doch ernstlicher im Juni machte solcher üble Einfluß sich bei Wolfgangs Mutter bemerkbar. Sie fühlte sich von heftigen Kopfschmerzen geplagt, so daß Wolfgang sie überredete, das Bett nicht zu verlassen. Am folgenden Tage traten Fiebererscheinungen hinzu und Wolfgang, der sie mit Standhaftigkeit treulich pflegte, fand es geboten, einen Arzt zu rufen. Aber die Kranke lehnte es ab und nahm ein gewohntes Hausmittel. Endlich willigte sie darein, einen deutschen Arzt zu konsultiren, da sie den französischen Heilkünstlern mißtraute.

Wolfgang konnte und wollte die geliebte Mutter keinen Augenblick allein lassen. Ein Dienstbote war nicht da, den er hätte schicken können. So hoffte er auf den einzigen Vermittler, der ihm zur Verfügung stand und seine Besuche alle Tage mit unfehlbarer Pünktlichkeit bisher wiederholt hatte. Das war der erwähnte Kunstgenosse Heina. Unglücklicherweise ließ der gerade jetzt im dringlichen Nothstande zwei Tage auf sich warten. Dann kam er, sogleich bereit zu helfen. Aber er brachte die beunruhigende Kunde, der Arzt sei verhindert. Wolfgangs ängstliche Sorge steigerte sich mit dem Zustande seiner geliebten Leidenden, die am 23. Juni plötzlich taub wurde. Diese Erscheinung mochte ihren

Grund haben in einer gewaltsamen Schwächung der Kräfte. Denn man hatte der Kranken, die durch den Genuß kalten Wassers bei der schwülen dürren Sommerhitze schon einige Wochen vor Eintritt ihres Übelbefindens sich innerlich erhitzte, nach damaliger ärztlicher Praxis zur Ader gelassen und ihr zwei ganze Teller voll Blut entzogen. Am 24. Juni endlich erschien der ersehnte deutsche Arzt, ein Mann in den Siebenzigern. Er verordnete ihr nach Wolfgangs Ansicht Mittel die auf die innere Hitze, über welche die Leidende beständig klagte, eher steigernd als lindernd wirken mußten. Wasser, nach welchem sie begierig verlangte, untersagte der Doktor gänzlich. Händeringend mußte Wolfgang seine theuere Mutter der Willkür dieses Medikus überlassen. Er ging umher als ob er keinen Kopf hätte, versuchte zu arbeiten, wozu die Muße sich so lockend darbot, aber war nicht imstande, nur eine einzige Note zu Papier zu bringen. Das Einzige was er thun konnte und redlich that, war, daß er unaufhörlich zu Gott flehte, er wolle alles zum besten lenken.

Am 25. Juni ließ der Arzt vergebens auf sich warten. Als er seinen Besuch den folgenden Tag wiederholte, mochte er erkannt haben, daß eine heftige Entzündung wesentlicher Lebensorgane eingetreten sei. Er machte den erblassenden Sohn mit der Gefahr ohne Schonung bekannt und erinnerte ihn an seine Pflicht, der sterbenden Mutter die letzten Tröstungen der Kirche reichen zu lassen. Von Angst beflügelt eilte nach dieser Eröffnung Wolfgang auf die Straße, seinen hülfreichen Freund um die Vermittelung eines deutschen Geistlichen anzusprechen. Heina befand sich bei einem Grafen zum musiziren, der draußen vor dem Thore an der Chaussée d'Antin wohnte. Auf dem Rückwege suchte Wolfgang G r i m m in seiner Behausung auf, um ihn von den Erlebnissen der letzten angstvollen Tage zu benachrichtigen. Aergerlich über die Verzögerung der Trauerkunde sandte Grimm einen andern Arzt. Doch derselbe kam zu spät. Er fand, der Leidenden sei schon nicht mehr zu helfen. Sie hatte die Sterbesakramente empfangen, gebeichtet, Wolfgang, ihren geliebten Sohn mit warmem Händedruck noch einmal zärtlich angeblickt und dann die Besinnung verloren. So lag sie stundenlang wie im Schlummer. — Wolfgang hatte nie seinen Wunsch

erfüllt gesehen, einen Menschen in den letzten Augenblicken des Lebens zu beobachten. Jetzt erbebte er vor Schmerz und wähnte sich unfähig, den Moment zu überleben, wo die Seele der theueren Mutter sich vom Körper losringen würde. Er befand sich selbst in krankem Zustande, aber ermüdete nicht, um Kraft und Stärke bei dem gefürchteten letzten Seufzer der Sterbenden brünstig zu flehen. Und sein ringen und rufen blieb nicht ohne Erhörung.

Am 3. Juli, abends 10 Uhr 21 Minuten erlösete ein sanftes Ende die treue mütterliche Pflegerin Wolfgangs von den Leiden dieser Erde. Und Wolfgang, der, wie er schrieb, im entscheidenden Augenblicke gern mitgereiset wäre in das Land seliger Verheißung, tröstete sich mit seiner gottergebenen Zuversicht, mit dem sanften Ende der Mutter, mit der Hoffnung eines Wiedersehens in beglücktem Zustande. So gewann er alsbald Fassung und Sammlung des Geistes genug, um sich an den Schreibtisch zu setzen und zwei lange Briefe zu verfassen: einen an den Vater, der vorbereitend gehalten, nur von der schweren, besorgnißerregenden Erkrankung sprach und sich nachher noch bogenlang über manche schon erzählten Erlebnisse und andere Gegenstände in unbefangenster Form verbreitete. Unter den Mittheilungen ward auch Voltaires Tod erwähnt, der dem frommkindlichen glaubensseligen Mozart als düstere Folie erscheinen mochte, auf welcher das friedliche Ende seiner stillen treuen Mutter sich tröstlich abhob. „Der gottlose Erzspitzbub Voltaire sei sozusagen wie ein Hund — wie ein Vieh krepirt" — meldete Wolfgang mit dem Zusatz: „Das ist der Lohn!"

Der zweite Brief war an Bullinger gerichtet und lautete so:

„Allerbester Freund! Für Sie ganz allein. — Trauern Sie mit mir, mein Freund! — Dieß war der traurigste Tag meines Lebens, — dieß schreibe ich um 2 Uhr nachts. Ich muß es Ihnen doch sagen, meine Mutter, meine liebe Mutter ist nicht mehr! — Gott hat sie zu sich gerufen, er wollte sie haben, das sehe ich klar, — mithin habe ich mich in den Willen Gottes zu geben. Er hatte sie mir gegeben, er konnte sie mir auch nehmen. Stellen Sie sich nur alle meine Unruhe, Aengste und Sorgen vor, die ich diese 14 Tage ausgestanden habe. Sie hat drei Tage vorher gebeichtet, ist communicirt worden und hat die

heilige Oelung bekommen. Die letzten drei Tage aber fantasirte sie beständig, und heute aber um 5 Uhr 21 Minuten griff sie in Zügen, verlor alsogleich dabei die Empfindung und alle Sinne. Ich drückte ihr die Hand, redete sie an, sie sah mich aber nicht, hörte mich nicht, empfand nichts." —

Hier folgt die Mittheilung der näheren Umstände des Endes; bei demselben stand Heina und die Krankenwärterin dem Verwaiseten zur Seite. Dann erwähnt dieser den vorbereitenden Brief an seinen Vater und bittet Bullinger, demselben die Todesnachricht, wenn er ihn gefaßt genug finde, schonend zu eröffnen. Der Schluß enthält noch folgende Sätze:

„Mein Freund! — ich bin nicht (erst) jetzt, sondern schon lange her getröstet! Ich habe aus besonderer Gnade Gottes alles mit Standhaftigkeit und Gelassenheit ertragen. Wie es so gefährlich wurde, so bat ich Gott nur um zwei Dinge, nämlich um eine glückliche Sterbestunde für meine Mutter und dann für mich um Stärke und Muth, und der gütige Gott hat mich erhört und mir die zwei Gnaden im größten Maße verliehen. Ich bitte Sie also, bester Freund, erhalten Sie mir meinen Vater, sprechen Sie ihm Muth zu, daß er es sich nicht gar zu schwer und hart nimmt, wenn er das Aergste erst hören wird. Meine Schwester empfehle ich Ihnen auch von ganzem Herzen. Gehen Sie doch gleich hinaus zu ihnen, ich bitte Sie, sagen Sie ihnen noch nichts, daß sie todt ist, sondern präpariren Sie sie nur dazu. — — Erhalten Sie mir meinen lieben Vater und meine liebe Schwester." —

In ungewöhnlicher Eile wurde wegen der auflösenden Hitze die Beerdigung der Verstorbenen betrieben. Schon am 4. Juli, einen Tag nach erfolgtem Ableben, fand dieselbe nach dem Kirchenbuch von St. Eustache statt. Wolfgang und Heina waren die einzigen, welche dem Sarge das Geleit gaben. Er barg die Ueberreste einer Frau, die ihr Leben ausgefüllt hatte mit selbstloser Liebeserweisung, die jeden beglückte, der in ihrer Nähe weilte. Raff nannte sie gewöhnlich nur „meine liebe Mutter". — Und auch andere Fernerstehende empfanden die wohlthuende Wärme dieser ruhigen Seele und ihrer Ausstrahlung echt weiblicher Innigkeit und fürsorgender Mütterlichkeit.

Am 9. Juli bekannte Wolfgang seinem Vater die volle Wahrheit und bat ihn, seine Gesundheit nicht zu gefährden durch Hingabe an maßlosen Schmerz. „Weinen Sie, weinen Sie sich recht aus — trösten Sie sich aber endlich — bedenken Sie, daß es der allmächtige Gott also hat haben wollen — und was wollen wir wider ihn machen? — Wir wollen lieber beten, und ihm danken — — denn sie ist sehr glücklich gestorben." —

Leopold schrieb eben an einem Segenswunsch zum Namenstage seines lieben fernen Weibes. Er wünschte ihr Millionen Glück, solchen abermals erlebt zu haben, und bat den Allmächtigen, er möge sie den festlichen Tag noch viele Jahre gesund erleben lassen, so viel es auf dem veränderlichen Welt-Theater möglich sei. — Beim niederschreiben solcher und ähnlicher Gratulationsgedanken überraschte ihn der vorbereitende Brief, den Wolfgang unmittelbar nach dem Eintritt des letzten Augenblicks seiner lieben Mutter zu verfassen die moralische Kraft gefunden. Die ganze Wahrheit hatte Wolfgang so geschickt zu verhüllen verstanden, daß es gelang, selbst den durchdringenden Blick seines Vaters zu täuschen. Aber was der Brief an Thatsachen berichtet, genügte, um Leopold und Nannette in die angstvollste Besorgniß zu versetzen. Auch Nannerl beabsichtigte der Mutter zu gratuliren — doch jeder Buchstabe, den sie hinschreiben wollte, preßte ihr einen Thränenerguß aus. Und sogar der Vater wurde bei aller möglichen Ergebung in den göttlichen Willen durch heiße Thränen am schreiben fast verhindert. Daß die theuere Hausmutter schon in kühler Erde ruhte, ahnten beide noch nicht.

Nach Tisch suchten sie den bewährten Freund, den Abbé Bullinger auf. Es war eben Sonntag und man wußte die Mitglieder des Kränzchens zum Bolzenschießen versammelt. Von allen Seiten kam den Betrübten herzliche Theilnahme entgegen. Als Bullinger erschien, nahm Leopold ihn beiseite und reichte ihm Wolfgangs Brief. Bullinger sprach ihm tröstend zu und verrieth nichts, bis die übrige Gesellschaft sich von ihnen getrennt und entfernt hatte. Als Leopold dem Freunde dann seine Hoffnungslosigkeit gestanden — Nannerl war ebenfalls nach Hause gegangen — hielt Bullinger ihn für fähig, die Trauerpost zu erfahren.

Nun erst durchschaute Leopold Wolfgangs liebevolle Vorsicht und war ergriffen davon. Er selbst übernahm es, seine Tochter von dem Todesfall zu unterrichten. Auch erlangte er bald die Fassung wieder, um seinem Sohn schreiben zu können, dieser möge wegen seiner ruhig sein, er werde als ein Mann handeln. „Denke nach," mahnte er, „was Du für eine zärtlich liebende Mutter hattest — jetzt wirst Du ihre Sorgen erst einsehen — so wie Du bei reifen Jahren nach meinem Tode mich immer mehr lieben wirst. — Trage Sorge für Deine Gesundheit, — an Deinem Leben hängt mein Leben — und der künftige Unterhalt Deiner Dich ehrlich von ganzem Herzen liebenden Schwester. Daß es unbegreiflich empfindlich ist, wenn der Tod eine gute glückliche Ehe zerreißt, das muß man erfahren, um es zu wissen. — — Schreibe mir bald — und Alles — wann sie begraben worden — wohin? — Großer Gott! — das Grab meines lieben Weibes muß ich in Paris suchen!" —

Die Lücke, welche der Hintritt der Mutter in das liebgewohnte Zusammenleben gerissen, suchten die drei Hinterbliebenen auszufüllen und zu verschmerzen durch ein näheres gegenseitiges Aneinanderschließen. Die Fürsorgen und Bitten, die sich auf die Erhaltung der Gesundheit und Liebe bezogen, wiederholten sich in allen Briefen, welche man in der Trauerzeit häufig wechselte. Aus Wolfgangs sorgfältiger Handschrift und Ausführlichkeit seiner Briefe zu dieser bewegten Zeit fühlt man die Zartheit seiner Liebe heraus. Aber von weichlicher Versenkung in den Schmerz findet sich in allen diesen Schriftstücken keine Spur. Man betrachtete allerseits das Erlebte als eine göttliche Schickung und ergab sich mit Ueberzeugung und ohne Grübelei darein. Nach Gottes Willen hat alles seine Zeit; das war Wolfgangs Erklärung des herben Verlustes. Deshalb kam er auch nicht gern auf denselben zurück. Wozu hätte es nützen können! — meinte er. — Der letzten Pflicht gegen die Verstorbene, wie gegen die kirchlichen Observanzen genügte er, indem er zu Paris und Salzburg Seelenmessen lesen ließ. — Danach aber handelte er im Sinne des Rathes, den Goethe Leidtragenden ertheilt: Kinder, eilet ins Leben hinan!

Der Gedanke an seine Zukunft, die Wolfgang sich verbunden mit Aloysia voll des rosigsten Farbenglanzes ausmalte, nahm ihn bald wieder

gefangen. Schon sechs Tage nach der Mutter Tode schrieb er nach Hause:

„Meine liebsten Beiden! habt Sorge auf Eure Gesundheit — denket, daß Ihr einen Sohn habt — einen Bruder, der all seine Kräfte anwendet, um Euch glücklich zu machen — wohl wissend, daß Ihr ihm auch einstens seinen Wunsch und sein Vergnügen, welches ihm gewiß Ehre macht, nicht versagen werdet und auch Alles aufbieten werdet, um ihn glücklich zu sehen. — O dann wollen wir so ruhig, so ehrlich, so vergnügt, wie es nur immer auf dieser Welt möglich ist, leben und endlich wenn Gott will, dort wieder zusammen kommen, — wofür wir bestimmt und erschaffen sind." —

Auf Veranlassung der Gräfin Epinay de la Live, in deren Palais*) der Baron von Grimm, ihr Freund, lebte, wurde dem hülflosen Tonmeister nunmehr Aufnahme geboten. Er bewohnte dort ein kleines, nichts weniger als behaglich ausgestattetes „Zimmerl", das — gewöhnlich zur Aufnahme Erkrankter dienend — wenigstens angenehmen Ausblick ins Freie gewährte. Dazu war er regelmäßiger Tischgast der Gräfin und traf hier meistens auch mit Grimm zusammen.

Grimm hatte, eingedenk der Begeisterung, die ihm das geniale Knäblein vor 15 Jahren abgewann, den nun zum selbstbewußten Meister seiner Kunst herangereiften Jüngling mit Freude und zuvorkommender Freundlichkeit aufgenommen. Er übernahm auch sogleich wieder das Amt eines Gönners. In der Erfüllung der Pflichten eines solchen beschränkte er sich aber nunmehr darauf, nicht wie ehedem durch eigenes Vorgehen die Wege zu Mozarts Glück zu ebnen, sondern sie nur wie ein Wegweiser anzudeuten und die Schritte, die zu thun waren, diesem im übrigen selbst zu überlassen. Doch damit war dem unerfahrenen deutschen Künstler in Paris nicht zu helfen. So reich er mit Talenten ausgestattet war, die Fähigkeit, durch andere als reinkünstlerische Mittel das hülfreiche Wohlwollen einflußreicher Menschen an seine Person zu fesseln, die praktische Gabe der Weltklugheit hatte die Natur ihm völlig versagt. — Grimm versorgte ihn mit Adressen. Dieselben

*) Am Boulevard der Chaussée d'Antin.

aber waren nur durch Vermittelung des Fiacres zu erreichen und die Fuhrkosten standen mit dem verfügbaren Vermögen in sehr ungünstigem Verhältniß, zumal manche Fahrt vergeblich gemacht werden mußte.

So die zur Herzogin von Chabot. Sie gehörte zum Hofstaat der Herzogin von Bourbon. Und mit einem Briefe an diese königliche Prinzessin sandte Grimm den hülflosen unansehnlichen jungen Mann, anstatt ihn dahin persönlich zu begleiten, allein zu der stolzen Hofdame. Unglücklicherweise war die Witterung kalt und rauh, und Madame de Chabot empfing Mozart in einem großen kühlen Salon ohne Kamin und mit weitgeöffneten Fenstern. Durch Grimm unterrichtet, bemerkte sie lächelnd, das Klavier sei keines von ihren besten, forderte aber den vor Kälte zitternden Gast unerachtet dessen auf, ihr Proben seiner Kunst abzulegen. Mozart bat um Aufschub, bis ein besseres Instrument, auf dem er sich Ehre machen könne, herbeigeschafft sei. „Oui Monsieur, Vous avez raison!" — nickte die Dame mit verletzender Gleichgültigkeit, setzte sich an einen Tisch zu einer Gesellschaft Herren, die dort Platz genommen, und im tiefsten Schweigen sich mit zeichnen beschäftigten. Aus Rücksicht für Grimm ertrug Mozart eine ganze Stunde lang die Demüthigung, völlig unbeachtet zu warten; die peinliche Langeweile verursachte ihm zum Frost in den Gliedern quälende Schmerzen und Hitze im Kopf. Endlich setzte er sich unaufgefordert an das miserable pariser Pianoforte und spielte Variationen; als er aber bemerkte, daß die Gesellschaft fortfuhr seine Gegenwart gar nicht wahrzunehmen, sprang er unwillig auf und wollte hinauseilen. Jedoch mit einigen artigen Redensarten, die man nun endlich seinem Spiel zu widmen sich herabließ, nöthigte man ihn auf den Herzog zu warten, einen großen Musikfreund, den man des Genusses gern auch theilhaftig machen möchte. Erst nach einer halben Stunde abermaligen wartens erschien der Herzog von Chabot, setzte sich begierig zu Mozart ans Klavier und hörte seinem Spiel aufmerksam zu; „und ich" — berichtete Wolfgang nach Salzburg — „ich vergaß darüber alle Kälte, Kopfweh und spielte ungeachtet dem elenden Klavier so, wie ich spiele, wenn ich gut in Laune bin. Geben Sie mir das beste Klavier in Europa und aber Zuhörer, die nichts ver-

stehen oder verstehen wollen und die nicht mit mir empfinden, was ich spiele, so werde ich alle Freude verlieren."

Solche Eindrücke gemahnten ihn an die begeisterte Aufnahme, die seine Leistungen in Italien gefunden hatten. Welchen niederschlagenden Gegensatz bildeten die herz- und musiklosen Pariser zu den Italienern! — Wie sehnte er sich oft, unter diesen wieder aufleben zu dürfen! —

Grimms Empfehlungen hatten nur geringen oder gar keinen Erfolg — und das verstimmte Mozart. Er gab deshalb neue Versuche, vornehme und einflußreiche Gönner sich geneigt zu machen ganz auf — und das verstimmte Grimm. Auch mußten beide bald inne werden, daß sie in musikalischen Fragen nur eines Sinnes waren hinsichtlich ihrer Beurtheilung der damals untergeordneten Orchesterleistungen der Franzosen. Galt es sich unter vier Augen darüber lustig zu machen oder künstlerische Entrüstung zu ergießen, so stimmten Grimm und Mozart stets überein. Sonst dagegen verfolgten sie Richtungen, welche sie weit auseinander führten. In dem heftigen Parteikampf der „Gluckisten mit den Piccinisten", der alle Gemüter der pariser musikalischen Welt für Gluck oder für Piccini in Mitleidenschaft erhitzt hatte, als Mozart zu Paris lebte, stritt Grimm mit Wort und Feder aufseiten der Kämpfer, welche der italienischen Oper über die Bestrebungen, diese durch eine national-französische zu verdrängen, den Sieg zu verschaffen suchten. Die Parteileidenschaft hatte sogar die königliche Familie ergriffen. Die Anhänger der nationalen Wünsche, die man in Glucks Werken der jüngsten Zeit erfüllt zu sehen meinte, bildeten die Loge der Königin; die italienische Gegenpartei, welche Nicolo Piccini als ihren Maestro auf den Schild erhob, pflegte sich im Theater unter des Königs Loge zu versammeln und huldigte seiner Vorliebe für die gewohnten Normen des Musikschönen, welches Grimm und seine Partei von Glucks durchgreifender Richtung auf Charakteristik und dramatische Wahrheit des musikalischen Ausdrucks als bedroht erachtete.

Mozart hatte in Mannheim ähnliche nationale Regungen und Bewegungen im deutschen Sinne beobachtet. Glucks Alceste kannte er schon von Wien her und machte sie zum Gegenstande eingehenden

Studiums. Sein Genius, der sich von dem Einfluß der Italiener losgerungen, sobald derselbe nicht mehr erziehlich und befruchtend auf dessen Entfaltung wirken konnte, neigte sich der Befreiung des dramatischen Stils der Italiener von Fesseln erstarrten Formwesens zu Gunsten wärmerer Belebung des Charakteristischen und Naturwahren mit Entschiedenheit zu. Doch erkannte es Mozart ohne ästhetische Spekulation als einen Irrthum, den Gegensatz dadurch aufheben zu wollen, daß man die eine seiner beiden Seiten auf Kosten der anderen zum alleingeltenden Kunstprincip zu erheben suche, wie es die Piccinisten und unter ihnen Grimm den Gluckisten gegenüber thun zu müssen meinten — und umgekehrt. Mozart sah das Heil vielmehr in einer glücklichen Verschmelzung des dramatischen Gehaltes und seines treffenden Ausdruckes mit den Forderungen einer tadellosen musikschönen Form. Er erstrebte die Aufhebung jenes Gegensatzes durch Versöhnung seiner beiden sehr berechtigten Seiten. Und ihm blieb es vorbehalten, eine solche Aufgabe mit siegreichem Erfolg praktisch zu lösen. —

Die ersten schüchternen Schritte, mit welchen er dieser bedeutsamsten und entscheidendsten Lebensaufgabe bereits näher getreten, hatte er in seiner komischen Oper „la finta giardiniera" gethan. Die Richtung, welche die Nationalbühne und die Hofkapelle zu Mannheim verfolgte, konnten ihn nur von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges überzeugt haben, auf welchem weiter vorzudringen es ihn mächtig drängte. Er war sogar begierig, für Paris im nationalen französischen Sinne eine Oper zu schreiben, wie sehr ihm auch die Franzosen und ihre „hundsföttische Sprache" zuwider waren. Und als die Erfüllung solchen brünstigen Verlangens schon aussichtslos geworden war, erwachte die Begierde, eine französische Oper zu schreiben, wieder mit erneuter Kraft in ihm, als Grimm ihm seine Zweifel nicht verhehlte, daß er einem erfolgreichen solchen Unternehmen überhaupt gewachsen sei. —

Grimm vermochte in seiner Parteileidenschaft für die Italiener Mozarts Abneigung gegen die einseitige Vorliebe für ihre Musik durchaus nicht anders, denn als eigenwilligen jugendlichen Starrsinn zu erklären. Vielleicht hoffte er für Mozarts Besserung etwas von einem anzubahnenden Verkehr desselben mit Piccini und anderen Italienern.

Er drängte Mozart in lästiger Weise, einen lehrreichen Verkehr mit Piccini zu suchen. Mozart vermied es auch keineswegs, dem Maestro, wo er ihn gelegentlich sprach, seine kunstgenössische Achtung zu bezeugen. Aber Grimms Meinung, Mozart müsse sich bemühen, von Piccini erst etwas rechtes zu lernen, empörte den jungen Meister.

„Piccini versteht seine Sache, aber ich verstehe auch die meine," äußerte er unwillig, und wünschte die Gelegenheit herbei, Grimm den praktischen Beweis geben zu können, daß er mindestens ebensoviel verstehe und zu leisten vermöge als der Italiener, „obwol er nur ein Deutscher sei". Später lieferte er derartige Beweise, die geeignet waren, Grimm zu überzeugen. Vorläufig glaubte dieser aber nicht an Mozarts Zukunft. Er fand in dem unpraktischen deutschen Musiker nichts als dessen Unvermögen, sich unabhängig vom Kampf der Parteien in Paris zu behaupten. Mozart sei zu treuherzig, zu wenig thatkräftig, zu bequem zum durchdringenden handeln, zu wenig begabt mit Mitteln, das Glück zu erjagen: weder genügend verschlagen, noch unternehmungslustig, noch verwegen. Grimm wünschte, sein Schützling möge nur halb so viel Talent, dafür aber um ebenso viel mehr Unternehmungsgeist besitzen. Es gäbe für ihn nur zwei Wege, ihn in Paris zu placiren: das informiren und das schaffen mit seinen Folgen. Aber um Schüler zu gewinnen, mangele es dem jungen Mann an den Künsten der schmiegsamen Verkehrsform und Charlatanerie; selbst seine Gesundheit werde es nicht ertragen, Paris nach allen vier Himmelsgegenden zu durchkreuzen und stundenlang zu sprechen, wie es das suchen von Zöglingen und das unterrichten selbst erfordere. Obendrein habe Mozart keine Lust zu diesem Erwerb. Das schaffen neuer Werke stoße übrigens auch auf unübersteigliche Berge von Schwierigkeiten. Man verstehe in Paris nichts von guter Musik. Beim großen Haufen entscheide alles ein klangvoller Name, wie Mozart ihn dermalen noch nicht besitze. Dazu sei es kaum möglich, sich neben den streitenden Parteien eine Stellung zu erringen und Anhänger zu gewinnen.

So urtheilte Grimm gegen Wolfgangs Vater. Wolfgang selbst mußte jeden Tag solche Vorhaltungen von einem Manne ertragen, der zwar die Gönnermiene gegen ihn annahm, aber den vergeblichen Be-

mühungen des jungen Meisters, irgend ein nennenswerthes Ziel zu erreichen, unthätig zusah. Denn Grimm gab ihn auf, als er die Ueberzeugung gewonnen, daß Wolfgang sich nicht zu den Ansichten der Piccinisten bekehren lassen werde. — Zu Grimms ewigen Schuhrigeleien kam noch ein anderer Umstand, der dem geplagten Mozart auch das Leben im Hause der Gräfin d'Epinay verleidete. Das kleine Zimmer, welches man ihm als Wohnung angewiesen, entbehrte jede Bequemlichkeit und jeden Schmuck. Es enthielt nicht einmal ein Behältniß zur Aufbewahrung von Kleidern und anderen nothwendigen Dingen. Und was den Mittagstisch betraf, so hatte Mozart, bevor er die Einladung ihn regelmäßig zu theilen angenommen, sich überzeugt, daß seinetwegen an der gewohnten Küchenordnung nicht das geringste geändert wurde. Dennoch „rupfte man ihm dieses wie jede kleine Gefälligkeit als eine Wohlthat täglich unter die Nase", und erhob den Anspruch auf seinen unterthänigsten Dank.

Unter solchen bedrückenden Umständen frischen Muthes auszuharren, konnte nur ein nach idealen Zielpunkten eifrigen Strebens ringender ganzer Mann, dem übrigens die weite Welt offen stand, den festen Willen in sich finden. Und Mozart war entschlossen, Paris nicht zu verlassen, ohne seiner Ehre als Künstler würdige Denkmäler gesetzt und auch seinen anderen Zweck, einen Gewinn an Subsistenzmitteln, mit denen er den häuslichen Nothstand der Seinigen lindern und sich selbst ein bescheidenes Heim gründen könnte, erzielt zu haben. Eine Aufmunterung erhielt er durch das Honorar, welches ihm ein deutscher Verleger in Paris, er hieß Sieber, im Betrag von 15 Louisd'or, 30 Freiexemplaren und einem Dedicationsexemplar bewilligte für seine sechs Violinsonaten, die, schon in Mannheim begonnen und in Paris vollendet, er der Kurfürstin von Pfalz-Baiern zu widmen gedachte.

Seine Hoffnung in Mannheim eine feste Stellung dennoch endlich zu gewinnen, hatte damals den Entschluß zu dieser Arbeit gereift. Inzwischen vollzog sich dort eine politische Umgestaltung aller bestandenen Verhältnisse, die Mozarts Wünschen, in der Nähe Aloysias zu leben, eine veränderte Richtung gab. Im Dezember 1777 starb Maximilian Josef von Baiern, und der Kurfürst von der Pfalz, Karl

Theodor, folgte ihm in der Regierung. Der münchener Hofintendant Graf von Seeau, derselbe der vor Mozart respektvoll die Schlafhaube gerückt hatte, wurde als Chef der Hofmusik auch für Mannheim bestätigt und erhielt den Auftrag, da Karl Theodor nach längerem schwanken beschloß, seine Residenz nach München zu verlegen, eine Theilung der mannheimer Hofkapelle vorzunehmen, um mit den besseren Kräften derselben das Orchester der neuen kurfürstlichen Residenz zu verstärken. Graf Seeau überließ es der freien Wahl eines jeden, dem Hof nach München zu folgen oder in Mannheim zurückzubleiben. Weber entschloß sich in Mannheim auszuharren, weil seine große Familie und die schmalen Mittel eine Uebersiedelung untersagten. Er meldete auch dem jungen Freunde in Paris seinen Entschluß. Und Mozarts Neigung in Mannheim eine Stellung zu gewinnen, erhielt dadurch wieder neue Nahrung, obwol er auf die Vortheile verzichten mußte, welche ihm aus der unmittelbaren Nähe des Hofes hätten erwachsen können. Vielleicht dachte Wolfgang an die Kapellmeisterstelle, da Cannabich zu denen gehörte, die dem Hofe nach München gefolgt waren. Graf Seeau hatte Aloysia in Mannheim singen hören und wünschte, diese seltene Kraft für seine münchener Oper zu gewinnen. Endlich gelang es ihm. Aloysia wurde mit 1000 Gulden als Bühnensängerin angestellt, ihr Vater mit 600 Gulden, und nun zog die ganze Webersche Familie nach München, wo sie endlich ein sorgenfreier Zustand erwartete.

Wer war über solche erfreuliche Veränderung glücklicher als Wolfgang! — Sonderbar aber, daß seine Vorliebe für eine Anstellung in Mannheim plötzlich erlosch wie ein Strohfeuer! — Vielmehr wurde es ihm jetzt erst klar, daß es in der ganzen Welt keinen besseren Platz für ihn geben könne, als München. Und der Vater wurde sofort verpflichtet, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den Auftrag auf eine deutsche Oper und die Ernennung Wolfgangs, sei es zum kurfürstlichen Hofkomponisten — sei es in einer anderen Eigenschaft zu erwirken.

An Aussichten auf eine auskömmliche Stellung hatte es nicht gefehlt. Von Wien aus ermunterte man ihn schon in Mannheim, die von Josef II. begünstigten, auch dort auf nationale Ziele gerichteten Bestrebungen der Oper zu beachten und eine Arbeit in diesem Sinne

der Direktion zur Prüfung einzureichen. Aber gekränkt in seinem künstlerischen Selbstgefühl hatte Mozart ein solches Ansinnen abgelehnt. —

In Versailles konnte er unter sehr annehmbaren Bedingungen einen königlichen Organistendienst erlangen. Doch auch dazu verspürte er keine Neigung; und in solchem Falle fehlte es seiner erfinderischen Fantasie nie an triftigen Gründen, die er auch seinen Freunden und Berathern einleuchtend zu machen wußte. So mußte selbst Grimm einräumen, daß es wohlgethan sei, auf Versailles zu verzichten. Leopold beharrte freilich auf entgegengesetzter Meinung.

Selbst von Salzburg aus gelangte durch diesen auch eine schüchterne Anfrage an Wolfgang, ob er nicht Lust hätte, die Orgel zu übernehmen, an welcher Adlgasser in Ausübung seines Dienstes vom Schlag gerührt und bald nachher gestorben war. Hieronymus konnte doch den Verlust einer so ausgezeichneten Kraft, wie Wolfgangs Genie, nicht verwinden. Er hätte den großen Tonmeister gern wiedergewonnen. Und Leopold merkte diese Sinnesänderung nicht sobald, als er das neuaufflackernde Liebesflämmchen mit dem Aufgebot feiner diplomatischer Künste anzublasen sich ungesäumt befliß. Ihm lag es vorzugsweise am Herzen, den Widerwillen seines gestrengen Landesherrn zu mildern, den dieser gegen Geldbewilligungen empfand. Die Unterhandlungen führten aber nicht zum Ziel und hatten keinen praktischeren Zweck, als Leopold zu einem mit Behagen geschriebenen Bericht an Wolfgang anzuregen, den dieser in heiterer Laune las.

Bald aber erschien jener Zwischenfall wie ein Vorspuk. Denn der beklagenswerthe Erzbischof ward nicht lange nach Adlgassers plötzlichem Ableben von einem neuen noch empfindlicheren Verlust heimgesucht. Ihm starb sein alter italienischer Kapellmeister Giuseppe Lolli. So hatte die Hofmusik zwei klaffende Wunden; und Wolfgang wäre der Mann gewesen, ganz allein beide zu heilen. Wachsendes Verlangen, durch Leopolds Vorspiegelungen sehr glänzender, begehrter und reich belohnter Geschäfte, die sein Sohn zu Paris vorgeblich mache, zur Sehnsucht aufgereizt, überzeugte den Fürsten nunmehr von der unweigerlichen Nothwendigkeit, seinen ehemaligen Concertmeister wieder an seinen Hof zu ziehen. Und mit schwerem Herzen entschloß er

sich, alle Bedingungen anzunehmen, die Leopold ihm immer stellen möchte.

Am 31. August 1778 meldete Leopold seine eigene Ernennung zum Nachfolger Lollis, und Wolfgangs zum Concertmeister und Dirigenten am Klavier mit der Anwartschaft in die Kapellmeisterstelle seines Vaters einzurücken und auch bei seinen Lebzeiten schon ihn im Dienst zu vertreten, so oft es nöthig. Wolfgang selbst sollte in einem Mitglied der Hofmusik, er hieß Paris, einen Vertreter erhalten. Demselben wurde einzig aus dieser Ursache eine monatliche Gehaltserhöhung bewilligt. Der Erzbischof ließ sich sogar zu einer höflichen Entschuldigung herab, daß er den jungen Herrn Mozart nicht sogleich zum Kapellmeister habe befördern können. Dazu fand er dessen Wunsch, ab und zu Reisen zur Verfolgung eigener Zwecke zu unternehmen, jetzt plötzlich sehr begreiflich und stellte für solche Fälle seinen fürstlichen Einfluß und Empfehlungsschreiben aufs liebenswürdigste in Aussicht. Leopold rechnete seinem Sohne an den Fingern vor, wie durch diese unverhoffte Wendung sich nunmehr die Einkünfte der Familie gestalten würden. Das jährliche Gehalt des Vaters und Sohnes ergebe je 500 Gulden, also in Summa 1000 Gulden; der Verkauf der Violinschule, des lehrhaften Werkes Leopolds, von dem Wolfgang ein in das Französische übertragenes Exemplar in einem pariser Musikladen gefunden, ertrage jährlich etwa 50 Gulden; was mit Musikunterricht erworben, belaufe sich durch Nannerls Fleiß allein auf monatlich 10 Gulden. Dazu komme noch was Wolfgangs schaffende Arbeit, seine Concerte u. dgl. m. einbringen könnten: und Leopold, so lange seufzend unter dem Druck beträchtlicher Schulden und entsagungsvoller Dürftigkeit, athmete zum erstenmal freier auf und fühlte sich doppelt beglückt bei der Vorstellung, seinen geliebten Sohn wieder umarmen, seine beiden Kinder wieder mit sich vereint sehen zu dürfen.

Wolfgang graute es vor Salzburg und Leopold begriff das vollkommen. Er benutzte aber, um Wolfgang geneigter zur Annahme der Anerbietungen zu machen, den Einfluß, welchen Freund Bullinger auf jenen zu üben pflegte. Bullinger schrieb ihm einen diplomatischen Brief, um den Haß zu besänftigen, den Wolfgang gegen Salzburg vor-

zugsweise auch hegte wegen der „groben, lumpenhaften und liederlichen Hofmusik“, mit der kein Mann von guter Lebensart umgehen könne; sollte ein solcher sich ihrer gar annehmen müssen, würde es ihn nur beschämen. Er stellte diesen Zuständen die mannheimer Verhältnisse als Muster gegenüber, jene Subordination, jene Autorität, Liebe und Ehrfurcht, an die Cannabich seine Untergebenen gewöhnt habe, das Ansehen, welches er und „seine Soldaten“ in der ganzen Stadt genössen. „Aber die Musiker führen sich dort auch anders auf, haben Lebensart, sind gut gekleidet, gehen nicht in die Wirthshäuser und saufen, wie die Salzburger.“ Deshalb könne Wolfgang dahin nur zurückkehren, wenn keiner, auch der Obersthofmeister oder Intendant nicht, ihm in die musikalischen Angelegenheiten hineinpfuschen dürfe. „Denn ein Kavalier kann keinen Kapellmeister abgeben, aber ein Kapellmeister wol einen Kavalier.“ —

Bullinger hatte sehr zarte Anspielungen einfließen lassen auf die Wünsche des Erzbischofs, eine Sängerin zu engagiren. Wolfgang merkte die Absicht, glaubte aber nicht an die Möglichkeit, daß Hieronymus opferbereit genug sein werde, Aloysia Weber nach Verdienst zu honoriren. Deshalb antwortete er auf diesen Punkt in Bullingers Brief mit schneidender Ironie. Die Gattin Haydns suchte den zweifelhaften Ruf, der ihrem Lebenswandel anhaftete, zu widerlegen durch frommen Schein. Sie war eine ausgezeichnete Sängerin, kränkelte aber und Mozart wunderte sich, daß sie durch ihr beständiges geißeln, peitschen, übernatürliches fasten und nächtliches beten ihre Stimme nicht schon längst verloren habe. — „Sollte aber endlich Gott sie unter die Zahl seiner Heiligen setzen, so haben wir noch immer fünf, von denen jede der anderen den Vorrang streitig machen kann. — Setzen wir den Fall, daß wir nach der weinenden Magdalena (sie hieß Maria Magdalena) keine mehr hätten, — — eine komme etwa in jähe Kindsnöthe, eine komme ins Zuchthaus, die dritte werde ausgepeitscht, die vierte allenfalls geköpft und die fünfte hole der Teufel — was wäre es? — Nichts! — Wir haben ja einen Kastraten*). — Sie wissen,

*) Er hieß Ceccarelli.

was das für ein Thier ist. — Der kann ja hoch singen, mithin ganz vortrefflich ein Frauenzimmer abgeben. — — O wenn man generös ist, kann man alles haben — — man kann dem Metastasio von Wien auftragen, daß er etliche Dutzend Opern verfertigt, wo der Primouomo und die Primadonna niemals zusammen kommen. Auf diese Art kann der Kastrat den Liebhaber und die Liebhaberin zugleich machen und man bewundert die Tugend der beiden, die so weit geht, daß sie mit allem Fleiß die Gelegenheit vermeiden, sich vor dem Publiko zu sprechen." — Ja, ja! — Wolfgang konnte sehr schlimm sein. —

Anders wirkte die Aussicht, mit Aloysia in Salzburg zusammenzutreffen, als der Vater Bullingers Andeutungen klarer und bestimmter aussprach. Er schrieb dem Sohne, der sich noch immer sträubte gegen den Gedanken, in die Dienste des Hieronymus zurückkehren zu sollen, die Demoiselle Weber steche dem Fürsten und Allen ganz erstaunlich in die Augen; man wolle sie durchaus in Salzburg hören und da solle sie bei Mozarts wohnen. Weber scheine nicht Kopf genug zu haben, Leopold werde die Sache besser für sie einleiten, wenn sie ihm folgen wollen und auch Wolfgang könne in den entscheidenden Kreisen durch seine persönlichen Einflüsse viel dazu beitragen, daß Aloysia engagirt werde.

Jetzt war dieser — natürlich aus purer Liebe zum Vater — mit Salzburg soweit ausgesöhnt, daß er die erzbischöfliche Anstellungsurkunde anerkannte. Dennoch verzögerte er die Abreise von einem Tage zum andern: er hatte noch sechs Trios zu vollenden; für ein im Auftrag des Herzogs von Guines geschriebenes Doppelconcert für Flöte und Harfe das rückständige Honorar noch einzuziehen; desgleichen von Le Gros den Betrag der beiden Symfonien; er mußte noch die sechs Sonaten für die Kurfürstin einer Korrekturdurchsicht unterwerfen und auf die Fertigstellung des Dedications-Exemplars warten: kurz, es gab wieder Gründe über Gründe, die Reise nach Salzburg aufzuschieben. Denn zunächst war ja die liebe Weberin dort noch nicht angestellt. Vielmehr glaubte er sie noch in Mannheim und bat seinen Vater deshalb um die Erlaubniß, den Umweg von „nur acht Meilen" über die geliebte Stadt am Rhein machen zu dürfen.

Leopold hatte Grimm ersucht, nach Mariannens Tode dem Verlassenen Schutz zu gewähren vor schlechter Gesellschaft, und bei der bevorstehenden Abreise von Paris ihm in den vorbereitenden Sorgen behülflich zu sein. Wolfgang aber war sehr unzufrieden mit Grimms lästiger Vormundschaft und meinte, Heina wäre in praktischen Dingen ein viel besserer Mentor gewesen, „als ein so neubackner Baron". — Grimm berief sich auf des Vaters Willen, indem er Wolfgang täglich zum Aufbruch mahnte. Dieser jedoch sah darin nur den Wunsch Grimms, sich seiner sobald als möglich zu entledigen. Hatte doch eine nähere Beziehung schon nicht mehr zwischen beiden bestanden, seitdem es Wolfgang klar geworden, Grimm möge wol Kindern helfen können, einen reifen Künstler zu verstehen aber sei er nicht imstande. Der täglichen Reibereien endlich müde, erklärte Mozart ihm, er werde zum Grafen von Sickingen ziehen und das Krankenzimmer des Hauses, in welches man ihn hinlogirt hatte, verlassen; seine Sachen habe er bereits zu Sickingen gesendet. Da riß dem neubackner Baron die Geduld und er drohte mit seiner offenen Feindschaft, falls Mozart, sobald er das Haus der Madame d'Epinay verlassen, nicht unverzüglich abreise. Grimm benutzte diesen ihm willkommenen Zwischenfall als Anlaß, von dem unbequemen Schutzbefohlenen sich endlich zu befreien. — Er gab sich diesem gegenüber gar noch die Miene eines großmüthigen Wohlthäters, indem er nicht nur verzichtete auf die Zurückerstattung der „bröckelweise" geleisteten Vorschüsse im Gesamtbetrage von 15 Louisd'or, sondern obendrein für Mozart mit auffallender Eilfertigkeit einen Platz angeblich in der Diligence belegte, die den Weg nach Straßburg von Paris aus in der verhältnißmäßig kurzen Frist von 5 Tagen zu machen pflegte. Diese zuvorkommende Rücksicht auf Mozarts Reisebequemlichkeit erwies sich aber alsbald als eine Spiegelfechterei Grimms. Denn der von ihm bezahlte Platz befand sich gar nicht in der Diligence, sondern in einem gemeinen, schleichenden Fuhrwerk, welches wegen seiner Billigkeit die schlechteste Gesellschaft beförderte, auf der ganzen Reise nirgendwo die Pferde wechselte, überall lange Pausen machte und bis Straßburg nicht 5, sondern 12 Tage gebrauchte. Glücklicherweise gesellte sich zu den unerwünschten Reisegefährten ein braver

deutscher Kaufmann aus Paris, der als Mitgenosse des Ungemaches dem hintergangenen jungen Musiker zum Trost gereichte. Beide schlossen sich in herzlicher Sympathie einander an und setzten von Nancy aus die Reise in einem ermietheten Wagen allein zusammen weiter fort.

In Straßburg bedurfte Mozarts bereits erschöpfte Reisekasse nothwendig eines Zuflusses. Er ließ sich deshalb gern täuschen durch die ihm eröffnete lockende Aussicht, einige Concerte zu geben. Dieselben aber verzögerten die vom Vater ungeduldig erwartete Heimkehr und fielen so mager aus, daß er Herrn Scherz, einen seiner rasch erworbenen Bewunderer, um ein Darlehn im Betrage von 12 Louisd'or ansprechen mußte. Unverhofft stellte eine Ueberschwemmung der Wege ein neues Hinderniß seiner Abreise entgegen. Infolgedessen ließ sich Mozart überreden noch ein letztes Concert zu geben. Aber so groß auch der Ertrag an Ehre und Ruhm war, der ihm von Kennern gespendet wurde, so belief sich doch die erzielte Einnahme der Kasse nicht höher als auf einen einzigen Louis Reingewinn.

Am 3. November konnte Mozart erst seine schon am 26. September von Paris aus angetretene Reise weiter fortsetzen. Da inzwischen die Unwegsamkeit der Poststraße jede Verbindung mit Salzburg zeitweilig unterbrochen hatte, erhielt man hier keine Nachricht über Wolfgangs Schicksale und gerieth darüber in die „tödtlichsten" Besorgnisse. Leopold und Nannerl beichteten, communicirten und vereinigt mit Bullinger baten sie Gott täglich um sicheres Geleit für den verschollenen Reisenden. Der aber beeilte seine Rückkehr in den Dienst des heimischen „Bettelhofes" nicht im mindesten. Vielmehr bestieg er zu Straßburg die bequeme und rasche Diligence und erreichte nach drei Tagen das Ziel seiner sehnsuchtsvollsten Wünsche, das gesegnete Mannheim.

Doch wehe! — Webers hatten ohne sein Vorwissen ihre Uebersiedelung nach München bereits bewerkstelligt — der Hof war fort — Cannabich, Wendling, Ramm, Ritter, Raff — sie alle waren fort. Zum Glück aber fand er noch viele andere Freunde vor und unter ihnen Rose Cannabich mit ihrer Mutter. Diese räumte ihm mit hocherfreuter Beflissenheit sogleich ein behaglich Gemach ihres Hauses als

Wohnung ein, verknüpfte das gelockerte Band der freundschaftlichen Beziehung aufs neue durch die rückhaltloseste Vertraulichkeit, und die übrigen mannheimer Freunde rissen sich um den Vorzug, Mozarts anziehende Gesellschaft zu genießen und ihm zu lauschen, wenn er den Offenbarungen seiner Muse Töne lieh. Auch Schüler meldeten sich alsbald, und was den Meister elektrisirte war die Aussicht, für die Nationalbühne Arbeit zu gewinnen, welche reiche Einnahmen verhieß. Obendrein hoffte man, der Kurfürst werde seinen Hof wieder in Mannheim retabliren, weil er die Sympathien der Baiern nicht besitze und zu München nicht einmal ehrerbietige Verkehrsformen gefunden habe.

Wie gern glaubte Mozart den Freunden, eine kurfürstliche Anstellung könne ihm nun nicht länger entgehen! Er dachte mit schaudern an seine Rückkehr in die „Sklaverei" des Erzbischofs und hätte ein Loos glücklich gepriesen, das ein bleibender Aufenthalt in Mannheim, selbst getrennt von Aloysia, ihm bereitet haben würde.

Vorläufig begrüßte er freudig den Auftrag, für die unter des Freiherrn Heribert von Dalbergs Leitung wirkende Seilersche Schauspielergesellschaft ein sogenanntes Duodrama „Semiramis"*) und eine Oper „Cora" von Dalberg in Musik zu setzen, um sich auf eine Reisepause von sechs Wochen bis zwei Monaten in Mannheim seßhaft einzurichten. Doch wurde diese Absicht durch einen gemessenen Befehl vom 19. November „angesichts dieses" sogleich abzureisen, schmerzlich vereitelt. Leopolds Scharfblick erkannte die Gründe sicher genug, die seinen Sohn zu einer Verzögerung des Antritts seines Dienstes zu Salzburg bewegten, und war so klug, die Berechtigung derselben nicht anzufechten. „Zwei Sachen sind es," — so schrieb der Vater — „die Dir den Kopf voll machen und Dich in aller vernünftigen Ueberlegung hindern. Die erste und Hauptursache ist die Liebe zur Mlle. Weber, der ich ganz und gar nicht entgegen bin; ich war's damals nicht, als ihr Vater arm war, warum sollte ich's nun itzt sein, da sie Dein Glück und Du ihr Glück machen kannst?" — Jetzt in kurfürstliche Dienste

*) Eine dramatische Dichtung von Gemmingen, dem Freunde Mozarts.

treten zu wollen, sei wegen des Zudrangs unräthlich, zumal die Hofmusik, die schon in Mannheim 80,000 Gulden gekostet, nun die kurfürstliche Kasse noch ungleich schwerer belaste, wo diese zu München und Mannheim ein ganzes „Bataillon Künstler" zu besolden habe. — Die zweite Ursache liege in dem Widerstreben gegen die Rückkehr in verhaßte Verhältnisse, welche doch jetzt „ohnabänderlich nothwendig" erfolgen müsse, falls Wolfgang anders nicht die „allerverdammlichste und boshafteste" Absicht hege, seinen besorgten Vater, belastet mit 1000 Gulden Verpflichtungen, zu Spott und Schande um Ehre und Kredit zu bringen. Wolfgangs Jahreseinkünfte zu Salzburg würden es wesentlich erleichtern, jährlich 400 Gulden abzuzahlen und dennoch herrlich zusammen zu leben. Um die heimischen Zustände zu verbrämen, stellt der Vater dem Widerstrebenden vor, daß man auch den Gedanken einer Reise nach Italien wieder ins Auge fassen, daß die Nähe Münchens wechselseitige Besuche Webers und der Freunde veranlassen könne, und daß diese bei ihrer Anwesenheit zu Salzburg im Mozartschen Hause immer als willkommene Gäste Aufnahme finden sollten. In Mannheim bleiben zu wollen, sei dagegen unter den gegebenen Umständen ein närrischer Einfall, wie es denn als ein sehr dummer Streich erscheine, daß Wolfgang den Umweg von acht Meilen über diese Stadt unternommen und durch den Aufschub seines Dienstantrittes dem Erzbischof die gute Laune zu verderben nicht gescheut habe.

40 Louisd'or Honorar samt der Sehnsucht, eine große Oper schreiben zu dürfen, mußten nun geopfert werden dem Gehorsam gegen des Vaters unbeugsamen Willen. Wolfgang mußte außerdem darauf verzichten, seinen melodramatischen Versuch, die gesprochene Recitation in der „Semiramis" mit reinen Orchestermitteln zu illustriren, für die mannheimer Bühne zu vollenden. Solche neue Kunstgattung, die durch die „Medea" und „Ariadne auf Naxos" von G. Benda in Aufnahme gebracht worden war, gab aber dem enttäuschten Tonmeister aus Salzburg so viel Gedanken und Anregung, daß er beschloß, den Entwurf aus Liebe zur Sache zuhause auszuarbeiten. —

Am 9. Dezember reisete er als Gast des Reichsprälaten von

Kaisersheim mit schwerem Herzen von Mannheim ab, hatte aber auf diese vortheilhafte und ehrenvolle Weise nicht die Freiheit, seinem Ziel ohne Aufenthalt entgegenzueilen, wie es der Vater so streng begehrte.

Wolfgangs Herz zitterte und jauchzte vor Sehnsucht und Lust zunächst vielmehr dem nahen Wiedersehen Aloysias entgegen. Auch die lieben Gestalten Cannabichs, Raffs und all der übrigen Freunde, die jetzt mit den älteren münchener Gönnern und Bekannten vereinigt waren, leisteten ihm auf der Fahrt im eleganten Reisewagen des Kirchenfürsten die traulichste Gesellschaft. Um die ihm noch gegönnte kurzgemessene goldene Freiheit im fröhlichen und seligen Verkehr mit Allen zu genießen, die theilhatten an seinem liebereichen Herzen, erinnerte er sich auch des munteren „Bäsle" zu Augsburg. Von Kaisersheim aus, durch das lange vergeblich erwartete eintreffen seiner zu Paris gestochenen Sonaten für die Kurfürstin in die übermüthigste Laune versetzt, lud er die lustige Verwandte ein, noch vor Ablauf des Jahres nach München zu kommen. „Liebes Bäsle, sei kein Häsle" — schrieb er — „wenn Sie so viel Freude haben, mich zu sehen, wie ich Ihnen, so kommen Sie nach München in die werthe Stadt". Er bedauert indessen sie nicht logiren zu können, da er noch nicht wisse, wo er selbst Aufnahme finden werde; doch eben deswegen sei es nothwendig, daß Marianne nach München komme, da sie vielleicht eine große Rolle zu spielen haben werde. — Wolfgang mochte hoffen, sie könne seinen stillen Verkehr mit Aloysia begünstigen.

Und das Bäsle erschien in München. — So wären die erträumten Bedingungen eines hochbeglückten Zustandes in der werthen Stadt vollkommen erfüllt gewesen, zumal auch die Kurfürstin die Zueignung der Sonaten huldvoll entgegennahm, wenn nicht die Briefe des Vaters sich entrüstet über die abermalige Säumniß dem Genuß des Glückes wie herabziehende Bleigewichte an die Schwingen geheftet und der Hauptfaktor in der Summe überschwänglicher Freude falsch gewesen wäre.

Unter den Freunden, die Mozart bei seiner Ankunft zu München am 25. Dezember herzlich begrüßten, war Vater Weber der ersten einer. Beglückt nahm der Reisende dessen Einladung, seine Wohnung im Hause Webers aufzuschlagen, ohne zaudern an und begleitete seinen

werthgeschätzten väterlichen Gastgeber sogleich dahin. Es mochte dem Liebenden, der mit hochklopfendem Herzen die Schwelle betrat, nicht sonderlich auffallen, daß Aloysia, die sittige Jungfrau, ihm nicht schon an der Thür mit offenen Armen entgegenflog. So gewann er Muße, auf den wonnigen ersten Gruß sich würdig vorzubereiten. — Sie hatte um ihn geweint, als die Trennungsstunde in Mannheim schlug; sie hatte täglich in der Kirche für ihn gebetet, als nach der Mutter Tode in Mannheim das Gerücht verbreitet wurde, diese sei einer sehr gefahrdrohenden ansteckenden Krankheit erlegen; sie verdankte es nächst ihrem Gotte, der sie mit allen Vorzügen einer dramatischen Sängerin freigebig ausgerüstet, des selbstlosen Tonmeisters feurigen Bemühungen, daß sie in kurzer Zeit als geachtete, begehrte Primadonna engagirt, und instandgesetzt worden war, ihre Familie aus drückender Armuth zu befreien. Wie schön mußte solches edele Selbstgefühl sie gemacht haben! — Welch seliger Augenblick erwartete den glücklichen Wolfgang, wenn sie ihm nun bald mit Freudenthränen in den halbverschleierten, glänzenden Augen Dank und Liebe entgegentragen würde! —

An sich und seine Erscheinung, an seine befremdende Trauerkleidung nach pariser Mode, einen rothen Frack mit schwarzen großen Knöpfen und breiten Schößen dachte der Liebende nicht; er dachte nicht daran, daß ein Mädchenherz in glühendem Sonnenschein früherworbenen Ruhmes alle Keime — mit dem herrlichsten Blütenflor zugleich auch verderbliche Giftpflanzen rasch entfalten könnte; er glaubte nicht, daß ein rother Frack, der eine kleine schmächtige Gestalt umhüllte, daß ein hageres Antlitz mit stark hervortretender Nase, daß Spuren einer überstandenen Blatternkrankheit und Spuren überstandener Gemütserschütterungen in den Gesichtszügen Gegenstände entscheidender Prüfung und bestimmender Gefühlseindrücke für ein selbstbewußtes eiteles Mädchenauge zu werden vermöchten; er berechnete es nicht, daß Aloysia außerstande sei, den Genius in seiner ganzen universellen Dehnbarkeit zu begreifen, der sich ein so unansehnliches Männchen zum Tempel erkoren: zu Erwägungen solcher Art ließ das schwellende Sehnen nach dem ersten Gruße keinen Raum in Mozarts unbefangenem liebesfrohen Gemüt.

Der Augenblick, wo die brennende Sehnsucht sich stillen sollte, war gekommen. Aloysia empfing den Glücklichen in dem Musiksaal des Hauses, wo das Klavier aufgestellt war. Wolfgang stürmte ihr mit leidenschaftlicher Freude entgegen. Sie aber maß ihn rasch mit stolzer, prüfender Miene — ein kaltes Zucken um den schönen Mund — ein abweisender Blick — ein vornehmes Neigen des edel geformten Hauptes: dann wandte sie sich ab. — Sprachlos — erstarrt stand der Betrogene da. Ein Lichtstrahl warmen Mitgefühles, der ihn aus den traurigen dunkeln Augen Constanzens, der jüngeren Schwester Aloysias traf, welche Zuschauerin der schmerzlichen Begegnung war, senkte sich trostvoll und wohlthuend tief in Mozarts empörte Seele. Dieser Blick gab ihm seine ganze männliche Entschlossenheit wieder. Doch zur Aussprache seiner wilden Entrüstung unfähig, stürzte er nach dem Klavier und improvisirte einen, mit zornig gesteigerter Kraft der Stimme an Aloysia gerichteten Gesang, dessen Anfangsworte lauteten:

Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will!

Dann taumelte er wie ein Träumender nach seinem Wohngemach, um dem Strom lindernder Thränen seinen ungehemmten Lauf zu lassen. Aber der Schmerz', der wie ein Blitzstrahl sein argloses hingebendes Gemüt erschütterte, ließ sich durch Trostgründe und weichere Regungen nicht sobald besänftigen. Webers Gastfreundschaft zu genießen, mochte ihm sauer werden. Aber er ließ sich bestimmen wie ein willenloses Kind, die Wohnung für den kurzen Aufenthalt in München nicht zu verlassen. Doch sein Vertrauen auf die Treue der Menschen hatte einen empfindlichen Stoß erlitten. Und selbst an die Liebe seines Vaters zu glauben wurde ihm schwer. Ach! — Wie traurig machte ihn der Gedanke an die Möglichkeit, durch eigene Schuld dieses unschätzbare Gut eingebüßt zu haben! — Er vermochte die Last solcher Zweifel allein nicht zu ertragen. Seinem alten ehrlichen Freund Becke, dem trefflichen Flötisten des münchener Orchesters, schüttete er sein ganzes Herz aus. Dieser schrieb selbst an Leopold und bestimmte zugleich Wolfgang ebenfalls sich vertrauensvoll an seinen Vater zu wenden.

Am 29. Dezember sandte der tief Gebeugte ein Schreiben an denselben, das unter anderen die folgenden Sätze enthielt:

„Dieses schreibe ich in der Behausung des Hrn. Becke. — Es war mir bis dato unmöglich, Ihnen zu schreiben. Ich spare mir alles, wenn ich werde das Glück haben, Sie wieder mündlich zu sprechen, denn heute kann ich nichts als weinen, ich habe gar ein zu empfindsames Herz." — Dann spricht er von der Abreise, welche wegen Ueberreichung seiner Sonaten und aus anderen Ursachen sich um einige Tage verzögern werde, und fährt darauf fort: „Ich habe von Natur eine schlechte Schrift, das wissen Sie, denn ich habe niemals schreiben gelernt, doch habe ich mein Lebtag niemals schlechter geschrieben als diesmal, denn ich kann nicht, mein Herz ist gar zu sehr zum weinen gestimmt. Ich hoffe, Sie werden mir bald schreiben und mich trösten, ich glaube, es wird am besten sein, wenn Sie mir poste restante schreiben, da kann ich doch den Brief selbst ablangen. Ich wohne bei den Weberischen, doch besser würde es sein, ja am besten, wenn Sie Ihre Briefe an unseren Freund Becke adressiren wollten. — — — Glückseliges neues Jahr! — Mehr kann ich heut nicht zuwege bringen."

Der Vater durchschaute es, daß in Wolfgangs Verkehr mit den Weberischen eine jähe Veränderung vorgegangen sein mußte, er begriff die Ursache, welche es ihm erklärte, daß Wolfgang seine Briefe schneller bei Becke erreichten, als in seiner Wohnung bei Webers. Darum beeilte er sich, dem so bitter hintergangenen Sohn den erbetenen Trost zu spenden, ihn des zärtlichsten, liebevollsten Empfangs in Salzburg zu versichern, ihm von unterhaltenden Zerstreuungen, vom Herbstvergnügen der Bolzenschützen, das man bis zu seiner Ankunft hinausgeschoben, zu erzählen und ihn an die Nothwendigkeit der Heimkehr freundlich zu mahnen, da man es nicht darauf ankommen lassen dürfe, daß der Erzbischof ungeduldig werde und das schon vier Monat alt gewordene Anstellungsdekret wol gar zurückziehe.

Dieser väterliche versöhnliche Zuspruch stärkte Wolfgangs Muth. Und er faßte einen edelgedachten Entschluß, der ihm auch zur allmählichen Wiederherstellung seines inneren Gleichgewichtes zu verhelfen geeignet war. Er vergalt den Schmerz, den die kalte Abfertigung der

herzlosen Schönen ihm bereitete, durch einen musikalischen Abschiedsgruß in der Gestalt einer seiner glänzendsten und stellenweise bedeutendsten Concertarien. Am 8. Januar 1779 war's, da er sie für Aloysia schrieb, an demselben Tage, wo er dem Vater dankte für den Trost und wiedergefundenen Lebensmuth, den er aus dessen versöhnlichem Briefe soeben geschöpft hätte. Die Arie, voll tiefer Empfindung, gab der undankbaren Verrätherin erwünschte Gelegenheit, alle ihre glänzenden Eigenschaften als Gesangsvirtuosin, ihre bestrickende Bravur, ihre seltene Höhe (bis zum g'''), ihre hinreißende Kantilene im schönsten Lichte leuchten zu lassen. Aber das herrliche Tonstück zeigte ihr zugleich, wie der treulos von ihr verschmähte Meister seiner künstlerischen Kraft sich bewußt sei. Denn er hatte einen Text gewählt, den Gluck und Schweitzer, die beiden gefeierten Verfasser der Musik zur italienischen Operndichtung „Alceste" von Calzabigi, in diesen ihren berühmten Bühnenwerken bereits benutzt und in Musik gesetzt hatten. Mozart beschämte nun Aloysias geringes Vertrauen, indem er mit jenen beiden Meistern kühn in die Schranken trat und sie an Tiefe, Erfindung, Reichthum und meisterlicher Beherrschung der schönen Form weit überflügelte. Doch verhehlte der Inhalt der Bravurarie keineswegs das tiefempfundene Herzeleid des Urhebers. Aloysia hatte in glücklicheren Tagen erfahren, wie Mozart seine Texte zur Aussprache eigener Lebenserfahrungen zu benutzen und auszulegen wußte. Eine erste Probe davon besaß sie schon von ihm in der liebeathmenden Arie des Königs Clistene (S. 147).

Der Scheidegruß konnte als zweites Beispiel gelten, wie Mozart scheinbar gleichgültige Operntexte auf seine eigene Stimmung und deren Beweggründe zu beziehen verstand. Alceste spricht hier zum Volk von Thessalien, dessen König Admetos, ihr geliebter Gemahl, zum Tode krank darniederliegt. „Nie gab es eine gerechtere Klage, als die über den Verlust des theueren Königs — hoffentlich werden die Gelübde treuer Liebe dazu dienen, den Zorn der Götter beim Anblick dieser tiefen Trauer zu besänftigen"*) u. s. w.

*) Popoli di Tessaglia! ah mai più giusto fù il vostro pianto etc.

Aloysia begriff die Deutung und Bedeutung des Kunstwerks, wie die hochherzige Gesinnung, die sich in dieser eben so beschämenden als versöhnlichen männlichen That verkörperte. Das zerrissene Band, welches Mozart an die wahr und heiß geliebte einst gefesselt, konnte die Hand freilich nicht wieder zusammenknüpfen, die es eitel, selbstsüchtig und treulos zertrennt hatte. Aber nach neun Jahren noch, während welcher Mozart stets innigen Antheil an den Schicksalen Aloysias genommen, die inzwischen durch die Qualen häuslichen Elendes in ihrer trostlosen Ehe mit dem Schauspieler Josef Lange zur Einsicht gebracht worden, wie schwer und thöricht sie sich durch ihr verschmähen der Hand Mozarts an seinem liebevollen „empfindsamen" Herzen versündigte — nach solchen neun Jahren voll trüber Tage und herber Noth zitterte noch der tiefe Eindruck in ihrer gebeugten Seele nach, den jener Scheidegruß darin zurückgelassen. 1788 schrieb sie auf die Solostimme einer Arie, welche Mozart ihr abermals widmete, die beweglichen Worte: „In Deinen glücklichsten Stunden gedenke zuweilen an — das Volk von Thessalien!" *)

Mozarts Arbeit zu München war nun abgethan. Der Vater drängte zur Abreise. Ein salzburgischer Kaufherr bot dem Reisenden einen Platz in seinem bequemen Wagen an. Er benutzte diese Gelegenheit und verließ wenige Tage nach Uebermittelung seines musikalischen Scheidegrußes an das falsche geliebte Mädchen, den Schauplatz, wo er sein Liebstes verloren. —

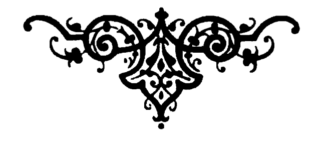
Die Mutter war zu Paris, seine schönste Lebenshoffnung zu München begraben — sein offenherziges Vertrauen auf die Hülfe guter Freunde und einflußreicher Menschen erschüttert — seine Bemühungen, einen bleibenden Mittelpunkt des künstlerischen wirkens nach seinem Herzen zu finden, gescheitert — die bescheidensten Erwartungen enttäuscht — Ruhm und Ehre aufgewogen durch empfindliche Demüthigungen: was hatte ihm nun das fünfvierteljährige Intermezzo seit seiner Erlösung von den salzburgischen Sklavenfesseln für Frucht

*) Nei giorni tuoi felici pensa qualche volta al Popoli di Tessaglia!

getragen? — Mußte er sich doch entschließen, mit Beschämung und herzlichem Abscheu in den demüthigenden Hofdienst zurückzukehren! —

Wie ein wieder eingefangener Flüchtling seinem offenen Kerker, so fuhr Mozart dem Thore seiner verhaßten Vaterstadt entgegen. Vermochte er doch nicht die Schrift zu verstehen, welche eine gnadenreiche Hand auf sein Lebenskreuz geschrieben! — Verstand er doch den Segen der Heimsuchungen nicht, die im Feuer der Trübsal das Gold seines Wesens von den Schlacken reinigen wollten! — Er begriff selbst wol kaum, daß sein ganzes Verhältniß zur Tonkunst durch die Erweiterung seiner zu Mannheim und Paris aufgesammelten Einsichten und Erfahrungen ein wesentlich anderes geworden, daß über die Berechtigung nationaler Bestrebungen auf musikalischem Gebiete ihm ganz neue Gesichtspunkte aufgedeckt waren, die für die Ziele seiner Sendung ihm immer bestimmter und dringender die Wege wiesen und ihn zum Kampf mit den Waffen seiner Kunst aufriefen wider das welsche Wesen und Treiben in deutschen Landen.

Die Irrfahrt nach dem Glücke leitete ihn zur Selbsterkenntniß und reifender Selbständigkeit. Aus dem am Gängelbande geführten Knaben hatte sie einen entwickelten Meisterjüngling gemacht, der mehr und mehr den Mannesmuth fand, auf dornenvollen Lebenspfaden in seiner Kunst sichere entschlossene Schritte zu thun.





Wieder im Joch.

Mitgefühl und Liebe suchten dem schwergeprüften herzwunden Tonmeister die Rückkehr in die alten peinlichen Verhältnisse des heimischen Hofes rücksichtsvoll zu erleichtern. Sein ausgeprägter Sinn für Behaglichkeit der Umgebung bestimmte die zarte Fürsorge, mit welcher Vater und Schwester sein Wohngemach eingerichtet. Ein schöner neuer Schrank und andere bequeme Zimmergeräthe begünstigten seine Neigung, alle seine Sachen, Musikalien und Kleidungsstücke in übersichtlicher Wohlordnung um sich zu haben. In der „Krankenstube" der Madame d'Epinay wie auch auf der Reise mußte er solche gewohnte Annehmlichkeit entbehren. Ein vortreffliches Klavichord, welches Wolfgang besonders liebte, war ebenfalls in seinem Studirstübchen aufgestellt worden. Wie wohl thaten ihm solche kleine Aufmerksamkeiten der Seinigen! — Wie innig erquickte es sein bekümmertes Gemüt, sein mißhandeltes Zutrauen zu den Menschen, denen er sogern sein ganzes offenes liebevolles Herz schenken wollte, daß er nun solchem Drange ungescheut folgen durfte, ohne Besorgniß von Vater und Schwester mißverstanden und enttäuscht zu werden! — Nicht wenig trug auch zu seiner Erheiterung und zur Ueberwindung seines Widerstrebens gegen Salzburg und die salzburgi-

schen Manieren, ja sogar gegen die dortige Mundart, welche ihm jetzt so roh und unfein ins Ohr klang, das fröhliche Bäsle bei, das auf seine Bitte von München aus ihm gefolgt war und zu längerem Besuch im Hause des Oheims sich eingerichtet hatte. —

Strebten so seine Lieben dem schiffbrüchigen Sohn und Bruder alle Wünsche zuvorkommend zu erfüllen, ermangelten auch Verehrer und Freunde nicht, in Gunsterweisungen mit jenen zu wetteifern. Der Obersthofmeister Graf von Firmian stellte ihm seine Reitpferde zur Verfügung, Dr. Prexl bot ihm sein schönes „Bräundl" zu gelegentlicher Benutzung an, obwol das Spazierenreiten für Wolfgang immer ein zweifelhaftes Glück blieb, weil er im Sattel das Wohlgefühl der Sicherheit nicht empfand und deshalb eine kleine Aengstlichkeit nicht überwinden konnte. — Die Freunde der Bolzenschützen-Gesellschaft beeiferten sich gleichfalls, ihm die alte entzückende Fröhlichkeit wieder abzugewinnen. Unter ihnen fand er ein neues anregendes Element, einen sehr lustigen Kumpan und Lebemann, den Mitleiter der Böhmschen Schauspieler-Gesellschaft, welche in Salzburg Vorstellungen gab. Er war zugleich Schauspieler, Sänger und Gelegenheitspoet und nannte sich Emanuel Johann Schikaneder. — Was auf Mozarts erregbares Gemüt rührend wirkte, war, daß selbst das Theresel, die Köchin des väterlichen Hauses, eifrig für Wolfgangerls Lieblingsschüsseln sorgte und zu seinem Empfange alle Kapaunen angekauft hatte, deren sie habhaft werden konnte. Die ließ man sich denn in traulicher Tafelrunde wohlschmecken und theilte den Genuß mit gern gesehenen Hausfreunden, in deren Kreis auch Schikaneder bald seinen Platz zu gewinnen und zu behaupten verstand.

Im ersten Rausch der Wiedervereinigung ward alles erduldete Herzeleid vergessen, alle Sorge um bevorstehendes Ungemach verscherzt, vertändelt, verlacht. Aber die glücklichen Tage ungetrübten Frohsinns und des herzbewegenden Genusses langentbehrten trauten Verkehrens gingen vorüber — flüchtig wie jeder Rausch. Gewohnheit und ernste, ernüchternde Dienstpflicht leiteten den erregten Strom schwunghafter Stimmung nur zu bald wieder in sein ruhiges seichtes Bett zurück. Und als nach einigen Wochen auch das nette drollige Bäsle wieder

nach Augsburg abgereiset war, mußte der alte Kampf gegen die salzburgischen Anfechtungen ohne diesen hülfreichen Geist der guten Laune wieder aufgenommen werden. — Uebrigens hatte das schlimme Bäsle wenig Verständniß für die eifrige Beweglichkeit und Lebhaftigkeit des genialen Vetters an den Tag gelegt. Das liebe Kind besaß sehr schätzbare Eigenschaften. Aber die Poesie des Tongeistes, die sich in den feurigen Manieren des Vetters ausdrückte, wenn er das Orchester leitete und am Klavier hantierte, erschien ihr doch gar zu komisch und sonderbar. Oft genug konnte sie dem Reiz nicht widerstehen, das wundervolle Spiel mit ihrem Gekicher zu stören. Der Vetter sah in solchem befremdlichen Wesen einen Mangel an musikalischer Einsicht. Demselben abzuhelfen, arbeitete er für das Bäsle eine kurzgefaßte Harmonielehre aus, die später gedruckt worden ist. Bäsle aber hielt solche Bemühungen, wie auch die lustigen Späße und derben Vertraulichkeiten des Schelms lediglich für eine lose Verschanzung, hinter welcher derselbe eines Tages mit liebestrunkener Miene überwunden hervortreten müsse, um die Siegesgewisse mit einem wohlgesetzten Heirathsantrag zu beglücken. Aber der hartherzige Vetter ließ die Maske nicht fallen. Verstimmt und trotzig reisete deshalb das Bäsle wieder nach Augsburg zurück und wußte dort von München und Salzburg wenig zu erzählen. Glücklicherweise aber hatte der kaltsinnige Unmensch ihr nicht das Herz gebrochen. Doch was er in diesem angerichtet, war ihm nicht entgangen. Deshalb fand er es rathsam, das Bäsle fortan mit seinen verfänglichen brieflichen Kinderpossen seltener zu belustigen. Nannerl genoß nachmals die Genugthuung, ihren Kummer durch Austheilung von Körben an der Männerwelt zu rächen. Vielleicht half ihr das, den Schmerz verschmähter Liebe standhaft zu ertragen. Und sie trug ihn bis zum 83. Jahre ihres gesegneten Lebensalters. Sie beschloß ihr Erdenwallen erst im Januar 1841 zu Bayreuth, ein rundes halbes Jahrhundert später als der Vetter, der sie so unbarmherzig getäuscht.

Der aber mußte einstweilen dafür büßen, knietief watend in sandig dürren Geleisen des Hofdienstes seiner hochfürstlichen Gnaden des „Mufti" von Salzburg. Er war aus Liebe und Gehorsam gegen seinen Vater nun wirklich angestellter und besoldeter Hof- und Domorganist

geworden und leitete bei Hofe und im Theater Aufführungen am Klavier, nicht mit der Geige, was er sich ausdrücklich verbeten hatte. Niemand solle ihm in musikalischen Dingen dreinreden. Ab und zu dürfe er Urlaub zu Kunstreisen beanspruchen. Sein Gehalt solle jährlich 500 Gulden betragen: das waren Wolfgangs Bedingungen gewesen. Nur durch den Druck der Umstände gezwungen, hatte Hieronymus sich herbeigelassen, darein zu willigen. Nachdem Mozart in die Falle gegangen, aus welcher unter den Erschwerungen fester Besoldung und einer nach außen hin unbemerkten künstlerischen Wirksamkeit, die sich auf das Weichbild von Salzburg beschränkte, zum zweitenmal zu entkommen kaum möglich schien, ließ der Erzbischof seinen Verdruß über die trotzige Flucht seines ehemaligen jungen Concertmeisters diesen nunmehr ungehemmt fühlen. Mit welcher despotischen Willkür der Tyrann die eingegangenen Vertragsbedingungen mißachtete, das erhellt zur Genüge aus der Thatsache, daß Mozart statt der bedungenen und bewilligten 500 Gulden jährlichen Gehaltes niemals mehr als 400 Gulden von der Hofkammer zu erlangen vermochte. Diese Beraubung und vertragsbrüchige Treulosigkeit mag den Maßstab geben für das übrige Verhalten des Erzbischofs, unter welchem Mozart zu leiden hatte.

Doch auch die sonstigen Zustände ließen die Spuren der Willkürherrschaft des geizigen, sinnlichen und menschenfeindlichen Gewalthabers überall nur zu deutlich empfinden. Selbst der gesunkene Geschmack und Sinn der Bevölkerung für Mozarts Musik und herrliches, ehedem hochbewundertes Spiel, mußte ihm als eine Folge des Systems Hieronymus erscheinen. Die Zuhörer zeigten für seine künstlerischen Leistungen kein lebhafteres Wohlwollen und Verständniß, als die Tische und Bänke, welche sie einnahmen. Aber alles ertrug er geduldig aus Liebe zum Vater, dessen drückende Umstände durch Wolfgangs wiewol geschmälerten Einkünfte doch ein wenig leidsamer geworden waren. Nur ein Gedanke rüttelte wie ein verzweifelter Gefangener an den Eisenstäben seines Kerkers: der Gedanke, daß er in den verhaßten Mauern eines vom regen öffentlichen Leben weit entlegenen kleinbürgerlichen und sittlich versumpften Ortes, unbeachtet und an Händen und Füßen in

seiner freien Bewegung gehemmt, seine Tage mit dem Vollgefühl junger rüstigster Thatkraft „verschlänzen“ müsse. Zuweilen versagte sich ihm sogar die sonst stets so leicht erregbare Freude am schaffen. Und doch bot ihm das schaffen die einzige, immer strömende Quelle tröstlichen Selbstvergessens dar. Wie oft und begierig letzte sie seinen brennenden Durst! — Wie wenig konnte doch der Druck der lästigen Verhältnisse seinem anhaltsamen Schöpferdrange Einhalt thun! —

Innerhalb der 22 Monate vom Januar 1779 bis Anfang November 1780, während welcher es ihm nicht gestattet war, über Salzburgs Weichbild hinauszukommen, entstanden folgende Tonwerke theils in Anlaß seiner amtlichen Dienstpflichten, theils unabhängig von diesen:

Zwei Messen, zwei Vespern, drei Kyrie mit und ohne Instrumentalbegleitung der vier Chorstimmen, vier Hymnen für Chor und Orgel, ein Offertorium für Chor mit Streichquartett, zwei Hörnern und Orgel: diese und andere Tonstücke für die Kirche zeugen von der ansehnlichen Thätigkeit, die Mozart in seiner amtlichen Eigenschaft als Hof- und Domorganist zu entwickeln vermochte. Im Stil verrathen sie zum Theil eine selbstbewußtere Freiheit, als die früheren fünf Messen und kirchliche Dienstleistungen, welche er vor seiner Flucht von Salzburg seinem, in das unbequeme Galakleid eines tyrannischen Ungeschmacks eingezwängten schöpferischen Geiste abzunöthigen hatte. Uebrigens erkennt ein scharfblickendes Auge aus der Betrachtung der erwähnten neueren Musikstücke für die Kirche des Hieronymus, daß die freiere Bewegung innerhalb der von diesem gezogenen Formgrenzen, wenn er jene überhaupt zu begreifen vermochte, nicht etwa auf eine tolerante Sinnesänderung desselben schließen lasse. — Im Gegentheil! — Denn ob auch der Erzbischof und nach seinem Beispiel einige Edelleute seiner nächsten Umgebung sich bei Hofconcerten mit der Violine an die Pulte stellten und dem leitenden Musiker Rücksichten auferlegten, die seine Aufgabe ihm weder leichter noch angenehmer machten, so waren doch die Geschmacksverhältnisse und die Gleichgültigkeit gegen Mozarts und anderer besserer Meister Schöpfungen nichts weniger als aufgebessert. Vielmehr fand er die Stumpfheit des Musiksinnes am Hofe und in der Bevölkerung, die dem ehemaligen Concertmeister schon manchen

Seufzer ausgepreßt, als Kapellmeister noch ärger und unerträglicher geworden.

Als Ergebnisse seiner gegenwärtigen Arbeitsamkeit für die Kirche gesellten sich zu den auf oben genannten Gesangwerken noch drei Sonaten für die Orgel, von denen zwei begleitet waren mit Violinen und Baß, während die dritte ein volles Orchester zur Mitwirkung herbeizog.

Auch Symfonien sind zu verzeichnen und zwar drei an der Zahl. Die eine derselben (G-dur), geschrieben im April 1779, hängt in ihren drei Sätzen zusammen wie eine Ouvertüre, und enthält augenfällige dramatische Reflexe irgend eines scenischen Werkes, vielleicht des heroischen Dramas „Thamos“ von T. Ph. von Gebler, welches in Salzburg, geschmückt mit Chören und Zwischenakts-Musik von Mozart, während dieses Zeitabschnittes zur Aufführung gelangte. Wahrscheinlich wurde jene dramatische G-dur-Symfonie als Vorspiel benutzt, wo nicht besonders für diesen Zweck geschrieben, da eine Ouvertüre zu „Thamos“ sich nicht findet. Die drei erwähnten symfonischen Arbeiten, deren zweite (B-dur) im Juli 1779 und dritte (C-dur) im August des folgenden Jahres vollendet wurde, zeichnen sich vor früheren Werken derselben Gattung aus durch reichere Erfindung, gesättigteren Lebensinhalt — ein Zeugniß des in der herben Schule der Erfahrung gereiften Genius — und durch die Verwendung gebundener kontrapunktischer Satzformen. Diese sind aber so gewandt angebracht und klangschön ausgestattet, daß sie sich geeignet erwiesen, die Abneigung des Erzbischofs gegen kunstreiche Stimmengewebe hinter das Licht zu führen. Sie klangen selbst seinen stumpfen Ohren so natürlich und schön, daß er sich vielleicht nur über diese Wirkung, nicht aber über die Mißachtung seiner Antipathie und Verbote, welche er gar nicht gewahrte, ärgern mochte. Je weniger er dem Genie seines Hoforganisten unwillkürliche Bewunderung versagen durfte, desto mehr ließ er seinem abgünstigen, unholden Verdruß die Zügel schießen.

Für Orchester entstanden wol auf andere als amtliche Anregung noch verschiedene Arbeiten von geringerem und höheren Kunstwerth. Unter diesen ragt eine im August 1779 geschriebene große Serenata (D — Köchel 320) hervor, die in einem ihrer sieben Sätze, einem ge-

fühlvollen Andantino (d), wehmüthige Nachklänge des Herzeleids auszutönen scheint, das Aloysias Treulosigkeit dem liebenden Meister bereitete. Aber der schmerzliche Ton erhebt sich zum Ausdruck kräftiger Ermannung, wie eine künstlerische Seele nur aus der hingebenden Versenkung in die Tiefen und Offenbarungen des Genius sie zu schöpfen vermag.

Auch die berühmte dreizehnstimmige Serenata (B — Köchel 361) für Blaseinstrumente und Baß gehört dieser Periode des Schaffens unseres Meisters an. Noch heute erfreut sich das herrliche Werk mit seinem wundervollen Adagio (Es) der besonderen Vorliebe aller deutschen Bläser, und wirkt auf Hörer des gegenwärtigen Zeitalters nicht weniger läuternd und erhebend, als auf solche der Mozartschen und aller folgenden Geschmacksepochen.

Noch entstanden ein Divertimento, eine concertirende Symfonie für Violine und Viola, ferner Märsche und Tänze; auch ein Concert für zwei Klaviere, das Mozart für sich und seine Schwester schrieb; — dann für Klavier mit und ohne Violine Sonaten, Variationen u. dgl. m. — Auch kleine Lieder, Kanons und Gesänge sind zu verzeichnen, wol als Denkmäler anregender Erlebnisse und Gelegenheiten.

Außer der schon erwähnten Musik zu Geblers „König Thamos", die in ihrer freien Behandlungsweise der instrumentalen Klangmittel an die Eindrücke gemahnt, die das Cannabichsche Orchester zu Mannheim dem Meister hinterlassen, wie sie auch Chöre enthält, welche ihm selbst bedeutend genug erschienen, um sie mit untergelegtem geistlichen Text als selbständige Hymnen zu benutzen — vollendete er für die salzburgische Bühne (bis auf die Ouvertüre und den schließenden Ensemble-Satz) auch noch ein ernstes deutsches Singspiel in zwei Aufzügen. Die Dichtung litt — obwol sie von dem alten treuen Freunde Schachtner verfaßt war, muß es gestanden werden, — an empfindlichen Geschmacklosigkeiten und breiten geistlosen Unterredungen, die das musikalische Schöne der Mozartschen Arbeit mit sich in die Vergessenheit hinabgezogen haben. Nicht einmal wird überliefert, welchen Titel das namenlose Werk führen sollte. A. André hat später die fehlenden Musikstücke, Ouvertüre und Schluß, K. Gollmick das verloren ge-

gangene Textbuch ergänzt. So ist das Werk unter dem treffenden Titel „Zaide“ 1838 zu Offenbach veröffentlicht worden. In Handlung und Kostüm hat diese Oper einige Verwandtschaft mit der späteren „Entführung aus dem Serail“ — wol ein Grund, der Mozart bewog, jenes ältere, musikalisch weniger werthvolle Werk unvollendet zu lassen.

Faßt man alles zusammen: die angestrengte Arbeitsamkeit im mißliebigen Zwange eines verhaßten Dienstes, die zerstreuenden Unterhaltungen auf Redouten und Bällen, wie im Kreise munterer Freunde und Freundinnen, das tröstliche Liebesleben im häuslichen Verkehr, dem freilich die theuere Mutter fehlte: so unterscheidet sich der Zustand des erneuten Aufenthaltes Wolfgangs zu Salzburg im äußeren Zuschnitt nicht merklich von dem früheren, den das Kapitel „Im Hofdienst“ weiter oben schilderte. Die Aehnlichkeit rechtfertigt den Vergleich aber ferner noch dadurch, daß auch jetzt wieder, genau wie damals, von München her unerwartete Hülfe erschien, welche die Einförmigkeit des salzburgischen Gefängnisses erlösend unterbrach.

Wie damals zum Karneval 1775, erhielt der hochbeglückte Meister auch jetzt den unverhofften Auftrag, für den nächsten Karneval 1781 die Oper zu schreiben. Maximilian Josef begehrte eine heitere von der Gattung der italienischen opera buffa — Karl Theodor, dessen Nachfolger, der wie auch die Kurfürstin, seine Gemahlin, dem liebenswerthen jungen Musiker schon zu Mannheim huldvolle Aufmerksamkeit zugewandt, wünschte nunmehr für die neuen, glänzend ausgerüsteten Orchester- und Bühnenkräfte zu München eine opera seria von Mozart zu hören. Auch die Dichtung sollte neu sein, wie die Musik. Als Stoff wählte man eine seit 50 Jahren verschollene französische Oper, welche ins Italienische übersetzt und den Formen der opera seria gemäß bearbeitet werden sollte. In ihrer neuen Gestalt hieß diese Oper „Idomeneo“. Mozart durfte sich seinen Dichter selbst suchen.

Die salzburger Zustände drohten seinen Genius und Schöpfermuth, wie der dürre Sand der Wüste einen emporstrebenden Fruchtbaum, auszudörren und zu erlähmen. Der Druck der Widerwärtigkeiten wirkte nicht mehr fördernd auf die Strebsamkeit des gereiften

Künstlers, wie er vor vier Jahren noch auf den nach Selbständigkeit ringenden Jüngling gewirkt hatte. Was den Meister befriedigen konnte, war Bethätigung der in ihm lebendig drängenden, selbstbewußten Thatkraft; nur große Aufgaben waren es, an denen er diese fördersam prüfen konnte, um auch ihres Genusses froh zu werden. — Nun sah er sich plötzlich und in der Bedrängniß der Gefahr allmählichen erschlaffens seiner geistigen Thatenlust am Ziel seines Sehnens — an der Schwelle erfrischenden Lebens in würdiger Arbeit für die berühmteste und mit den vornehmsten wetteifernde Opernbühne! — Ahnte, begriff er wol gar jetzt die tieferen Ursachen aller erduldeten Demüthigungen — des langen entsagens und darbens? — Er liebte es nicht, das Vergangene im Zusammenhange eines planvollen Ganzen zu betrachten oder sich mit Grübeleien lange aufzuhalten. Daß aber sein Grämen, Sorgen und alle selbstgemachte Pein unter des Tyrannen mißbrauchtem Krummstab nicht verloren gewesen, das zeigten die Folgen.

Mit einem Schlage war aller Kummer versunken und verschmerzt. Das welke Herz schnellte empor wie ein Federball. Im Ueberschwang des jungen Glücks — wer hätte lange suchen mögen nach einem Librettisten? — wer dessen Fähigkeiten wählerisch und bedächtig erwägen mögen? — Da war ja der Hofkaplan, der Abbate Giambattista Varesco! — Der verstand sich darauf, wohlgesetzte Gelegenheits-Carmina in seiner italienischen Muttersprache galant, zierlich und fließend zu reimen. Und wie prächtig bequem! — War er doch zu Salzburg seßhaft — konnte und wollte auch gern sogleich an die Arbeit gehen; und der Vater! — mit seiner gereiften Einsicht durfte der dem Dichter und Musiker rathend und helfend zur Seite stehen. — Später, wenn die Arbeit weit genug vorgeschritten, mußte dann der Verkehr zwischen beiden Urhebern, wie zwischen Salzburg und München von einem zuverlässigen und urtheilsfähigen Vermittler besorgt werden. Wo gab's in der ganzen Welt einen bessern als den Vater? — da zeigte es sich wieder einmal: der Papa komme gleich nach dem lieben Gott. Nun konnte es sich auch gar nicht glücklicher fügen, als daß der Papa in dem fatalen Salzburg lebte, wo alsbald auch der Herr Hofkaplan mit

rothem Kopfe am Schreibtisch saß und aus der Fahne seiner Gänsefeder einen Reim nach dem anderen imbrünstig hervorsog. —

Wie aber — wenn der Erzbischof den Urlaub verweigerte? — Was kümmerte den ein gegebenes Versprechen? — was hemmte ihn, eingegangene Bedingungen zu verlachen? — Und Mozart kannte ihn nur zu gut. — Kaum gelang es allen erdenklichen Anstrengungen, die man aufbieten mußte, einen Urlaub auf die kurze Zeit von sechs Wochen — versteht sich für Wolfgang allein — zu erlangen. — Der allerliebste Papa hatte das nachsehen, als der Postwagen ihm den glücklichen Sohn im Herbst des Jahres 1780 entführte. Wie gern hätte jener die groben Unbilden mit ertragen, durch welche der salzburgische schlechte Postwagen, als sei er dazu beauftragt, den kaum Entronnenen während der Fahrt körperlich aufs unbarmherzigste in Uebung erhielt. Solchen Stößen und feindseligen Angriffen konnte er sich doch zuweilen entziehen. So legte er aus Nothwehr zwei ganze Stationen in einer schwebenden Stellung zurück, indem er, die Hände auf das Sitzkissen stützend, das Gewicht seines Körpers der tragenden Kraft seiner Arme anvertraute. Gleichwol bemerkte er nach, am 8. November um 1 Uhr mittags erfolgter glücklicher und vergnügter Ankunft in München, daß der unholde Postwagen den am meisten mißhandelten Theil seines Körpers „schwielig und vermuthlich auch feuerroth" gemacht habe. Auch ein Katarrh, der in seiner Luftröhre rasselte „wie ein Kürassierregiment", erinnerte ihn noch wochenlang an die Fahrt in dem zugigen und stößigen Postwagen.

Im Sonneneck der Burggasse wählte Mozart eine Wohnung mit Rücksicht auf die Hoffnung, daß Vater und Schwester zur Aufführung der Oper dennoch nach München kommen und dann alle drei sich unter einem Dache einrichten könnten, wennschon nicht bequemer als wie Zigeuner und Soldaten. — Bei seiner letzten Durchreise durch München wohnte Wolfgang bei Webers. Die waren inzwischen nach Wien gezogen. Und das war wieder eine freundliche Fügung. Die rüstige Arbeit an der neuen Oper, von welcher nur der kleinste Theil zu Salzburg hatte in Musik gebracht werden können; der Verkehr mit dem Intendanten, Grafen Seeau, mit dem ersten Kapellmeister, dem vor-

trefflichen Cannabich, mit den Sängern, unter denen Freund Raff, der die Titelrolle „Idomeneo“ übernommen, mit den beiden Sängerinnen, Dorothea und Lisel Wendling, welche die Partien der „Ilia“ und „Elektra“ zu singen hatten; die Unterhandlungen mit Varesco, der wiederholt an seiner Dichtung bessern und ändern mußte: das alles — und was nicht sonst noch! — ließ dem vielbeschäftigten und vielbegehrten Meister keine Minute Zeit, sich weichherzig in wehmüthige Erinnerungen zu verlieren, die, wenn er mit der Familie Weber noch in München zusammengetroffen, wenn Aloysia gar noch seine Prima-Donna geworden, ihm wol manche schmerzliche Stunde bereitet haben würden. Trübe Stimmungen aber hielt er entschlossen von sich fern. Dringend bat er seinen Vater, ihm nichts trauriges zu schreiben und erhob sich auf Schwingen des hoffenden Trostes gar über sein brüderliches Mitgefühl für die geliebte Schwester, die aus Gram über eine aussichtslose treue Neigung schwer erkrankte. —

Mozart fühlte, daß der schöpferische Same nur im warmen hellen Sonnenschein heiteren Genusses der langentbehrten Freiheit und Sorglosigkeit, befruchtender, frohsinniger Gemütsverfassung aufgehen könne. Deshalb ließ er sich auch durch keinen ärgerlichen Zwischenfall ernstlich verstimmen. Wollte Graf Seeau den musikalischen und scenischen Anforderungen des Meisters nicht willfahren, so fuhr ihn dieser grob an — und Graf Seeau zeigte sich gefügig wie Wachs. Den ungeübten Sopranisten, für den Mozart die Partie des „Idamante“ zu schreiben hatte, behandelte er wie einen einfältigen Kapellbuben, nannte ihn ironisch seinen „molto amato Castrato dal Prato“ oder rahmte in seinen Briefen den Namen desselben mit drei Kreuzen zu beiden Seiten ein:

„††† dal Prato †††, der Bub, versteht aber auch gar nichts! — Der ganze Kerl ist inwendig nicht gesund.“ — Solche Aeußerungen bekunden den Humor, der sich über verdrießliche Schwierigkeiten lachend zu erheben strebte.

Ein anderer Italiener, der alte Panzacchi, der die Rolle des „Arbace“ überkommen hatte, plagte den Meister mit seiner ebenso peinlichen Unterthänigkeit als Gewissenhaftigkeit. Drei höfliche Visiten

stattete der Sänger dem großen Compositore ab, lud ihn unterthänigst zur Suppe ein, störte ihn bei der Arbeit durch die gehorsame Bitte, statt se la sà — se co'là singen zu dürfen, worauf Mozart antwortete, er möge seinetwegen ut re mi fa sol la singen. Nachher aber veranlaßte er Varesco auf Wunsch dieses verdienten Sängers, ein Recitativ zu verlängern, um die Partie des Arbace etwas dankbarer zu machen. —

Der Balletmeister, ein Franzose, Le Grand, quälte den Arbeitsamen, dem jede Minute kostbar war, durch seine plapperhafte Geschwätzigkeit. Die Tänze bildeten in der opera seria bisher selbständige Zugaben. Sie wurden zumeist in die Zwischenakte verlegt und hatten mit dem Drama keinen wesentlichen Zusammenhang. Deshalb wurde die Musik dazu auch in der Regel unabhängig vom Maestro der Opera einem anderen Verfasser überlassen. Mozart aber wollte den Tanz als charakteristisches Moment mit dem Drama verknüpfen, und damit das Ganze auch stilistisch aus einem Guß sei, die Balletmusik selbst schreiben. Daß dieser löbliche Entschluß ihm durch die Störungen seitens des Schwätzers Le Grand vergolten werden sollte, hatte er nicht vorausgesehen. Doch ließ er sich durch jenen Plagegeist ebensowenig aus der glücklichen Stimmung bringen, als wie durch alle übrigen.

Viel Mühe und Noth bereitete ihm sein liebster und bester Freund, der würdige alte Raff. Die ersten Arien, welche Mozart ihm „vorritt", fanden Raffs Beifall in höchstem Grade; er liebte sie „wie ein feuriger junger Mann seine Schöne". Nie hatte er Arien gesungen, ohne sie in Einzelnheiten für seine Bedürfnisse selbst eingerichtet zu haben. Mozarts Arien überhoben ihn zum erstenmal dieser Mühe. Raff wünschte keine Note anders zu haben. Aber als der dritte Aufzug der Oper entstand, rebellirte Raff gegen seine Stimme in dem noch heute berühmten Quartett, und da Mozart sich seinen Launen in diesem Fall zu beugen auf das entschiedenste verweigerte, hatte er die Freude, den alten Sänger überwunden zu sehen, nachdem das Quartett in voller Besetzung zum erstenmal am Klavier probirt und durch sechs Wiederholungen die Anerkennung und Bewunderung aller Betheiligten erzwungen war. — Noch hartnäckiger sperrte sich Raff wider eine Arie des dritten Auf-

zuges. Die Schlußstrophe der Dichtung enthielt fünf verhaßte „i“ — ein ganz unerhörter Frevel gegen die Bequemlichkeit eines berühmten Sängers. Varesco änderte. Doch auch in dieser neuen Gestalt fand die Dichtung keine Gnade vor den Augen Raffs. Daher entschloß dieser sich kurz und gut, einen inhaltlich verwendbaren Text von Metastasio zu wählen, den Mozart in Musik setzen und einlegen sollte. Dagegen aber sträubte sich dieser ebenso bestimmt, als Raff auf seiner Wahl bestand. Was half da anders, als daß Varesco noch einmal ändern mußte? — Es geschah; — dann schrieb Mozart eine schöne Arie über diese dritte Dichtung des armen geplagten Abbate, nahm dabei gutmüthig Rücksicht auf „Raffs graue Haare“, und erreichte endlich dessen Willfährigkeit, die Arie in dieser letzten Fassung zu singen: schließlich aber, nach so viel Weitläufigkeiten und Kämpfen wurde die ganze Arie — gestrichen, weil sie den dritten Akt zu sehr in die Länge zog! —

Mozarts Entwickelungsgang bestätigt Schritt vor Schritt die Wahrheit des Erfahrungssatzes, „daß kein Meister vom Himmel fällt.“ Man soll deshalb nicht etwa glauben, seine Musik sei von ihm — wie man spricht — „nur so nach belieben aus dem Aermel geschüttelt worden.“ Gewiß nicht! — Vielmehr beweiset es sein Briefwechsel mit dem Vater, wie ernst und mit welch sicherem Takt für das dramatisch und scenisch richtige und nothwendige, wie mühsam und unverdrossen der Verfasser der herrlichen Oper Idomeneo jedes einzelne geprüft, gesichtet und zurechtgerückt, bevor er es unternahm, den rechten musikalischen Ausdruck dafür zu suchen. Und hatte er diesen gefunden, so entfaltete er auch den mannhaften Widerstand gegen die Tyrannei, welche gewohnter Weise die Singenden über die Schaffenden ausübten. Zur Gefügigkeit gegen Raffs Launen bewogen ihn nur dessen grauen Haare, welche jener verdiente Meister des Bühnengesanges als Kunstveteran und vortrefflicher Mensch mit Ehren trug. Von der Unerbittlichkeit, mit welcher Mozart im übrigen an seinen Tonschöpfungen die Selbstkritik übte, zeugen außer der Geschichte der gestrichenen Arie ungezählte andere Beispiele. — Auch den Ermahnungen des sorgenden Vaters, die Musik des Idomeneo den Bedürfnissen eines so großen Publikums

anzubequemen, wie es sich im münchener Hoftheater aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammensetzte, erwiderte der Meister mit festem klaren Blick auf die idealischen Zielpunkte seiner künstlerischen Berufung, diese Oper biete den Leuten von allerlei Gattung Musik genug dar, „nur langen Ohren nicht".

Die Aufzüge, wie sie nacheinander entstanden, wurden sogleich stückweise in Stimmen ausgeschrieben und anfangs im Hause des Grafen Seeau, dann im Schloß und endlich im Theater probirt. Der Beifall, der dem ersten Aufzuge vonseiten der Betheiligten und einiger weniger Auserwählter, denen der Zutritt zu den Proben ausnahmsweise erlaubt, rückhaltlos gespendet wurde, steigerte sich nach dem zweiten Aufzuge so hoch, daß sich sehr besorgte Zweifel erhoben gegen den Ausfall des noch nicht vollendeten letzten Aktes. Mozart konnte durch nichts in seinem künstlerischen Ehrgeiz mehr aufgereizt werden zur äußersten schöpferischen Kraftentfaltung, als durch solche kleinmüthige Zeichen eines dareingesetzten Mißtrauens. Jeder Abend fand ihn in eifrigster Arbeit am Schreibtisch. Zu dieser Zeit wußte er sich vor lästigen Störungen sicher. Der dritte Akt machte ihm mehr Mühe, als eine ganze Oper und er war so völlig darin versenkt, daß er meinte, er sei persönlich zum dritten Akt geworden, sei ganz in diesen aufgegangen. —

Cannabich, der im Schweiß seines Angesichts die Proben und nachfolgende Aufführung mit Hingabe leitete, hatte versichert, wenn das ganze Werk vollendet, solle „auf Leib und Leben" probirt werden. Auch des feurigsten Eifers vonseiten des ausgezeichneten Orchesters, wie vonseiten der Solisten, insonderheit der beiden Sängerinnen Wendling, konnte Mozart ebenso sicher sein, als er von der Wirksamkeit seiner Tonschöpfung überzeugt war. Er verfügte sich deshalb in die entscheidenden Proben mit einer Gemütsruhe, als ginge er zu einer „Collation". —

Und seine Erwartungen hatten ihn nicht getäuscht. Die Bewunderung seines schönen Werkes äußerte sich ebenso allgemein als stürmisch. Alle Zweifler zumal mußten bekennen, der dritte Akt übertreffe weitaus die beiden ersten Aufzüge; und der Kurfürst, der bei wiederholten

Gelegenheiten schon den Meister wohlwollend ermuntert, war „fürprenirt", daß in einem „so kleinen Kopfe etwas so großes stecken konnte".

Wie würde aber der hohe Herr erst fürprenirt gewesen sein, hätte er Einblicke thun können in die unglaubliche Dehnbarkeit und vielseitige Beweglichkeit des Geistes und Herzens dieses kleinen Mannes mit den großen Gedanken. Welcher von allen späteren Meistern möchte nur imstande gewesen sein, unter den angedeuteten schwierigen Voraussetzungen in der Zeit einiger Wochen eine Oper von den nur äußerlich taxirten Maßen des Idomeneo zu koncipiren, zu Papier zu bringen, zu ändern, ausschreiben zu lassen, am Klavier zu probiren, kurz: sie bis zur Aufführbarkeit zu vollenden? — Aber man faltet ehrfurchtsvoll wie vor einem göttlichen Wunder — wer denkt hiebei nicht an Leopolds ursprüngliche fromme Auffassung? – die Hände, wenn man aus den sehr anspruchslosen Briefen Mozarts ersieht, daß er im Drange jener großen Arbeit und aller damit zusammenhangenden zerstreuenden Geschäfte noch Zeit und Spannkraft genug fand, für S c h i k a n e d e r eine Arie zu vollenden; das Schauspiel zu besuchen; dramatische Werke zu lesen, wie ihm auch Hamlet und andere Shakespearesche Stücke geläufig waren; ja sogar der Komödie zu Salzburg so warmen Antheil zu schenken, daß Nannerl ihm ein Verzeichniß der während seiner Abwesenheit aufgeführten Stücke schicken mußte! –

Dazu war er gesellig, Tag für Tag in Anspruch genommen, speisete abwechselnd bei der Gräfin Baumgarten, beim Grafen Lerchenfeld, beim Grafen Seinsheim, Seeau und bei anderen Gönnern und Freunden, und blieb nur durch seinen hartnäckigen Katarrh gezwungen zu Hause. Ueber dieses alles noch sein eifriger Briefwechsel, seine Herzensfreundlichkeit, mit welcher er es nie vergaß aller Freunde und Freundinnen, sogar der Köchin Thresel, Pimperls, des Haushündchens und Mitzerls, der Hauskatze, gelegentlich zu gedenken; sich zu bekümmern um die geschwollenen Hälse Rosel Cannabichs und ihrer Mutter, die er zum Gebrauch eines Hausmittels überredete, indem er ihnen vorschnurrte, dasselbe habe seine Schwester von drei Kröpfen zugleich befreit. Glücklich, wenn Mozart anderen eine kleine Hülfe leisten, eine Freude

bereiten konnte, veranlaßte er auch seinen Vater, an Cannabich einen launigen Brief zu schreiben und hatte die Genugthuung, beiden theuern Männern eine vergnügte Stunde dadurch verschafft zu haben. Die Liebe zu Vater und Schwester bildet die Lebensluft, in welcher Wolfgangs regelmäßige und ausführliche Nachrichten auch während dieser bedrängten Arbeitszeit athmen. Neben Versicherungen „ewigen Gehorsams" gegen den Vater, finden sich in den Briefen wiederholte Mahnungen, die heimischen Lieben möchten zur Aufführung nach München kommen. Und der Vater hatte selbst diesen Wunsch, den er sich und Nannerl zu erfüllen entschlossen war, wenn sich die bekannten Hindernisse irgendwie würden beseitigen lassen.

Da erscholl plötzlich die Schreckenskunde von dem am 29. November erfolgten Ableben der Kaiserin Maria Theresia. Eine so niederschmetternde Nachricht schien nicht allein die Aussicht auf das wiedersehen in München, sondern auch die Aufführung der Oper mit einem Schlage zu vernichten. Hatte doch bei dem Todesfall des Kurfürsten Maximilian Josef die vorgeschriebene Landestrauer drei ganze Monate gedauert! Und nun galt es einer allbeliebten Kaiserin! —

Zu dieser Bestürzung gesellte sich Wolfgangs Sorge, nach Salzburg zurückberufen zu werden, sobald um Weihnachten sein Urlaub abgelaufen. Falls die Aufführung nicht zustande kam, konnte Leopold auch seine diplomatische Absicht nicht ausführen, den Erzbischof durch das vorgeben zu täuschen und zu beschwichtigen, man habe verstanden, der Urlaub von sechs Wochen solle erst nach Vollendung der Oper beginnen, da doch eine solche Arbeit mit allen Weiterungen binnen so knapp zugemessener Frist zu beschaffen schwerlich gemeint gewesen.

Trostlos verlor sich der Blick in dem unheildrohenden dichten Gewölk, das jeden Ausblick ins Helle tief verhüllte. — Aber nicht lange, und es zertheilte sich; freundlicher strahlte die Leuchte des Himmels darein als zuvor — und das trostlose Kleeblatt, Leopold, Wolfgangerl, Nannerl schämte sich und lächelte wehmüthig über die rasche Umwandlung des Kleinglaubens. —

Die Landestrauer sollte auf nur sechs Wochen beschränkt werden und öffentliche Kunstanstalten, wie das Theater, blieben sogar ganz

unberührt davon. Auf Mozarts Oper wirkte der Trauerbrauch indessen doch — wie es scheint — direkt ein. Die Aufführung nämlich wurde bis zum 29. Januar 1781 vertagt. Und auch diese Geduldsprüfung erwies sich bald als sehr erwünschte Fügung. Denn der Aufschub gewährte willkommene Muße zu den erforderlichen Vorbereitungen, welche dem gelingen der ersten Aufführung eines schwierigen und in weitestem Sinne **neuen** Werkes nur zustatten kommen konnten. Auch fügte es sich so sehr artig, daß der nahe Geburtstag, an welchem Mozart sein 25. Lebensjahr vollendete, durch die Hauptprobe eine feierliche Weihe erhielt. 1775 fiel die erste Wiederholung der finta giardiniera zu München ebenfalls auf den 27. Januar. So bot auch dieser Umstand einen Anlaß dar, die beiden Zeitabschnitte, welche Wolfgang im Dienst des Hieronymus verlebte, einander anzunähneln.

Damals ward es der liebenden Schwester Marianne vergönnt, sich an Ort und Stelle im strahlenden Glück des Bruders zu erlaben. Jetzt durfte sie — und viele Freunde von Salzburg wieder die Freude haben, zur Aufführung nach München zu reisen — dieses Mal aber in der Gesellschaft des Vaters. Und daß solches möglich wurde, verdankte man abermals dem Todesfall, der anfangs die Gemüter so kleinmüthig erschreckte und mit verzweifelten Besorgnissen erfüllte. Denn der Wohlanstand gebot es dem Erzbischof, am wiener Hof einen Beileids-Besuch abzustatten. Seine Abreise mit glänzendem Gefolge und Troß war gleichbedeutend mit einer musikalischen Pause des salzburger Kunstlebens, und gab dem Vater Mozarts, wie anderen Mitgliedern der Hofmusik und Freundeskreise, das Signal zum Aufbruch nach München. — Wolfgang schwelgte im frohen Vorgefühl des nahen wiedersehens und nahm sogleich fürsorglich bedacht auf die Bequemlichkeit seiner Lieben. Er vergaß sogar nicht, sie zu erinnern, daß sie ihren Reisekoffer nicht unnöthig beschweren möchten. Ein Reiseanzug und für ihr erscheinen in der münchener Gesellschaft einfache schwarze Trauerkleider: mehr brauche man nicht. — Nun behaupte Einer, Mozart habe den praktischen Dingen des Alltagsleben stets wie ein Kind gegenübergestanden! — Wie viele Züge mannhafter Entschlossenheit, edelen Selbstgefühls und reiflicher Besonnenheit hat sein bisheriger

und fernerer Lebensgang doch aufzuweisen, um die Unwahrheit und Oberflächlichkeit des weitverbreiteten angedeuteten Vorurtheils zu kennzeichnen! —

Am 25. Januar reisete Leopold Mozart mit seiner Tochter den weitgeöffneten Armen des geliebten Sohnes entgegen, und erlebte mit diesem die erste Aufführung seines Werkes.

Diese erste wahrhafte große Oper Mozarts hat zwar fremde Einflüsse der Italiener, Franzosen und Glucks — namentlich seiner von Mozart hochgeschätzten Alceste — in sich aufgenommen. Sie entstand unter dem Zwange gegebener Bedingungen, hatte mit dem, von den gewohnten Formen der opera seria beherrschten Geschmack eines hochfürstlichen Auftraggebers zu rechnen; mußte auf widersinnige Rollenvertheilung eingehen, die Mozart später dahin zu berichtigen beabsichtigte, daß die Tenorpartie des Idomeneo für eine Baßstimme, die Sopranrolle des Idamante für Tenor umgeschmolzen würde; — und solche Mißlichkeiten mögen eine oft versuchte Wiederbelebung des Werkes auf modernen Opernbühnen auch erschwert haben —: aber daß man die Versuche immer wieder erneuert, erklärt sich aus dem hohen Kunstwerth, den Mozarts Musik, seine herrlichen Arien, Ensemblesätze, Chöre, das zweite Finale und die reiche, ausdrucksvolle, für alle Zeiten und Geschmacksrichtungen bewundernswerthe und als meisterhaft zu schätzende Orchestersprache in dieser, wie kaum noch in einer zweiten aller seiner Opern erreicht hat. In der That: Idomeneo gestaltete den selbständigen Genius in seiner schon gereiften Männlichkeit deutlich genug aus, um den Meister zu offenbaren, der berufen war, Schöpfer einer Kunstgattung zu werden, die seine Nation auf den Kampfplatz wider Italiener und Franzosen berief, um durch einen ersten glänzenden Sieg den Eifer und die Ueberzeugung zu beleben, welche ihrer Herrschaft endlich die Spitze vollends abbrechen mußte.

Die Aufführung mochte ihre Mängel haben. Der alternde Raff war kein gewandter Darsteller der Titelrolle. Benahm er sich in den Proben doch wie eine Statue. „Il molto amato Castrato dal Prato" reichte weder als Sänger noch als Darsteller des Idamante aus. So fehlte den beiden Hauptpartieen (des Idomeneo und Idamante)

wol viel an der vollendeten Verkörperung der Absichten des Urhebers Aber die beiden Wendlinge, Dorothea und Elisabeth, wie auch die untergeordneteren Sänger des Arbace und Oberpriesters, Panzacchi und Valesi, thaten vollauf ihre Schuldigkeit; die Chöre und das bewundernswerthe Orchester leisteten unter Cannabichs meisterlichem Taktscepter das Schönste, was man je gehört; und wie das Publikum dieses herrliche neue Werk aufnahm, läßt sich nach Maßgabe des Erfolgs der Proben, die den Kurfürsten „fürprenirten", Ritter, Ramm, Lang närrisch, den Grafen Seeau windelweich und den Grafen Seinsheim im Eifer über ein kleines gleichgültiges Hinderniß „fuchswild" gemacht hatten — leicht vermuthen. —

Leicht vermuthen läßt sich auch, was unter den Eindrücken der wundervollen Musik seines Sohnes und der Bravorufe, die sie mit tosendem Sturm brausender Beifallspenden begleiteten, in des Vaters Seele vorging. — Der treue Mann sah sich am Ziel seiner Arbeit; seiner schönsten Lebenshoffnung tönte hier die überschwänglichste Erfüllung entgegen; hier wurde der thatsächliche Beweis geführt für die Berechtigung seines Glaubens, daß seinen väterlichen Händen die Sorge, Leitung und Entwickelung eines Wunders von Gott anvertraut gewesen; und jede Probe, welche er auf die Wahl der angewendeten Mittel machen konnte, ergab dasselbe Facit: die Rechnung seines Lebens war richtig. — Jetzt hatte er aber auch seine große verantwortliche Aufgabe gelöset. Das theure Pfand der Gnade mußte er von nun an der göttlichen Fürsorge allein überlassen. Wolfgang war jeder menschlichen Mentorschaft entwachsen. Leopold mußte endlich vom Schauplatz der weiteren künstlerischen Bethätigung des gereiften Meisters zurücktreten — für den gealterten Mann ohne Zweifel ein schwerer, wol der schwerste Entschluß seines ganzen unruhvollen Lebens. Er überstieg seine Kräfte und darunter hatte Wolfgang nicht selten empfindlich zu leiden.

Doch nicht in Form eines bestimmten Aktes, sondern nur im Verlaufe der fortschreitenden Verkehrsverhältnisse zwischen Vater und Sohn vollzog sich die angedeutete Scheidung. Unmittelbar nach Aufführung des schöngelungenen Werkes schwammen beide, wie auch Marianne,

die der Zerstreuung sehr bedurfte, in den Freuden des erhebenden Erfolges, und gaben sich rückhaltlos dem Karnevalsvergnügen und dem Verkehr mit zahlreichen theilnehmenden Freunden hin. Wolfgang besonders überließ sich der tollsten Lustigkeit. Mit schaudern dachte er an die Rückkehr nach Salzburg und wollte sich vorher noch einmal im auskosten der gewährten Freiheit letzen. Uebrigens letzte auch Leopolds salzburgisches Bewußtsein sich an der Genugthuung, daß die herrliche Oper Idomeneo einen heimischen Dichter und seinen eigenen Sohn zu Verfassern habe. Dazu gesellte sich obendrein noch die Mitwirkung eines dritten Salzburgers, des alten Freundes Schachtner, der auf des Grafen Seeau Wunsch nach Wolfgangs Vorschlag die Dichtung in das Deutsche übertragen hatte. So konnte Salzburg sich rühmen, in „Idomeneo" ein echt heimatliches Kunstwerk zu besitzen, das einen der schönsten Ecksteine am Tempel des siegreichen deutschen Musikdramas darstellte, sofern die Formen der italienischen opera seria in jenem Mozartschen Bühnenwerk mit einem fruchtbaren Geist erfüllt waren, aus dessen reifender Befreiung Neugestaltungen sich unweigerlich hervordrängten.

Den ganzen Monat Februar und einen Theil des Märzes verlebte noch die Mozartsche Familie beglückt und beglückend im Kreise der münchener Freunde. Seinem lieben Ramm, dem „echten deutschen Manne", verehrte Wolfgang während dieser Zeit ein gefälliges Quartett für die Hoboe — die Ramm so meisterhaft zu blasen verstand — mit Violine, Viola und Violoncell. Auch der Gräfin Baumgarten, einer geborenen Lerchenfeld, hinterließ er ein Andenken zum Dank für die freundliche Aufnahme und manche Begünstigung, die er vonseiten der vielvermögenden Freundin des Kurfürsten erfahren. Die Künstler drängten sich zu dem Vorzug, in dieses Haus eingeführt zu werden. Auch Cannabich verkehrte in dem Zirkel der Gräfin, wo er etwas galt. Durch ihn wurde Mozart dann der Gräfin vorgestellt. Das Andenken bestand in einer Arie (Misera dove son aus „Ezio" von Metastasio), die er für seine hülfreiche und liebenswürdige Gönnerin schrieb.

* * *

Dem Segensstrome des Füllhorns, das Leben und Kunst über den schwelgenden Meister und die Seinen ausschüttete, wurde derselbe unverhofft entrissen durch ein Machtgebot des Erzbischofs, sich ohne Verzug nach Wien zu begeben, wo der noch dort weilende gestrenge Gebieter seine Dienste begehrte, oder wie Mozart es richtig erklärte, mit seinem berühmten Untergebenen „gloriiren", sich brüsten wollte. —

Nicht zurück nach dem verhaßten Salzburg — nein! nach Wien, wo sich ein weites Feld für seinen Schaffensdrang, bereit liegende Schwungbretter für Ehre, Ruhm und Glücksgewinn bieten würden — welche selige Hoffnung! — welche willkommene Wendung seines Lebensganges! — Von allen Seiten überhäufte man ihn mit Glückwünschen; und unter dem Segen seines Vaters und der treuen Schwester, entführte den Scheidenden am 12. März der Postwagen mit allen hellbeleuchteten Erinnerungen und schönen Hoffnungen, deren Genuß zum Glück kein Reisegefährte verkümmerte. Die Fahrt dauerte mit einer einzigen nächtlichen Unterbrechung in Pölten bis zum 16. März, an welchem Tage, frühmorgens um 9 Uhr, das Ziel ermüdet, aber wohlbehalten erreicht war. Auf der ganzen Reise begleitete ihn die ahnungsvolle Vorstellung, als werde er in Wien sein Glück und eine neue Heimat finden.

Im deutschen Hause an der Singerstraße Nr. 7 residirte Seine hochfürstliche Gnaden. Mozart hielt es für eine Auszeichnung, daß ihm in derselben Wohnung ein Unterkommen bewilligt wurde. Der Sopranist Ceccarelli (S. 183) und der Violinist Brunetti, welche der Erzbischof ebenfalls von Salzburg zum Dienst nach Wien hatte kommen lassen, um mit ihren musikalischen Leistungen zu glänzen, waren nicht so bevorzugt worden, sondern in einem anderen Hause untergebracht. Doch es gehörte nicht viel Scharfblick dazu, um des neidischen Kirchenfürsten Absicht bald genug zu durchschauen. Er hielt Mozart für einen hochmüthigen Gesellen, setzte voraus, der münchener Erfolg habe ihn noch hoffährtiger gemacht, und wollte ihn in seiner Nähe fesseln, um ihn leichter aufs empfindlichste demüthigen zu können. Deshalb räumte er dem hoffnungsseligen jungen Meister ein behagliches Zimmer ein neben vornehmen Herren des Gefolges. Aber während diese an

einer besonderen Tafel speiseten, von welcher Mozart geflissentlich ausgeschlossen blieb, wurde diesem sein Mittagstisch schon zu der ungewohnten Zeit zwischen 11 und 12 Uhr angewiesen und zwar in der Gesellschaft des Hausgesindes. An der Spitze dieses Tisches führten zwei erzbischöfliche Kammerdiener den Vorsitz. Diesen folgten nach der vorgeschriebenen Rangordnung ein Kontrolleur, ein Kammerfourier, der Zuckerbäcker, darauf Mozart, zwei Köche und zuletzt Brunetti und Ceccarelli. Aber der bescheidene Meister — an die gräflichen Tafeln und Huldigungen Münchens wie bald auch der hohen Aristokratie Wiens gewöhnt, tröstete sich mit der Ehre, doch wenigstens etwas höher geschätzt und gesetzt worden zu sein, als die beiden Köche. — Im Erziehungs- oder Racheplan des Erzbischofs lag es, Mozart zu der entmuthigenden Ueberzeugung hinabzudrücken, daß er in nichts unterschieden werde vom Hausgesinde. Und in solchem Sinne wurde er auch ganz wie jeder andere Domestik behandelt. „Nun" — dachte der demüthige Großmeister der Kunst — „ich bin halt in Salzburg" — und ertrug die ehrenkränkende Schmach mit der Geduld eines Märtyrers seiner kindlichen Liebespflicht gegen den Vater. Daß dieser indessen neben seinem eigenen Jahresgehalt auch den des Sohnes einziehe und ab und zu noch ersparte Geldsummen von ihm empfange, hielt Wolfgang für einfach geboten, wie auch, daß er ihm oft sehr entsagungsvolle Opfer bringen und im unwürdigen Sklavenjoch des Hofdienstes ausharren müsse, damit der Vater sich von der Last seiner Schulden und Zukunftssorgen zu befreien instandgesetzt werde.

Dem Willen des Erzbischofs dagegen sich zu beugen, fühlte der Mißhandelte nicht die Pflicht, soweit seine Ehre und sein menschliches, wie künstlerisches Selbstgefühl durch die unverdientesten Demüthigungen verletzt wurden. Seine mageren Tagesgelder und Honorare für musikalische Leistungen gewährten ihm Mittel genug, um der verhaßten untergeordneten Gesellschaft seiner Tischgenossen und ihren groben unfläthigen Späßen, die er mit stummem Ernst zu überhören strebte, sich so oft wie möglich zu entziehen. — Um seiner Hofhaltung fürstlichen Glanz zu verleihen, füllte der Erzbischof seine Vorzimmer mit lungernden Dienern und Lakaien an, soviel er für diesen Zweck

nur aus seiner Gefolgschaft beordern konnte. Auch zu einer solchen empörenden Aufwartung wurde der Mann befohlen, der sich berufen wußte, seine angestrengte schöpferische Arbeitsamkeit dem Dienste seines Gottes, seiner Nation, der ganzen Menschheit schuldig zu sein. — Als Kammerdiener unter den faullenzenden Sklaven eines eitelen boshaften Despoten ganze Tagesstunden in dessen Vorzimmer zu opfern: das vermochte auch die selbstverleugnende Langmuth eines Mozart nicht über sich. Und er verweigerte solchem sinnlosen Kommando den Gehorsam, indem er einfach nicht an Ort und Stelle erschien.

Wenn, was häufig geschah, die salzburgischen Kammervirtuosen bei musikalischen Unterhaltungen in aristokratischen wiener Zirkeln mitwirken mußten, so wurden sie, um den ihnen vom Erzbischof angewiesenen Charakter als Mitglieder seines Gesindes nicht zu vergessen, durch einen Lakaien in den Empfangsraum bis auf den für sie bestimmten Platz geführt. Vornehme Gäste geleitete ein erzbischöflicher Leibkammerdiener bis zum Eingang des Saales. Mozart war von Brunetti auf diese neue Ehrenkränkung vorbereitet. Dieselbe mußte für ihn, den gefeierten und alsbald auch in den höchsten Kreisen des Adels der Kaiserstadt allgemein bewunderten und persönlich geschätzten Künstler, den päpstlichen Kammerherrn, Ritter vom goldenen Sporn, Professor der berühmtesten italienischen Akademien, unerträglich verletzend erscheinen. Deshalb beschloß er, eine solche öffentliche Schmach sich nicht anthun zu lassen. Und die Gelegenheit, seinem Entschluß Ausdruck zu geben, stellte sich alsbald ein. Brunetti und Ceccarelli, die mit Mozart zusammen beim Fürsten Gallizin, dem russischen Botschafter, zum musiziren von ihrem Gebieter beordert waren, sträubten sich, selbst bei dem geringen Grade von Selbstgefühl, der ihre Halbbildung kennzeichnete, jene Beleidigung zu ertragen. Sie wußten sich einer solchen aber nicht zu entziehen und wünschten sie durch eine Vertheilung etwas zu erleichtern, indem sie Mozart ersuchten, sich ihnen zur bestimmten Stunde als Leidensgefährte anzuschließen. Mozart aber ließ sie allein gehen und folgte später nach. Bei seinem Erscheinen im Vorzimmer winkte der Leibkammerdiener nach Vorschrift einen Lakaien zu der bewußten Dienstleistung herbei. Mozart aber

ging ohne sich aufzuhalten an dem Herrn Leibkammerdiener stolz vorüber, enteilte dem Lakaien und schritt erhobenen Hauptes durch den Saal zum Hausherrn, dem Fürsten Gallizin, verneigte sich anständig vor diesem und wurde von ihm sogleich in eine fließende Unterhaltung gezogen. Die beiden Kunstgenossen sahen aus ihrem Winkel hinter dem Orchester, den der Lakai ihnen angewiesen, die Scene voll Neid mit an, errötheten wie Schulbuben, wenn eine Dame sie anredete und wagten nicht, sich vom Fleck zu rühren. Mozart indessen war bald von diesem bald von jenem Kreise der glänzenden Gesellschaft umringt, benahm sich mit freimüthigster Unbefangenheit, scherzte, lachte und betrug sich wie die anderen Kavaliere, von denen er als Inhaber des päpstlichen Ordens auch als solcher anerkannt wurde. Was in der giftgeschwollenen Seele des anwesenden, aber von allen, so weit es der Anstand erlaubte, gemiedenen Erzbischofs vorging, das sollten die Folgen bald offenbaren.

Auch Hieronymus veranstaltete Abendgesellschaften, in denen er mit seinen Hausvirtuosen glänzte. Die erste gab er bald nach Mozarts Ankunft, und belohnte sogar dessen Leistungen an diesem Abende mit vier Dukaten! — Am 8. April fand wieder eine solche Hausmusik im deutschen Hause an der Singerstraße statt. Mozart hatte dazu ein Rondo für Brunettis Violine, dann ein Gesangstück für Ceccarelli, endlich eine Sonate für Violine und Klavier geschrieben. Dieses Stück brachte er in der kurzen Zeit einer einzigen Stunde, nachts von 11 bis 12 Uhr, zu Papier, was nur erklärlich wird durch den Umstand, daß er nichts davon aufschrieb, als die Violinstimme für Brunetti; die Klavierpartie, die er selbst spielte, hatte er „im Kopf behalten". Für diese und alle folgenden Leistungen gewann er keinen Kreuzer als aufmunternde Belohnung vom Erzbischof mehr, während doch selbst dessen Vater, Fürst Colloredo, wie Fürst Gallizin und andere Vertreter der vornehmen Gesellschaft, jede Mozartsche Dienstleistung freigebig honorirten. Alle Gelegenheiten, seine Lage und seinen Ruf durch selbständiges öffentliches Auftreten zu verbessern, wurden dem strebsamen, und dazu vom Vater unermüdlich gemaßregelten Meister durch die versagte Einwilligung des abgünstigen Gebieters abgeschnitten. Derselbe hatte

jene Abendmusik des 8. April — wie es scheint — geflissentlich auf diesen Tag eingerichtet, weil Mozart von der Gräfin Thun, seiner einflußreichen Gönnerin, auf selbe Zeit eingeladen worden, in ihrem Abendzirkel zu musiziren. Daß er dieser Aufforderung nicht folgen durfte, bedauerte er. Aber „desperat" machte es ihn, als er nachgehends erfuhr, daß der Kaiser anwesend gewesen, dem die Gräfin ihren Schützling bei diesem Anlaß empfehlen wollen. Nicht nur dieser sehr dringend erstrebte Zweck war durch den Erzbischof vereitelt, sondern Mozart büßte auch ein erwünschtes kaiserliches Geldgeschenk ein, dessen Höhe sich nach dem Betrage ermessen ließ, den die im Vergleich mit Mozart untergeordneten Ausübenden bezogen. Sie erhielten je 50 Dukaten! — Und Mozart ging an jenem Abende, für dessen musikalischen Glanz er drei neue Werke geschaffen, leer aus! —

Hatte der Erzbischof die Mißhandlungen, mit denen er Mozart verfolgte und gegen sich immer mehr erbitterte, bisher vor der Welt verborgen, so konnte es doch nicht fehlen, daß die häufigen Absagen Mozarts auf erfolgte Einladungen, die er nicht anders annehmen durfte, als wenn man auch seinen mißliebigen Gebieter zu invitiren sich bequemte, Gegenstand der Erörterung in vielen Kreisen der Gesellschaft wurden. Offenkundig aber ward endlich das unwürdige Betragen des Hieronymus, als derselbe die Erlaubniß verweigerte zur Mitwirkung seines Untergebenen in einem der vier regelmäßig stattfindenden Wohlthätigkeits-Concerte zum Vortheil eines Unterstützungs-Fonds für hülfsbedürftige Musiker-Wittwen und Waisen. An diesen Concerten betheiligten sich in völlig uneigennütziger Absicht alle leistungsfähigen Tonkünstler Wiens. Das Orchester pflegte bei solcher Gelegenheit sich aus 180 Ausübenden zusammenzusetzen. Hof, Adel, Bürgerschaft: alles drängte sich gewohnheitsgemäß herzu, den Abend zu verherrlichen und mit zu genießen. Je natürlicher es erschien, daß man Mozarts meisterhafter Leistungen nicht entrathen mochte, umso unnatürlicher, daß der Erzbischof seinen ersten Stern solchem naheliegenden Wunsche versagte. Er achtete es für nichts, eine allgemeine Entrüstung wider sich durch diesen Gewaltakt heraufzubeschwören. Vielleicht wollte er sich für die Abneigung rächen, die der wohlgesinnte

Adel, die selbst auch der Kaiser ihn fühlen ließ, da er ihn von seinen Assembleen in Laxenburg ausschloß. Hieronymus lachte über die Ehrentitel eines selbstsüchtigen Pfaffen, eines boshaften Menschenfeindes, die man ihm immer rückhaltloser anhängte. Doch wurde er in diesem äußersten Fall seiner despotischen Willkür von den einflußreichsten Persönlichkeiten so hart und allgemein mit Vorstellungen bestürmt, daß er endlich nachgeben und mit verbissenem Ingrimm Mozarts Mitwirkung bewilligen mußte. — „Bin ich so froh!" — seufzte dieser auf. —

Im überfüllten Kärnthnerthor-Theater wurde das Concert für den Pensionsfond der Wittwen und Waisen gegeben. Der Kaiser saß in der Prosceniumsloge. — „Der Herr Ritter Mozart" spielte auf einem schönen Steinerschen Pianoforte, das die Gräfin Thun dazu hergeliehen. Nach einem Präludium ging er in eine improvisirte Fuge über, eine Kunstgattung, die Josef II. besonders liebte. — Dann trug er noch Variationen vor über ein französisches Thema „Je suis Lindor", deren Wirkung auf ein großes gemischtes Auditorium schon öfter erprobt war. Athemloses verstummen — dann losbrechender Beifallssturm und enthusiastisch begehrte Wiederholung des vorgetragenen: das war der beglückende Lohn, den Mozarts Spiel in einer Stadt, wo sich die vorzüglichsten Klavier-Virtuosen nicht ohne große Anstrengung zur Geltung zu bringen wetteiferten, bei diesem ersten öffentlichen hervortreten sogleich davontrug. —

Man drang nun in ihn, ein Concert für seinen eigenen Vortheil zu geben, der leicht einen Betrag von 1000 Gulden erreichen würde. Vornehme Damen erboten sich, für die Vertreibung der Eintrittskarten in Person zu sorgen. Mozart brannte vor Begierde, darauf eingehen zu dürfen — er dachte dabei auch an die Freude, die er seinem Vater dadurch bereiten würde: — aber der fühllose selbstsüchtige Gewalthaber, der Mozarts aufgehenden Stern wie ein „Lichtschirm" beschattete, er, der ihm statt der bedungenen 500 Gulden jährlichen Gehaltes nach wie vor nur 400 Gulden zahlte, für seine eifrigen meisterlichen Dienste keinen Kreuzer vergütete, nicht einmal ein freundliches Wort, oder zufriedenes lächeln dafür hatte: dieser hochmüthige misanthropische Pfaffe schlug alle Bitten um die Einwilligung zu einem

eigenen Concert des Meisters hartnäckig ab; ja, er entblödete sich nicht, denselben wie einen Gassenbuben zu behandeln, warf ihm pöbelhafte Schimpfwörter, wie Bube, liederlicher Kerl, Fex, ins Gesicht und heischte ihm in seinem unmännlichen Jähzorn zu, er solle sich fortscheeren. —

Wie gern hätte Mozart den sinnlosen Despoten beim Worte genommen. Aber die Rücksicht auf seinen Vater, der dann — wenngleich nicht seine eigene, so doch Wolfgangs erzbischöfliche Besoldung einbüßte, beherrschte des zartfühlenden Sohnes Herz so völlig, daß er infolge der fortgesetzten Ehrenkränkungen in seinen eigenen Augen lieber „ein Hundsfott" sein, als dem Vater einen Verlust bereiten wollte. Aus Schonung verschwieg er jenem sogar alle Mißhandlungen vonseiten des Erzbischofs und dachte auch, wenigstens einstweilen, sich in Salzburg wieder einzurichten, obwol er voraussah, daß es über kurz oder lang zum Bruch kommen müsse.

Die erwartete Wendung bereitete sich immer unausweichlicher vor. „Scheer Er sich fort!" — hatte der Tyrann in seiner Wuth hervorgepoltert. Nicht lange, so erhielt dieses Wort einen Nachdruck durch den unverhofften, von einem erzbischöflichen Läufer mündlich überbrachten Befehl, Mozart solle sich mit Sack und Pack augenblicklich aus dem Hause scheeren und sich nach Salzburg zurückbegeben. Es hatte fast vierzehn Tage zuvor eine letzte Akademie beim Erzbischof stattgefunden, wo dem Meister die Plage, ein gutes Orchester zusammenzubringen, mit abermaligen hochfürstlichen Gemeinheiten und Rohheiten gelohnt worden, ungeachtet der Ehre, welche er seinem Gebieter durch improvisirte Variationen über ein von diesem selbst gegebenes Thema gemacht hatte. — Seitdem stand es schon fest, daß ein Theil des Gefolges und mit demselben auch Mozart abreisen sollte. Hinsichtlich der Zeit und Beförderungsart wurde derselbe durch das stete schwanken der launischen Willkür in peinlicher Unsicherheit erhalten. Er mußte während dieser Zeit aus seiner eigenen Tasche leben, wozu Lektionen und die Subskription auf 6 Sonaten ihm die Mittel verschafften. Schon tagelang war er im Besitz des Reisegeldes im Betrage von 15 Gulden und 2 Dukaten für Beköstigung, als der Befehl zur Abreise endlich erfolgte. Dieselbe sollte am 9. Mai 1781 erfolgen.

Da aber Mozart auf eigene Kosten lebte, und noch ausstehende Geldbeträge beizutreiben hatte, die er im Stich zu lassen umso weniger Lust empfand, als seine Anwesenheit in Salzburg bis zur ganz unbestimmten Rückkehr des Hofes keinesweges dringlich erschien; so verschob er den Tag der Abreise von Mittwoch auf den nächsten Samstag. Es würde das wol auch unbeachtet geblieben sein, hätte der Erzbischof nicht die Gelegenheit benutzen wollen, ein Packet durch Mozarts Vermittelung nach Salzburg zu schicken, an dessen ungesäumter Bestellung ihm gelegen war. — Mozart aber fühlte sich nicht verbunden, seine eigenen Zwecke zu schädigen, um dem Tyrannen Courierdienste zu leisten, zu denen er nicht einmal durch Dankespflichten ermuntert worden. Er ließ dem Erzbischof deshalb sagen, wie er bedauere, auf den Vorzug, ihm gefällig zu sein, für dieses Mal verzichten zu müssen.

Nun brach der Sturm los. Der Verbrecher wurde vor seinen Richter gefordert. „Wann geht Er, Bursch?" — schnauzte dieser ihm entgegen, überhäufte ihn mit einer Fluth unverdienter Vorwürfe — er sei der liederlichste Bursche, den er kenne, kein Mensch bediene ihn schlechter — schnitt ihm jede Möglichkeit einer Rechtfertigung ab und drängte Mozart, der mit gezwungener Gelassenheit schweigend dastand, durch die rohsten Schmachtitel wie Lump, Lausbub und ähnliche, welche dem Vater zu melden des Beschimpften Feder sich sträubte, endlich zu der aufgeregten Frage, ob also Seine Gnaden unzufrieden mit ihm seien? — „Was?" — keuchte der Andere — „Er will mir drohen — o Er Fex! — dort ist die Thür, schau Er, ich will mit einem solchen elenden Buben nichts mehr zu thun haben." — „„Und ich mit Ihnen auch nichts mehr"" — entgegnete Wolfgang empört. — „Also geh Er!" — Und wie gern ging der Mißhandelte, der seinem Verfolger noch an der Thür zurief, es solle jetzt dabei bleiben und morgen werde er es schriftlich bekommen. —

Glücklich, die so schmachvollen Fesseln endlich zersprengt zu haben, reichte Mozart sein Entlassungsgesuch dem Kammerherrn Grafen Arco ein und meldete in freudigster Aufwallung des jungen Freiheitsgefühles seinem Vater diese Scene. Der aber gerieth außer Fassung über den geschehenen Schritt. Er überraschte Wolfgang, der

vorausgesetzt, es werde dem Vater zur Genugthuung gereichen, daß er keinen Hundsfott zum Sohn, daß dieser die eigene und damit auch die Ehre des väterlichen Namens mannhaft gerettet habe, schmerzlichst mit dem ungerechtesten Tadel.

Wolfgang faßte nach seiner Stirn und fragte sich, ob die herzlosen Zeilen wirklich von seinem Vater geschrieben sein könnten. Lieber glaubte er, es sei nur eine diplomatische Maske; wurde der Brief von Unberufenen gelesen, so konnte der Schein der Unzufriedenheit in des Erzbischofs Augen nur günstig gedeutet und Leopold vor den Folgen der fürstlichen Rache geschützt werden. In diesem Sinne bat Wolfgang nun seinen Vater, öffentlich seine Entfernung aus dem Amte hart zu verurtheilen. Heimlich aber flehte er mit rührender Dringlichkeit um ein freundlich Wort. Und als Leopold nicht darauf einging, beschwor ihn der Sohn, sich aller vorwurfsvollen Briefe zu enthalten, da sie das Gleichgewicht und die Freudigkeit seiner Seele störten, deren er nothwendig bedürfe für eine begonnene große Arbeit. —

Der Erzbischof bereute seine Hitze und Unbesonnenheit. Er suchte durch Vermittelung des Grafen Arco Mozart zur Nachgiebigkeit zu bewegen, um den Bruch wieder zu verkleistern. Graf Arco aber verstand sich schlecht auf solches Geschäft. Er wagte es nicht, seinem zornigen Gebieter einen Mißerfolg zu melden. In neue Verlegenheit gerieth der Graf durch die Beharrlichkeit Mozarts, der, da sein Entlassungsgesuch unbeantwortet geblieben, zwei neue Eingaben nacheinander verfaßte und sie unermüdlich einreichte. Endlich erfuhr Mozart den Tag, der für die Heimreise des Hofes festgesetzt war. Tags vorher erhielt er seine zuletzt eingesandte Eingabe ohne Bescheid zurück. Es lag nahe, aus diesem Verfahren den Schluß zu ziehen, daß der Erzbischof in der Meinung abreisen werde, als sei der Handel ausgeglichen.

In solchem Wahn aber wollte Mozart ihn nicht reisen lassen. Er schilderte deshalb in einem neuen Schriftstück den über vier Wochen lang mit ihm gespielten Betrug und begab sich nach dem deutschen Hause, fest entschlossen, seine Eingabe dem Gestrengen persönlich zu überreichen. Im Vorzimmer fand er den Grafen Arco, einen

geschmeidigen Hofmann, das unselbständige blinde Werkzeug des Hieronymus. Graf Arco mußte wol für den jetzt eingetretenen Fall schon seine gemessene Weisung erhalten haben. Denn kaum war Mozart eingetreten, so fuhr der Graf ihn roh an mit den Ehrentiteln Bube, Flegel, und stieß ihn mit dem Fuß von hinten her zur Thür hinaus, bevor Mozart noch zu Wort gekommen. —

Nur mit angestrengtester Mühe konnten Vater und Freunde den Gedemüthigten und Empörten von dem Entschluß zurückbringen, dem rohen Beleidiger brieflich einen Akt der Satisfaktion anzukündigen, genau in derselben Weise, die er den Beleidigten gelehrt habe. — Als der Schimpf durch die allgemeine Entrüstung, die er in Wien hervorrief, wie durch die erlangte Freiheit verschmerzt war, seufzte Mozart endlich erlöset wieder auf und war glücklich über die Beendigung der „Sauhistorie“.





Die Entführung.

Der sittliche Zorn über die vom Grafen Arco verübte Ehrenkränkung zitterte noch wochenlang im empörten Herzen des jungen Tonmeisters nach. Auch diese Erfahrung trug zur Entwickelung seines Charakters und männlichen Selbstgefühles nicht wenig bei. Jeder Schritt, der ihn nach solcher Seite förderte, entfernte ihn aber weiter von dem Verständniß, mit welchem der Vater ihm zu folgen vermochte. Als Wolfgang denselben um die Zusendung seiner in Salzburg zurückgebliebenen Kleider ersuchte, bat er ihn, einen Spazierstock zum Andenken dazubehalten, sich auf demselben zu stützen, ihn beständig zu tragen und ihn vielleicht gelegentlich zu benutzen als Werkzeug der Rache seines vormaligen Besitzers an dem Grafen Arco. — Leopold gerieth über solche Mißachtung, die sein eigener Sohn, ein Bürgerlicher, gegen einen hochgeborenen Grafen in einem so vermessenen Ansinnen an den Tag legte, gänzlich außer Fassung, und beschwor jenen, die Sache auszugleichen durch Vermittelung eines seiner hochadligen wiener Freunde. — Wie weit entfernt war Leopold aber davon, den trotzigen Mannesmuth seines früher so unselbständigen Wolfgangerls zu begreifen, als dieser jede Vermittelung und jeden Vergleich stolz und entschieden ablehnte! Mit einem „so dummen Schöps“ sich vergleichen, heiße sich ihm gleichstellen — so äußerte sich

Wolfgang in seiner derben Geradheit, und führte weiter aus, er sei zwar kein Graf, habe aber mehr Ehre im Leibe, als mancher hochgeborene Edelmann; denn das Herz adele den Menschen; „Hausknecht oder Graf, sobald er mich beschimpft, ist er ein Hundsfott.“ —

Mozart hatte seine Ehre gerettet. Mit der unbeschränkten Freiheit aber, die er gewonnen, hatte er jeden Stützpunkt aufgegeben, der im Kampf um das Dasein ihm bisher die Sicherheit einer Anlehnung gewährte. Nicht genug, daß Neid, Mißgunst, Verleumdung, offene und versteckte Feindseligkeit ihm die Begründung seiner selbständigen Stellung in Wien fortan zu erschweren suchten, mußte er auch die gesammelte Kraft seiner Sohnesliebe aufbieten, um das Mißtrauen seines Vaters zu ertragen, der jeder Einflüsterung geschäftiger böser Zungen nur allzu leichtgläubig das Ohr lieh und allen Unternehmungen hemmende Bleigewichte anhängte.

Die Sommermonate, welche Wolfgangs nächsten Lebenszwecken nichts weniger als Vorschub zu leisten vermochten, schienen seinem Vater ein Anrecht zum Zweifel zu geben, als könne es ohne seine gewohnte Bevormundung dem Sohne jemals glücken, im Gedränge der Kaiserstadt festen Anhalt für die erlangte Unabhängigkeit zu erringen. Daß Wolfgang sich in der Lage befand, dem Vater im Juni 30 ersparte Dukaten zu senden, im Juli 20 Dukaten nachzufügen und solche Sendungen gewöhnlich mit rührenden Entschuldigungen, daß die Beträge nicht erheblicher seien, auch in der Folge zu wiederholen: selbst solche thatsächlichen Beweise von Aufopferungsfähigkeit und auskömmlichen Umständen vermochten das Mißtrauen des in der salzburgischen Hofluft schnell gealterten Mannes nicht sonderlich zu beruhigen. Wolfgang suchte es mit nicht besserem Erfolg zu überwinden durch seine ausführlichen wöchentlichen Briefe, in denen er des Vaters argwöhnische Gesinnung mit der Erwiderung des rückhaltlosesten offenherzigsten und gewinnendsten Vertrauens zu brechen beflissen war.

Wie beweglich lautet es, wenn er dem „liebsten, besten Vater zum Namenstage alles erdenkliche Gute wünscht“ — sich dann aber selbst unterbricht: „doch nein! — Ihnen wünsche ich nichts, sondern alles mir. — Ich wünsche also mir, daß Sie immer gesund bleiben

möchten, und noch unzählige Jahre zu meinem größten Glück und Vergnügen leben sollen — wünsche mir, daß ich nichts thun möchte, was nicht zu Ihrer größten Freude ausschlagen sollte. Und ich hoffe es auch so; denn was zu Ihres Sohnes Glück beitragen kann, muß Ihnen natürlicher Weise auch angenehm sein!" —

Eine tüchtige Schülerin, Gräfin Rumbeck, die ihm das höchste Honorar, für 12 Lektionen 6 Dukaten zahlte, welches man dermalen zu Wien nur den namhaftesten Meistern bewilligte; dazu der Ertrag der Subskription auf sechs Sonaten für Klavier und Violine, zu welcher vielvermögende Gönnerinnen Unterschriften mit je drei Dukaten sammelten; endlich gelegentliche Honorare, die er durch seine Mitwirkung in Privat-Concerten gewann: das waren die Erwerbsquellen, welche die nothdürftigen Mittel für Mozarts Unterhalt während der unfruchtbaren Sommermonate darreichten. — Im Laufe des Winters erhöhte sich die Zahl seiner Schülerinnen auf drei in den Personen einer Frau von Trattnern und einer Gräfin Zichy. Um der Unsicherheit eines solchen, an die Launen der Arbeitgeberinnen gebundenen Erwerbs besseren Halt zu geben, gingen diese bereitwillig auf Mozarts Wunsch ein, den Stundenlohn in regelmäßige monatliche Zahlung eines Betrages von je sechs Dukaten zu normiren. So schuf der Meister sich einen verläßlichen Erwerb im Betrage von monatlich achtzehn Dukaten, den er durch Annahme noch einer vierten Schülerin auf 24 Dukaten zu erhöhen beabsichtigte. Mehr Zeit auf die lehrhafte Seite seiner Thätigkeit zu verwenden, versagte er sich im Hinblick auf anderweitige Ansprüche, welche er selbst und die Welt an seine genialen Naturgaben zu machen berechtigt war. —

Die Aussicht, in der Person einer würtembergischen Prinzessin Elisabeth*) die vierte und einflußreichste Schülerin zu gewinnen, regte ihn eine kurze Zeit lang nicht wenig auf. Aber sie wurde vereitelt durch die verhüllten Gegenwirkungen einer Verbündung heimlicher Neider in der Umgebung des Kaisers.

---

*) Die Prinzessin, die Verlobte des Erzherzogs Franz, sollte in Wien ihre Ausbildung vollenden.

An ihrer Spitze stand der italienische Kapellmeister Salieri, welcher die Mühe seiner stillen Wühlereien belohnt sah, indem die musikalische, namentlich gesangliche Ausbildung der Prinzessin ihm übertragen wurde. Man glaubte nach dieser Entscheidung, daß Mozart zum Klavierlehrer ernannt werden müsse, da Salieri hiezu nicht befähigt war. Aber die Verbündeten, zu denen auch Strack, der vielvermögende Leibkammerdiener Josefs II. sich in der Maske aufrichtigster Freundschaft für Mozart gesellte, hielten es für sehr bedrohlich, einen Meister in die Hofkreise eindringen zu lassen, der so wenig Vorliebe für die bequemen Ueberlieferungen der Italiener am Kaiserhof, und dazu so viel mächtige Verehrer zu Wien in unglaublich kurzer Zeit gewonnen hatte, die auf ihn, auf diesen kleinen unansehnlichen Mann von 25 Jahren, ihre Hoffnungen einer gedeihlichen Entwickelung deutscher vaterländischer Tonkunst mit dem Anschein sehr triftigen Grundes setzen zu dürfen meinten. Als ein namenloser, unbedeutender Musiker — er hieß Summerer — zum Klavierlehrer der Prinzessin auserlesen worden, tröstete sich Mozart bald genug damit, daß er dem lästigen Zwang eines ihm schon zweimal gründlich verleideten Hofdienstes glücklich entzogen geblieben sei.

Uebrigens war Salieris Einfluß auf den Kaiser nicht mächtig genug, um zu verhindern, daß der hohe Herr Mozarts Meisterschaft zu schätzen wußte und dessen Bestrebungen bei passenden Gelegenheiten wohlwollend ermuthigte. Josef II., der das Theater seiner Residenzstadt im Sinne des erwachenden vaterländischen Zeitgeistes zur Nationalbühne zu erheben bestrebt war, erkannte mit richtiger Einsicht, daß Mozart der Berufene sei, die Oper in der neueinzuschlagenden Richtung auszugestalten. Für Mitte September erwartete der Kaiserhof den Besuch des russischen Großfürsten Paul. Das war eine Veranlassung mit den Leistungen der beiden damals zu Wien lebenden großen Tonmeister Gluck und Mozart zu glänzen. Auf Befehl des Kaisers bestimmte dessen Theaterintendant, Graf Rosenberg, daß Glucks „Iphigenie auf Tauris“ in deutscher Uebertragung des französischen Originaltextes und „Alceste“ in der ursprünglichen, für Wien geschriebenen Form mit italienischem Text aufgeführt, diesen beiden ernsten

Werken aber eine von Mozart rasch zu beschaffende neue komische Oper gegenübergestellt werden sollte. Der Versuch, den Salieri mit seinem deutschen Singspiel „der Rauchfangkehrer“ gemacht hatte, war nicht nach Wunsch ausgefallen. Graf Rosenberg beauftragte nunmehr den „vornehmen“ Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder, der unlängst an der kaiserlichen Nationalbühne angestellt, sich nach einem zweckmäßigen Operntext für Mozart umzusehen. Schröder schlug bald ein Buch in vier Aufzügen vor. Dasselbe aber wurde nicht genehmigt, weil die beiden letzten Aufzüge sich gegen die beiden ersten abfällig verhielten. — Mozart hatte schon vorher die Möglichkeit ins Auge gefaßt, seine von Schachtner gedichtete Oper für Wien zu vollenden, die langen Dialoge zu kürzen und sonstige Aenderungen vorzunehmen. Es war das die früher erwähnte, in Salzburg vor dem Idomeneo geschriebene Oper „Zaide“ (S. 202). Aber der Theaterinspicient Stephanie der Jüngere, ein im Ruf der Herrschsucht und Neigung zur Intrigue stehender Mann, der indessen dem jungen Meister stets das freundschaftlichste Wohlwollen entgegenbrachte, rieth diesem, von seinem Plan abzustehen, da die Zaide zu wenig sinnlich und prickelnd gehalten sei, um den Wienern Geschmack abgewinnen zu können. Stephanie versprach dagegen ein anderes Buch zu besorgen, und schlug Ende Juli zu diesem Zweck einen bereits fertigen Text vor, der mit Zaide einige Grundzüge, namentlich den türkischen Lokalton gemeinschaftlich hatte und erst vor kurzem von Bretzner für Anton André in Frankfurt gedichtet worden war. Urheberrechte fanden dazumal noch nicht den gesetzlichen Schutz, dessen sie sich heute erfreuen.

Die Oper betitelte sich, wie Mozart seinem Vater am 1. August 1781 berichtet, „Belmonte und Constanze oder die Verführung aus dem Serail“. — Er fand das Buch ganz gut, das türkische Süjet erwünscht, die Aussicht, dem Kaiser durch die Vollendung der Arbeit bis zur Ankunft des Großfürsten, will sagen in der kurzen Frist von sechs Wochen, einen erheblichen Dienst zu leisten, äußerst anregend, so daß er mit heiterstem Geist und freudigster Begierde an den Schreibtisch eilte, um wie er wähnte und wünschte, seine große Arbeit gleichsam in einem niedersitzen hintereinander zu vollenden. Schon am

22. August konnte er melden, daß der erste der drei Aufzüge sein Ende erreicht habe. Und ohne Zweifel wäre das Ganze bis Mitte September fertig geworden, hätte die Arbeit nicht einen unverhofften Aufschub erfahren, da die erwartete Ankunft des Großfürsten sich bis gegen den Ausgang des Novembers verzögerte. Nun nahmen die langsam fortschreitenden Vorbereitungen der beiden großen Opern Glucks die ausübenden Kräfte des Theaters so sehr in Anspruch, daß Mozart seine Hoffnung vereitelt sah, die er auf die Inscenirung einer dritten Oper, nämlich der seinigen, so erregt gebaut hatte. Einstweilen blieb seine Arbeit unter den lähmenden Umständen liegen. Wie viel Salieri und seine Getreuen dem Gegendruck von seiner Schwerkraft im stillen hinzugefügt haben mochten, davon berichtet der arglose Mozart nichts in seinen Briefen. Aber es konnte dem italienischen Maestro nur angelegen sein, das neue Werk eines Talentes, dessen Dehnbarkeit jener sehr wohl zu würdigen wußte, womöglich zu unterdrücken, ein Werk, das — wie zu besorgen stand — den verunglückten „Rauchfangkehrer" und alle anderen Versuche des deutschen Singspiels himmelweit übertreffen werde.

Dem „Corps der Rache" gegenüber gruppirte sich um Mozart wie ein schirmender Wall indessen eine zunehmende Anzahl mächtiger Freunde und Verehrer, unter denen edele Frauen aus den vornehmsten Geschlechtern, eine Gräfin Thun, eine Freifrau von Waldstetten u. A. m., sich besonders thätig erwiesen, ihres liebenswerthen bewunderten Schützlings Zwecke zu fördern. Vor allen setzte dieser sein Vertrauen auf den jüngsten Bruder des Kaisers, der ihm durch rücksichtsvolle Aufmerksamkeiten und förderjame Thaten aufrichtiges Wohlwollen bezeugte. Es war der Erzherzog Maximilian, derselbe, welcher bei Gelegenheit seines Besuches zu Salzburg im Frühjahr 1775 die ersten Proben von Mozarts erstaunlichem Können erfahren hatte. Es blieb ihm unvergessen, nachdem er sich dem Dienst der Kirche gewidmet. Er war Koadjutor des Erzbisthums Köln geworden mit der Anwartschaft auf den Kurhut und den erzbischöflichen Stuhl. So schien es, daß Mozarts Hoffnung, einmal erzbischöflicher Kapellmeister in der

ersten Stadt am Rhein zu werden, bei der wohlmeinenden Gesinnung des Koadjutors aufs beste gerechtfertigt sei.

Eine solche Aussicht aber bot vorläufig nicht mehr Sicherheit als wie ein angenehmer Traum. Und Mozarts besorgter und praktischer Vater ließ sich durch ungewisse Möglichkeiten nicht abhalten, den Sohn unablässig mit Mahnungen zu bedrängen, daß er sich nach einer sicher und festbegründeten Unterlage für seine künstlerische Wirksamkeit umschauen möge. — Mozart suchte daher jede Gelegenheit auf, die sich geeignet erweisen mochte, die lästige Unruhe des Vaters zu beschwichtigen, und diesem wenigstens den guten Willen zu zeigen. So benutzte er auch eine Aufforderung des sehr bemittelten jungen Fürsten Aloys von Liechtenstein, für dessen erst zu schaffende Privat-Harmoniemusik-Kapelle Tonstücke zu schreiben. Er meldete dieses Anerbieten dem Vater, der das Heil für seinen Sohn einmal nur von den Großen der Erde erwartete. Als Hofkomponist des Fürsten, schrieb Wolfgang, werde er zwar kein beträchtliches aber sicheres Einkommen beziehen, denn er könne nur auf Grund einer lebenslänglichen Vereinbarung in seine Dienste zu treten sich entschließen. Ernstlich war das wol kaum gemeint. Denn wie konnte er glauben, daß ein vom Willen seines regierenden Vaters noch abhängender junger Prinz sich bestimmen lassen werde, auf eine so weithinaus bindende Bedingung einzugehen! — Mozart versagte auch den unbequemsten Grillen seines väterlichen treuen Mentors den Gehorsam nicht, und mochte mit allem Eifer bestrebt sein, eine feste Anstellung zu erringen. Aber das anregende Leben der Kaiserstadt in der kaum mühsam erlangten Unabhängigkeit und freien Selbstbestimmung genoß er mit vollen Zügen als das eigentliche Element, darin er seine reichen Gaben unbeengt entfalten konnte. Solchen beglückenden Zustand mit einem abermals dienstbaren Zwang in vielseitiger Gebundenheit freiwillig zu vertauschen, das konnte unmöglich die ernste Absicht sein eines Meisters, der sich reich genug wußte, etwaigen Nothständen materiellen Mangels und Darbens überall die Spitze zu bieten.

Dachte er wol in Stunden des Unmuthes einmal daran, nach Paris zu gehen, um dort oder wo es sonst sei, das Glück zu erjagen, wie

sein Vater es ihm als Erfüllung aller Verheißungen seiner hoffnungsreichen Jugend fortgesetzt vor Augen malte: alsbald gingen solche auftauchende Gedanken wieder unter in dem Meer von Wohlgefühl, dessen Wogen ihn im wiener Leben so entzückend und erhebend trugen und umrauschten! — Er badete sich in diesen Fluten gesund und tummelte sich darin frisch und fröhlich wie ein Fisch im Wasser.

Trachtete er nach einer Anstellung mit ernsteren Wünschen, so richteten diese sich auf einen kaiserlichen Dienst in seinem lieben, lustigen, kunstsinnigen Wien, dem eigentlichen „Klavierlande". — Und das Wohlwollen Josefs II. konnte solchen Wünschen nur Vorschub leisten. Der Kaiser wußte das Talent Mozarts besser zu würdigen als der Erzbischof von Salzburg. Und er machte auch nicht, wie dieser, vor anderen ein Hehl daraus, was er davon halte.

Mit der Gemahlin des Großfürsten — Mozart schrieb in einer „schlimmen" Anwandlung: des „Großthiers" — Paul machte Josef sogar eine Wette, der junge deutsche Meister werde den berühmten Klaviervirtuosen Muzio Clementi aus Rom, der just nach Wien gekommen war, in einem Wettkampf überwinden.

Am 14. Dezember 1781 gelangte die Wette im Musiksaal des Kaisers zum Austrag. Mozart hatte ein von der Gräfin Thun geborgtes schönes Instrument hier aufstellen lassen. Dem zweiten Klavier, welches sich vorfand, mangelte es an reiner Stimmung. Auch blieben drei Tasten gelegentlich unter den spielenden Fingern stecken. Die Wahl eines solchen untauglichen Instrumentes schien nicht ohne Absicht des Kaisers getroffen zu sein. Derselbe setzte ein unerschütterliches Vertrauen in seines Kämpen Meisterschaft.

Beim Eintritt Clementis war Mozart schon anwesend. Seine elegante Erscheinung und sein höfischer Anstand bewirkten, daß Clementi ihn für einen kaiserlichen Kammerherrn hielt. Aus dem Inhalt der Unterredung aber erkannte er unschwer, wen er vor sich habe. Und nun erschöpfte sich der höfliche Römer in Artigkeiten, die Mozart ihm nicht schuldig blieb. Clementi eröffnete dann auf des Kaisers Geheiß den musikalischen Wettstreit mit seiner Sonate in B-dur, deren grundlegendes Motiv man in Mozarts Ouvertüre zur

Zauberflöte benutzt findet. Der Eindruck dieser seiner Begegnung mit Clementi unter den Augen des Kaisers war demnach kein flüchtiger, oberflächlicher gewesen. Clementi kam von Paris nach Wien und hatte das pariser Publikum in einem Grade begeistert, wie es nach ihm nur einem Paganini wieder gelang. Solcher Erfolg reizte Clementis Ehrgeiz, seine gesammelte Kraft und angestrengtesten Fleiß der concertirenden Virtuosität und Bravur damals noch ausschließend zu widmen. Seine Hauptstärke besaß er in der rechten Hand und besonders in brillanten Terzenpassagen. Mozart aber ließ sich weder durch solche äußerlichen Effektmittel, noch durch den großen Ruf blenden, der seinem Gegner vorausgeeilt war. Daß dieser „um keinen Kreuzer Gefühl oder Geschmack" besitze, wurde dem jungen warmherzigen deutschen Meister sogleich klar. Und auch der Kaiser hatte die Schwäche des Italieners — eines „großen Charlatans (Ciarlattano) wie alle Welsche", urtheilte Mozart etwas schlimm — schnell durchschaut.

„Allons, darauf los!" — raunte der Kaiser seinem Wettkämpfer zu. Und dieser präludirte, wie es auch Clementi gethan, worauf er ein Thema variirte. Nun legte des Kaisers Gegnerin, die Großfürstin Paul, Sonaten in einem „miserabel" geschriebenen Manuskript auf, welche Paesiello ihr gewidmet hatte. Vielleicht wollte sie ihrem Klavierritter Gelegenheit geben, seinen Geschmack und seelenvollen Ausdruck Mozart gegenüber zur Geltung zu bringen. Denn sie bestimmte, Clementi solle die gefühlvolleren langsameren Mittelsätze und graziösen Rondos, Mozart aber die ersten Allegros der Sonaten spielen.

Zuletzt fantasirten beide Meister über einen der Gedanken Paesiellos auf zwei Klavieren. Der Kaiser wählte das Thema selbst aus. Bisher hatten beide das gute Instrument der Gräfin Thun benutzt. Jetzt setzte sich Mozart auf des Kaisers Wink an das verstimmte Klavier mit den drei stockenden Tasten. „Thut nichts!" — meinte Josef II., der dem Können seines Schützlings eine Folie geben wollte, darauf es sich um so glänzender hervorhöbe. — Die Großfürstin mußte ihre Wette verloren geben. Der Kaiser war in hohem Grade zufriedengestellt und ließ dem Ueberwinder des namhaftesten Virtuosen seiner

Zeit nachher durch seinen Hofdirektions-Revisor Johann Thorwarth 50 Dukaten überreichen.

Mozart konnte das Geld gerade sehr gut gebrauchen und war glücklich, wenn auch die Summe nicht eben kaiserlich genannt werden konnte. Aber „der Kaiser ist einmal ein Knicker“ — tröstete sich Mozart. —

Clementi hatte bis dahin niemand je so geist- und ausdrucksvoll spielen gehört. Vorzugsweise überraschten ihn ein Adagio und mehrere der extemporirten Variationen Mozarts. Clementis Schüler L. Berger, John Field, Cramer, Klengel u. A. sind beredte Zeugen für die Thatsache, daß ihr Meister mit seiner Bravur später auch den feinsten Geschmack zu verbinden verstand. Als er das Duell mit Mozart im Musiksaal der kaiserlichen Hofburg unternahm, zählte er erst 29 Lebensjahre. Sein siegreicher Gegner war freilich noch um vier Jahre jünger — aber derselbe hatte niemals Anlaß gegeben, sich der Charlatanerie zu verdächtigen, wie Clementi, in dessen Spiel er damals nur das reinmechanische machen zu schätzen fand.

* * *

Die Einleitung einer gesicherten Zukunft lag den Wünschen Mozarts nie näher als während der Wintermonate des Jahres 1781, wo Hoffnungen sein Herz erfüllten, die in einer keimenden Neigung — sehr verschieden von der früheren zu Aloysia Weber — ihren Grund fanden. Aloysias Untreue hatte es nicht vermocht, seine herzlichen Gesinnungen völlig auszulöschen. Als er im März 1781 nach Wien kam, war sie bereits seit einem Jahr die Gattin des talentvollen Schauspielers, Malers, Schriftstellers und Gelehrten Josef Lange. Und Mozart freute sich im Sinne der Ruhe seines eigenen Herzens, daß Lange mit allen seinen reichen Gaben auch die einer ängstlichen Eifersucht verband, vermöge deren er die Gattin dem Verkehr mit Männern hartnäckig und besorgt versagte. — Vater Weber, gereizt durch Vorspiegelungen eines glänzenden Looses, war mit seiner Familie im August 1779 von München nach Wien übergesiedelt. Er fand sich aber zunächst in der Hoffnung getäuscht, seine Aloysia als ersten Stern der kaiserlichen

Oper glänzen zu sehen. Der Schmerz solcher Enttäuschung, Selbstvorwürfe wegen seiner übereilten Abreise von München, wo seine Verhältnisse aufs beste geordnet waren, Nahrungssorgen und Mangel: alldas drang auf den reumüthigen Mann so heftig ein, daß ein jäher Schlagfluß seinem rüstigen fünfundvierzigjährigen Leben am 22. Oktober 1779 ein Ziel setzte, ehe er das Glück der Beruhigung noch gekostet, Aloysien in den Verband der Oper aufgenommen zu sehen und die Zukunft seiner Gattin und der vier Töchter gesichert zu wissen. Die hinterbliebene Wittwe mußte sich und die Töchter nun durch die theuere Zeit zu bringen suchen, so gut es gehen mochte. Sie vermiethete Zimmer und bezog nach der Verbindung Aloysias mit Lange von ihrem Schwiegersohne eine jährliche Pension im Betrage von 700 Gulden.

Als Mozart durch den erzbischöflichen Läufer am 1. Mai 1781 die pöbelhafte Weisung erhielt, die Wohnung des Hieronymus in Nr. 7 der Singerstraße augenblicklich zu räumen (Seite 222), fand er freundliche Aufnahme bei Frau Weber. Sie wohnte am Petersplatz („auf dem Peter") unter den Tuchlauben Nr. 577 (jetzt Nr. 11) im zweiten Stockwerk des Hauses, das den altehrwürdigen Namen „zum Auge Gottes" führte. Hier unter lieben mannheimer Freunden genoß er auch Beköstigung und fürsorgende Pflege, konnte im behaglichen Hauskleide sich „hungrig" schreiben, wie er es liebte, und nach seiner gewohnten Bequemlichkeit leben. Die drei Töchter Josefa, Constanze und die noch sehr jugendliche Sofie gingen gern ein auf die lustigen Späße, mit denen Mozart die Abendstunden nach gethaner Tagesarbeit so unterhaltend zu verkürzen verstand. Sie spielten zusammen versteckens und andere Kinderspiele. Er war noch immer unglaublich erfinderisch in allerlei Kurzweil und harmlosen Scherzen, was z. B. ein Klaviersatz beweist, in welchem die drei Schwestern musikalisch porträtirt sind, wie ihre programmartig angebrachten Namensüberschriften es deutlich machen.

In solchem wohnlichen Zustande einer ansprechenden Häuslichkeit regte sich der Geist eines wohlgeordneten arbeitsamen Fleißes, der sich freiwillig band an eine planvolle Regelmäßigkeit, mit welcher die Tagesstunden ausgefüllt wurden. Früh um 6 Uhr war der strebsame

Meister, der auch in seiner äußeren Erscheinung, wie in seiner Kunst guten Geschmack und distinguirte Sorgfalt liebte, schon völlig frisirt, eine zeitraubende Prozedur in den Tagen des Puders und Zopfes. Die Vollendung des Anzuges füllte dann noch die Zeit bis 7 Uhr — eine ganze Stunde! — aus. Bis 9 Uhr sah man ihn regelmäßig am Schreibtisch. Wenn er zu unterrichten hatte, verwandte er die Vormittagsstunden dazu. Um 1 Uhr wurde bei Webers zu Tisch gegangen. In vornehmen Häusern, wohin er nicht selten zum Mittagsmahl geladen wurde, pflegte man um 2 Uhr oder auch um 3 Uhr zu speisen. Wenn häufige Abendgesellschaften und Concert oder Theater ihn nicht in Anspruch nahmen, arbeitete er wieder von 5 oder 6 Uhr ab bis zum Abendbrot. Kam er nicht zu spät nach Hause, so benutzte er noch die Zeit vor dem schlafengehen und vergaß sich dabei nicht selten. In solchen Fällen fand er häufig erst um 1 Uhr in der Nacht seine so bedürftige Ruhe. Doch hinderte ihn das nicht, die angedeutete Tagesarbeit um 6 Uhr früh schon wieder zu eröffnen.

Daß es an gelegentlichen Unterbrechungen nicht gemangelt haben werde, läßt sich voraussetzen. Im Sommer besuchte er z. B. an schönen Nachmittagen gern den Prater in Begleitung der Mutter Weber und ihrer drei Töchter. Aber bemerkenswerth ist es, daß die Tagesordnung in verschiedenen, der Zeit nach getrennten Briefen übereinstimmend so beschrieben wird, wie sie oben gekennzeichnet ist. Eine nähere herzliche Beziehung vermochte Mozart in diesem Verkehr mit Webers jedoch nicht zu gewinnen, als sie schon in Mannheim und München bestanden hatte. Vielmehr konnte die intimere Bekanntschaft nur eine Lockerung des engeren Anschlusses bewirken. Die Mutter besaß wenig Eigenschaften, die auf ein gebildetes feinerfühlendes Herz hätte schließen lassen. Sie hatte sogar einige unweibliche Neigungen, zu denen auch der übermäßige Genuß des Weins gehörte. Uebrigens versagte sie den Wein ihren Töchtern ganz. Diese tranken nur Wasser. Josefa, die älteste Tochter, erschien dem Meister damals als „eine faule, grobe Person, die es dick hinter den Ohren habe". Von der Falschheit Aloysias hatte er selbst eine empfindliche Probe erlebt. Nach ihrer Verheiratung meinte er aber noch andere sittliche Schwächen

in ihr entdeckt zu haben: sie sei eine schlechtdenkende Frau und dabei eine Kokette, urtheilte er. — Für ein gutes, aber von einem gefährlichen Leichtsinn besessenes Mädchen hielt er Sofie, die jüngste Tochter.

Das Aschenbrödel der Familie war Constanze. Ihr überließ die Mutter die Sorge für das ganze Hauswesen. Aber wie treulich und geschickt sie sich dieser Pflichterfüllung auch annahm, sie konnte der Mutter und den Schwestern nichts recht machen. Was die Mutter von ihren schmalen Mitteln zu erübrigen vermochte, wandte sie den Schwestern Constanzens zu. Jene schmückten und putzten sich; Constanze ging aufs einfachste aber adrett und reinlich gekleidet; sie bereitete sich selbst die Gegenstände, die zu ihrer schlichten Kleidung gehörten, während für die Schwestern Nähterinnen und Schneider arbeiteten. Ebenso wurde für diese ein dienstbarer Geist zum frisiren gehalten, während Constanze sich selbst frisirte. Sie war nicht eben schön zu nennen, doch sie zeichnete sich aus durch ihren wohlproportionirten Wuchs und zwar kleine aber seelenvolle schwarze Augen, die ihr treffliches Herz wiederspiegelten. Ohne geistreich zu sein, besaß Constanze gesunden Menschenverstand genug, um sich über die Dinge ihrer Erfahrung ein treffendes Urtheil zu bilden. Sie stellte ihren Schwestern gegenüber einen Gegensatz dar, der ihr Wesen in Mozarts Augen sehr vortheilhaft hervorhob. Die Rolle, welche sie im Hause der Mutter zu spielen hatte, erschien ihm wie die einer stillen Dulderin. Einst hatte ihm ein mitleidsvoller Blick aus Constanzens lieben dunkelen Augen Trost ins Herz gestrahlt. Das war damals geschehen, als Aloysia ihn beim Wiedersehen zu München voll schnöden Undanks lieblos abwies. (S. 191.) Haftete jener Blick Constanzens noch in seiner Seele? — Gewiß ist, daß Mozart, von Mitgefühl für das Aschenbrödel der Familie Weber ergriffen, ernstlich darüber nachsann, wie er das geplagte Mädchen aus den unwürdigen häuslichen Fesseln befreien, wie er es möchte „erretten" können. Constanzens umfängliche Sopranstimme, ihre Freude an Mozarts Kunst, ihre eigenen musikalischen Gaben vermittelten zunächst wenigstens einen näheren Verkehr. Schon in München hatte er mit ihr musizirt.

Die gemeinschaftlichen Spaziergänge nach dem Prater blieben der klatschsüchtigen Verleumdung nicht entzogen. Insgeheim wurde dem Vater nach Salzburg berichtet, sein lieber Sohn stehe im begriff eine der Weberschen Töchter zu heiraten, was bei der Unsicherheit seiner dermaligen Umstände offenbar den fürsorglichen Freunden sehr bedenklich erscheinen müsse. Leopold, der den Sohn — seitdem dieser sich von der väterlichen Zucht losgelöst — jeder unbesonnenen Handlung für fähig hielt, war weit davon entfernt, wegen der Stichhaltigkeit eines solchen Gerüchtes zunächst Erkundigungen einzuziehen. Vielmehr überschüttete er den Verklagten sogleich mit Vorwürfen und ertheilte ihm den gemessenen Befehl, ohne Verzug ein Haus zu verlassen, in welchem man schon einmal versucht habe, ihn mit List in das klebrige Netz einer unabsehlich trostlosen Ehe einzufangen. — Wolfgang war über solche Unterstellung und über die unverdienten Vorwürfe seines Vaters nicht wenig erschrocken. Er betheuerte der Wahrheit gemäß, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihm und irgend welchem weiblichen Wesen — denn man hatte ihn fälschlicher Weise gar eines unerlaubten Umgangs mit einer übel berufenen Person beschuldigt — weder bestanden habe noch bestehe; er schilderte seinen häuslichen Verkehr mit den Töchtern der Frau Weberin und verschwieg nicht, daß er mit denselben gern tändele und scherze, eine Ehe aber für jetzt selbst als Unglück betrachten müsse; hätte er alle Frauenzimmer heiraten sollen, mit denen er je einmal gespaßt, da müsse er jetzt einen Harem von wol 200 Frauen haben. Madam Weber sei indessen selbst überzeugt, daß den verleumderischen Gerüchten ferner kein Vorschub mehr geleistet werden dürfe, daß die öffentlichen Spaziergänge einzustellen seien, und daß Mozart gut thun werde, sich nach einer anderen Wohnung umzuschauen. Mit beweglicher Herzlichkeit bat er den Vater, doch nicht jedem Ohrenbläser so leicht Glauben zu schenken, sondern ihm, dem treugehorsamen offenherzigen Sohne das alte erfreuliche Vertrauen wieder zu schenken und zu bewahren.

Verschiedene Ursachen erschwerten seinen Entschluß zum Wohnungswechsel. Wo mochte er eine aufmerksame Fürsorge, wo eine gleiche Behaglichkeit, wo endlich auch um einen billigen Miethzins

Raum genug wiederfinden, seine beiden Instrumente, eins zum „Galanteriespiel“, das andere, einen orgelartigen Pedalflügel zum Vortrag im gebundenen Stil, angemessen aufzustellen neben allen anderen Zimmergeräten und Utensilien, deren er zur wohnlichen Einrichtung bedurfte! — Constanzen zu erlösen von den Mißhandlungen ihrer Schwestern und einer Mutter, die ihre Lebensformen als Beschließerin in der Gesindestube eines gräflichen Hauses ausgebildet hatte, solche ernstliche Absicht mochte sich auch leichter ausführen lassen, wenn Mozart ihr Hausgenosse und Beschützer blieb. Aber der schuldige Gehorsam gegen den bestimmt erklärten väterlichen Willen mußte alle anderen Gründe und Rücksichten überwiegen. Und der Entschluß, eine andere Wohnung zu beziehen, stand unerschütterlich fest, wiewohl er nur zögernd ausgeführt wurde. Am liebsten hätte Mozart wieder Unterkunft gefunden in einer befreundeten Familie, wo er zugleich gewohnte Kost und Pflege hätte genießen dürfen. Zwei solche Gelegenheiten boten sich ihm auch ungesucht dar.

Dr. Meßmer, der Familie Mozart seit Wolfgangs Kinderjahren herzlich befreundet, besaß an der Landstraße eine schöne Villa, in welche er den Meister aufzunehmen sich gern geneigt zeigte. Allein es wohnte dort bereits als Gast der italienische Maestro Righini, der wie Mozart urtheilte, recht hübsche Sachen schreibe, übrigens ein schlauer musikalischer Dieb sei — eine gefährliche Eigenschaft, die einem arglosen, originalen Tonmeister das zusammenleben unter einem Dach mit Recht bedenklich erscheinen ließ.

Das zweite Anerbieten machte ihm die Familie Aurnhammer. Dieselbe bestand aus dem Ehepaar und einer Tochter Josefine. Herr Aurnhammer war Mozarts guter Freund, aber stand dergestalt unter dem Pantoffel seiner schwatzhaften, einfältigen und tückischen Ehefrau, daß er z. B. Mozart zu verheimlichen bat, wenn er einmal mit ihm einen Fiacre benutzt oder ein Glas Bier getrunken hatte. Die Tochter nannte Mozart ein dickes Scheusal. Dennoch kam er täglich nach dem essen auf ein Stündchen in dieses Haus, um mit dem Fräulein zu musiziren. Josefinens Toilette war herausfordernd und ihr Gesicht konnte einem Maler als Modell dienen, der „den Teufel recht

natürlich hätte darstellen wollen". Aber dieses Ungeheuer — ehrlich genug, seine entstellenden Schönheitsfehler zu erkennen und einzugestehen — spielte zum Entzücken. Nur mangelte dem Spiel „der singende Geschmack im Cantabile". Und um nach dieser Richtung zu helfen und zu fördern, opferte Mozart dem widerwärtigen Wesen täglich eine Stunde seiner Zeit. Josefine verstand diesen Dienst, den der Meister seiner und ihrer Kunst schuldig zu sein glaubte, wieder einmal ganz falsch. Kaum aber hatte er sich überzeugt, daß dieselbe „sérieusement in ihn verliebt sei", als er seine Besuche beschränkte und durch sein Betragen jedem ferneren Mißverständniß vorzubeugen suchte. Doch selbst Spötteleien hielten ihn nicht ab, ihre redlichen Bestrebungen auf das uneigennützigste zu unterstützen, und er spielte auch wiederholt mit ihr in Akademien. Die Mutter hätte nun den gutmüthigen Meister gar zu gern noch näher an ihr Haus gefesselt. Allein auch ohne die angedeuteten Umstände würde dieser sich nicht entschlossen haben, in ein Haus zu ziehen, das eine Wohnung eher für Ratten und Mäuse, als für Menschen genannt werden konnte. Bezeichnete Frau Aurnhammer selbst es doch als ein Rattennest. „Die Stiege mußte man mittags um 12 Uhr mit der Laterne suchen" und das für Miether verfügbare Wohngemach hatte die Größe einer kleinen Kammer und ergoß durch ein Fensterchen in der Thür etwas spärliches Licht in die dunkele qualmerfüllte Küche.

Nach einer Verzögerung von fast einem Vierteljahr bezog der Meister endlich eine passende Miethswohnung im zweiten Stock des „am Graben" gelegenen Hauses Nr. 1175 (später Nr. 8). Doch hier entbehrte er bald schmerzlich das wohnliche Behagen, welches er bei Webers so angenehm empfand. Er hatte dem Gehorsam gegen die verdrossenen Launen seines trotzdem von ihm geliebten Vaters ein neues schweres Opfer gebracht. Nun bat er diesen um die Gegengabe seines Vertrauens auf die redliche Absicht des Sohnes, stets „der nämliche ehrliche Kerl" bleiben zu wollen, der er von jeher gewesen. — Die Unbequemlichkeit und das Gefühl der Oede und Vereinsamung erweckten in der neuen Wohnung mit immer bestimmteren Umrissen das herzliche Verlangen nach einer eigenen unabhängigen Häuslichkeit. Infolge der

durch die väterliche Bevormundung unentwickelt gebliebenen Fähigkeit, den täglichen kleinen Sorgen um Nahrung, Kleidung, Wäsche, Verwaltung des eingenommenen und verausgabten Geldes die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet zu halten, gerieth seine Hauswirtschaft bald in Unordnung. Eine sorgsame, häuslich erzogene Ehefrau würde der Zerrüttung der Umstände, wie auch manchem fahrlässigen, zu spät wahrgenommenen Geldverlust vorbeugen. Bei der Vorliebe für ein stilles, zurückgezogenes und arbeitsames häusliches Glück reichten die Mittel, welche der Einsame bisher sicher erwarb, wol auch für eine bescheidene Familie aus. Er glaubte sogar dann noch mehr als zuvor erübrigen zu können, um Vater und Schwester zu unterstützen, die er wiederholt aufforderte, ihren Wohnsitz in Wien zu nehmen. Hier werde auch Nannerl genug zu erwerben finden, um in der ersehnten Verbindung mit ihrem treuen d'Yppold von ihrem Herzeleid zu genesen und ein eigenes Heim zu bauen. — Zu allen solchen Erwägungen regte sich in ihm noch die Sorge um die Integrität seines Lebenswandels. Er, der nahezu 26 Jahre zählende, lebhaft und feurig fühlende Liebling aller weiblichen Wesen, hatte dieselbe bis jetzt rein und unangetastet durch alle Anfechtungen hindurchgerettet. Nun aber vernahm er deutlicher als je die Stimme der Natur. Sie sprach laut in ihm, wie in jedem jungen Manne, ja wol lauter noch „als in manchem großen starken Lümmel". Doch war er fest entschlossen, den Kampf gegen sich selbst ritterlich und siegreich zu bestehen. Das schien ihm eine der ethischen Aufgaben zu sein, die sein religiöses Bewußtsein ihm als Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen und sich selbst auferlegte.

In der räumlichen Trennung gewahrte er es immer unabweislicher, wie nahe der gewohnte Verkehr ihn bereits mit Constanze Weber verbunden habe. Und je länger und aufmerksamer er ihr stilles Thun und Treiben, ihr anspruchsloses Wesen, ihr umsichtiges häusliches walten beobachtete, desto bestimmter trat das Verlangen in den Vordergrund seiner Seele, Constanzen die Seine nennen zu dürfen. Die Abendstunden pflegte er am liebsten in dem bekannten Weberschen Familiengemach zuzubringen. Der trauliche Verkehr nährte seine

wachsende Ueberzeugung, daß Constanze seine Hand nicht abweisen werde.

Der Mutter konnten Mozarts Bewerbungen nicht verborgen bleiben. Sie waren ihr nichts weniger als unwillkommen. Denn heiratete Constanze, so blieben ihr nur noch zwei zu versorgende Töchter. Sie berechnete auch die Vortheile, welche sie von einem so gutherzigen Schwiegersohn einmal für sich zu ziehen hoffte, und beabsichtigte zu solchem Zweck, dem künftigen jungen Paar Zimmer in ihrer Behausung einzuräumen, um dasselbe jederzeit nach ihrem Willen lenken und ausbeuten zu können. Hatte sie der Freigebigkeit Mozarts doch schon seit der ersten Pflege gegenseitigen Verkehrs in Mannheim bis jetzt manche Hülfe und Annehmlichkeit zu verdanken. Gern sah sie es deshalb, daß er seine Besuche von 9 Uhr abends an regelmäßig wiederholte, nachdem er ihre Wohnung verlassen und sich am Graben eingemiethet hatte. Er verweilte gewöhnlich bis halb elf Uhr dort — jenachdem die wechselnden Launen der Hausmutter den Barometerstand der Stimmung begünstigten, auch wol länger. Jedenfalls war der Zustand befriedigend genug, um den Wunsch einer Andauer aufzuregen, bis sich das Glück dem Meister geneigt erweisen würde, ihm das gesuchte sichere Loos zu gewähren, auf dessen Grund er Constanzen in aller Form den Antrag machen dürfe, sich ihm ehelich zu verbinden.

Mozarts Lebensfaden spann sich — wie den meisten Auserwählten zu geschehen pflegt, die viel empfangen und viel geleistet — bei entscheidenden Wendungen selten oder nie glatt und ruhig auf der Spindel der Parze ab. Auch jetzt fanden sich stillwirkende Hände geschäftig, ihn zu verwirren. Es gab in Wien ja genug besorgte Freunde, denen es selbstverständlich nicht gleichgültig sein konnte, wie und wo Mozart die Abendstunden von 9 bis 11 Uhr zubringen möchte.

„Aha! — Also doch bei Webers! — Und Madam Weber duldet das? — Weiß sie denn nicht, daß Mozart sich kein Gewissen daraus macht, den jungen Mädchen leichtsinnig und lediglich zu seinem kindischen Vergnügen die Köpfe zu verdrehen, um sie nachher mit welkenden Herzen — wonicht in schlimmeren Umständen sitzen zu lassen? — Da müßte doch der Vormund der Mädchen seine Pflicht thun. Um

Ende hat der Mozart auch dem Sand in die Augen gestreut, wie der Madam Weber. — So gebietet die Nächstenliebe, ehe ein Unglück geschieht, mit dem Hofdirektions-Revisor und Inspicienten der Theatergarderobe, Herrn Johann Thorwarth selbst zu reden." —

Dieser einflußreiche Mann haßte fast noch heftiger als Mozart die Italiener und alles welsche Wesen. Durch ihn hatte der Kaiser dem glücklichen Ueberwinder Clementis 50 Dukaten als Siegespreis überreichen lassen. Weitere Beziehungen zwischen Mozart und Thorwarth bestanden indessen bisher nicht. Sie kannten einander kaum. Mozart aber sollte ihn nun näher kennen lernen. Denn Herr Thorwarth war auf Wunsch des verstorbenen Vaters Weber zum Vormund der minderjährigen Töchter desselben, namentlich Constanzens berufen worden. Und die Gefahren, mit welchen die „gewissenlosen Liebeleien" Mozarts nach Bericht seiner eigenen besorgten guten Freunde sein Mündel bedrohten, erinnerten Herrn Hofdirektions-Revisor an die vormundschaftliche Amtspflicht, den Thatbestand einmal in Person zu revidiren. —

Mit Mozart Rücksprache nehmen? — Warum nicht gar! — Hätte der Kaiser — den nicht jener allein für einen „Knicker" hielt — ihm wol ganze 50 Dukaten geschenkt, wenn er ihn nicht mit seiner allergnädigsten Huld beehrte? — Mit einem solchen Begünstigten durfte man es nicht verderben. Also hinter seinem Rücken lieber Constanzens Mutter ins Verhör genommen und ihr die Hölle heiß gemacht, bis ihr mütterliches Herz windelweich geworden und sie überredet war, ihrerseits mit Mozart zu sprechen und ihn zu bewegen, dem Vormund über seine Absichten auf Constanzens Hand bestimmte Erklärungen zu geben. Mozart fand das ganz in der Ordnung und war sogleich bereit, Herrn Thorwarth zu versichern, er sei fest entschlossen, Constanzen zu ehelichen, sobald die Einwilligung seines freilich bis jetzt noch nicht in das Geheimniß gezogenen Vaters, und eine in Aussicht stehende anständige, auskömmliche Existenz gesichert sein werde. — Mit solchen auf die Zukunft gesetzten Hoffnungen sich beruhigen zu lassen, war aber ein Vormund wie Herr Johann Thorwarth nicht geneigt. Er setzte deshalb die Unterhandlungen mit der Mutter fort, die er gefügig genug zu finden hoffte. Seine Forderung lautete nun dahin, Madam Weber

solle von Mozart ein schriftliches Eheversprechen mit rechtsverbindlicher Kraft verlangen; und bevor sie eine solche Urkunde nicht in Händen habe, müsse dem Bewerber ihrer Tochter aller und jeder Verkehr, also auch die Fortsetzung seiner täglichen Besuche untersagt werden. Dieser Forderung sich zu fügen aber weigerte sich zu des Vormunds unverhofftem Verdruß Constanzens Mutter. Sie kenne Mozart als Freund ihres Hauses bereits jahrelang; er habe ihr keinen Grund gegeben, in die Redlichkeit seiner Absichten Mißtrauen zu setzen; mithin werde sie ihm ihr Haus keinesweges verbieten. Von schriftlichem Verfahren verstehe sie nichts. Halte der Herr Hofdirektions-Revisor die urkundliche Verpflichtung für unerläßlich nothwendig, so möge derselbe solche von Mozart selbst fordern.

So lautete die unverblümte muthige Gegenerklärung der Frau Weberin. Höchst fatal! — Denn was blieb nun übrig, als die Unterhandlungen mit dem Schützling seiner apostolischen Majestät selbst weiter zu verfolgen. Wunderbarer Weise zeigte dieser sich den Wünschen des Vormundes seiner geliebten Constanze viel geneigter als die Mutter. Nur eins machte er seinerseits zur Bedingung; nämlich unverbrüchliches schweigen über die ganze schwebende Frage — und zwar aus Schonung für seinen ahnungslosen und reizbaren Vater in Salzburg. Herr Thorwarth gab in dem gewünschten Sinne sein bündiges Wort. — Bis zur Ueberreichung der verlangten Urkunde hatte Mozart sich verbindlich gemacht, die Besuche des Weberschen Hauses einzustellen. Lange währte indessen das Interdikt nicht. Ein Schriftstück, wie das geforderte, war bald zu Papier gebracht. Der Vormund prüfte und genehmigte das von Mozarts eigener Hand geschriebene, kraft dessen er sich auf besonderen Wunsch verpflichtet erklärte, Constanze Weber innerhalb des Verlaufes von drei Jahren zu ehelichen, widrigenfalls aber — was ihm völlig unmöglich erscheine, nämlich daß er diese Absicht fallen lassen könne — er verbunden und gehalten sein wolle, ihr zeitlebens alljährlich 300 Gulden auszuzahlen. Dies hatte der Vormund ausdrücklich zur Bedingung gemacht. Und Mozart war von der Treue seiner Gesinnungen so fest und klar überzeugt, daß er nicht den geringsten Einwand dagegen zu erheben fand. Faßte er aber die Möglichkeit

ins Auge, daß er später etwa erkennen müsse, er habe sich in Constanzen geirrt, so schien ihm das Opfer von jährlichen 300 Gulden durchaus nicht erheblich, seine Freiheit damit zurückzuerkaufen. Indessen meinte er sich in dem Punkt nicht irren zu können, daß Constanze zu viel Stolz besitze, um sich wie eine Waare verhandeln zu lassen. Und sogleich erhielt diese gute Meinung eine so unzweideutige Bestätigung, daß Mozarts Herz aufjauchzte:

„Was that das himmlische Mädchen? — Als der Vormund fort war, begehrte sie die Schrift von der Mutter, zerriß sie und sagte: Lieber Mozart! — ich brauche keine schriftliche Versicherung von Ihnen, ich glaube Ihren Worten." —

Sehr begreiflich, daß die um Mozarts guten Leumund so eifrig besorgten Freunde nun auch genau wissen wollten, wie die Sachen ständen, nachdem Herr Thorwarth sich ins Mittel gelegt. Da er auf ihre Verschwiegenheit gewiß rechnen konnte, so versah er sich keines Unrechtes, sein den Liebenden verpfändetes Wort zu brechen. Und Mozart gewann bald die peinlichste Anregung, darüber nachzusinnen, was von der Zuverlässigkeit eines Vormundes, wie Herrn Thorwarths, zu halten sei. — Denn als er seinem Vater nunmehr eröffnete, daß und mit wem er sich verlobt habe, daß er nie und nirgendwo eine für seine Verhältnisse passendere Gefährtin meine finden zu können, daß er deshalb um den Segen des Vaters bitte, seines liebevollen Vaters, dem ja nie etwas mehr am Herzen gelegen habe, als des Sohnes Wohl und Wehe: als Mozart das alles ausführlich und offenherzig mit warmen, kindlich liebevollen Worten gemeldet hatte, erhielt er eine so bitterböse Antwort von seinem bekümmerten Vater, wie er sie auf einen solchen Brief am wenigsten erwartet haben konnte. Doch hatte die erbitterte Stimmung des Vaters ihre Ursachen. Denn dieser wußte lange, bevor Wolfgang ihm geschrieben, alles, ja vielleicht noch mehr als was sich ereignet hatte. Dazu gehörte auch die Geschichte von dem schriftlichen Eheversprechen, welches man dem Hintergangenen tückisch abgelistet habe — eine Geschichte von der Wolfgang nichts gemeldet, weil er sie für erledigt hielt und des Vaters Reizbarkeit nicht unnöthig damit aufregen wollte, eine Geschichte aber von welcher Mozart

über Salzburg durch seinen eigenen Vater erfahren mußte, daß sie den Gegenstand des Geklatsches in allen Kreisen der wiener Gesellschaft bilde.

Also hätte Herr Thorwarth nicht reinen Mund gehalten? — O wie unrecht! — Doch ihn und Constanzens Mutter deshalb als „Verführer der Jugend" zu beschuldigen, das hätten beide vom Vater doch nicht verdient. So vertheidigte der mild urtheilende Meister den Mann, der ihm ärgerliche Ungelegenheiten und seinem Vater herbes Herzeleid bereitet hatte. Den Vater aber ließ er den Schmerz durch seine Zeilen empfinden über dessen Mißtrauen, welches ihn vermocht habe zu glauben, sein Sohn halte so wenig auf sich und besitze so wenig Einsicht, um ein Haus zu besuchen, wo man eine Art der Seelenverkäuferei zu treiben sich nicht scheue, wie der Vater das von der Mutter Weber und dem Herrn Hofdirektions-Revisor Thorwarth voraussetzen zu müssen meine.

Verleumderische Bosheit suchte alsbald auch Constanzens ehrlichen Namen bei dem geplagten Vater Mozarts zu verunglimpfen. Solchen falschen Anklagen mit Vertheidigungen entgegentreten zu müssen, empfand Wolfgang stets als eine unwürdige Beschämung. Deshalb kümmerte er sich lieber nicht um die Beschuldigungen, die das nierastende Gerücht nicht müde wurde zu erfinden und zu verbreiten. Leider aber bewirkte es die, dem edelsten Selbstgefühl entsprungene Gleichgültigkeit gegen solche tückischen Anklagen, daß sich mit dem wahren Wesen sowol Mozarts als seiner treuen Constanze vielfach ungünstige Vorstellungen verknüpfen und in der öffentlichen Beurtheilung festsetzen konnten, die bei unbefangener Prüfung des thatsächlichen sich als Irrthümer und Verleumdungen erweisen.

Im Herzen Leopolds aber ließen sie eine bittere Wurzel zurück, die seine Freude an des Sohnes Liebesglück vergiftete. Mit kleinen Aufmerksamkeiten, Handarbeiten und Geschenken suchte Constanze die schwesterliche Zuneigung Nannerls zu gewinnen; sie leistete dem Meister Handreichungen bei der Abschrift des Textes der neuen Oper „die Entführung aus dem Serail", deren ersten Aufzug und später auch die beiden folgenden Aufzüge dem Vater zur Kenntniß-

nahme in Partitur nach Salzburg gesendet wurden: das alles erfuhr zwar keine Zurückweisung, vermochte aber auch die erbetene Ertheilung des väterlichen Segens nicht zu fördern. Leopolds Stimmung erwies sich als eine so verdrossene, daß die herrliche Musik der Oper sogar spurlos an ihm vorübergegangen zu sein scheint. Er gab vor, daß er keine Zeit gehabt habe, die Partitur durchzusehen. Kein Wunder deshalb, daß Wolfgangs immer dringender werdende Bitten um des Vaters Einwilligung zu dem jungen Herzensbunde ohne Erfolg von der Eiskruste zurückprallten, mit welcher Leopold sich dagegen umstarrt und gepanzert zu zeigen hartnäckig fortfuhr.

Solchen Widerstand aber ertrug der Liebende immer schwerer — nicht aus dem einseitigen Verlangen nach eigener Häuslichkeit, sondern weil er die wachsende Nothwendigkeit empfand, seine geliebte Constanze dem verderblichen Einfluß und den bitteren Reden der Mutter, von welchen auch er selbst nicht verschont blieb, nachdem das anerkannte nähere Verhältniß die Umgangsformen jeden Zwanges entkleidet, endlich zu entziehen, sie, wie er es auffaßte, aus solchem Elende zu erretten. Die täglich erneuerten häuslichen Scenen hatten zunächst die Liebenden darüber klar und einig gemacht, daß sie niemals auf den Anspruch der Mutter eingehen würden, ihren heimischen Herd unter einem und demselben Dach mit dieser aufzuschlagen.

Und Constanzen wenigstens zeitweise aus der Nähe der Mutter zu entfernen, auch das gelang mehrmals. Die Hand dazu bot Wolfgangs treue Gönnerin, die Freifrau von Waldstetten, die sich schon als Fräulein von Schefer den Ruf einer ausgezeichneten Klavierspielerin erworben. In ihrer Ehe hatte sie entsagungsvolle trübe Erfahrungen gemacht. Nach zurückerlangter Freiheit sagte die üble Nachrede, sie suche sich nunmehr für langes darben schadlos zu halten. Freie und wenig vorsichtige Lebensformen gaben leichtfertigen Zungen Stoff genug, allerlei bedenkliche Möglichkeiten dem Namen dieser in Wien sehr bekannten Edelfrau gewissenlos als verbürgte Thatsachen anzuhängen.

Mozart kannte die näheren Umstände so gut wie jeder Wiener. Aber er schwieg selbst auch gegen seinen Vater darüber. Sorglos

ergriff er die einzige Hülfe, die sich zur Erreichung seines Wunsches ihm darbot. Hatte er doch schon wesentliche Wohlthaten von Frau von Waldstetten erfahren; — erfreute er sich doch auch der aufrichtigsten Theilnahme, die sie seiner Liebe zu Constanze Weber entgegenbrachte. Und jetzt erbot sie sich sogar, unter dem Vorwande, in einer leichten Erkrankung einer pflichttreuen Pflegerin zu bedürfen, Mozarts auf die „Rettung" seiner Verlobten gesetzter Fürsorge entgegenzukommen, indem sie Constanzens Mutter zu überreden wußte, die Tochter als Pflegerin ihr auf kurze Zeit ins Haus zu geben. So richtete sich denn Constanze in der Wohnung der Frau von Waldstetten — Nr. 360 der Leopoldstadt — häuslich ein, athmete einmal frei und leicht auf, und hier konnten sich die Liebenden nun sehen, so oft es Mozarts Muße gestattete. Dieser lockende Umstand überwand jedes bedenkliche leicht.

Doch nach abgehobenem Druck, der im Hause der Mutter die freie Bewegung Constanzens beengt und niedergehalten, offenbarte sich bald der üble Einfluß, von welchem auch ihre Art zu fühlen und ihr Betragen gegen den Vertrauten ihrer Seele nicht ganz unberührt geblieben war. Das führte nicht selten zu herzleidigen Kämpfen, wie sie Mozart von dieser Seite her wol am allerwenigsten erwartet haben mochte.

Selbst das zwanglose Benehmen der Frau von Waldstetten wirkte nicht immer als günstiges Vorbild auf Constanzens Vorstellungen von feiner Sitte und vornehmen Manieren zurück. Bei Anlaß eines Pfänderspieles, mit dem man sich in den geselligen Kreisen jener Tage oft genug zu unterhalten genügen ließ, hatte Frau von Waldstetten einem gewissen Kavalier eine Annäherung erlaubt, wie sie mit unseren und selbst mit den loseren damaligen Begriffen des anständigen und statthaften nicht in Einklang zu bringen war. Als in ähnlichem Falle die Reihe an Constanze Weber kam, ein Pfand einzulösen, nahm sie, die verlobte Braut Mozarts, keinen Anstand, dem Beispiele ihrer gastfreundlichen Gönnerin der erhaltenen Aufgabe gemäß zu folgen und vor aller anwesenden vornehmen Gäste Augen ihre jungfräuliche Sittsamkeit bedenklich bloß zu stellen. — Als Mozart das aus ihrem eigenen Munde erfuhr, sprach er seiner Verlobten seine schmerzliche Ueberraschung unverhüllt und eifrig aus und ließ es an Vorhaltungen

des unschicklichen eines solchen betragens nicht fehlen. Aber wenn er gehofft hatte, Constanze werde beschämt und reumüthig ihre gedankenlose Handlungsweise abbitten, so sollte er zu seinem Weh erkennen, wie sehr er sich dieses Mal in ihr getäuscht habe. Vielmehr ließ sie sich von einer Anwandlung aufwallenden selbstgerechten Zornes soweit fortreißen, ihrem Verlobten die Befugniß zu derartiger Bevormundung abzusprechen und ihm Freundschaft und Liebe, wie jeden ferneren Anspruch an ihre Hand kurz und gut aufzukündigen.

Wie oft traten an Mozart harte Prüfungen seiner festen, klarbewußten Seelenruhe und die Umstände beherrschenden Mannhaftigkeit heran! Aber wol keine von allen solchen schweren Heimsuchungen bestand er so charaktervoll als die fragliche.

Unversöhnlich, wie Constanze sich geberdete, überließ er sie billig ihrem eigenen nachdenken. Dann aber richtete er an sie ein liebevolles Schreiben, das die folgenden Sätze enthielt:

„Wien, den 29. April 1782.

Liebste, beste Freundin!

Diesen Namen werden Sie mir ja doch erlauben, daß ich Ihnen geben darf? — So sehr werden Sie mich ja doch nicht hassen, daß ich nicht mehr Ihr Freund sein darf und Sie nicht — mehr meine Freundin sein werden? Und — wenn Sie es auch nicht mehr sein wollen, so können Sie es mir doch nicht verbieten, gut für Sie, meine Freundin, zu denken, wie ich es nun schon gewohnt bin. Ueberlegen Sie wohl, was Sie heut zu mir gesagt haben. Sie haben mir (ohngeachtet aller meiner Bitten) dreimal den Korb gegeben und mir grade ins Gesicht gesagt, daß Sie mit mir nichts mehr zu thun haben wollten. Ich, dem es nicht so gleichgültig ist wie Ihnen, den geliebten Gegenstand zu verlieren, bin nicht so hitzig, unüberlegt und unvernünftig, den Korb anzunehmen. Zu diesem Schritte liebe ich Sie zu sehr. — Ich bitte Sie also noch einmal die Ursache dieses Verdrusses wohl zu überlegen und zu überdenken."

Nachdem er ihrem nachdenken nunmehr auf ebenso freundliche als überzeugende Weise zu Hülfe gekommen und das unpassende einer Handlung gekennzeichnet (auf deren zwar unzarte, aber keinesweges

für Constanzens sittliches Bewußtsein präjudizirliche Form die Darstellung hier verzichtet*), schließt Mozart seinen Brief mit Wärme und durchschauender Kenntniß des weiblichen Herzens:

„Das ist vorbei, und ein kleines Geständniß Ihrer — etwas unüberlegten Aufführung würde alles wieder gut gemacht haben und — wenn Sie es nicht übel nehmen, liebste Freundin — noch gut machen. Daraus sehen Sie, wie sehr ich Sie liebe. Ich brause (aber) nicht auf wie Sie — ich denke — ich überlege und ich fühle. Fühlen (auch) Sie, haben Sie (je) gefühlt, so weiß ich gewiß, daß ich heute noch ruhig werde sagen können: die Constanze ist die tugendhafte, ehrliebende, vernünftige und getreue Geliebte des rechtschaffenen und für sie wohldenkenden Mozart.“ —

Und dieses Mal täuschte Mozart sich nicht in seiner vernünftigen und getreuen Geliebten. Der Zwischenfall hatte wie ein Gewitter die Luft gereinigt, in welcher die Liebe des verlobten Paares noch fröhlicher hätte gedeihen mögen, als es die fortgesetzte Verweigerung der väterlichen Einwilligung und das häusliche Ungemach gestattete, zu welchem die Liebenden durch die Zurückberufung Constanzens aus dem Hause der Frau von Waldstetten sich wieder verurtheilt sahen.

* * *

Zur Begründung des eigenen Herdes hielt Mozart eine besoldete Anstellung im Dienst eines Gebieters nicht für so unbedingt nothwendig, wie sein kleinmüthiger Vater, wie auch Constanzens Vormund und andere, die sich in der schlechtgespielten Rolle seiner guten Freunde gefielen. Der Meister vertraute den Mitteln der in ihm wohnenden Fülle schaffender Kraft. Die ganze Welt lag vor ihm ausgebreitet, wie das Ackerfeld vor dem Säemann. Im wohlbegründeten Selbstgefühl meinte er jeder zweifelhaften Beihülfe eines lästigen Dienstzwanges sehr wohl entrathen zu können, falls Gott ihm nur die Gnade erweise, seine Arbeitskraft nicht durch Krankheitsfälle lahm zu legen.

---

*) Näheres darüber in „Mozarts Briefe“. Leipzig 1877. S. 342 f. u. a. a. O. m. vergl. daselbst auch die Fußnote.

Und die allgemeine Verehrung, die er bereits in Wien erworben, die wohlmeinenden Gesinnungen, welche ihm die Frau von Waldstetten, Gräfin Thun, Baron van Swieten, der allmächtige Kanzler Fürst Kaunitz, der Kaiser selbst bei jeder Gelegenheit nahebrachten, gaben ihm Grund genug zu dem Vertrauen, daß er auch in Krankheits- und Nothlagen nicht verlassen und ohne Rückhalt sein werde.

In solchem Sinne seine Stellung immer mehr zu sichern, darauf richtete er nun seinen angestrengten Fleiß mit der ganzen ausdauernden Zähigkeit und Treue, die ihm vom Vater angeerbt und anerzogen worden. Durch drei Kanäle: Unterweisung in musikalischen Lehrzweigen, Vorträge in öffentlichen Concerten wie in Privatgesellschaften und schöpferische Arbeiten, flossen ihm Subsistenzmittel und Ansehen, die beiden Hauptquellen zwar nicht überreichlich aber genügend zu, um seinen Lebensnachen auf dem Strom der Zeit flott zu erhalten.

Regelmäßige Gelderträge bezog er nur von seinen drei Schülerinnen, die weiter oben (S. 228) namhaft gemacht wurden. Außer den ebenfalls schon erwähnten Gelegenheiten, durch sein meisterhaftes Klavierspiel Ehre und Einnahmen zu erzielen, berichten Mozarts Briefe an die Seinigen in Salzburg von einer öffentlichen Akademie während der Fastenzeit 1782, wo er Sätze aus Idomeneo zur Aufführung brachte und ein mit neuem Rondo ausgestattetes Klavierconcert vortrug, dem der Meister selbst seine besondere Vorliebe widmete. Mit einem Seitenblick auf die Konkurrenz seines Nebenbuhlers Clementi, überzeugte der Concertgeber seine Zuhörer zum Schluß, daß auch er sich auf das extemporirte Fantasiren verstehe, eine Kunst, darin Clementi sich besonders auszuzeichnen glaubte. Derselbe veranstaltete bald darauf ebenfalls eine öffentliche Akademie und verließ danach Wien, wo neben dem von ihm aufrichtig bewunderten deutschen Meister der Boden für den fremden nicht günstig war.

Erhebliche Beträge gewann Mozart durch seine Betheiligung an den 12 Concerten, die während des Sommers im Augarten gegeben wurden. Der Kaiser unterstützte dieses Unternehmen, zu dessen Veranstaltung er einen Regensburger, Ph. J. Martin, einen Studiengenossen des Abbé Bullinger, durch Dekret ermächtigt hatte. Mit Ausnahme der Fagotte,

Trompeten und Pauken, waren die sämtlichen Orchesterinstrumente durch treffliche ausübende Musikfreunde vertreten. Wien war dazumal mit tüchtigen Dilettanten, die es ernst meinten, reich gesegnet. Der hervorragendsten einer war Baron van Swieten. Er bekleidete das Amt eines Vorsitzenden der kaiserlichen Bibliothek, führte den Titel eines wirklichen Geheimeraths und Comthurs des St. Stefan-Ordens, und erwarb sich als vielvermögender Gönner wesentliche Verdienste um die Musikpflege Wiens. Für Josef Haydn übersetzte er die englische Dichtung der „Schöpfung" und dichtete selbst den Text der „Jahreszeiten". Mozart wurde durch van Swieten zum Studium Bachs und Händels angeregt. Seine bekannte Bearbeitung des „Messias" und dreier anderer Chorwerke Händels unternahm Mozart ebenfalls auf Wunsch jenes seines feingebildeten Mäcens und warmen Freundes. Dieser schuf auch selbst dermalen geschätzte Tonwerke. Im ersten, am 26. Mai 1782 stattgefundenen Augarten-Concert spielte das Orchester eine Symfonie von ihm. Eine zweite war von Mozart, der außerdem noch in seinem Concert (Es-dur) für zwei Klaviere mit seiner liebevollen Schülerin Josefine Aurnhammer (S. 240) bei dieser Gelegenheit mitwirkte.

Inzwischen ruhte auch die Notenfeder nicht. Die oben (S. 228) erwähnten, auf Subskription herausgegebenen 6 Sonaten für Klavier und Violine — „von dem genugsam bekannten und berühmten Herrn Wolfgang Amade Mozart", wie der Titel besagte — erschienen schon im November 1781 als Opus 2 bei Artaria und Co. Die zeitgenössische öffentliche Beurtheilung (Cramer) rühmte sie als Werk eines großen Genies, so reich an neuen Gedanken, so einzig in ihrer Art, so ursprünglich, daß für eingehendere Veranschaulichung jeder Maßstab fehle.

Lag nichts dringenderes vor, so entstanden Arbeiten für Akademien, in denen der Meister sie spielte, Arien für befreundete Singende, Klaviersätze für „Scolarinnen", und andere Gelegenheitsstücke, die sich in der großen Masse alles bedeutenden und namhaften, was der reiche Genius verschwenderisch ausschüttete, kaum beachtet verloren.

Unter allen seinen, während der Jahre 1781 und 1782 entstandenen,

zahlreichen Tonschöpfungen zieht seine neue Oper „Belmonte und Constanze oder die Entführung aus dem Serail" die Aufmerksamkeit in erster Linie auf sich. Zeigte der „Idomeneo" noch die von den Italienern, Franzosen und Gluck — namentlich von dessen „Alceste" — vorgegrabenen Spuren des Weges, auf welchem Mozart zu der Höhe emporklomm, wo er seine Eigenart in reiner Luft einsam und unerreicht entfalten sollte, so bedeutete „die Entführung" den ersten festen Fuß, den er auf diese alles überragende Hochebene sicher und siegreich setzte. Hier wandte er — allem welschen Wesen den Rücken weisend — sein Antlitz voll und frei der Zukunft einer neuen deutschen dramatischen Tonkunst zu: einer lebensvollen Durchdringung der dramatischen Wahrheit und individuellen Charakteristik mit dem musikalisch Schönen; einer harmonischen Ineinanderwirkung, welcher alle verfügbaren Ausdrucksmittel, die Kunst des Schauspielers nicht weniger als die Kunst des Sängers — welche mit der unsittlichen Kastratenwirthschaft völlig gebrochen — und die Kunst eines farbenprächtigen bezeichnenden Orchesterspiels dienstbar gemacht wurden.

Einen Sprung aus dem Nichts ins vollblühende Dasein vermag der geschaffene Geist nicht zu fassen. Natur wie Kunst entwickeln ihr Neues überall keimartig und schrittweise aus einem Gewordenen. So auch Mozarts neues Werk. Das Gewordene, aus welchem die Erkenntniß seiner Mängel ein Neues schuf — ein Prozeß, der an das fortschreitende Geschäft der altgermanischen drei Nornen, Urd (das Gewordene), Skuld (das Künftige) und Werdandi (das Werdende, Neue, Gegenwärtige) gemahnt — jenes Vorhandene, aus dessen Keimen die Formen der Mozartschen Oper sich gestalteten, war das deutsche Singspiel.

Wie dieses überläßt auch Mozart die fortschreitende Handlung fast durchgehends noch dem gesprochenen Wort. Seine Tonsätze erscheinen überwiegend als lyrische Substrate der dramatischen Situationen. Ueber Arien, Liedsätze, Duette, Terzette und Quartette hinaus zu großen, kunstreichen Ensemblestücken und Finales, welche die Förderung des dramatischen Verlaufes mit einer musikalischen Charakteristik der

handelnden Personen harmonisch verschmelzen, erhebt sich die „Entführung“ noch nicht.

Der erste Aufzug schließt mit dem Terzett, das freilich dramatisch bewegt genug auf eine lustige Rauferei hinausläuft. Den Schluß des zweiten Aufzuges bildet das meisterhafte Quartett der beiden liebenden Paare (Belmonte mit Constanze, und Pedrillo mit Blondchen). Zum Ende des Ganzen gibt es einen, im Singspiel beliebten sogenannten Rundgesang, in welchem jeder singenden Person eine Strofe zuertheilt wird. Indessen zeigt Osmin, Mozarts selbständige unvergleichliche Schöpfung, daß sein grimmer Humor in den anständigen Zwang des Gewohnten sich geschmeidig zu fügen, auch hier keineswegs geneigt sei. Was kümmert es ihn, daß alle betheiligten Personen den mit Verachtung ansehen, der so viel Huld des (nach dem damaligen Zeitgeschmack gemodelten) Edelmuthes eines Bassa Selim vergessen könne! — Osmin, der feiste giftgeschwollene Feind aller Franken, durchbricht die überlieferte Wohlordnung des gemüthlichen Rundgesanges und wirft mit seinem rasenden „Erst geköpft, dann gehangen“ ein derbes Schlaglicht auf die kleinbürgerliche Philisterei, die sich schon längst in den Formalien des deutschen Singspieles breit gemacht, obwol dasselbe zu Mozarts Zeit noch so wenig Boden in der allgemeinen Volksgunst gefunden hatte, daß Autoritäten wie Lessing, Gleim und andere kompetente Beurtheiler die Berechtigung der ganzen Kunstgattung bestritten, weil sie den höheren Zwecken der Bühne zum Verderben gereiche.

Die schöpferische Gestaltungskraft, die sich in der „Entführung“ bethätigte, war nun sehr geeignet, alle erhobenen Bedenken niederzuschlagen. Gleims Vorwurf, im Singspiel würden nur kleine Thaten gethan und über große Thaten billige Scherze gemacht, mußte einem Werke gegenüber wol verstummen, in welchem ein unerschöpflich reicher Genius kleine Scherze in große Thaten umsetzte, eine Fülle gemütstiefer Lebenswärme ausströmte, die unvergleichlichste Meisterschaft in der ausdrucksvollen Handhabung aller Kunstmittel offenbarte, und eine charakteristische Figur, den Osmin, schuf, wie sie in der gesamten dramatischen Dichtung aller Zeiten ihres Gleichen sucht.

Mit einem Schlage besaß das deutsche Volk in der „Entführung“

eine Oper, mit der keine andere Nation, weder die Italiener in ihrer Opera buffa, noch die Franzosen in ihrer nationalen Operette sich messen konnten. Das Werk, welches zu Wien während des Jahres 1782 sechszehnmal gegeben wurde, verbreitete sich beispiellos schnell über die Bühnen von Prag, Leipzig, Mannheim, Salzburg, Kassel und Berlin.

Josefs II. Wunsch, das Hoftheater in eine Nationalbühne zu verwandeln, hatte in der „Entführung" einen thatsächlichen Anhalt gefunden. Und Mozarts Stellung in der Kaiserstadt, sein Ruf aber in der ganzen musikalischen Welt (zunächst des heiligen römischen Reiches deutscher Nation) war für alle Zukunft fest begründet.

Und ein solches Werk schuf der Meister umstrickt von den Sorgen um die Existenz; umgarnt von versteckten und offenen Anfeindungen kleinlicher Neidlinge und böswilliger Verleumder; dabei bedrängt von Mißtrauen und herben unverdienten Vorwürfen seines ängstlichen, in seiner wachsenden Grämlichkeit zur Selbstsucht geneigten Vaters; beunruhigt im Gemüt von Sehnsucht nach einer Häuslichkeit im herzlichen Verein mit einer Geliebten, die, in Fesseln eines peinlich drückenden Familienjoches schmachtend, ihm durch den hartherzigen Eigensinn des Vaters trotz der beweglichsten Bitten und einleuchtendsten Vernunftgründe erbarmungslos versagt blieb.

Hätte eine von allen solchen Schwierigkeiten und gemütlichen Hemmungen genügt, um anderer Meister Schöpferkraft zu lähmen und zu untergraben: Mozart gereichte der Druck zum kühnsten, freisten Aufschwung. Aus begeisterter Vertiefung in seine schöne Kunst gewann er stets wieder erfrischten Lebensmuth, gestählte Muskelkraft des Geistes. Und während die Oper immer weiter hinausgerückt wurde, nachdem sie längst vollendet zu Papier gebracht war, tröstete er sich mit der Freude, welche ihm einst die Aufführung gewähren müsse. Schon im Laufe des Novembers bot sich eine Gelegenheit zur Aufführung. Allein die vorhergegangene Aussichtslosigkeit hatte den Meister veranlaßt, seine Arbeit liegen zu lassen, bis sich die Umstände günstiger gestaltet haben möchten. Bis zum Abschluß des ersten Aktes war sie — wie oben bereits mitgetheilt — schon im August gediehen. Verdrossen über die Säumniß nahm er im November die Arbeit wieder auf und förderte

sie nach wiederholten Unterbrechungen so weit, daß die erste Vorstellung gleich nach Ostern ins Auge gefaßt werden konnte. — Aus seinen an den Vater während der Arbeitszeit gerichteten Briefen erhellt es wieder, wie viel selbständigen Einfluß Mozart auf die Aus- und Umgestaltung des Textbuches auch bei diesem Werke geübt, wie klar er das unzulässige ausgemerzt, das bessere und zweckmäßigere erkannt und zu ergänzen verstanden habe. Nur der „geläufigen Gurgel der Mlle. Cavalieri (Constanze)“ und der leichtansprechenden Höhe des Soprans der Mlle. Teyber (Blondchen) machte er dieses Mal einige Zugeständnisse. In den Ensemblesätzen dagegen, wie auch in allen Einzelgesängen seiner vortrefflichen Darsteller, Adamberger (Belmonte), Daun (Pedrillo) und Fischer (Osmin), folgte er rücksichtslos seinen als richtig erkannten künstlerischen Absichten. Die Leistungsfähigkeit dieser Meister dramatischen Bühnengesanges erleichterte ihm die Erreichung seiner Zwecke. Ohne Zweifel wäre die Partie des Osmin eine weniger anspruchsvolle, aber gewiß nicht vollendetere geworden, wenn sie für einen Bassisten geschrieben worden wäre, der ihr gesanglich und dramatisch nicht so gewachsen gewesen, wie Fischer mit seinem charakteristischen Spiel und einer vorzüglich geschulten sonoren Stimme, die sich gleichmäßig über drittehalb Oktaven (von D bis a') erstreckte. In dem Theaterinspicienten Stephanie dem Jüngeren, der auch das Buch von Bretzner in Vorschlag gebracht hatte (S. 230), fand Mozart einen verständigen, gewandten und bühnenkundigen Dichter, der auf alle nöthig gefundenen Umgestaltungen des oft albernen und abgeschmackten Buches entgegenkommend einzugehen bereit war.

So lag zur Aufführung alles fertig und nach Ostern hätte dieselbe vor sich gehen können, wäre sie nicht von Gegenwirkungen abermals verhindert worden, die auf Salieris und seiner um das Schicksal der welschen Oper besorgten Gesinnungsgenossen Urheberschaft rathen lassen. Was man von Mozarts Werk zu erwarten habe, konnte diesen Herren nicht fraglich erscheinen. Die Sänger priesen die ihnen zugetheilten Partien ja laut genug. Bei der Gräfin Thun und an anderen Orten hatte Mozart wiederholt Bruchstücke seines neuen Werkes zum besten gegeben. Ausgang Mai's war er mit seiner lieben Constanze wieder

von der Gräfin Thun zu Tisch eingeladen, um ihr und ihren Gästen den dritten Aufzug „vorzureiten". Anfang Juni fand sogar schon eine erste Probe statt. Je weiter sich aber die vortheilhaftesten Gerüchte über die beispiellose Schönheit der Oper in den wiener Kreisen ausbreiteten, desto eifriger bemühten sich die Widersacher, der öffentlichen Aufführung Schwierigkeiten entgegen zu thürmen.

Den Kaiser, der es nicht begriff, woher der lange Verzug komme, wußte man mit Scheingründen — wol auch mit leisen Verdächtigungen hinzuhalten. Endlich aber riß dem hohen Gönner Mozarts die Geduld. Er gab den gemessenen Befehl, die Oper nunmehr unverzüglich zur Aufführung vorzubereiten; und das wirkte.

Am 12. Juli 1782 ging die „Entführung" zum ersten Mal in die Scene. Die Räume des Hauses hatten nicht allen herzudrängenden Einlaß verstattet. Infolge der hartnäckigen Kabale waren die Erwartungen aufs höchste gespannt. Sie wurden weitaus von dem herrlichen Werke übertroffen. Unter endlosem Applaus verlief die Vorstellung. Die Mehrzahl der Gesangsätze mußte wiederholt werden. So hatte die erste Aufführung das Schicksal dieser durchaus neuen, originellen und echt deutschen Oper sofort aufs unzweifelhafteste besiegelt. Am 19. Juli fand schon die zweite Vorstellung statt, unerachtet die Gegner auch jetzt noch den verzweifelten aussichtslosen Kampf gegen die Wiederholung fortsetzten. Es mußte ihnen endlich klar werden, daß ihre Ränke das verdiente Loos einer schmählichen Niederlage ereilt habe. Denn trotz einiger unvorgesehener Zwischenfälle übertraf die Wiederholung an entschiedenem Erfolg noch den der ersten Aufführung. Beide Vorstellungen ergaben den für jene Verhältnisse unerhörten Kassenertrag von zusammen 1200 Gulden. Und unerachtet der erschrecklichen Sommerglut, welche die Temperatur im Inneren des Theaters bis zu kaum erträglicher Schwüle steigerte, wiederholte man das neue „Kassenstück" so oft, daß Mozart selbst Bedenken dagegen erhob, weil er sein Werk „nicht so auspeitschen lassen" wollte.

Eine Oper, welche solchen ruhmreichen Erfolg davongetragen, verlangte nun auch das Volk auf Plätzen und Gassen erklingen zu hören. Um sich den Vortheil nicht entgehen zu lassen, gab Mozart dem

ansinnen Raum, sein Werk für Blaseinstrumente einzurichten, eine Arbeit, die rasch gefördert werden mußte, weil ihm sonst leicht ein Andrer zuvorkommen konnte. — Bei seinem mit solcher mühsamen und zeitraubenden Einrichtung beschäftigten Sohne, bestellte die Familie Haffner in Salzburg durch Leopold Mozart eine Serenade. Sie sollte bis zu einem bestimmten nahen Zeitpunkt geliefert werden und der Vater, welcher einen Antheil des Gewinnes daran erlangte, drang darauf, diese Aufgabe nicht zu verzögern. Zwei so große schleunige Arbeiten auf einmal! — Dazu gar noch eine bestellte Nachtmusik, welche „geschwinde" gemacht werden sollte*)! Da mußten schon die Stunden der nächtlichen Ruhe zu Hülfe genommen werden. „Ihnen seien sie aufgeopfert" — schrieb Mozart an den mahnenden Vater. Und um seine Ungeduld zu beruhigen, sandte er ihm die Haffner-Musik bruchstückweise; an jedem Posttage einen neuen Satz. Später ließ er sich das Ganze wiederschicken. Im Drange der Geschäfte hatte sein sonst so bewunderswerthes Gedächtniß das Werk so wenig festgehalten, daß es ihm nach Verlauf von einem halben Jahre wie ein völlig unbekanntes entgegentrat. Was er so flüchtig zu Papier gebracht, überraschte und befriedigte ihn aber dergestalt, daß er den schönsten Erfolg sicher voraussah. Er fand, daß mit Ausmerzung einiger Stücke sehr wohl eine große viersätzige Symfonie daraus werden könne. Und in dieser Gestalt hört man die ursprüngliche Serenata (mit hinzugefügten Flöten und Klarinetten) noch jetzt in Concertsälen. Es ist die bekannte D-dur-Symfonie mit dem festlichen Allegro und Presto-Finale. Die Tonart D-dur wählte Mozart aus zarter Rücksicht auf die Vorliebe, welche sein Vater dafür hatte. (Köchel 385.) Diese Symfonie zeichnet sich vor der ersten Haffner-Serenade von 1776 (S. 107) durch reicheren und reiferen Gedankengehalt merklich aus.

Und wie lohnte Leopold die treuen aufopferungsbereiten Anstrengungen des Sohnes? — Als dieser ihm die Partitur der „Entführung" mit dem vorletzten Stück der wundervollen Haffner-Serenata

*) Vermuthlich die Serenata (c-moll) für Hoboen, Klarinetten, Hörner und Fagotte (Köchel 388) — auch als Streichquintett von Mozart selbst bearbeitet.

gesandt hatte, erhielt er eine so gleichgültige, kalte Antwort und dazu wieder argwöhnische Verdächtigungen, wie er auf die Nachricht von der glänzenden Aufnahme seiner Oper sie keinesweges vermuthen konnte. (Vergl. Seite 247.) „Nach meiner Empfindung zu schließen“ — entgegnete Wolfgang — „glaubte ich, Sie würden vor Begierde kaum das Packet eröffnen können, um nur geschwind das Werk Ihres Sohnes zu besehen, welches in Wien (nicht schlechthin gefallen), sondern so Lärm macht, daß man gar nichts anderes hören will, und das Theater allzeit von Menschen wimmelt. — Allein — Sie hatten nicht so viel Zeit! — Die ganze Welt (also) behauptet, daß ich durch mein großsprechen, kritisiren die Professori der Musik und auch andere Leute zu Feinden habe? — Was für eine Welt? — Vermuthlich die salzburger Welt; denn wer hier ist, wird genug das Gegentheil davon sehen und hören; — und das soll meine Antwort darauf sein.“ So bricht er mit gerechtem Stolz die Rechtfertigung ab. — Am Schluß dieses Briefes vom 31. Juli kommt er noch einmal zurück auf das stehende Thema, seine Heirat, und erwartet aufs bestimmteste, durch das nächste Schreiben des Vaters seine Einwilligung zu erlangen. „Sie können“ — meint der Geplagte — „gar nichts dagegen einzuwenden haben — und haben es auch wirklich nicht. Das zeigen Ihre Briefe. Denn sie ist ein ehrliches braves Mädchen von guten Eltern — ich bin im Stande ihr Brot zu verschaffen — wir lieben uns und wollen uns. Alles was Sie mir geschrieben haben und allenfalls noch schreiben können, wäre nichts als gutmeinender Rath! — welcher so schön und gut als er sein mag, — nicht mehr paßt. Da ist also nichts aufzuschieben. Lieber sich seine Sachen recht in Ordnung gebracht und einen ehrlichen Kerl gemacht! — das wird Gott dann allzeit belohnen. Ich will mir nichts vorzuwerfen haben.“ —

Diese letzten Andeutungen erregten abermals den Argwohn des Alten. Er setzte voraus, Wolfgang habe Constanze und die Ihrigen auf Unterstützungen vertröstet, deren man sich aus der salzburgischen Hülfsquelle in Nothlagen jederzeit versehen dürfe. Wolfgang erwiderte darauf kurz, der Vater habe sich in seinem Sohne betrogen, wenn er ihn einer so schlechten Gesinnung glaube fähig halten zu dürfen.

Vielmehr scheint die Aeußerung, „er wolle sich nichts vorzuwerfen haben", auf die krankhafte Erregung schließen zu lassen, in welche das aussichtslose warten und stete Kämpfe mit der Mutter und mit dem Vormund Constanzen wie Mozart versetzt hatte und beide sogar mit Gesundheitsstörungen bedrohte.

Es war wieder einmal gelungen, Constanzen dem unmittelbaren übelen Einfluß der Mutter zeitweise zu entrücken. Wie schon öfter weilte die Geliebte seit Wochen in der Leopoldstadt bei Frau von Waldstetten. Der Mutter ward das zu lange. Sie war eifersüchtig auf ihre mütterlichen Vorrechte, konspirirte mit Thorwarth, dem Vormunde, und man beschloß gar die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, um das Mädchen mit Gewalt wie eine Verbrecherin in das mütterliche Haus zurückzuführen. Sofie, die jüngste Schwester Constanzens, außer sich über solche Härte, wußte Mozart durch die Magd davon zu benachrichtigen. Ueber Musikalien, welche Frau Weber ihm zu schicken hatte, ließ sie sich — nebenbei bemerkt — eine schriftliche Bescheinigung von ihm geben.

Seine Verlobte von einer Polizeiwache über die Straße geschleppt! — Da war Gefahr im Verzuge. — Mozart meldete der Frau von Waldstetten sofort, was dem nichtsahnenden Mädchen und seiner eigenen Ehre drohe. Er beschwor seine Gönnerin, zu rathen, zu helfen, fragte ob es empfehlbar, mit dem Vormunde Rücksprache zu nehmen, und sah nur ein Rettungsmittel: nämlich Constanzen lieber heute als morgen der Gewalt der Mutter durch die Heirat zu entreißen.

Frau von Waldstetten säumte nicht zu handeln. Sie konnte sich auf einen mächtigen Verbündeten, auf den Kaiser selbst stützen. Josef II. mischte sich auf patriarchalische Weise gern in die Privatverhältnisse seiner Schützlinge. Schon im Dezember vorigen Jahres sprach er heimlich mit Mozart über seine Beziehung zu Constanze Weber. Nach der Vorstellung der „Entführung" war Mozart seinem landesväterlichen Herzen noch viel näher gerückt. Er lobte seine Oper. „Viel zu schön für unsere Ohren" — sagte er und setzte scherzend hinzu, „aber gewaltig viel Noten, lieber Mozart," worauf dieser zur Antwort gab,

„gerade so viel als nothwendig sind." Das hatte dem hohen Herrn gefallen. —

Gestützt auf die besondere kaiserliche Gunst gelang es nun der Frau von Waldstetten, nicht allein alle Vorbereitungen zum Hochzeitsfest zu treffen, sondern auch die widerwilligen Elemente, als Mozarts Vater, Frau Weber und Herrn Thorwarth der Heirat geneigter zu machen, obendrein den Dispens vom dreimaligen kirchlichen Aufgebot zu erwirken, und endlich noch eine Wohnung für das künftige junge Paar zu besorgen.

Die Schnelligkeit, mit welcher alle diese schwierigen Vorbereitungen getroffen wurden, fordert die höchste Achtung heraus vor der warmherzigen Thatkraft der edelen Frau. Am 3. August unterzeichneten die Verlobten den Heiratskontrakt. Die als Zeugen aufgeführten Mitunterzeichner waren Maria Cäcilia Weber als Brautmutter, Johann Karl Cetto von Kronstorff, Landrath, als hierzu erbetener Zeuge, Johann Thorwarth, k. k. Theatral. Hof-Direktions-Revisor als Gerhab (Vormund), und der Beistand Mozarts, Franz Gilowsky de Viazowa, Magister Chirurgiae et Anatomiae, ein Bruder des oft erwähnten Katherl in Salzburg, einst Zielscheibe der Bolzenschützen. (S. 107.)

Am folgenden Tage, den 4. August, wurde Hochzeit gehalten. Es war ein Sonntag. Freitags zuvor hatten die Verlobten gebeichtet und Gottes Segen erfleht.

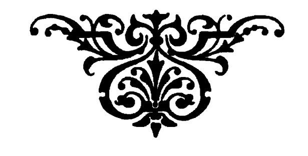
Die kirchliche Trauung fand statt in der Hauptpfarre zu St. Stefan. Außer den genannten Trauzeugen wohnte noch Sofie Weber, Constanzens Brautjungfer, dem feierlichen Akt bei. Es war ein beweglicher Augenblick, als die Verbundenen ihren heißen Thränen Dankes und gerührter Freude nicht zu wehren vermochten. Die Augen aller Anwesenden wurden feucht. Selbst der Priester vermochte seiner Ergriffenheit nicht zu gebieten. — Mit der Aufnahme des Trauungsprotokolls*) war den kirchlichen und bürgerlichen Ansprüchen Genüge geleistet.

*) Jahn, W. A. Mozart II. 591, 1867, theilt einen Auszug aus dem betr. Kirchenbuche vom 13. Juli 1847 mit, welcher hinsichtlich einiger Zeitangaben über Mozarts Wohnungen im „Auge Gottes" und in anderen Häusern einer Berichtigung zu bedürfen scheint.

Frau von Waldstetten, die man im kleinen Kreise der Trauzeugen vermißt haben mag, sah man indessen für das junge Paar anderweitig vollauf beschäftigt. Sie bereitete in ihrer Wohnung den Gästen ein Hochzeitsmahl, welches die Neuvermählten mehr „fürstlich als baronisch“ fanden. — So ging der denkwürdige Tag unter den Freuden des Mahls und behaglicher Geselligkeit ungestört zu Ende. — Er schied den Meister und seine junge Gattin von qualvollen Kämpfen, in denen die Treue obgesiegt und zum ersehnten Ziel geführt hatte. Und als nach zwei Tagen die mit gerechter Zuversicht erwartete Einwilligung des Vaters endlich eintraf und dem geschlossenen Herzens- und Lebensbunde das Siegel des schmerzlich erhofften Segens aufprägte, schien Mozarts eheliches Erstlingsglück vollkommen zu sein, wie er es tief empfand.

Zur Zeit der erzwungenen Vermählung wiederholte man im Theater just die Oper, welche dieser Heirat die Wege bahnen half und zum musikalischen Ausdruck der liebenden sehnsüchtigen Bewegungen diente, die den Meister während der Schaffenszeit so ganz erfüllten und bestimmten. Mit Bezug hierauf und auf die gewaltsame Weise, wie der Verlobte seine Geliebte aus dem Machtbereich ihrer widerstrebenden Mutter zum Altar führte, verwandelte der joviale Kaiser den öffentlichen Titel der Oper in einen familiären. Er nannte das Werk fortan:

Mozart und Constanze oder die Entführung
aus dem „Auge Gottes“.





her, auf und ab schleudert. Wie oft auch mag Mozart und seine liebende Ehegenossin an die Wahrheit des Spruches erinnert worden sein, daß unsere Wege nicht Gottes Wege sind. Und zu alle dem: was nennen die Menschen ein glückliches Lebensloos? — Einer will es mit seinen Händen fassen und festhalten, was seine Ansprüche und Wünsche befriedigen kann. Ein andrer hegt im Herzen den unentreißbaren reichen Schatz stillbeglückten Genügens. Und in diesem Sinne ergossen unerschöpfliche Quellen den überschwänglichsten Gottessegen herab über Mozarts innere Welt, zumal seitdem sie, von der sonnigen Wärme ehelichen Liebeslebens angestrahlt, ihm himmlische Freuden des Daseins erschloß. Daß die Ehe für beide betheiligten einen wahrhaft beglückten Zustand schuf, worin könnte sich das überzeugender darthun, als in ihrem beiderseitigen Bewußtsein des Wachsthums und der Vertiefung ihres religiösen Gefühls und der Kraft ihrer gottesdienstlichen Andacht zur Vorbereitung auf die Hochzeit, die erst aus dem flüssig gewordenen Liebesbronnen unversiegbaren Lebensinhalt mit Verständniß schöpfen lernte. Mozarts Ehe vollendete nicht nur seine menschliche Reife, sondern auch seine künstlerische Meisterschaft. Ihr Einfluß auf solchen Gang der Entwickelung darf gewiß nicht unterschätzt werden. Seine Verbindung mit Constanze Weber ermangelte demnach keineswegs des Segens von oben; derselbe machte ihn vielmehr zu einem der glücklichsten Erdenbürger, der er bis zu seinem Lebensende blieb, wie oft auch die äußeren Zustände dieser fragwürdigen Thatsache zu widersprechen scheinen möchten. — — —

Aufstrebender leichtblütiger Jugendmuth flocht dem glücklichen Paar seinen vollblühenden Hochzeitskranz. Wolfgang zählte 26, Constanze 18 Lebenslenze. Verheißungsvoll, aber von dichtem Schleier verhüllt, breitete sich die Zukunft mit ungewissem neuen Inhalt vor den Neuvermählten aus. — Von Mozarts nächsten Angehörigen war weder persönlich noch brieflich jemand vertreten gewesen, als er den entscheidenden Schritt über die Schwelle des Hauses that, in welches er seine für Zeit und Ewigkeit ihm verbundene Constanze am 4. August 1782 als Hausfrau und Herrin einführte. Die widerwillige, doch von Segenswünschen begleitete Zustimmung zu diesem Ehebunde vonseiten

des Vaters traf — wie (S. 263) erwähnt — erst zwei Tage nach der Hochzeit ein. Wie schmerzlich hatte Wolfgangs liebebedürftiges Herz die versagte Theilnahme der Seinigen empfunden! — Einigen Trost aber bot das Haus, wo er seiner Constanze das neue Heim bereitete. Dasselbe war es, das er als zwölfjähriger Knabe mit seinen Eltern und der geliebten Schwester bewohnte, als die Familie 1768 in Wien einen längeren Aufenthalt nahm. Das Haus lag an der hohen Brücke (387, nochmals Nr. 25) und führte den altehrwürdigen Titel: Zum rothen Säbel. Inzwischen hatte es den Eigenthümer gewechselt. Man nannte es seitdem das Großhauptische Haus. (S. 53.) Hier im zweiten Stock fand Mozart sich freundlich angeheimelt vom Geist des Vaters und seiner verklärten Mutter. Es tröstete und beglückte ihn die mit Kindererinnerungen umgaukelte Vorstellung, gleichsam unter den segnenden Augen seiner Lieben den Herd gründen zu dürfen, an welchem die treue Constanze nunmehr als Gebieterin mit ordnendem und wirtschaftlichem Sinne walten sollte.

Die häusliche Einrichtung zeugte von Geschmack und konnte nach den herrschenden Begriffen elegant genannt werden. Keinem der Wohngemächer fehlte ein Sofa oder Diwan mit Sesseln. Polsterung und Ueberzüge waren in jedem Zimmer übereinstimmend in Form, Farbe und Stoff. Spiegel zum Theil in verziertem Goldrahmen, Gemälde, Nippes von Porzellan vollendeten den Eindruck behaglicher Wohnlichkeit. Ein Concertflügel von Anton Welter mit schwarzen Unter- und weißen Obertasten im Umfang von fünf Oktaven, ein kleines Instrument in Nußholz mit starkem wohllautenden Ton und leichter Spielart, stand wenn er nicht auswärts zu Concertzwecken gebraucht wurde, in Mozarts Arbeitsraum auf einem großen schweren Pedal, das den Flügel um drei Spannen überragte. Beim Vortrag in gebundenem Stil und zur Uebung in der Applikatur des Orgelpedals leistete dieser Untersatz unter dem Flügel treffliche Dienste. — Das Violinspiel hatte der vielbeschäftigte Meister schon seit Jahren vernachlässigt. Aber mit Vorliebe nahm er nicht selten die Viola oder Bratsche zur Hand, namentlich im Streichquartett, wenn er Mitspieler fand, die seiner würdig waren, wie Dittersdorf, Josef Haydn,

die dann die beiden Violinstimmen spielten, und Vanhall, der die Partie des Violoncells ausführte: eine Besetzung durch vier Tonmeister, die ihres gleichen sucht. — So besaß Mozart seine eigene Bratsche, welche in ihrem Kasten auch zur Einrichtung seines Arbeitszimmers gehörte. Schreibtische, unter denen einer mit Cylinderklappe; Uhren, von welchen eine in vergoldetem Gehäuse, wie andere Haus- und Zimmergeräthe; dazu Spazierstöcke, für die der Hausherr eine besondere Liebhaberei hatte; eine gewählte und reichliche Garderobe in bestem Geschmack; Silbergeschirr und meistens zum Andenken an künstlerische Triumfe aufbewahrte Kostbarkeiten in edelen Metallen, wie andere Pretiosen: das alles bildete ein sehr ansehnliches zum Theil werthvolles Inventar. Musikalien und Bücher fehlten natürlicherweise nicht. Aber die Sammlungen waren nicht so reichlich versorgt, als man erwarten sollte.

Nach des Meisters unvorhergesehenem frühen Ende umfaßte seine kleine Büchersammlung nur 41 Nummern. Unter diesen war die Theologie vertreten lediglich durch eine kölnische Ausgabe der lateinischen Bibel von 1679; die Philosophie durch Eberts Vernunftlehre, J. Oettingers Metaphysik, Mendelssohns Phädon und Schönbergs Geschäfte des Menschen; die Geschichte durch Maskows Einleitung zu den Geschichten des deutschen Reichs, einen Quartant, — zwei Bände Skizzen aus dem Leben Josefs II., — vier Bände hinterlassene Werke Friedrichs des Großen; ferner Erdbeschreibungen, Naturlehre, Reisebeschreibungen, — vier Bände der 1783 in Hamburg erschienenen Kinderbibliothek, — Brauns Götterlehre, Spenglers Rechenkunst und Algebra, Mozarts Lieblingsstudium seit den Kinderschuhen; — eine Punktirkunst; — gesammelte Gedichte von Weiser; 3 Bände des Ovid in deutscher Uebertragung von Blumauer; — Wielands Oberon, — Diogenes von Sinope, — Faustin; gesammelte Schriften von Geßner 2 Theile, — von Molière, — von Metastasio: diese drei Werke waren Andenken an die glücklichen Tage, die er in Mannheim und früher in Italien verlebte. — Von besonderem Interesse ist es, auch eine Ausgabe der Werke Kleists in zwei Bänden unter Mozarts hinterlassener Bücherei zu ent-

decken: 1765 in Wien erschienen, wird hier ein Nachdruck vorliegen der 1760 in Berlin durch Ramler besorgten Ausgabe hinterlassener Schriften Ewald Christians von Kleist in zwei Bänden, die sich in wiederholten neuen Auflagen weit verbreiteten. Außer den bezeichneten Werken besaß Mozart noch einige italienische, französische und englische Bücher verschiedenen Inhalts, Anekdoten-Sammlungen, Werke dramaturgischen und dramatischen Charakters. — Seit Gründung des häuslichen Herdes wurden auch musikalische Zeitschriften gehalten und angeschafft; unter diesen fanden sich drei Jahrgänge eines musikalischen Almanachs für Deutschland (1782 bis 1784); 7 Bände des Magazins der Musik von Cramer (Hamburg 1783) und Philosophische Fragmente über die praktische Musik von Smith (Wien 1787).

Die inventarisirte Hinterlassenschaft an Musikalien, zum größten Theil Abschriften von Werken Michael und Josef Haydns, Sebastian Bachs, Glucks, Albrechtbergers und anderer weniger namhafter Meister, macht in ihrer Systemlosigkeit einen fast wehmüthigen Eindruck. Von den Werken Mozarts selbst sind zerstreut verzeichnet nicht mehr als eine Symfonie (sie ist näher vorgemerkt als „grande périodique") — ein großes Klavierconcert — Klaviervariationen — Quintette*) aus Figaro — und eine Fantasie mit Sonate, ohne Zweifel die bekannte in c-moll. Die nachweisbare Summe aller einzelnen Ergebnisse des gesamten schöpferischen Fleißes dieses Meisters beträgt 626 Werke. Und von dieser erstaunlichen Masse alles geschaffenen fanden sich nicht mehr als die bezeichneten vier Stücke in seinem, amtlich gebuchten Nachlasse vor; keine Partitur seiner zahlreichen Messen, keine seiner herrlichen Opern, um von den Symfonien, Serenaden, Concerten, Quartetten und allen übrigen Arbeiten für die Kirche, für das Concert, für die Kammer, für den

---

*) In der Wiener Zeitung 1787 Nr. 46 Anhang wurden neben einem Klavierauszug von Figaros Hochzeit, besorgt von Kucharz, Bearbeitungen für Blaseinstrumente angezeigt, wie auch Uebersetzungen in Quintette von Abbé Vogler. Daß sich diese in Mozarts Nachlaß vorfanden, wirft ein besonderes Schlaglicht auf das sonst so antipathische und eifersüchtige Benehmen, das Vogler gegen Mozart an den Tag legte. Die Bearbeitung Voglers und Mozarts Interesse dafür erscheint fast wie eine Versöhnung.

Tanzsaal und für das Haus zu schweigen. Andere Meister lieben es, ihr gearbeitetes in dauerhaften vergoldeten Einbänden wohlgeordnet auf Repositorien und hinter Glasthüren aufzustellen. Mozart verschenkte und verstreute sorglos seine Werke, die er treu im Gedächtniß festhielt. Die ganze Summe der zu seinen Lebzeiten auf Subskription gedruckten und mit Opuszahlen bezeichneten Arbeiten erreicht nur die Höhe von 18 Werken. — Auf Constanzens Wunsch wird er den Entschluß gefaßt haben ein Verzeichniß seiner neuen Arbeiten mit Datum und thematischen Anfängen anzulegen. Das werthvolle Quellenstück beginnt 1784, im zweiten Jahre der Ehe, und ist mehr oder minder sorgfältig bis kurz vor seinem Ende weiter geführt, ein Beweis von dem erfolgreichen streben nach geordneten Zuständen, davon vor der Ehe sich nachhaltige selbständige Regungen in des Meisters Leben nirgendwo entdecken lassen. — Indessen verliert der erwähnte Mangel in der musikalischen Hinterlassenschaft etwas von seiner Auffälligkeit, wenn man erwägt, daß zu Mozarts Zeit das Musikgewerbe noch in seinen Anfängen lag und daß geistiges Eigenthum durch kein Gesetz geschützt war. Die Kirchen blieben zumeist im Besitz der Partituren, die für ihre Zwecke geschrieben worden. Opern-Partituren wurden von den Theaterdirektoren gewöhnlich gegen ein Honorar von 100 Dukaten erworben und oft durch Kopisten und andere Spekulanten ohne Vorwissen der Autoren über die Bühnen verbreitet.

Der Gewinn, welchen Verlagshandlungen, wie die von Breitkopf und Härtel in Leipzig, André in Frankfurt (Offenbach) und andere durch den Vertrieb der Werke Mozarts bald nach seinem Tode erzielten, gab der fortschreitenden Entwickelung und geregelteren Einrichtungen des deutschen Musikhandels einen sehr wirksamen Vorschub zu seinem nachmaligen Aufschwung. —

Daß von den zerstreuten Arbeiten des Meisters, die er vor seinem bleibenden Aufenthalt in der Kaiserstadt geschrieben, ein großer Theil zu Salzburg im Besitz des Vaters und der Schwester aufbewahrt worden, und ein anderer Theil in die Hände seiner Gönner, Freunde und fremder Leute übergegangen, läßt sich mit Gewißheit vermuthen, in vielen Fällen sogar nachweisen. Solche Umstände erklären auch einer-

seits den unredlichen Vortheil, den Unberechtigte aus der Veröffentlichung Mozartscher Werke zogen, wie es andrerseits begreiflich wird, daß Musikstücke in großer Menge erscheinen konnten, die Mozarts Autornamen nachweislich mit Unrecht trugen. Aufmerksame Forscher wie Otto Jahn und Ludwig von Köchel hatten deshalb ihren gesammelten Scharfblick aufzubieten, um das untergeschobene vom echten zu sondern. Dennoch ist es nicht gelungen, in allen Fällen die aufgeregten Zweifel zuverlässig zu heben.

Außer der vorerwähnten Summe im Betrag von 626 echten Mozartschen Werken zählt man noch 46 zweifelhafte und 62 erweislich unechte; dazu kommen ferner 74 Bearbeitungen Mozartscher Originalstücke für andere Organe, die wol meistens von spekulativen Verlagshandlungen veranlaßt sind; verloren gegangen scheinen 12 Werke (S. 166); unvollendet geblieben fanden sich außer dieser kaum begreiflichen Masse aller schöpferischen Leistungen (eines einzigen, früh — im noch nicht vollendeten 36sten Lebensjahre — abberufenen Meisters) endlich noch 97 Entwürfe, mehr oder weniger ausgearbeitet.

Solcher zusammenfassende Ueberblick über eine das Maß menschlicher Kräfte fast aufhebende Arbeitsamkeit, die sich nach Ausweis der Büchersammlung auch noch über andere geistige Interessen verbreitete, stets Muße genug gewährte für virtuose Concertleistungen, Studien, Privatmusik, Unterricht, Reisen, gesellige Zerstreuungen im Verkehr mit Freunden, Briefwechsel, leibliche Uebungen, Spazierritte, Bälle, Maskenscherze, freimaurische, eheliche und häusliche Pflichten und Sorgen: ein solches Gesamtbild der unermüdlichen Bethätigung gigantischer Geisteskraft und zäher Willensstärke dient denn auch zur Erläuterung und zum Verständniß der persönlichen Erscheinung des Meisters und seiner nach außen gekehrten Lebensformen, Manieren, Gewohnheiten und Neigungen.

* * *

Wolfgangs Eltern nannte man in ihrer Jugend bekanntlich das schönste Paar zu Salzburg (S. 9). Mit ungewöhnlichen Reizen holder Jungfräulichkeit war gleichfalls die Tochter Marianne geschmückt.

Und diese bestätigte es noch in ihren reiferen Jahren, daß auch Wolfgang ein liebliches Kind und schöner kräftiger Knabe gewesen sei, bis die Blatternkrankheit (S. 52) in die körperliche Entwickelung störend eingegriffen habe. Vernünftige Erziehungsgrundsätze, gesunde Kost und Pflege, reichliche leibliche Bewegung, Luftveränderung auf den vielfältigen Reisen: alles das konnte es nicht verhindern, daß die andauernden Erregungen der nach Bethätigung ringenden frühreifen Geistesgaben im Bunde mit den Folgen der Blattern nachtheilig und hemmend auf die naturgemäße Entwickelung körperlichen Wachsthums einwirkten. Zu Mozarts eigenem Kummer, der in seinem Kunstschaffen die Schönheit im Ebenmaß der Gliederung so lauter zu verklären strebte, mußte er sich selbst gestehen, daß solches Ideal in der eignen zurückgebliebenen Körperbildung seinen Ausdruck nicht fand. Konnte seine sonnige Heiterkeit vonseiten anderer getrübt werden, so geschah es leicht durch Anspielungen und Bemerkungen, welche seine bescheidene, wenig in die Augen fallende Erscheinung betrafen. An rücksichtslosen Aeußerungen im geselligen wie geschäftlichen Verkehr und sogar in der Tagespresse fehlte es nicht. Und Mozart empfand sie wie tückische Nadelstiche. — Indessen mangelte seinem wohlgebauten Wuchs nichts als erwünschte größere Maßverhältnisse. Durch auffallende Schönheitsfehler wurde derselbe keineswegs entstellt. Die zierliche, behende Gestalt ruhte auf kleinen schöngeformten Füßen, die es begreiflich machten, daß der Meister ein ebenso gewandter als enthusiastischer Tänzer war. Constanze, die in diesem Punkte gewiß ein zuständiges Urtheil hatte, widersprach der Meinung ihres Mannes nicht, sein Klavierspiel sei leichter zu übertreffen, als die Anmuth, mit der er Menuet tanzte.

Wer ihn nicht als Meister der Tastatur kannte, mochte sich billig wundern, daß so kleine, „psychische" Hände Wirkungen hervorzaubern könnten, welche jeden nachfühlenden Hörer überwältigten und über sich selbst hinaus in reinere Sphären erhoben. Fast nicht weniger als das lauschende Ohr folgte aber auch das beobachtende Auge diesen zierlich gebauten, tadellos weißen Händen mit ihren reizenden Grübchen, wenn sie in ausdrucksvollen leichten Bewegungen des geschmeidigen Hand-

gelenkes und wohlgerundeten Arms sanft und natürlich, ohne die geringste Künstelei über die schmalen Tasten seines klangvollen Concertflügels dahinschwebten und glitten, im Strahlenglanz der leuchtenden Augen und des gesammelten Ernstes eines Antlitzes, dessen bewegliches Muskelspiel den austönenden Schwingungen seiner tiefathmenden Musikseele zum beredten Dolmetscher diente. —

Das Haupt, welches den leiblichen Bau krönte, bildete nun freilich — und das läßt sich nicht beschönigen — ein Mißverhältniß. Wer von naturgemäßem Zuschnitt einer wohlkonditionirten menschlichen Gestalt jemals richtige Ansichten gewonnen, mußte sogleich erkennen, daß Mozarts Kopf zu groß für den übrigen Körper war, diesem also von der bildenden Natur ursprünglich weitere Grenzen der wachsenden Dehnbarkeit zugewiesen seien. Dachte man aber an die Fülle großer Ideen, welche der große Kopf unermüdlich und unerschöpflich aus sich herausspann, so verlor sich alsbald der erste Eindruck eines störenden Mißverhältnisses. —

Nicht so leicht gelang es dagegen zu übersehen, daß die Nase ihren Schatten auf der Gesichtsfläche auffallend weithin verstreute. In seiner reiferen Jugend, wie auch noch während der ersten Jahre seiner Ehe erfreute Mozart sich keinesweges der angenehmen Körperfülle seiner späteren Lebenszeit. Hagerkeit drängte das übrigens charaktervolle und wohlgebildete Geruchsorgan in diesem Antlitz so vordringlich heraus, daß solche leicht zu treffende Zielscheibe lustigen und spöttelnden Glossen nicht leicht entgehen konnte. Ein wiener Morgenblatt war sogar rücksichtslos genug, über den „enorm benaseten Mozart" zu witzeln. Zu solchen Ausschreitungen gab dieser hervorragende Gegenstand keine Anregung mehr, seitdem die runderen, weicheren Linien der reiferen Gestalt das auffallende desselben ausgeglichen hatten.

Ueber dem Fundamente eines schön geformten energischen Kinns öffnete sich der nicht eben kleingezeichnete Mund, der in steter Beweglichkeit bald wie zum pfeifen gespitzt, bald wie zum blasen gebläht erschien, und nicht selten auch Linien so wunderlicher Verzogenheit annahm, daß selbst begeisterte Freunde des Meisters sie von Grimassen nicht unterscheiden konnten.

Oberhalb der Augen wölbte sich die breite hohe Stirn mit den leisen, von steter Denkarbeit darauf gezeichneten Schatten. Ueber Mozarts Augen wurden die widersprechendsten Urtheile gefällt. Den schönen Schnitt mit ihren langen Wimpern und sanft geschwungenen Brauen bemängelte niemand von allen, die den Eindruck geschildert, welchen sie von Mozarts Augen empfangen. Aber diesem erschien ihr Ausdruck matt, jenem dagegen feurig; einer hielt sie für nichtssagend, ein anderer für tief und beredt; Hinz beschwor es, sie drängten sich über die natürlichen Grenzlinien rechtschaffener Augensterne zu weit vor und seien übersichtig; Kunz versicherte widerum an diesen Pforten des Lichtes nichts anderes auffallend gefunden zu haben, als dieses, daß es die liebsten, treusten, glänzendsten und schönsten Augen seien, die man jemals aus einem freundlichen Menschenantlitz habe hervorstrahlen sehen. — Die Wahrheit ist, daß alle diese auseinandergehenden Beobachtungen und Urtheile begründet sind. Falsch nur werden dieselben, wenn das einzelne zum Maß des allgemeinen gemacht wird. Während Mozart mit ernster selbstbeschaulicher Geistesarbeit beschäftigt war, schien der Blick entweder nach innen gerichtet oder irrte matt, unstät und übersichtig ohne Ausdruck umher. Theilte man ihm in solchem Zustande etwas mit, das seine Aufmerksamkeit anzog, so richtete er den Blick hingegen unverwandt auf die Gesichtszüge des sprechenden; doch geschah das nicht ohne gewaltsame Anstrengung, welche es verrieth, wie die Seelenkräfte gleichzeitig nach entlegener Richtung thätig wirkten. Die vorerwähnte leibliche Hagerkeit ließ die Augen in der That ungebürlich weit hervortreten. Später jedoch glich die zunehmende Rundung der Formen auch diese Unebenheit völlig aus. Wer Mozarts ganze feurige Seele erkennen wollte, durfte nur seine Augen betrachten während er musizirte. Solche Eindrücke hafteten unvergeßlich im Herzen des bevorzugten Beobachters.

Das häusliche und eheliche zusammenleben gleicht einer Münze, welche das reine edele Metall von Schlacken läutert und die Physiognomie der individuellen Eigenart liebender Gatten in festen deutlichen Zügen ausprägt.

Constanze kannte ihren nunmehrigen Eheliebsten lange genug, um

von manchen Absonderlichkeiten nicht allzu sehr überrascht zu werden, die sie außerhalb des Bannes stillbeglückter Häuslichkeit zu beobachten keine Gelegenheit gefunden hatte. Ob solche ihrer Liebe nicht auch schweres zu überwinden auferlegten? — Ob die rastlose Unruhe, mit welcher Mozart sich im Hause bewegte, ihr nicht manchen verstohlenen Seufzer auspreßte? —

Wie mag Constanze anfangs kopfschüttelnd und mit erfolglosen Beruhigungsversuchen auf ihren geliebten Eheherrn eingedrungen sein, wenn er schon am frühen Morgen den Geist der Ruhelosigkeit heraufbeschwor! — Selbst am Waschtisch stand er keinen Augenblick still, trippelte auf derselben Stelle unermüdlich mit den Füßen, schlug eine Ferse an die andere, bewegte sich mit feuchten Händen bald nach diesem, bald nach jenem Winkel des Zimmers, während er die Hände hastig mit dem Tuche trocknete; und dazu summte er beständig Melodien, sang zuweilen laut dazwischen, was ihm im Kopfe erklang und ihn geistig oft so anstrengend beschäftigte und erfüllte, daß dunkele Röthe sein Antlitz bedeckte. —

Auch unter den Händen des Friseurs zwang er sich nicht zum stillsitzen, wiegte sich vielmehr in unberechenbaren Körperschwingungen hin und her, sprang, von einem Gedanken gedrängt, plötzlich vom Stuhl auf, eilte nach dem Klavier, um geschwind einige prüfende Griffe auf dessen Tasten zu thun, wobei der überraschte Friseur, das Zopfband wie einen Zügel in der linken, Bürste oder Puderbeutel in der rechten Hand, den unsteten Bewegungen kaum schnell genug zu folgen vermochte; kurz, erschwerte, ohne es selbst zu merken, dem Haarkünstler seine nothwendigen Dienstleistungen auf ganz unbarmherzige Weise. —

Nicht weniger Mühe machte es der geduldigen Constanze, seine Theilnahme für trauliche Plaudereien oder ernstere Fragen des Lebens und Hauswesens zu gewinnen, wenn Morgensuppe oder Mittagsbrot die Gatten am Tische vereinigte. Er schien zwar beseelt von unverwüstlich heiterer Laune, richtete den Blick scharf und unverdrossen auf ihren sprechenden Mund, antwortete auf alle Fragen überlegt, nachdenklich und klar: aber dennoch war seine schöpferische Persönlichkeit in

wunderbarer Abgezogenheit mit ganz anderen Gegenständen angestrengtester Geistesarbeit beschäftigt. — Jeder Zweifel, jede glückliche Lösung, jede heftigere Gefühlsschwingung, jeder neue Gedanke, der noch unfertig in der Fantasie auftauchte, oder sich schon zu Gestalt und Wesen befriedigend ausgereift hatte: alle diese und ähnliche Vorgänge seines unsichtbaren innerlichen schaffens prägten ihren beredten Reflex aus in der lebhaften Mimik seiner beweglichen Gesichtsmuskeln. Auf Beobachter, welche dem inneren Leben einer zeugenden genialischen Kraft kein Verständniß entgegenzubringen hatten, wirkte diese fließende Plastik der Mienensprache Mozarts nicht selten befremdlich, wenn nicht gar komisch. Sie meinten, er gefalle sich zu seiner eigenen wie zur Belustigung seiner Umgebung im Fratzenschneiden. Nur räthselhaft blieb es ihnen, wie die glühende Fieberhitze zu erklären sein möchte, die vom Herde des schöpferischen Feuers her den Kopf und Körper des erregten Condenkers durchflutete.

So wurden die in der Vorstellung mit gewaltigem Kraftaufwand geborenen Tonwerke vollendet, bis sie dem sicheren Schrein des treuen Gedächtnisses anvertraut werden durften, aus welchem sie noch nach Jahren ohne den Verlust auch nur einer einzigen Note wieder hervorgezogen werden konnten, gleich handschriftlichen Aufzeichnungen aus wohlverschlossenen Mappen. —

Im Bewußtsein solchen unentreißbaren Besitzes bequemte sich der wunderbare Meister nur höchst ungern dazu, die ausgereiften Erinnerungsbilder seiner Tonwerke auf linirtes Notenpapier zu übertragen.

Constanze und die Freunde hatten oft mit bitten und drängen viel Liebesmühe aufzubieten, um ihm den Entschluß zur lästigen Federarbeit abzugewinnen. Solche mechanische Thätigkeit Mozarts unterschied sich nicht sonderlich vom kopiren einer Handschrift, wozu die Urheber derselben sich in der Regel nur selten einmal ohne sträuben bereit finden lassen. Das zutreffende dieses Vergleiches erhellt sowohl aus der Schnelligkeit, mit welcher Mozart die Arbeiten am Schreibpulte vollendete, als auch aus der Sicherheit und Sauberkeit, durch die seine Entwürfe und Partituren sich auszeichnen.

Für seine eigenen künstlerischen Zwecke bedurfte er einer Niederschrift seiner Schöpfungen nicht. Seine Klavierconcerte, die er größtentheils für eigenen Gebrauch schuf, enthielten auf dem Papier, das er aus Bescheidenheit auf das Pult seines Flügels legte, wenn er vor Zuhörern spielte, nur flüchtige Linien des Textes auf Grundlage eines stellenweise bezifferten (die Modulation andeutenden) Basses. Die Orchesterstimmen wurden zumeist aus einer Partitur abgeschrieben, welche nirgendwo anders vorhanden war als in Mozarts Gedächtniß. Das linirte Notenpapier, welches er gewöhnlich verwendete, gewährte wegen der beschränkten Anzahl der Systeme häufig nicht Raum genug, um die Posaunenstimmen darauf zu notiren. Mozart schrieb diese Stimmen deswegen auf einzelne Blätter und säumte damit zuweilen so lange, daß die Muße zur Vergleichung mit der Partitur zu kurz wurde.

Als er ähnlich zustande gebrachte Instrumentalstimmen einmal den Musikern im Orchester übergab, war es ihm klar bewußt, daß bei der flüchtigen Niederschrift an einer gewissen Pausenzahl vier Takte differirten. Eine Untersuchung ergab die Bestätigung.

Zum Concert einer Violinspielerin Regina Strinasachi hatte er dieser eine Sonate für ihr Instrument mit Klavier versprochen. Infolge seiner Abneigung wider das Notenschreiben säumte er, die im Kopfe vollendete Sonate früh genug zu Papier zu bringen, um sie mit seiner Partnerin probiren zu können. Erst am Abende vor dem Concerte gab er ihren eindringlichen Bitten nach, wenigstens die Violinstimme (wohlgemerkt: aus dem Gedächtnisse mit allen Pausen und Vortragszeichen!) schnell hinzuwerfen. Am folgenden Tage verhinderten ihn Zwischenfälle, das neue Werk vor dem Concertabend einmal mit der Strinasachi durchzuspielen. Diese hatte ihre Stimme inzwischen ohne das Klavier einstudirt. Und abends rief der gemeinschaftliche Vortrag eines Werkes, das Mozart nie zuvor seiner sinnlichen Klangwirkung nach gehört und geprüft hatte, den stürmischen Beifall der Zuhörer hervor. Josef II., der inzwischen das Notenblatt, welches auf Mozarts Klavierpult lag, von seiner Loge mit den Augengläsern aufmerksam betrachtete, ließ den Meister damit in die Loge kommen und verlangte, jenes Blatt zu sehen. Mozart überreichte es ihm mit

Beschämung. Wußte er doch, daß Josef seiner unfehlbaren Gedächtnißkraft mißtraute und die Sicherheit, mit der Mozart selbst sich darauf verlassen durfte, ihm bei ähnlichen früheren Gelegenheiten schon wiederholt als bedenkliche Tollkühnheit vorgehalten hatte. Auch dieses Beispiel mochte dem Kaiser wol ebenso verwegen als wunderbar erscheinen. Denn das Notenblatt der Klavierstimme dieser Violinsonate zeigte nichts als leere, durch Taktstriche begrenzte Räume, welche so genau abgemessen waren, daß die Noten später darin eingetragen werden konnten und tonreichere Takte an der rechten Stelle ebenso bequem Platz zwischen den Taktstrichen fanden als engerbegrenzte Zeitabschnitte*).

Nach seiner eigenen Mittheilung vermochte Mozart sogar ein Präludium „auszudenken", während er gleichzeitig die früher vollendete daraufffolgende Fuge aus dem Kopf mechanisch niederschrieb. Er entschuldigte sich deshalb, daß auf diese Weise das Präludium hinter der Fuge einen so ungeschickten Platz auf dem Papier erhalten.

Daß die Niederschrift seiner Musikstücke von dem Geschäfte mechanischen kopirens nicht allzu verschieden gewesen sei, mag auch ein Nebenumstand über jeden Zweifel noch bestätigen: Während der Meister beim rein geistigen entwerfen und ausarbeiten jedes Geräusch und äußere Eindrücke als hemmende Störungen empfand und sie oft nur schwer ertrug, verhielt sich seine Antheilnahme an allen, auch den geräuschvollsten Vorgängen seiner unmittelbaren Umgebung völlig frei und unabhängig von jeder hemmenden Einwirkung auf die innere schaffende Funktion, wenn er derselben schriftlichen Ausdruck auf Notenpapier gab. Selbst Musik, die er in der Nähe vernahm, hinderte ihn nicht. An allen lebhaften und launigen, wie verständigen und ernsten Unterredungen, die er sogar gern in nächster Nähe mit anhörte, wenn

*) Die Sonate (B-dur) ist in verschiedenen Verlagshandlungen nachmals erschienen. Mozarts Verzeichniß gibt ihr die Ziffer 6; Köchels Kataloz die Zahl 454. Im Kopf ausgearbeitet wurde sie am 21. April 1784. Die Niederschrift der Violinstimme erfolgte am Mittwoch, den 23. April; der gemeinschaftliche öffentliche Vortrag ohne vorhergegangene Probe tags darauf, Donnerstag, den 24. April. Dieses Beispiel liefert zugleich den Beweis, daß der Meister seine Werke zuweilen unter dem Datum desjenigen Tages in sein Verzeichniß eintrug, an welchem er die Ausarbeitung im Kopfe vollendete. Denn die B-dur Sonate ist, wie bemerkt, unter dem Datum des 21. April notirt, wo noch kein Ton davon auf dem Papier stand.

er mit unfehlbarer Sicherheit Noten schrieb, betheiligte er sich auch ab und zu vom Arbeitspult her, indem er gleichwol seine Thätigkeit unbeirrt fortsetzte. Arbeitete er, wie Neigung und Pflicht im Bunde mit zu karg bemessener Muße es ihm zur Gewohnheit gemacht, spät am Abende bis in die tiefe Nacht hinein, so liebte er es, daß Constanze neben ihm saß, und ihn mit Märchen und spaßhaften Geschichten unterhielt, von denen er beim niederschreiben der ernstesten Tonwerke in die heiterste Laune versetzt wurde, und jeden Scherz fröhlich wie ein harmloses Kind belachte.

Nicht selten bewies er indessen die Schlagfertigkeit seiner schöpferischen Kraft auch in Fällen, die eine vorhergegangene geistige Vorarbeit unwahrscheinlich machten. So zum Beispiel nöthigte ihn einmal ein Graf Joh. Pachta zu Prag durch Ueberlistung zur Erfüllung eines uneingelösten Versprechens. Dasselbe betraf Tänze für adelige Gesellschaftsbälle, welche der Graf von Mozart zu erhalten sich lange vergeblich bemüht hatte. Am Tage vor dem Ballfeste nun lud der Graf den arglosen Meister zur Theilnahme an seiner Mittagstafel ein. Er hatte aber seine Einladung verfrüht, so daß Mozart schon eine Stunde vor Beginn der Tafel erschien. Statt der Suppe präsentirte man ihm nun Dinte, Feder und Papier, um die verheißenen Contratänze niederzuschreiben. Und Mozart, der sich in sein Schicksal belustigt ergab, hatte schon vor Ablauf der Stunde vier Contratänze für großes Orchester in Partitur vollendet und setzte sich nach dieser kaum glaublichen aber wohlverbürgten Probe seiner hexenmeisterartigen Schnellmacherkunst mit frischem Appetit an die gräfliche Tafel.

Eine ähnliche Geschwindigkeit erfuhr wiederholt der brave Josef Leutgeb, ein tüchtiger Hornbläser. Von Mannheim, wo Mozart seine Fähigkeit schätzen gelernt, nach Wien übergesiedelt — Mozart hatte ihm zu diesem Zweck ein Darlehn vermittelt — fand er den alten etwas absonderlichen und halbgebildeten Kunstgenossen in einem „Schneckenhäusl“ der Vorstadt wieder, wo derselbe seinen kümmerlichen Umständen durch einen schwunghaften Käsehandel aufzuhelfen suchte. Indessen erwarb er einen Theil seines Lebensunterhaltes gelegentlich auch durch das Waldhorn. Hierbei konnte ihm Mozart nun hülf-

reich werden. Und Leutgeb machte von seiner menschenfreundlichen Bereitwilligkeit wiederholt Gebrauch, indem er den Meister um Solostücke für das Horn bat. Theils aus kindlicher Freude an den Wunderlichkeiten jenes musikalischen Käsehändlers, theils um sich während des raschen Entwurfes des gewünschten Stückes vor dem Geplauder Leutgebs zu schützen, übte Mozart seinen Muthwillen an demselben. Einmal nöthigte er den Supplikanten hinter dem Ofen knieen, bis die Arbeit zu Papier gebracht war. Ein anderes Mal streute er alle Orchesterstimmen, die aufgehäuft dalagen, wild durcheinander auf dem Fußboden umher, und Leutgeb mußte auf allen Vieren kriechend sie wieder auflesen und regelrecht zusammenordnen. Inzwischen schrieb Mozart sein Concertstück für das Horn, deren auf solche Weise allmählich vier entstanden und dem dürftigen Leutgeb zu verdanken sind.

Die Körperlichkeit des Tonmeisters konnte zwar nicht robust, aber doch zäh und fest genannt werden. Er empfand sie nicht als Hemmung; sein elastischer Geist trug sie vielmehr „federleicht", wie der Leib den Rock. Dennoch erlag die normale Organisation zuweilen heftig auftretenden Gesundheitsstörungen, welche die übermenschliche Anstrengung der geistigen Kräfte, nächtliche Arbeit auf Kosten der ausgleichenden Ruhe und andere Unregelmäßigkeiten einer heilsamen Lebensordnung zur Genüge begreiflich machen. Krankheitsfälle beunruhigten schon in Mozarts vorehelichem Zustande nicht selten die besorgten Eltern und Freunde. Sie wiederholten sich auch nach seiner Verbindung mit Constanzen; das erste Mal bereits ein halbes Jahr nach der Hochzeit, nämlich im Frühjahr 1783.

Siegmund Barisani, Mozarts sorgsamer, bewährter Arzt, und bis zum Tode (3. September 1787) sein warmer Verehrer und treuer Freund, wußte mehrfach den bedrohlichsten Katastrophen durch glückliche Kuren vorzubeugen. Uebrigens erreichte er es nicht, die gesundheitsschädliche Nachtarbeit, das frühzeitige schreiben des Meisters im Bette, wenn dieser kaum die Augen vom Schlummer geöffnet, wie sein stundenlanges sitzen am Klavier ihm abzugewöhnen. Dagegen bekämpfte Barisani die unausbleiblichen übelen Folgen einer solchen

Lebensweise durch sehr verständige Rathschläge, die Mozart gern annahm, weil sie zumeist mit seinen eigenen Neigungen übereinstimmten. Doch scheint es zweifelhaft, daß er Barisanis Rath, stehend zu schreiben, frühe Spazierritte zu unternehmen und sich regelmäßige Bewegung im Freien zu machen, ebenso willig und ausdauernd befolgt habe, als sich beim Kegelschieben und Billardspielen, wie auf dem Tanzboden zu tummeln. Für gymnastische Uebungen solcher unterhaltenden Art besaß der Meister eine besondere Vorliebe, zumal die mechanische Bewegung auf der Kegelbahn und am Billard ihn in seiner abgezogenen schöpferischen Geistesthätigkeit nicht störend zu beeinflussen schien.

Seinem Geselligkeitstriebe diente auch die Freude zum Ausdruck, welche ihm schon in Salzburg das Bolzenschießen nach der Scheibe gewährt hatte, als er noch ein junger Knabe war. (S. 48.) Das Vergnügen am Billardspiel, welches er später leidenschaftlich lieb gewann, begleitete ihn dann bis zum Tode. Und um Barisanis ärztlichen Verordnungen auf das behaglichste regelmäßig gerecht werden zu können, wurde der Hausrath nicht nur durch ein bequemes Stehpult zum arbeiten vermehrt, sondern auch die große Ausgabe nicht gescheut, ein Billard, bezogen mit grünem Tuch, dazu gehörige zwölf Queues, fünf Bälle, Lampe und vier Leuchter anzuschaffen. In seinem Billardzimmer bewegte sich nun die behende Gestalt des munteren Hausherrn so oft die Muße ihm ein freies Stündchen schenken mochte. Häufige Tischgäste würzten nach dem essen, Freunde und Bekannte an manchem Winterabend das anregende Spiel. Auch Constanze mußte sich bequemen zu lernen, wie beim à la poule und Carambole die Queue zu führen, Verläufer und Kixe zu vermeiden seien. Die treue liebende Gattin, welche sein leichtentzündbares Herz mit kluger duldsamer Einsicht, wie ein sorgsamer Steuermann sein Fahrzeug, an mancher drohenden Klippe vorbeizulenken wußte, ging auf alle unbedenklichen Neigungen ihres geliebten Gatten bereitwillig und eifrig ein. Sie bildete sich sogar unter seiner Anleitung zu einer so geübten Meisterin des Billards heran, daß sie mit ihm, der sich auch in dieser Kunst auszeichnete, nach Tisch ein Spielchen machen konnte, wenn einmal keine Gäste, ihre Stelle an der grünen Tafel zu vertreten, sich eingefunden hatten. Seine

Leidenschaft für diese rührige Unterhaltung ging so weit, daß Mozart, wenn auch Constanze ihm ihre Gesellschaft zu entziehen genöthigt war, sich ganz allein am Billard übte.

Aber auch bei dieser verordneten Erholung gönnte der schaffende Genius ihm keine Ruhe. Unermüdlich hauchte er dem lauschenden Herzen des Meisters süße Melodien ein. Die erklangen und summten in seinem Innern immerfort und drangen oft genug in halblauten Tönen achtlos nach außen, Sangesweisen, die jetzt in Herz und Mund unseres Volkes und aller Welt auf der Bühne, im Concertsaal, am Hausklavier wie auf Märkten und Gassen wieder und wieder tönen, ein musikalisches Seelenbrot, mit welchem nun schon ein ganzes Jahrhundert sich ohne Uebersättigung erquickt und genährt hat.

An der Billardtafel wie auf der Kegelbahn fand man den Meister nicht selten auch mit lernbegierigen jungen Leuten beschäftigt, welchen er durch Wort und Unterweisung Einsichten in das Wesen und technische gestalten seiner Kunst eröffnete. Freystädter, ein Schüler Mozarts, saß oft mit diesem an einem kleinen Tisch im Kegelhäuschen und erhielt in den Spielpausen, wo Mozart nicht den Kegeln seine Aufmerksamkeit schuldig war, fruchtbringende Anleitung von ihm im Tonsatz. Attwood, ein junger Engländer, verdankte dem Meister lehrreiche Stunden am Billard. Daß übrigens der Unterricht in solcher Zwanglosigkeit eine regelmäßiger geordnete Form nicht ausschloß, dafür bürgt der Ernst und die Gewissenhaftigkeit, welche jedes künstlerische Thun dieses Genius auszeichnet.

Nur die Persönlichkeit seiner Jünger, die er sogleich mit scharfem, geübten Auge durchschaute, bestimmte ihn zu derjenigen Methode der Stoffbehandlung, welche sich der Individualität des Einzelnen am leichtesten anschmiegen und deshalb die Unterweisung am fördersamsten zu machen versprach.

Leuten, die wie ein seiner Zeit berühmter Arzt, Johann Frank, und viele andere nur eine gemessene Anzahl Stunden für den Musikunterricht Mozarts ausgeworfen, um sich als seine Schüler mit dem Nimbus seines Namens schmücken zu können, solchen Leuten eine zusammenhangend fortschreitende Anleitung zu ertheilen, das untersagte

schon die knapp begrenzte Zeit. Waren sie weit genug vorgedrungen in der Kunst, so blieb nichtsdestoweniger der Segen nicht aus, den die in solchen Fällen angewandte Lehrmethode einbrachte. Lernenden solchen Schlages pflegte Mozart nämlich die von ihnen einstudirten Stücke selbst vorzuspielen und über den Stoff wie seine Behandlungsweise erklärend und berichtigend sich auszusprechen.

Der jugendliche Tenorist Kelly, der einige hübsche Lieder geschrieben hatte, bemühte sich vergebens, Mozart als Mentor zu gewinnen zum Zweck ernster kontrapunktischer Studien. Der Meister widerrieth ihm ein solches Unternehmen, weil es ihn in seinem vornehmsten Streben, nämlich in seiner Ausbildung zum tüchtigen Sänger nur hinderlich sein und seine Kraft zersplittern würde, ohne sicheren Erfolg zu versprechen. Weniger sei in Kellys Fall mehr*), meinte der uneigennützige treue Berather.

Junge Talente förderte Mozart mit Eifer, wie es ihm möglich und ersprießlich schien. So nahm er den erst neun Jahre zählenden Johann Nepomuck Hummel ganz zu sich ins Haus, um ihm auf alle Weise nützlich werden zu können. Er schätzte das Talent dieses Knaben so hoch, daß er seine große Zukunft schon damals mit vorschauendem Blick erkannte und es auch gegen andere aussprach, Hummel werde seinen Meister als Klaviervirtuos überflügeln. Er unterrichtete den begabten Knaben fast zwei Jahre hindurch (1787 bis 1788), während welches Zeitraumes „der Hans“ Mozarts Hausgenosse und sein Vorspieler war. Seinen künstlerischen Eifer und die damit verbundene selbstlose Hingabe an seinen schönen Lebensberuf suchte Mozart auf alle Weise anzuregen. Er ließ ihn bei Hofe und in den geselligen Kreisen der wiener Musikwelt spielen, trug mit ihm Sonaten zu vier Händen vor und ertheilte ihm Rath und Unterweisung.

Einmal begegnete es, daß Hummel auf einem von Stühlen improvisirten Lager entschlummert war, als Mozart, mit seiner Gattin zu später Stunde aus einer Gesellschaft heimgekehrt, auf dem Flügel ein während seiner Abwesenheit eingetroffenes neues Klavierstück ent-

*) „Chi sà più, meno sà.“

deckte. Das stets rege verlangen und vermögen neues kennen und schätzen zu lernen, ist ein bezeichnender Charakterzug einer echten enthusiastischen Künstlerseele. Der Befriedigung dieser Begierde nach neuem Lebensstoff der Kunst pflegt kein Opfer zu schwer zu sein — auch das Opfer des süßesten Schlummers nicht. Wollte Mozart bei diesem Anlaß seinen schlafenden Zögling einmal prüfen? — Die Wahrheit ist, daß „Stanzerl" den Hans wecken mußte, daß der mit Hülfe eines Glases Wein seine Lebensgeister sammelte, den Schlaf aus den Augen rieb und das neue Stück dann seinem Meister zu dessen großer Befriedigung mitten in der Nacht begeistert und geschmackvoll vorspielte. — An die in Mozarts Hause verlebten glücklichen Kinderjahre hat Hummel zeitlebens mit Dank und Entzücken zurückgedacht.

Die Vormittagsstunden waren im gewohnten Verlauf des geregelten Alltagslebens mit geordnetem Unterricht ausgefüllt, den der vielbegehrte Tonmeister im Klavierspiel wie gelegentlich auch im Gesang und Tonsatz vorzugsweise weiblichen Talenten theils gegen Honorar (S. 228), theils in hülfreicher uneigennütziger Absicht ohne Entgelt (S. 150) ertheilte. Unter seinen Schülerinnen befand sich eine Zeit lang auch eine Gräfin Palfy, eine Blutsverwandte des Erzbischofs Hieronymus von Salzburg. Hier wurde diese Beziehung auf Wolfgangs Wunsch als ein Geheimniß behandelt, weil man nicht wissen könne, ob es der gräflichen Familie angenehm sei, daß der ehemalige Tyrann des abtrünnigen Domorganisten davon erführe.

Auch im theoretischen Unterricht verfuhr der Lehrer ebenso streng als treu. Die Form seines Tadels aber richtete sich nach der Eigenart derjenigen, die Anlaß dazu gaben. In die Hefte lernender Schönen schrieb er gern scherzende Bemerkungen, deren zurechtweisende Bedeutung durch Anwendung des weichen italienischen Idioms an Härte verloren. In einem solchen Studienhefte liest man z. B. (in deutscher Uebertragung): „Ich habe die Ehre, Sie auf eine Dummheit aufmerksam zu machen" u. s. f. Die Schülerin hatte einen Verstoß gegen eine Regel des reinen Tonsatzes sich zu schulden kommen lassen. Schüler behandelte er weniger zart. Mißrathenes kritisirte er mit einem til-

genden Federstrich, arbeitete solche Stellen selbst und schrieb wol einmal darüber, „das hätte ich so gemacht". —

Was man leicht vermuthen kann, bestätigen die erhaltenen Arbeitshefte, die zu einer „Kurzgefaßten Generalbaßschule von W. A. Mozart" verarbeitet, später durch Steiner und Co. (Wien) in mehreren Auflagen verbreitet wurden: daß nämlich dieser Unterricht sein hauptsächlichstes Augenmerk auf das Fundament alles Kunstschaffens, auf das wissen der grammatischen Grundgesetze gerichtet gehalten und die Lernenden ohne ansehen des Ranges, Geschlechtes und Alters der Person durch Erweiterung und Vertiefung ihrer Einsichten in das eigentlichste Wesen der Kunst zur Förderung praktischer Fertigkeiten geschickt zu machen gestrebt habe.

* * *

Bis 2 Uhr nachmittags war Mozart in der Regel unterweisender Thätigkeit gewidmet. Dann gehörte er auf einige Stündchen seiner Constanze, die wol manchen Tag dem drohenden Verderben der wohlgerathenen Erzeugnisse ihrer Kochkunst mit gelinder Verzweiflung hülflos zuschauen mochte, wenn der zerstreute Hausherr die regelmäßige Tischstunde versäumte.

Mittagsgäste, die der Gemahl à la fortune du pot gleichsam von der Straße aufgelesen, mit freundlichem Anstand unvorbereitet zu begrüßen und zu bewirthen, mag der Frau vom Hause zur nützlichen Uebung im Kapitel der Geduld und Selbstverleugnung gereichen. Zu den Lichtblicken häuslichen Glücks wird solche Verlegenheit auch die sanfteste gelassenste Gattin jedoch so leicht nicht zählen. Ohne Zweifel aber war Mozart, der anregende Tischgesellschaft liebte und sich solche gern und oft zu verschaffen pflegte, ganz der Mann dazu, seine Eheliebste mit Gästen unverhofft zu überraschen. Indessen machte Constanze bei derartigen Zwischenfällen keine besonderen Umstände.

Wolfgang liebte einfache, kräftig und nahrhaft zubereitete Hausmannskost auf seinem Mittagstisch, gewürzt durch muntere Reden und ein Glas Wein oder auch Bier. An der Unterhaltung betheiligte er sich zumeist mit ungezwungener Heiterkeit und wol auch einmal mit

Neckereien eines oder des anderen Gastes, der ihn dazu besonders aufreizte. Oft aber erschien sein Geist wieder in wunderbarer Weise getheilt, wenn der Congenius seine geheime Zwiesprache mit ihm hielt. In solchen Augenblicken arbeitete er sehr gefährlich mit seinem Messer auf dem Teller umher; und Constanze befürchtete, er könne einmal seine Hand mit dem Braten verwechseln. So richtete sich allmählich die Gewohnheit ein, daß sie ihrem geliebten zerstreuten Sorgenkinde die Fleischspeisen zerschnitt. —

Manchmal vergaß der Entrückte sogar seinen Teller vollends. Dann verzog sich seine Gesichtsmuskulatur in wunderlich bewegte Falten; seine Hände ergriffen irgend einen Gegenstand, die Uhr, das Petschaft, ein Etui, um sich in leidenschaftlicher Beweglichkeit damit zu beschäftigen; oder die Finger glitten trommelnd über seine Knie, über den Arm, über die Tischplatte, wie wenn sie Klavier spielten. Zuweilen geschah es auch, daß er seiner Umgebung das befremdende Schauspiel bot, seine Serviette fest zusammenzuwirbeln und sie so, gleich einem Pinsel, hastig unter der Nase hin und her zu streichen; vermuthlich in der halb unbewußten Meinung, als wische er sich mit dem Tuche, dessen Zweck gemäß, den Mund.

Ein närrischer Kauz dieser Mozart! — meinten die Wiener. Aber sie drängten sich eifrig in seine Nähe, an seinen Tisch, in sein Billardzimmer, wenn er seinem „armen Magen ein Stündchen der Digestion" gönnte. Auch wenn Theater und Concert oder dringende Arbeiten ihn nicht in Anspruch nahmen, versammelte sich gern und häufig ein Kreis von Bekannten um die dampfende Punschbowle, die der Hausherr als belebendes Mittel geselligen Frohsinns liebte. Er selbst war zeitlebens mäßig im Genuß geistiger Getränke, trotz der Gegenmeinung, welche Neid und urtheilslose Klatschsucht auch in solchen persönlichen Fragen zu verbreiten geschäftig bemüht gewesen sind. Niemand hat diesen Mann, dessen Leben sich wie auf offenem Markte vor den Augen aller Welt von frühster Kindheit bis zum Grabe abwickelte, jemals im Zustande der Berauschung gesehen. Aber sein absonderliches Betragen, wenn er ins Heiligthum der verborgenen Tonwelt entrückt, seine Freude an kindischen Späßen, seine zum aufsprühen stets geneigte gute

Laune und sein leichtentzündbares Blut: das blieb den meisten Beobachtern dieser interessanten Persönlichkeit ein Räthsel. Und unter denjenigen, die solche Wunderlichkeiten als Gäste seines Tisches, als vorgebliche Freunde seines Hauses in ihrer rückhaltlosesten Ausgelassenheit kennen gelernt, befanden sich stets Ehrenmänner, die ihre Dankbarkeit für die genossene Auszeichnung nicht besser zu bethätigen wußten, als durch eine Art der Lösung jenes Problems, welche Mozart in den öffentlichen Verdacht der Trunksucht und Liederlichkeit zu bringen geschickt war. Ein flüchtiger Blick in seine beispiellos sicher und sauber mit fester Hand geschriebenen Partituren und Entwürfe genügt, um alle Verdächtigungen solcher Art als unwissentliche oder tendenziöse Unwahrheiten zu entlarven.

Auch die schlechte Gesellschaft, in welcher sich später während Constanzens Abwesenheit der vertrauensselige gute Kamerad einmal eine kurze Zeit lang zu Ausschreitungen hinreißen ließ, die weder nach seinem Geschmack, noch präjudizirlich waren für die sittlichen Grundzüge seines Charakters und Wandels, mag man als gelegentliche Anfechtung, vielleicht gar als Verirrung auffassen: gehässige Verleumdungen zu rechtfertigen bot jener Zwischenfall keinen Anhalt.

Zu den abscheulichsten Mißdeutungen und Anklagen gab Mozarts volles liebebedürftiges Herz Veranlassung, das schon dem Knaben in seinen ersten Lebensjahren schmerzliche Thränen anspreßte, wenn man demselben zum Scherz einmal mit Kälte begegnete. Der Jüngling war nicht minder bereit, seine Liebe jedem zu schenken, der sich ihm freundlich und anziehend nahte. Er spaßte und schäkerte in harmlosester Weise mit jedem netten jungen Mädchen, das seinen Lebensweg kreuzte; und nicht selten ergoß sein Tonherz sich wol auch in hingebender Zärtlichkeit und Glückseligkeit, wenn er in der Leistung einer warmherzigen Sängerin den elektrischen Strahl wirken fühlte, der in der liebeseligen Sphäre des reinen Kunstschönen Verwandtes mächtig zu einander zieht und innig verschmelzt.

Es verdient bewundernde Hochachtung, daß Constanze diese Seite der kunstgeweihten, hingebenden Seele ihres Gatten völlig zu würdigen verstand; daß sie die oft in der Herzlichkeit seines Verkehrs mit

begeisterten Kunstgenossinnen ausgedrückten verständnißvollen Gesinnungen klar zu unterscheiden sich fähig und entschlossen zeigte von der ehelichen Liebe, die sie allein und ausschließlich zu besitzen überzeugt war und bis zum letzten Athemzug ihres treuen Ehegenossen in der That ungetheilt besessen hat. —

Zuweilen freilich, wenn dieser im Feuer des beglückendsten Enthusiasmus die ganze Welt hätte an die Brust pressen mögen, passirte es wol einmal, daß er solchen Ueberschwang der Herzensfülle einem höchst ungeeigneten Bruchtheil des Universums zu fühlen gab, indem er ein hübsches Stubenmädchen beim Kopfe ergriff und einen schallenden Kuß auf die überraschten Lippen drückte. Solchen Exzessen gegenüber, die er arglos eingestand, gerieth selbst Constanzens Duldsamkeit zuweilen ins schwanken. Sie stellte ihm dann das ungebürliche seiner „Stubenmädeleien" vor Augen; das führte nothwendig ab und zu Auseinandersetzungen herbei: aber bis zu eifersüchtelnden Selbstquälereien und Störungen des trauten Liebesbundes, der die Gatten vereinte, vermochten auch solche für einen Ehemann immerhin bedenkliche — Harmlosigkeiten die Empfindung seiner Gattin nicht zu steigern. Daß Mozarts gute Nachbarn und schmarotzende Hausfreunde ihn im Verkehr mit weiblichen Wesen unduldsamer beurtheilten, als Constanze, die zunächst betheiligte Richterin seines Verhaltens, erklärt es, wie es möglich ward, daß sein sittlicher Ruf durch die unwürdigsten Uebertreibungen befleckt werden konnte, die lediglich in argen Mißverständnissen einer Natur wie der Mozarts einen Scheingrund fanden, mit der thatsächlichen Wahrheit aber nichts gemein hatten.

Auch die selbstlose treue Verwaltung des großen Pfundes, das Mozart in dem Gnadengeschenk seines Genies empfangen, konnte ihn nicht schützen vor dem Widerstreit des Fleisches gegen den Geist, dem allgemeinen Erbtheil, das Evas Kindern zur Selbsterziehung im trachten nach übersinnlichen reinen Zielen des Erdenwallens gegeben ist. Aber Mozart war so lieb und unbefleckten Herzens, daß seine Ehegenossin ihm auch solche menschlichen Schwächen gern nachsah, die bei einem geringeren Grade ungeheuchelter gegenseitiger Zuneigung der Gatten zumeist von erschütternden Folgen sind für die Grundfesten ehelichen

Glücks und häuslichen Friedens. Constanze besaß Einsicht genug, als mildernden Umstand der Beurtheilung gelegentlicher Uebereilungen ihres Gatten gelten zu lassen, daß ein volles künstlerisches Herz, wie das seine, im Ueberschuß seines Gefühls und Liebebürfnisses verlockenden Anfechtungen des Augenblickes ungleich mehr unterworfen sei, als kältere Alltagsseelen, die am Gängelbande angewöhnter Ordnungen und Pflichten in beschränkenden ausgefahrenen Geleisen ihre Lebensreise mit schlendernden Schritten vollenden.

Wer war inniger überzeugt als Constanze, daß man dem liebenswerthen Manne ihrer Wahl ernstlich und andauernd unmöglich böse sein konnte! — Mochte sie auch an manchem Tage der Verlegenheit und des Mangels ihr schweres Loos beseufzen, sich einem Lebensgefährten verbunden zu haben, dem alle praktischen Gaben versagt geblieben, der Sorge um das tägliche Brot seine Schwelle zu verbieten; mochte Constanze auch nicht unbefangen und weitschauend genug sein, die Größe Mozarts schon zu seinen Lebzeiten im ganzen Umfange ihrer kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung zu fassen und zu würdigen; mochte er auch durch seine Sonderbarkeiten, die indessen nicht entfernt aus Uebellaunigkeit und Verstimmung entsprangen, ihre Geduld im täglichen Verkehr zuweilen auf harte Proben stellen: Constanze besaß in seiner unerschütterlichen treuen Neigung, die sie mit aufrichtiger Innigkeit erwiderte, das unfehlbare Arkanum, welches jede schmerzhafte Berührung und tiefere Wunde alsbald wieder heilt und der ehelichen Liebe neuen stärkenden Nahrungsstoff zu gewähren pflegt.

Wolfgang hatte seinem Vater als Verlobter Constanzens geschrieben, er werde niemals eine Gattin finden, die besser als sie seinen Ansprüchen gerecht zu werden wissen könnte. Das war auch einer seiner profetischen Vorausblicke gewesen, dessen Wahrheit Constanze in ihrer Ehe rechtfertigte. Wie sie seine bescheidene Körperlänge nicht überragte, so erreichte sie auch seine Geistesgröße zwar nicht. Aber eine in diesem Sinne ihm ebenbürtige Frau hätte ihm nicht getaugt. Er gebrauchte vor allen Dingen Liebe und verständiges eingehen auf seine künstlerische Eigenart wie auf deren schöpferischen Erzeugnisse und Interessen. Sein rastlos arbeitender Geist bedurfte eher der zurück-

haltenden Mäßigung, als einer treibenden Anregung, die seine natürliche Menschenkraft nothwendigerweise noch früher hätte zerrütten und aufzehren müssen, als es leider thatsächlich schon so geschehen. Ihm that eine Hausfrau noth, die ihm seine kleinen täglichen Wünsche von den Augen abzulesen, ihm mit sorgsamer Aufmerksamkeit zu folgen, mit Nachsicht und Unermüdlichkeit seine Eigenheiten und Schwächen zu ertragen, seine Häuslichkeit ihm zum stillbeglückenden behaglichsten Ruhethal in der ganzen Welt auszugestalten verstände. Und endlich — wenn der Traum Papagenos und Papagenas sich in seiner Ehe verwirklichen sollte — wie bereit und fähig mußte die Mutter seiner Kinder sein, ihre Anstrengungen in Pflege und Erziehung der Kleinen zu verdoppeln, da dem Vater für solche Pflichterfüllung jede Muße hart genug versagt bleiben würde.

Constanzens Aufgabe war also nach allen Seiten der an sie gestellten Anforderungen hin offenbar keine leichte und noch weniger eine gewöhnliche. Aber sie verstand ihren schweren doch dankbaren Lebensberuf mit ebensoviel Klugheit als Liebe zu schätzen, und allen seinen Ansprüchen — so weit ihre Gesundheit es zuließ und ihre natürlichen Kräfte reichten — umfassend und musterhaft gerecht zu werden.

Auch besaß sie soviel Musiksinn, nicht blos den ernsthaftesten Bestrebungen ihres Gatten mit Antheil und Verständniß folgen zu können, und die rückhaltloseste Bewunderung seinem Genius entgegenzubringen, welcher ihr als liebender Gattin zum wohlberechtigten beglückenden Stolz gereichte; sondern sie leistete im Gesang und Klavierspiel auch selbst genug, ihm oft anregende Freude und Befriedigung damit zu bereiten. Es sind noch Tonstücke und Entwürfe vorhanden, welche ausdrücklich für Constanze von Mozart geschrieben wurden.

Eine Sonate für zwei Klaviere und einiges andere beweisen, daß er ihre Leistungen für erheblich genug hielt, um im trauten Heim und wol auch in geselligen Kreisen persönlich mit ihr zu spielen. Als geborene Weber erfreute sich die Gattin einer hohen Sopranstimme, dem Anschein nach zwar nicht groß genug für die Opernbühne, aber doch zulänglich bemittelt und geschult, um sehr anspruchsvolle Partien in Kirche und Concertsaal mit Erfolg durchzuführen.

Mozarts direkter Einfluß auf die schulmäßige Entfaltung des Gesangstalentes seiner Hausfrau ist durch vorhandene Uebungsstücke (Vocalisen und Solfeggien) erwiesen, die ausdrücklich „per la mia cara Costanza" und andere „per la mia cara consorte" bestimmt waren. In der Gewandtheit, mit welcher sie unbekannte Gesangstücke beim ersten sehen sicher las und sogleich verständig sang, gab sie ihrer Schwester Aloysia nichts nach. Wie beglückend das für Mozart sein mußte! —

So vertraute er ihr denn auch bei Durchsicht neuer Werke, wie in häuslichen und geselligen Musikübungen gern die führende Sopranstimme an und erfreute sich der Genugthuung, sein Vertrauen durch ihre Leistungen stets gerechtfertigt zu sehen. — Daß er ihr auch virtuose und umfangreiche Concertstücke überantworten durfte, beweiset eine Arie aus Matastasios Demophon (In te spero o caro amato), gewiß nicht die einzige solcher Art, die er ihr schrieb. Viele seiner zahlreichen Lieder, darunter wol auch solche an der Wiege zu singen, und verschiedene Kinderlieder mögen zunächst an ihre Adresse gerichtet worden sein.

Wie bei der drolligen Entstehungsgeschichte des sehr bekannt gewordenen „Bandl-Terzett" (Liebes Mandel, wo is's Bandel) Constanze die Hauptrolle spielte, so war sie auch die erste Sopranistin, die das von Humor sprudelnde Meisterstück einer genialischen Musikerlaune sogleich nach seiner Vollendung mit Mozart und Gottfried von Jacquin (S. 303) vom Blatt sang. —

Ihrem Geschmack macht es Ehre, daß sie eine ganz besondere Vorliebe besaß für Fugen von Händel und Bach. Mozart spielte ihr solche Offenbarungen des Geistes der reinen schönen Form gern vor und ließ auch eine und die andere eigene Fuge mit einfließen. Lange widerstrebte er den Bitten der in diesen Stil „ganz verliebten" Gattin, eine seiner eigenen Fugen einmal zu Papier zu bringen. Sie mußte ihn erst „recht auszanken", um endlich die Niederschrift eines Präludiums mit Fuge zu erlangen.

So regte Constanze ihren Wolfgang zu mancher Tonschöpfung an, opferte ihm manche Stunde ihres Schlafes, indem sie bis tief in die

Nacht ihn mit ihren spaßhaften Geschichtchen wie Scheherezade zu erheitern nicht müde wurde, während er Noten schrieb; aber sie wußte ihn auch zur Mäßigung und Schonung seiner Gesundheit zu bewegen, wenn der Congenius seine dämonische Gewalt verzehrend gelten zu machen drohte.

Die hauswirthschaftlichen Gaben, welche sich schon in ihrer vorehelichen Aschenbrödel-Wirksamkeit im hohen Grade entwickelt zeigten, konnte der eigene Haushalt nur noch mehr vervollkommnen. Es ist schon erwähnt (S. 269), daß Mozart sich ohne Zweifel durch seine ordnungsliebende Gattin zu dem schwergefaßten Beschluß bestimmen ließ, ein Verzeichniß seiner neu entstandenen Werke anzulegen und bis zu seinem Tode getreu weiterzuführen. Constanze aber veranlaßte auch den Versuch über Einnahmen und Ausgaben buchzuführen. Mozart hielt es für die Pflicht seiner hausväterlichen Aufgaben, diese fremdartige Buchhalterarbeit selbst zu übernehmen. Mit begeisterter Gewissenhaftigkeit notirte er jeden einzelnen Kreuzer, den er einmal für „zwei Mayblumeln" und andere Kleinigkeiten verausgabte. Aber solche Zereinzelung erwies sich alsbald als undurchführbar. Nach Verlauf eines Jahres schon ernannte er seine Hausfrau zur Buchhalterin.

Constanze schenkte ihrem Gatten im Verlauf von neun Jahren vier Söhne und zwei Töchter, von denen nur zwei Söhne, Karl und Wolfgang, den Vater überlebten. Zu dem Schmerz der Mutter über den häufigen Verlust junger in den Kindern erblühter Hoffnungen, gesellten sich oft langwierige Krankheiten, und durch diese nothwendig gewordene Badereisen; also Schwierigkeiten, die auch der consequenteste Ordnungssinn und auf eine regelmäßige Hauswirtschaft gerichteter eiserner Wille nicht zu überwinden vermochte. Indessen sich um solcher Mißstände wegen Sorgen und Kümmernissen hinzugeben, das lag nicht in Mozarts Verfassung. Constanze empfand die häuslichen Unregelmäßigkeiten dagegen schmerzlich genug. Aber sie war viel zu rücksichtsvoll, durch Klagen über ihre kleinen Privatbeklemmungen die Seele des Künstlers wie mit Bleigewichten zu beschweren und sie im freien Fluge und Aufschwung zu den lichten Höhen ihrer ewigen Heimat zu hemmen und herabzuziehen.

Die Rolle, welche die häuslichen Sorgen in Mozarts Lebensdrama spielten, verflüchtigte er, wie allen Stoff seines geistigen und sinnlichen Daseins, in himmlische erlösende Harmonien. Zum Herzeleid, zur Selbstqual verbitterte auch wirklicher Mangel sich nicht, weder in Mozarts Seele noch in der seiner verständigen Lebensgenossin. Opfer, welche er seiner liebevollen, hülfreichen Gesinnung gegen Bedürftige mit vollem Herzen und vollen Händen zu bringen jederzeit bereit war, Opfer, die jeder Berechnung, selbst jeder Besonnenheit so fern blieben, daß der Wohlthäter sich und die Seinen nicht selten dadurch der augenblicklich erforderlichen, ja unentbehrlichen Mittel des Lebensunterhaltes entäußerte; solche unpraktischen Opfer einer ungezügelten Großmuth erschwerten es der sorgenden Hausfrau, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht und die Wirtschaft in leidlich geregelter Ordnung zu erhalten. Aber wie schwer auch der Druck des achtlos heraufbeschworenen Mangels auf ihrem Herzen lastete, sie war weit davon entfernt, ihrem Gatten deshalb mahnende Vorwürfe zu machen, oder ihn von seiner zwar unheilvollen doch großherzigen Handlungsweise zurückzubringen, die sie als einen ihn ehrenden Charakterzug bewunderte und umsomehr liebte, als derselbe ihm in ungekünstelter Natürlichkeit eigen und seinem warmen Herzen entsprungen war. Constanze sagte sich, was an jedem anderen Ehemanne als tadelnswerthe und unverantwortliche Verschwendung erscheinen müsse, bei Mozart könne und solle es nicht anders sein. Und so duldete sie mit stiller Demuth, was sie nicht ändern konnte, noch günstiger zu wenden versuchte. Jede Anwandelung des Unmuthes und Mißfallens kämpfte sie herzhaft nieder.

Wie reich belohnte diese weise weibliche Mäßigung und Geduld aber auch Mozarts zärtlichste Liebe! — Zahllose kleine Züge erzählen davon mit überzeugender Beredtsamkeit.

In warmer Jahreszeit unternahm er oft schon früh um 5 Uhr Spazierritte. Leise stahl er sich dann von der Seite seiner schlummernden Gattin, um sie nicht zu wecken; leise kleidete er sich an; dann balancirte er auf den Fußspitzen nach dem Schreibtisch, schrieb auf einem Zettel seinen Morgengruß für das geliebte Weib nieder mit nachfolgenden fürsorglichen Wünschen für ihr verhalten beim erwachen

und während seiner genau bestimmten Abwesenheit. Auch ermahnte er sie gewöhnlich, nicht eher, als bis er wieder zurück sei, sich über die Dienstboten zu ärgern. Erst wenn er den Zettel auf die Bettdecke gelegt und so seiner zärtlichen Liebessorge genug gethan hatte, schwang er sich befriedigt in den Sattel, um seinem Roß und seinem musikalischen Pegasus die Zügel zu lassen, bis ein prellender Satz ihn erinnerte, daß er einen Theil seiner Aufmerksamkeit auch der Erde schuldig sei. Das verleidete ihm wol die Freude am reiten.

Während Constanze zum erstenmal die Stunde ihrer Entbindung erwartete, schlug Wolfgang seine Werkstätte in demselben Raum auf, wo ihr Lager bereitet war. Jeder Schmerzenslaut zog ihn unermüdlich vom Schreibtisch an ihre Seite. Und wenn er ihr Hülfe und herzlichen Liebestrost gespendet, kehrte er zu seiner Arbeit zurück.

Unter solchen Eindrücken entstand das zweite der Haydn gewidmeten sechs Streichquartette (d-moll), eines der tiefempfundenen Tonwerke, welche die höchste und schönste Blüte deutscher Kammermusik darstellen. Und bei dieser Gelegenheit offenbarte sich wieder die Doppelnatur dieses Tonmeisters in kaum faßlicher Wunderwirkung.

Mit welcher gewaltsamen Gefühlserregung ein jeder menschlichgesinnte Gatte die Transaktion erlebt, welche seinem ersten Kinde das Dasein gibt — wer könnte das nicht nachfühlen! Nun denke man sich gar diesen Mozart mit seiner empfindsamen Liebesfülle! — Und derselbe Mozart war fähig, in dem nämlichen Raum, wo Constanzens schmerzhafte Katastrophe sich vollzog, das Menuet und Trio des d-moll-Quartetts mit zitternder Hand und fliegender Feder, aber ohne eine einzige mitunterlaufende falsche Note gleichzeitig zu Papier zu bringen! — —

Fünf Jahre später sah man den wunderlichen Mann mit vorsichtigen schlürfenden Schritten sich über das Pflaster der wiener Straßen bewegen. Und wenn ihm ein Bekannter begegnete, hob er sich auf die Fußspitzen, legte bedeutsam den Finger auf den Mund und zischte ihm ins Ohr „chut!“ – Diese sonderbaren Manieren stammten aus der Krankenstube seiner geliebten Constanze. Er bewachte ihre Ruhe

vor jeder unliebsamen Störung, bewegte sich selbst unhörbar in ihrer Nähe und gebot jedem Eintretenden auf die angedeutete Weise Ruhe.

Die Krankheit, welche wiederholt das Leben der theueren Leidenden ernstlich bedrohte, nahm Mozarts Sorge und wachsame Pflege ganze acht Monate hindurch in Anspruch. So wirkte die angewöhnte Vorsicht nach, als das Uebel schon glücklich gehoben war. — Und mit welcher Selbstverleugnung hatte er der Kranken seine Pflege gewidmet! — Als nach langem hoffen sich eines Tages sanfter Schlummer endlich auf ihre Augen senkte, öffnete ein rücksichtsloser Dienstbote geräuschvoll die Thür. Mozart gebrauchte eben das Federmesser, rückte im Schreck den Sessel und brachte sich bei dieser Bewegung eine tiefe Wunde bei. Sehr empfindlich bei viel unbedeutenderen Körperverletzungen, zwang seine Liebe ihn, den Schmerz stumm zu ertragen. Doch war derselbe so heftig, daß der Verwundete zusammengekrümmt aber auf leisen Sohlen das Gemach verließ, um sich draußen verbinden zu lassen.

Die musterhafte Liebe des Mozartschen Ehepaars bildete in ausgedehnten Kreisen der wiener Gesellschaft einen Gegenstand wohlwollendster Beachtung. Selbst der Hof und sein Haupt, Kaiser Josef, nahm herzlichen Antheil daran.

Einige Wochen nach der Hochzeit machte das junge Paar einen Spaziergang. Das Haushündchen begleitete die Beiden, wie denn Mozart für Natur und Thiere, besonders auch für Singvögel, die er selbst während der Arbeit gern um sich hatte, herzliche Zuneigung besaß. Um die Treue des Hundes und dessen Galanterie zu prüfen, beschlossen die Gatten, Mozart solle sich geberden, als versetze er seiner Begleiterin Schläge, worauf denn zu erwarten stand, der empörte Hund werde sich kläffend ins Mittel legen. Während dieser Neckerei geschah es, daß Kaiser Josef eben sein Sommerhaus verließ und Zeuge der ihm unverständlichen Scene wurde.

„Ei, ei“ — sagte der hohe Herr theilnehmend — „erst drei Wochen verheiratet und schon Schläge!“ — Als er aber den Zusammenhang erfahren, glitt sein Blick wohlwollend über die liebenden Gatten. —

Eine andere Begegnung mit diesen benutzte der Kaiser, Constanze im Hinblick auf das traurige Loos ihrer Schwester Aloysia Lange

glücklich zu preisen, daß sie in Mozart einen so braven Mann gewonnen. — Solche antheilvolle Gesinnungen konnten nur beitragen zur Verstärkung des Bandes, welches hingebende Liebe beider Gatten um sie geschlungen hatte und ihre beglückende Ehe reich mit Segnungen durchwob.

* * *

In der Ausstrahlung der Herzenswärme und lebensfrohen behagens des künstlerischen Paares sonnten sich gern Leute verschiedenen Schlages in großer Menge. Sie schmückten das Leben desselben mit geselligen Freuden aller Art, doch bedrängten es auch mit geselligen Rücksichten und Verpflichtungen. Andrerseits regte der Verkehr den Meister aber zugleich an zu mancher tonschöpferischen That von bleibender Bedeutung.

Mozarts Verkehr glich dem Bilde dreier konzentrischer Kreise, die sich mit engerer und weiterer Peripherie um ihn als ihren Mittelpunkt herzogen. Die beiderseitige Familie, Wolfgangs Jünger und Kunstgenossen, seine Freunde und Gönner stellten jene drei unterschiedenen Verkehrskreise dar.

Von so vielen Seiten in Anspruch genommen, fand dennoch auch der glückliche Ehemann immer Muße genug, die Beziehung zu Vater und Schwester in Salzburg nach alter lieber Gewohnheit, wenn auch nicht ebenso regelmäßig und ausführlich wie ehemals brieflich zu unterhalten. Zwei persönliche Zusammenkünfte des Sohnes mit seinem Vater unterbrachen den Briefwechsel, und überzeugten Leopold, wie das Hauswesen sich in erwünschter Ordnung befinde, und wie Constanze es verstehe, Wolfgang mit ihrer klugen Liebe zu beglücken, mit zarter Aufmerksamkeit und Sorgfalt ihn zu umgeben. Aber dessenungeachtet und trotz der beispiellosen Erfolge, die Wolfgang errang und die dem Vater als lohnende Frucht seiner treuen Säemannsarbeit noch zu genießen vergönnt wurden: das alte herzliche Band hatte einen Riß bekommen, der sich nie gänzlich wieder aufbessern ließ. —

Zwar einigermaßen mit Wolfgangs Ehe ausgesöhnt, vermochte der Vater sich dennoch nicht von der mißtrauischen Sorge ganz loszu-

sagen, die Verbindung mit Constanze Weber gereiche dem Sohne zum Unsegen. Obwol diese schon als Braut ihre Liebe zu Wolfgang in Aufmerksamkeiten, Geschenken und Briefen an Marianne lebhaft kundgegeben, obgleich Nannerl und der Vater Wolfgangs Lebensgefährtin persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten: — das gegen sie gerichtete Vorurtheil, sie passe einmal nicht für Wolfgang, überwand weder Leopold noch auch seine Tochter jemals ganz. Worauf dasselbe sich recht eigentlich gründen mochte, ist schwer zu bestimmen. Vielleicht hatte man aus ihren, im tadellosesten süddeutschen Dialekt geschriebenen Briefen die Ueberzeugung gewonnen, Constanze stehe in allgemeiner Bildung ihres Geistes zu tief unter ihrem Mann. Auf das kritische Gemüt eines Leopold Mozart mochte es freilich peinlich genug wirken, Briefe zu lesen wie den folgenden, welchen Constanze noch als Braut an ihren künftigen Schwiegervater im Auftrage Wolfgangs zu Papier gebracht hatte. In wortgetreuer Wiedergabe lautet jenes Schriftstück:

„So öben ist ihr lieber Sohn zur Gräffin Thun gerufen worden, und hat also die Zeit nicht seinem lieben Vatter den Brief zu endigen, daß ihm ser leit ist, er hat mir die Comesion gegeben ihnen es zu wissen zu machen, weil nun heit der Posttag ist damit sie nicht ohne Brif von ihm sein. Daß nächstemale würt er seinem lieben Vatter schon daß mehrere schreiben, bitte also um Verzeiun daß ich schreibe, daß, was ihnen nicht so angenem ist, als daß was ihnen ihr Herr sonn geschrieben hette; ich bin ihre ware Dinerin und freindin Constanza Weber.

Bitte dero liebenswürtiger Mademoiselle tochter meine Complimente aus zu richten.“

Jemehr Constanze den Boden der väterlichen und schwesterlichen Liebe dem verlangen entzogen fühlte, die Wurzeln ihres Herzenslebens darein versenken zu dürfen, desto inniger schloß sie sich ihrem Gatten an, zumal auch die Beziehungen zur eigenen Mutter, die es lange nicht verschmerzen konnte, daß Mozart ihr die Tochter durch einen Handstreich entführte, dem jungen Paare mindestens anfänglich wenig tröstliches zur Entschädigung darreichten.

Außer Constanzen sollte die Mutter Weber bald auch ihre Erstgeborene aus dem Hause scheiden sehen, nachdem sie ihre mütterlichen Vorrechte auf Aloysia bereits an Josef Lange hatte abtreten müssen. Josefa, unter Righinis Leitung zur hervorragenden Bravursängerin herangebildet, folgte in dieser Eigenschaft einer Berufung an die Oper in Grätz. Mehrere Jahre später kehrte sie nach Wien zurück, trat als Coloratursängerin in den Opernverband des Schikanederschen Theaters ein und vermählte sich einem Mitgliede der Theaterkapelle, dem nicht eben ausgezeichneten Geiger Hofer, der als er Mozarts Schwager geworden, diesem zahlreiche Wohlthaten zu verdanken hatte.

Im Hause Hofers lernte Sofie Weber einen Sänger, Schauspieler und Verfasser vieler bedenklich populärer Singspiele kennen. Er hieß Jakob Haibl, ein Bekannter Josefas aus der Zeit ihrer Wirksamkeit zu Grätz, der Heimat Haibls. 1789 kam dieser leichtblütige, übrigens brave und gutgeartete Steiermärker nach Wien und verband sich ebenfalls der Operngesellschaft Schikaneders. Seine Bewerbung um die Hand der jüngsten Schwägerin Mozarts hatte Erfolg bei Frau Weber, die auch ihren Liebling, die treue Sofie, nunmehr den ernsteren Lebenspflichten dahingeben mußte.

Bis zu ihrer Verbindung mit Haibl lebte Sofie im Hause der Mutter und vermittelte den Verkehr derselben mit den Familien Lange und Mozart in der versöhnlichsten Weise. Anfangs hatte das in Betreff Mozarts keine geringen Schwierigkeiten. Die ersten Besuche, welche das neuvermählte Paar der Schwiegermutter abstattete, nahm diese mit kalter abweisender Förmlichkeit auf. Ihre Uebellaunigkeit ergoß sich schon beim zweiten Besuch so rückhaltslos über Constanze, daß diese in bittere Thränen ausbrach und Mozart mit ihr entrüstet das Haus verließ, fest entschlossen, den Verkehr in Zukunft auf formelle Besuche bei Veranlassung von Festtagen der Familie zu beschränken.

Nun gab es für Sofie Liebesarbeit. Und sie trug gute Frucht. Die Schranken fielen eine nach der anderen. Mozart gewann im Laufe der klärenden Zeit seine Schwiegermutter und diese ihn immer lieber. Die gegenseitigen Besuche verloren jeden Hauch der früheren eisigen Kälte, und Mozart erschien im Hause der „Mama“ immer häufiger,

aber nie mit leeren Händen. Er brachte ihr eigenhändig eingekaufte Päckchen Kaffee, Thee oder andere nützliche und angenehme Gegenstände, welche die dürftigen Umstände der Schwiegermutter mit zartem Schleier der Liebe zu verhüllen dienen konnten.

Sofie, der gute Engel der Familie, versäumte nicht leicht einen Tag ohne die Geschwister einmal zu sehen. An Constanzens wiederholten Krankenlagern leistete sie ihrem Schwager getreulich Beistand in der Pflege. Und ihre sanfte Hand war es zweifelsohne auch, welche das zerrissene Band, das einst Mozarts Herz mit dem ihrer Schwester Aloysia verknüpfte, zu herzlicher freundschwägerlicher Zuneigung zwischen den Familien Lange und Mozart wieder zusammenzuknüpfen verstand. Im näheren Verkehr lernte Aloysia begreifen, wie undankbar sie an Mozart gehandelt, wie weit sie aber in ihrer Jugend auch entfernt gewesen sei, seine künstlerische Bedeutung und Größe zu schätzen. Empfand sie Reue, so kam die jetzt freilich zu spät, da sie einem Manne verbunden war, der sie mit Eifersucht plagte, und ihr selbst Veranlassung dazu gab. Indessen setzte Lange einer Annäherung Mozarts und Aloysias keine Schwierigkeiten solcher Art schon zu der Zeit mehr entgegen, als er denselben mit Constanzen verlobt wußte. Eine für die Schwägerin geschriebene gefällige kleine Arie (Köchels Verzeichniß 383) entstand vier Monate vor Mozarts Hochzeit.

An seinem häuslichen Herd gestaltete sich die freundliche Beziehung immer herzlicher. Im traulichen Kreise wurde die Geselligkeit nicht wenig belebt durch die Pflege der Hausmusik, deren Stoff Mozart durch passende Consätze, Lieder und die zu jener Zeit besonders beliebte Modeform des Kanons fleißig bereicherte. Sechs Monate nach seiner Vermählung widmete der Meister seiner Schwägerin schon wieder eine herrliche Concertarie in Form eines Rondos, die tiefgefühlvolle, noch heute oft gesungene Arie „Mia speranza adorata“, welche Aloysia zuerst in einem Concert auf der Mehlgrube öffentlich vortrug. Später spielte Mozart in Concerten, die seine Schwägerin, und sang sie in solchen, die Mozart veranstaltete. —

Die gute Laune, welche den verschwägerten Kreis belebte, trieb gelegentlich auch Blüten, an denen eine größere Oeffentlichkeit sich

ergötzen konnte. Munter, wie er sich überall zeigte, theilte Mozart gern die Maskenfreuden der Faschingszeit, und machte sich auch wol einmal den Spaß, unter dem Schutze einer Harlequinsmaske seinen Muthwillen an den „vielen Eseln". die seiner Meinung nach unter allen Maskirten eine große Mehrheit bildeten, unerkannt auszutollen. Da mögen denn die Streiche seiner Pritsche hageldicht gefallen sein. In der Maskenfreiheit eines Harlequin fand seine Lust an übermüthigen Scherzen uneingeschränkte Genugthuung. Diese sich wiederholt zu verschaffen, vereinigte er sich einmal mit Langes und einigen anderen Freunden zur Aufführung einer Pantomime im Stil des volksthümlichen italienischen Karneval-Spiels „Pantalon und Colombine". Die Rollen des Pierrot und der Colombine übernahmen Langes. Mozart, der die Handlung erfunden und eine erhebliche Anzahl von Musikstücken dazu geschrieben hatte, ließ auch bei diesem Anlaß die lustige Rolle des Harlequin sich nicht nehmen.

Ohne Zweifel wiederholten sich Faschingsscherze solcher Art nicht selten, da Mozart ihnen viel harmloses Vergnügen abgewann. Doch auch seine spottlustige Neigung drängte ihn zu mancherlei Unternehmungen. Es haben sich noch einige Entwürfe von Possen erhalten, die seiner Anwandelung satyrischer Laune ihren Ursprung zu verdanken scheinen.

Der eine dieser Entwürfe ist etwas weiter ausgeführt, ein dreiaktiges Lustspiel „Die Liebesprobe", im Stil der Hans-Wurst-Komödien. In dem anderen Bruchstück spricht sich die satyrische Absicht unverkennbar aus. Ihre Spitze ist offenbar wider den Machthaber gerichtet, aus dessen Dienst Mozart sich durch einen Gewaltstreich zu befreien verstand. Der Titel lautet: Der salzburger Lump in Wien. Die handelnden Personen der ersten Scenen führen bedeutsame Namen: Herr von Stachelschwein, Herr Intriguant, Frau von Sculteti und ihre Tochter. Aus einer Unterhaltung des Herrn von Stachelschwein mit der Frau von Sculteti erfährt man, daß die neue Oper dieser Dame im höchsten Grade mißfallen habe. Und als Grund gibt sie an, es sei im Theater z u w a r m gewesen. — Welch schneidiger Spott auf

ein Geschwätz über Kunst, wie es in der öffentlichen Meinung sich oft genug breitmacht!—

Seine „schlimme" Laune gegen Leute, die er mit einem Kollektivtitel „Eseln" zu nennen kein Bedenken trug, suchte ihren Ausdruck wol manchmal in Carikaturen, die seine geübte Feder mit flüchtigen Umrissen zu zeichnen verstand. Reimereien und Knittelverse, seinem Sinn für Klang und Form auch in der Sprache gemäß, schmückten viele seiner Briefe und belebten die Gesellschaft, besonders wenn ein dampfendes „Punscherl" sie um den runden Tisch gastlich und fröhlich versammelte. Mit Leichtigkeit verfügte er jederzeit über den Reim, und seinen oft possenhaften Impromtüs fehlte es nicht an Geistesblitzen, welche die Tiefe seiner reichen Innerlichkeit zuweilen wetterleuchtend erhellten. Indessen übte die Ehe auch nach dieser Richtung mäßigend und reifend auf sein Wesen und auf dessen Weise sich kund zu geben.

Seine nach der Heirat geschriebenen Briefe verleugnen zwar die gewohnte lebensfreudige Munterkeit nicht, aber possenhafte Kindereien sind einer nüchterneren, sachgemäßeren Art sich auszusprechen gewichen und lassen im Scherz selbst deutliche Spuren männlichen Ernstes und geistiger Sammlung zwischen den Zeilen hervortreten.

Lichtpunkte des Verkehrs mit musikalischen Freunden und Lernbegierigen bildeten gelegentliche Musikübungen am häuslichen Herde. Der Zudrang zur genußreichen Theilnehmung daran steigerte sich dergestalt, daß diese anregende Pflege der Hausmusik nach und nach den Charakter einer durch die gebotenen räumlichen Verhältnisse begrenzten Oeffentlichkeit annahm, und als eine regelmäßig fließende Erwerbsquelle sich zugleich vortheilhaft verwerthete. Ohne Zweifel vermittelten es wohlwollende Freunde, daß der Zutritt zu Mozarts geregelter Hausmusik nur gegen den Erlös einer Einlaßkarte zu erlangen war.

Musikmüdigkeit — ein Begriff und Zustand, der durch eine den praktischen Musiker oft beherrschende Abneigung illustrirt wird, ohne zwingende Veranlassung, aus reinem Enthusiasmus für die Kunst, dieselbe zur eigenen Freude und Förderung zu pflegen — solche Ebbe im Strom der Begeisterung hat Mozart zeitlebens nie erfahren. Er, der

seinem schöpferischen Geiste nur selten und gezwungen Ruhe gönnte, der die lehrhafte Seite seines Berufes mit Eifer anbaute, der zum öffentlichen Concertspiel jederzeit gerüstet, zu Vorträgen in geselligen Kreisen immer bereit war, er verschaffte den Genuß seiner Leistungen nicht allein nebenher noch jedem Einzelnen, der ihm durch das erforderliche Verständniß würdig genug erschien, sondern benutzte auch jede Gelegenheit, durch das Studium von Werken älterer Meister und seiner Zeitgenossen immer tiefer und gründlicher sich selbst zu fördern.

Während der Mittagsstunden von 12 bis 2 Uhr musizirte er jeden Sonntag im Hause seines Freundes und Gönners, des schon erwähnten Barons van Swieten (S. 253). In diplomatischer Eigenschaft eine Zeit lang zu Berlin stationirt, hatte van Swieten hier Werke von Händel und Bach kennen gelernt. Die Begeisterung für diese Meister, die seitdem ein bezeichnender Charakterzug im musikalischen Geschmack dieses ernstgerichteten Freundes der Tonkunst und ihrer berufenen Vertreter geworden, theilte van Swieten auch dem von ihm bewunderten und geschätzten Mozart mit, der solchen befruchtenden neuen Anregungen sich mit gewohntem Eifer hingab.

Van Swieten gehörte aber keinesweges zu der Spezies hochmüthiger Dilettanten, die ihre musikalischen Blößen mit der Toga einseitiger unduldsamer Schilderhebung einer erheuchelten Geschmackstiefe und ausschließlichen Verehrung für Meister ihrer Wahl vergebens zu verhüllen streben. Freundliche Beachtung schenkte van Swieten auch der Muse Mozarts und seiner Gegenwart. Werke von Josef und Michael Haydn, die Mozart sehr hoch hielt, Tonstücke seines Vaters und Eberlins wurden an dem Klavier van Swietens in den sonntäglichen Uebungen eifrig kennen gelernt. Da nur Männer daran theilnahmen, pflegte in den Chorwerken van Swieten den Diskant, Mozart, der am Klavier die Stimmen und begleitenden Instrumente zugleich vergegenwärtigte, den Alt*) zu fistuliren, während die übrigen Stimmen von tonsicheren

*) Mozarts Sprechton und Singstimme hatte von Natur einen hellen angenehmen Tenorklang. Das sanfte wohllautende Gepräge desselben steigerte sich aber bei Erregungen, besonders bei der Leitung großer Tonkörper gelegentlich auch zu ausgiebiger vertiefter Klangkraft.

Freunden ausgeführt wurden, welche ihr Organ nicht zu unnatürlichen Diensten herabzusetzen brauchten.

In gleicher Weise pflegte Mozart eigene Chorwerke alsbald mit Genossen zu verkörpern, welche in Abwesenheit weiblicher Stimmen den Sopran und Alt ausführten. So lernte er im eigenen Hause die Wirkung des kaum zu Papier gebrachten sogleich aufs behaglichste prüfend kennen.

Reiche Anregungen gewährte der Verkehr in den aristokratischen und bürgerlichen Kreisen der Gesellschaft, welche als Brennpunkte der Intelligenz und schöngeistiger Bestrebungen vorzugsweise der Tonkunst eine ernste und liebevolle Pflege zuwandten, wie allen heimischen und fremden Notabilitäten der Wissenschaften und Künste stets bereitwilligste Aufnahme gewährten.

Unter derartigen Musensitzen hob sich besonders hervor das Haus der Gräfin Thun, die, eine nahe Freundin Kaiser Josefs, Mozarts vielvermögende Beschützerin wurde, als er noch im Dienst des Erzbischofs kaum nach Wien gekommen. In dem Salon der allverehrten Gräfin Thun, einer bleibenden Stätte ihrer, dem Meister gewidmeten Gunst und Dienstwilligkeit, traf er oft namhafte Gäste, unter denen sich auch sein nach Wien übergesiedelter Freund aus der mannheimer Zeit, Otto von Gemmingen, befand. Josef II. und sein allmächtiger Minister Fürst Kaunitz versagten es sich sogar nicht, den genußreichen Verkehr mit der Gräfin Thun und ihrem Kreise zu pflegen. Auch Fremde, wie der Berliner Reichard, Georg Forster und andere fanden hier unschwer Zutritt. Für die Gräfin Thun und zwei ihrer geistvollen liebenswürdigen Töchter schrieb Beecké (S. 104) eine Sonate zu drei Klavieren; und ohne Zweifel hat auch Mozarts dankbare Muse ihrer Gönnerin nicht stumm gehuldigt. — In dem Schwiegersohn der Gräfin, dem Fürsten Karl Lichnowsky gewann Mozart einen ebenso lernbegierigen Schüler als aufrichtigen warmen Verehrer und Freund.

Das Greinersche Haus — Geburtsstätte von Karoline Pichler, — die Gesellschaftsconcerte in den Räumen des Geheimen Raths von Keeß, des Agenten Ployer, der Familienzirkel des verdienten Botanikers, Freiherrn von Jacquin, die Privatconcerte des Fürsten Gallizin

und andere Mittelpunkte der Künste, Wissenschaften und geistiger Anregung zogen den gefeierten Tonmeister wetteifernd in ihre Kreise.

Besonders im Jacquinschen Hause fühlte er sich von herzlichster Verehrung und anregendem Verständniß getragen. Die Tochter Franziska gehörte zu seinen Schülerinnen und in dem Sohne Gottfried, den er wie ein treuer Mentor von einer etwas zügellosen Lebensweise zurückzubringen wirksam mitgeholfen, gewann er einen nahen, treuen und erkenntlichen Freund. Die gegenseitige warme Sympathie gründete sich auf der klaren und tiefgefühlten Vorstellung vom wahren Wesen des Kunstgeistes, das Gottfried von Jacquin in Mozarts Kunst leibhaft verwirklicht sah, wie das Blatt zeigt, welches er für des Meisters Stammbuch geschrieben. Seine enthusiastischen Zeilen lauten:

„Wahres Genie ohne Herz ist ein Unding — denn nicht hoher Verstand, nicht Imagination, nicht beide zusammen machen das Genie — Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies."

Für Gottfried von Jacquins klangvollen Baryton schrieb Mozart eine noch vorhandene Arie (Köchel 513), die ebenso edel im Ausdruck, als schön in der Form gehalten ist, ohne an den Sänger virtuose Ansprüche zu machen. — Jacquin gab auch die Anregung zu dem schon erwähnten lustigen Terzett vom „schönen Bandel".

Constanze hatte von Wolfgang eine geschmackvolle seidene Schärpe zum Geschenk erhalten und dieselbe verkramt. Jacquin, der die rekonvaleszente Gattin seines Freundes zu einer Spazierfahrt eingeladen, kam eben dazu, als die beiden Gatten eifrig nach dem Bande suchten, mit welchem Constanze sich schmücken wollte. Unter lachen und scherzen half Jacquin suchen, war so glücklich das Band zu entdecken und machte sich den Spaß, es so hoch emporzuhalten, daß die kleinen Eheleute, vor lachen halb erschöpft, vergebens danach langten und hüpften. Der heitere Lärm wurde durch das Haushündchen noch vermehrt, das dem Fremden kläffend an die Beine fuhr. —

Auf Jacquins Wunsch schrieb Mozart dann das Terzett „Liebes Mandel, wo is's Bandel", mit der neckischen Wendung „und das schöne Bandl hammer a". — So verlief nach Constanzens eigener

Ueberlieferung der Vorgang, welcher in einem oft gehörten neueren Singspiel*) bis zur Carikatur entstellt worden ist.

Mit tiefem Schmerz erfüllte den trauernden Meister der frühzeitige Tod eines anderen warmherzigen und als Mensch, wie als Geiger vortrefflichen Freundes, eines Grafen Hatzfeld, der besonders im Kammerstil so ausgezeichnetes leistete, daß Mozart seine Streichquartette von keinem lieber hörte als von ihm.

Sein Freundeskreis erweiterte sich erheblich, als Mozart, angezogen von dem Schleier des mystischen und geheimnißvollen, wie von den menschenfreundlichen Zwecken der Freimaurer-Verbrüderung, sich dieser anschloß. Unter den acht Logen, die dazumal in Wien nebeneinander bestanden, führte die älteste den Titel „Zur gekrönten Hoffnung im Orient". Geburts- und Geldaristokratie fanden in dieser vornehmen Loge vorzugsweise zahlreiche Vertreter. Mit solchen verknüpfte den beliebten Geistesaristokraten das Band der Bundesbrüderschaft durch seine Aufnahme in diese Loge, der er bis zum Tode als treuer und eifriger Bruder diente. Daß er die glänzenden Logenfeste auch durch seine Kunst verherrlichte, bezeugen noch vorhandene feierliche Tonwerke, die für solche Zwecke geschaffen worden sind. Cantaten wie die „Maurerfreude" und andere, Lieder, wie die der „Gesellenreise", sind neben vielen sonstigen Tonstücken theils für die Loge geschrieben, theils ihren anregenden Impulsen entsprungen. Wie auf die allgemeine Reife und Vertiefung seiner Ansichten vom leben und sterben, wirkten die Einflüsse der Loge im Verein mit seinen ernsten Studien Händels und Bachs auf Mozarts Kunstanschauung und ihre schöpferischen Ausstrahlungen fördersam ein.

Nach dieser Seite vom Ernst des Daseins und künstlerischen Lebensberufes mächtig ergriffen, führte andrerseits die fortdauernde herzliche Beziehung zu seiner mütterlichen Freundin, der Freifrau von Waldstetten, seiner naiven Munterkeit, seinem kindlichen Frohsinn, seiner Neigung zu witzigen und muthwilligen Scherzen und losen Tändeleien

*) Der Schauspieldirektor oder Mozart und Schikaneder, von L. Schneider bearbeitet.

mannigfache Anregungen zu. Die Freundschaft der Frau von Waldstetten bethätigte sich nach Mozarts Vermählung wie vor derselben in ihrer fürsorglichen Aufmerksamkeit, die soweit ging, daß sie sogar seinen Wunsch, einen eleganten Frack zu besitzen, zuvorkommend befriedigte. Mozart suchte seinerseits solche Proben freigebigen Wohlwollens nach vermögen zu erwidern. Er verdiente sich doppelten Dank, indem er seiner edelen kunstsinnigen Wohlthäterin in Josefine Aurnhammer (S. 240) eine talentvolle musikalische Gesellschafterin nach ihrem Geschmack vermittelte. Er sorgte für ein gutes Klavier. Er überraschte sie mit geräucherten salzburger Zungen, einer der Baronin unbekannten Delikatesse, und suchte ihr derartige kleinen Wünsche von den Augen abzulesen. Zuweilen aber machte er Gebrauch von dem Vorrecht der Freundschaft, ihre opferwilligen Handreichungen und Hülfen in Anspruch zu nehmen. Die zarte Form, in welche Mozart seine bescheidenen Anliegenheiten einzukleiden verstand, wie der zwanglose, muthwillige Ton, der ihm im Verkehr mit seiner leichtlebigen Gönnerin — einer echten Wienerin von damals — erlaubt schien: beides spricht sich in dem folgenden Handbillet aus, welches er am 2. Oktober, nach Verlauf der beiden ersten Monate seiner Ehe schrieb und adressirte „A Madame, Madame la Baronne de Waldstaetten née de Scheffer à Leopoldstadt". Im Auszug lautet das Schreiben so:

„Allerliebste, Allerbeste, Allerschönste, Vergoldete, Versilberte und Verzuckerte, Wertheste und schätzbarste Gnädige Frau Baroninn!"

Der Eingang handelt von einem Rondo und Theaterstücken, die er sendet. Dann entschuldigt er sich sehr possierlich, daß er bei seinem letzten Besuch vergessen habe, sich für den schönen Frack zu bedanken.

„Allein mir fiel es nicht ein; wie dies dann mein gewöhnlicher Fall. — Mich reut es auch oft, daß ich nicht anstatt Musik die Baukunst erlernt habe, denn ich habe öfters gehört, daß derjenige der beste Baumeister sei, dem nichts einfällt. — Ich kann wohl sagen, daß ich ein recht glücklicher und (doch) unglücklicher Mensch bin! — Unglücklich seit der Zeit, da ich Euer Gnaden so schön frisirt auf

dem Ball sah! — denn — meine ganze Ruhe ist nun verloren! — nichts als seufzen und ächzen! — Die übrige Zeit, die ich noch auf dem Ball zubrachte, konnte ich nicht mehr tanzen, — sondern sprang; das Souper war schon bestellt — ich aß nicht, — sondern ich fraß, — die Nacht durch anstatt ruhig und sanft zu schlummern schlief ich wie ein Ratz und schnarchte wie ein Bär! — und ohne mir viel darauf einzubilden, wollte ich fast darauf wetten, daß es Euer Gnaden à proportion eben auch so ging! — Sie lächeln? — werden roth? — o ja — ich bin glücklich! — mein Glück ist gemacht! — Doch ach! wer schlägt mich auf die Achseln? — wer guckt mir in mein Schreiben? — auweh, auweh, auweh! — mein Weib! — Nun in Gottes Namen; ich habe sie einmal, und muß sie behalten! — Was ist zu thun? — Ich muß sie loben — und mir einbilden es sei wahr!" —

Später kommt er auf sein Anliegen:

„Doch das traue ich mir in der That nicht zu sagen; — doch warum nicht? — Also Constanze! — Ich möchte Euer Gnaden bitten, daß — pfui Teufel, das wäre grob! — A propos; kennen Euer Gnaden das Liedchen nicht?

Ein Frauenzimmer und ein Bier
Wie reimt sich das zusamm! —
Das Frauenzimmer hat ein Bier,
Davon schenkt sie ein Bluzer mir,
So reimt es sich zusamm.

Nicht wahr, das hätte ich recht fein angebracht? — Nun aber senza burle. Wenn mir Euer Gnaden auf heute abends einen Bluzer zukommen lassen könnten, so würden Sie mir eine große Gnade erweisen. — Denn meine Frau ist — ist — ist und hat Gelüste — aber nur zu einem Bier, welches auf englische Art zubereitet ist! — Nun brav, Weiberl! — Ich sehe endlich, daß du doch zu etwas nütze bist! — Meine Frau, die ein Engel von einem Weibe ist, und ich, der ich ein Muster von einem Ehemann bin, küssen

Euer Gnaden 1000mal die Hände und sind ewig Dero getreu Vasallen

Mozart Magnus corpore parvus
et
Constantia omnium uxorum pulcherrima
et prudentissima.*)

Wien rc. 1782.

An die Aurnhammer bitte kein Compliment."

In den Briefen an seinen Vater sprach Wolfgang gern zugleich auch im Namen seiner Frau. Unterschriften wie: „Dero gehorsamste Kinder W. A. Mozart. Mann und Weib ist ein Leib" — und ähnliche Wendungen dienen seiner liebevollen Gesinnung zum beredten Ausdruck.

* * *

„W. A. und C. Mozart" ist ebenfalls ein Billet an Frau von Waldstetten unterzeichnet, dessen Inhalt die Aufmerksamkeit dem Mangel zuwendet, der dem häuslichen Leben endlose Noth bereitete. Das Schreiben richtet an die dienstfertige Gönnerin einen ängstlichen Hülferuf in sehr mißlicher Lage, die Mozarts Ehre und Kredit auf das bedenklichste bedrohte.

Sein Vertrauen zu dem Erlös der Subskription auf Klavierconcerte verwickelte den weltfremden Tonmeister in eine peinliche Wechselschuld, die er wegen Verzögerung der Subskriptionserträge am Verfalltage nicht einlösen konnte; da der Gläubiger eine Verlängerung des Wechsels nicht nur nicht bewilligte, sondern sogar mit gerichtlichem Vorgehen drohte, so mußte Frau von Waldstettens hülfreiche Freundschaft sich auch in dieser ungemüthlichen Angelegenheit bewähren. Und an Mozarts häuslichem Herd ward das stille Glück, der Herzensfriede, den er spendete, schon im siebenten Monat nach seiner Begründung durch solche peinliche Verlegenheiten getrübt.

---

*) Mozart der Große von kleinem Wuchs und Constanze die schönste und klügste aller Gattinnen.

Das Fundament dieses Herdes bildete die sanguinische Hoffnung auf bessere Tage. Leopold sah die Unsicherheit eines solchen Hausbaus vorher. Deshalb sträubte er sich so hartnäckig, denselben mit dem ersten Hammerschlag auf solchen brockfälligen Grundstein zu weihen und einzusegnen. Waren baare Mittel überhaupt vorhanden, so konnten sie kaum ergiebig genug sein, um die verhältnißmäßig elegante und behagliche erste Einrichtung des Häuslichen zu decken. So mußte die Ehe mit Schulden beginnen. Denn der effektive Geldvorrath reichte nicht einmal aus, um die Erfüllung der rechtskräftig stipulirten Bedingungen des Heirathskontraktes zu ermöglichen.

Danach sollte Constanzens Heirathsschatz 500 Gulden und Mozarts Widerlage 1000 Gulden betragen, ein kleines Kapital, das dem überlebenden Theil im Sterbensfalle als Nothpfennig zugedacht worden war. Weder Constanze, noch Wolfgang befand sich aber jemals in der glücklichen Lage, die bedungene kleine Summe zu hinterlegen.

So lange eine unversiegbare Quelle regelmäßiger auskömmlicher Einnahmen den beiderseitigen redlichen Bemühungen um eine wohlgeordnete Wirtschaft keinen Rückhalt bot, was konnten gelegentliche Erträge des Unterrichtes, der Concerte, was Honorare von Verlegern, Gönnern und Operndirektoren dazu beitragen, das steuerlos schwankende, lecke Schiff der Verwaltung in ein ruhiges Fahrwasser zu bugsiren! — Dennoch erzielte Constanzens ordnendes Talent und ihr sparsames wirtschaften mitunter Erfolge, die überraschend genug sind.

Vater Leopold überzeugte sich selbst von der guten Lage seiner Kinder. Er meinte es sei Geld genug vorhanden, daß wol eine Summe von 2000 Gulden erübrigt werden könne, um sie in die Bank zu legen. —

Aber Lebensbedürfnisse, Gläubiger, unter denen auch bald hartgesottene Wucherer, fälliger und rückständiger Miethzins, Constanzens Krankheiten und Badereisen, Mozarts rücksichtslos großmüthige Freigebigkeit, die oft an Verschwendung grenzte: was vermochte alles stützen und zusammenhalten eines Hauses, an dessen Fundament solche und andere Feinde zerrten und minirten! — Aufgesammelte Geld-

summen zerrannen wie Wasser, das in die offene Hand geschüttet wird. Voraus bestimmte Zahltage einzuhalten, wurde auf solche Weise oft zur Unmöglichkeit. Deshalb ist es begreiflich, daß Mozart im neunjährigen Verlauf seiner Ehe achtmal die Wohnung zu wechseln sich genöthigt sah, und zwar am häufigsten in den ersten Jahren.

Aus der anfang August 1782 eingenommenen ersten Wohnung im Großhauptischen Hause mußte er schon zum Dezember desselben Jahres wieder ausziehen. Er fand dann Aufnahme im klein Gerbersteinschen Hause an der hohen Brücke (Nr. 437), das einem Baron Raimund Wezlar, einem Bewunderer und Freunde Mozarts gehörte.

Hier, in diesem alterthümlich weitläufigen Gebäude, wo das junge Paar das dritte Stockwerk bewohnte, gab dasselbe einmal ein Ballfest, zu dessen Kosten die eingeladenen Herren je 2 Gulden beisteuern mußten.

Länger als drei Monate währte aber der Aufenthalt auch in der geräumigen Wohnung nicht. Herr von Wezlar, ein baronisirter Israelit, nöthigte seinen bewunderten Freund, aber unsicheren Zahler, einer Dame Platz zu machen, die ohne Zweifel in der glücklichen Lage war, den Verpflichtungen einer Miethherin pünktlicher nachzukommen, als ihr Vorgänger es vermochte. Herr von Wetzlar betrieb diesen Tausch so dringend und eilig, daß Mozart schon vor Ablauf des Miethkontraktes das Haus räumen, und sich mit einem schlechten Nothbehelf am Kohlmarkt trösten mußte. Zur Entschädigung erließ Herr Baron von Wezlar dem Ausgetriebenen den kleinen Betrag des rückständigen Miethzinses für die drei Monate, und sorgte für kostenfreien Umzug nach dem Kohlmarkt, eine pflichtschuldige Rücksicht, die Mozart als besondere Großmuth pries.

Diese dritte unleidliche Wohnung wurde indessen nach kaum zweimonatlichem Aufenthalt schon wieder vertauscht mit einem zusagenden Unterkommen im ersten Stock des Burgischen Hauses, Nr. 244 (nachmals Nr. 3) am Judenplatz. Hier überdauerte die Rast des häuslichen Herdes zum ersten Mal den Kreislauf eines Jahres — vom Mai 1783 bis Michaelis 1784. Dann mußten die Vielumhergetriebenen abermals

inne werden, daß dem Menschen eine bleibende Stätte auf Erden versagt ist.

Die neue Wohnung in dem Camesinaschen Hause an der großen Schulerstraße 853 (später Nr. 8) im ersten Stockwerk, gönnte ihnen längere Ruhe, nämlich bis zum Frühjahr 1787. Der Miethzins betrug 460 Gulden. Ward es Mozart schwer, so viel aufzubringen, oder widerstand er dem verlangen nicht, einmal freiere Luft zu athmen: die Wahrheit ist, daß er im Jahre 1787 zwei Wohnungen nacheinander innehatte, die beide im Garten und in der Vorstadt lagen. In dem zweiten dieser ländlich gelegenen Häuser, dasselbe hieß „bei den drei Sternen" an der Währingergasse 135 (jetzt Nr. 26)*), verweilte die Familie bis Michaelis 1790.

Dann fand sie wieder Unterkunft in der Stadt. Es war das klein Kaiserstein'sche Haus und lag an der Rauhensteingasse 970 (Nr. 8) — der letzte Wohnungswechsel in Mozarts unstätem Nomadenleben. Er hatte auch hier die Genugthuung vornehm im ersten Stock zu wohnen. Dieses Haus aber mußte er ebenfalls schon bald wieder verlassen. Doch verließ er es als ein stiller Mann, der hinausgetragen wurde, um niemals wieder heimzukehren. —

Die Bereitwilligkeit treugesinnter Freunde, besonders seines Ordensbruders, des Kaufherrn Michael Puchberg, den Nothständen durch gelegentliche Darlehen augenblickliche Erleichterung und Aushülfe zu verschaffen, machten die wachsende Bedrängniß nur immer drückender. Zu den Nahrungssorgen gesellte sich der sittliche Schmerz über das verpfändete Ehrenwort, das nicht eingelöset werden konnte.

Häufig stellte der von „schwarzen Gedanken" sogar zur Arbeit unfähig gemachte Meister jenem Freunde Puchberg die Schwierigkeiten seiner elenden Lage mit beweglichen Worten vor. Wiederholt flehte er denselben an, ihm durch eine größere Summe gegen Zinsen „auf Acker und Pflug" zu helfen.

---

*) Nottebohm, Mozartiana. Leipzig 1880. Seite 66, Fußnote.

„Wenn Sie mir diese Freundschaft thun, so kann ich erstlich die nöthigen Ausgaben zur gehörigen Zeit, folglich leichter entrichten, wo ich jetzt die Zahlungen verschieben und dann eben zur unbequemsten Zeit meine ganze Einnahme auf einmal herausgeben muß; zweitens kann ich mit sorgenloserem Gemüt und freierem Herzen arbeiten, folglich mehr verdienen." —

Statt solche wohlerwogene Bitte um gründliche Aufhülfe zu erfüllen, machte Puchberg das Elend nur größer durch kleinere Vorschüsse in Beträgen, die von 300 Gulden bis zu 10 Gulden abwechselnd stiegen und herabsanken. Nach Ausweis der wenigen noch vorhandenen schriftlichen Hülferufe, welche an Puchberg gerichtet und von diesem mit der übersandten Summe fast regelmäßig bezeichnet wurden, belief sich der Gesamtbetrag der Puchbergschen Darlehen allein auf etwa 1500 Gulden. (Nottebohm.)

Zur Zeit wo der Miethzins fällig und in Krankheitsdrangsalen, kurz: bei jeder außergewöhnlichen Anforderung an größere Ausgaben mußte Mozart seine Zahlungsunfähigkeit bekennen und je länger desto häufiger, am meisten in seinen letzten vier Lebensjahren, die Hülfe Puchbergs und anderer Freunde, wie auch „unchristlicher Wucherer" in Anspruch nehmen. —

So wuchs die Schuldenlast und mit ihr die drückende Sorge in hoffnungslosestem Uebermaß. Und zu alldem kamen auch noch bisweilen alte Anforderungen aus seiner vorwienerischen Zeit, wie eine solche im Betrage von 12 Louisd'or seitens des Kaufmannes Scherz zu Straßburg (S. 186), eine Summe, die zu entrichten der Bedrängte sich ohne Beihülfe völlig unvermögend erklären mußte. Ob Vater Leopold die deshalb an ihn gelangte Bitte erfüllte oder nicht, scheint nicht überliefert worden zu sein. —

Wiewol Mozart die häusliche Noth mit Humor und stiller Ergebung zu tragen und sie nach außen hin möglichst zu verbergen strebte, so gelang es ihm doch nicht ganz, die Wahrheit den Blicken seiner Freunde und auch Unberufener nach Wunsch zu entziehen. An übertriebenen Urtheilen und falschen Auslegungen fehlte es deshalb nicht. Andrerseits

aber lernte der Meister auch an beweglichen Beispielen erfahren, welchen Werth ein wahrer Freund in der Noth habe und wie ausgedehnt der Umkreis sei, innerhalb dessen der große Künstler und menschenfreundliche selbstlose Mann sich hülfreiche Liebe und Verehrung erworben.

Als Constanze zur Heilung eines Fußleidens auf ärztliche Anordnung Bäder gebrauchen sollte, die aus gekochtem Gekröse gewonnen wurden, erbot sich ein der Familie sonst fernstehender Wurstbereiter oder Fleckfieder, das absonderliche Heilmittel der Kranken in seinem Hause zu bereiten. Die Kur dauerte wochenlang. Und als sie ihr Ende erreicht, lehnte der biedere Fleischer jede Vergütung ab. Mozart, dem allverehrten Tonmeister einen Dienst geleistet zu haben, hielt jener Ehrenmann für ausreichende Vergütung seiner Auslagen und Mühe. Der brave Fleckfieder führte den für seine Hantirung bezeichnenden Namen Rindum.

Mozarts Nachbar zu der Zeit seines Aufenthaltes im Hause Camesinas war einer seiner bemittelten und angesehenen Logenbrüder, namens Johann Martin Loibl, Rechnungsrath seines Zeichens. Er hörte durch die Wand Mozarts Klavierspiel und bei solchem Anlaß, wie auch sonst sandte Loibl ihm Proben seiner Liebe namentlich seines reichversorgten Weinkellers.

Josef Deiner, Hausmeister einer Weinwirtschaft „zur silbernen Schlange", welche Mozart gern besuchte, bezeugte ebenfalls die Verehrung für diesen durch stets willige Dienstfertigkeit. Zeitweise besorgte Deiner auch laufende Geschäfte in Mozarts Haushalt. So kam er an einem kalten Wintertage einmal in das Arbeitszimmer des Meisters und blieb wie gebannt auf der Schwelle stehen, überrascht von einem unerwarteten Anblick: das Ehepaar nämlich schwang sich mit lebhaften Sprüngen jubelnd und tanzend im Raum umher. Deiner meinte, Mozart ertheile seiner Gattin Tanzunterricht. Mozart aber erklärte ihm fröhlich, die Bewegung müsse die Ofenwärme ersetzen, da augenblicklich Holz zum einheizen nicht zu beschaffen sei. Kopfschüttelnd und seufzend entfernte sich der biedere Hausmeister um dem Mangel aus seinen eigenen Mitteln abzuhelfen. — — —

Auf solcher helldunkelen Bildfläche vollzogen sich nun in Freud und Leid die Ereignisse der letzten Lebensjahre des Tonmeisters und rundeten sein künstlerisches Erdenwallen ab wie zu einer planvoll durchgeführten Tragödie, in welcher Schuld und Sühne, Untergang und Sieg das walten der ewigen „poetischen" Gerechtigkeit bedeutsam und ergreifend ausgestaltete.





Auf der Höhe.

Liebe, Liebe, Liebe ist die Seele des Genies! — so schrieb Gottfried von Jacquin in seines künstlerischen Freundes Stammbuch. Treffender könnte die schaffende und bewegende Triebkraft in Mozarts künstlerischem wie menschlichem Wesen kaum gekennzeichnet werden. Seit seiner frühsten Kindheit beherrschte und bestimmte all sein denken, wollen und thun der herzliche Drang, in hingebender Selbstentäußerung sich zu offenbaren und mitzutheilen, wie im Genuß verständnißinniger Gegengabe der Liebe seliges Glück zu empfangen.

Die eheliche Verbindung mit Constanze gewährte ihm beides. Sie setzte deshalb dem planlosen langen und bangen des Jünglings nach Seite seiner menschlichen Entwickelung ein abschließendes Ziel. Andrerseits aber erschlossen die festgegründeten Lebensformen der Ehe dem gereiften Tonmeister einen bleibenden Mittelpunkt des wirkens, auf welchem er — glücklicher wie einst Archimed — festen Fuß fassen konnte, um eine ganze Welt überlebter Formen und Ideale seiner schönen Kunst aus den Angeln zu heben, und in niegeahnten überreichen Neuschöpfungen die Kraftfülle seines unergründlichen Genius bis zur höchsten Vollendung zu entfalten.

Schwerlich mochte es nun auf der ganzen Erde eine Wirkungssphäre geben, die Mozarts Neigung und seinen menschlichen wie künstlerischen Lebensansprüchen gemäßer gewesen wäre als die Hauptstadt und Residenz des humanen kunstsinnigen Kaisers Josef II., das lebenslustige Wien, dieses „Klavierland", wo die ersten und bemitteltesten Familien und Würdenträger des Reiches wetteiferten, der Musik Altäre und Pflegestätten zu errichten. — Auch die leichtlebigen Formen des Verkehrs waren dem Meister und seinem kindlich frohen Wesen kongenial. Wien wurde ihm zur zweiten Heimat, die er zeitlebens dauernd nicht wieder verließ.

Doch wo viel Licht ist, fehlt es nicht an Schatten. Bei aller ungeheuchelten Bewunderung und Verehrung, welche die Wiener ihrem Mozart entgegenbrachten, nach dem vollen Maß seines universellen Genius vermochten sie ihn nicht sogleich in einem Umfange zu würdigen, wie er, der in ihm wohnenden schöpferischen Fülle sich klar bewußt, es zu verdienen glaubte und mit Recht verdient hätte. Man zweifelte zwar nicht, daß ein Musiker, der fähig gewesen, eine Oper wie „die Entführung" zu schaffen, in anbetracht seiner ungeschmälerten Jugendkraft wol noch mehr gleichwerthige Tonschöpfungen der Welt zu schenken haben werde. Vorläufig aber blieb dieses Vertrauen doch noch unbethätigt, so lange es sich auf die eine Probe der genialischen Schöpferkraft beschränkt und begründet sehen mußte. Idomeneo war dem großen wiener Publikum noch unbekannt. Mozarts Kirchenmusik fand keinen Boden, weil Josef den kirchlichen Pomp im Sinne seiner liberal-rationalistischen Regierungsmaximen auf das kärglichste Maß eingeengt hatte. Symfonien, Concertstücke, Arien, Kammermusik, Haus- und Gesellschaftsmusik — wie viel Mozart in all diesen Gattungen auch unermüdlich hervorbrachte, wie sehr man auch geneigt sein mochte, solche Leistungen als vorzügliche anzuerkennen: dieselben wirkten doch garzu flüchtig und erschwerten es der großen Masse, die ohnehin der nachdenklichen Prüfung des Genusses abhold ist, genügende Klarheit über die volle Bedeutung ihres Lieblings zu gewinnen. Sein wundervolles Klavierspiel dagegen, das jeden Hörer hinriß und von Mozarts einziger Meisterschaft unweigerlich überzeugte, fand rückhalt-

loseste Bewunderung. Wer es nur vermochte, drängte sich begierig hinzu, wo die Gelegenheit sich darbot, solche Genüsse mitzuerleben.

Dem mächtigen Schaffenstriebe aber, der sich nie genugthun konnte, erschien die Bevorzugung, welche dem Klavierspiel zutheilwurde, oft als ungerechte Unterschätzung seiner Leistungsfähigkeit; und das machte den ungeduldigen Meister, der sein schöpferisches Vermögen wie ein unbenutztes Kapital vergebens zu verwerthen trachtete, mit seinem wiener Zustande und mit seinen wiener Gönnern nicht selten unzufrieden. Daß rasch vorübertönende technische Kunstleistungen höher geschätzt und ungleich reicher belohnt wurden, als dauernde Geistesarbeit von kunst- und kulturgeschichtlicher Bedeutung, an der Tausende und aber Tausende in Gegenwart und Zukunft sich immer wieder erfreuen, klären, erbauen könnten: diese Erfahrung wirkte auf Mozarts anspruchslose Seele sehr demüthigend, beunruhigte sie und bereitete ihr tiefe Schmerzen.

Er mußte es mitansehen, welchen unerhörten Erfolg die Entführung in Wien und bald auch in anderen Städten erzielte, wie sie die Theaterkassen füllte: und ihm selbst trug sie nicht einmal genügenden Glücksgewinn ein, um seinen häuslichen bescheidenen Herd ohne Schulden zu begründen. Selbst den Ertrag eines kleinen Honorars für die Herausgabe des Klavierauszuges, welche die Verlagshandlung von Torricella zu Wien in Aussicht gestellt, entzogen ihm zwei andere Musikhändler*), die sich ohne vorwissen des Verfassers beeilt hatten, der authentischen Ausgabe zuvorzukommen. —

Drei Tage nach der Hochzeit wurde zwar die Oper auf Glucks Wunsch wiederholt. Der berühmte Tonmeister pries das Werk nach Gebür und lud das Mozartsche Ehepaar zu Tisch ein. Zwar erhielt sich die Entführung trotz aller Gegenwirkungen der italienischen Ränke auf dem Repertoir. Zwar hörte nunmehr auch das großfürstliche Paar Paul von Rußland die Oper, welche zur Feier des vorjährigen ersten Besuches dieser hohen Gäste des Kaiserhofes bestimmt und geschrieben worden (S. 229). Zwar bestellte der Geschäftsträger des Berliner

*) In Augsburg und Mainz.

Hofes, Baron von Riedesel, im Auftrag seines Monarchen bei Mozart eine Abschrift der Partitur: Aber dieser Auftrag kam erst Ende September, und wie erfreulich sonst der Erfolg des Werkes seinem Urheber erscheinen mußte, der billige Wunsch, durch ein besoldetes, seinen Fähigkeiten angemessenes Amt die eigene wie die Zukunft seiner Familie zu sichern oder erhebliche Einnahmen zur Verbesserung der mißlichen Umstände zu erzielen, dieser Wunsch blieb unerfüllt.

Von Mißmuth ergriffen, in seinem künstlerischen Selbstgefühl, in seiner vaterländischen Gesinnung tief gekränkt, beschloß er schon in den ersten Wochen nach der Hochzeit, dieses undankbare Wien zu verlassen, um in Paris oder London ein Glück zu suchen, wie es seinen Fähigkeiten angemessen sei und das ihm dort, wo man Verdienste besser zu schätzen und zu lohnen wisse als daheim, nicht entgehen könne. Dem verzweifelten Gedanken ließ er ohne Aufschub sogleich vorbereitende Schritte folgen. Er theilte einflußreichen Gönnern sein Vorhaben mit, wandte sich brieflich an Le Gros, den Leiter des pariser Concert spirituel, dessen treuloses diplomatisches Betragen von ehedem (S. 161) längst vergessen war, machte eifrige Studien der französischen und gleichzeitig auch der englischen Sprache — für alle Fälle! — kaufte sich zu solchen Exerzitien ein Schreibebuch, das später als Hauptkassabuch diente, und meldete schon am 17. August seinem Vater zu dessen nicht geringer Bestürzung, was im Anzuge begriffen sei: Die Herren Wiener unter denen hauptsächlich der Kaiser zu verstehen wäre, sollten nur nicht glauben, ein Mozart sei wegen Wien allein auf der Welt. Zwar würde er keinem Monarchen lieber dienen als dem Kaiser, aber er sei zu stolz, einen Dienst von ihm zu erbetteln. Glaube er doch jedem Hofe Ehre machen zu können. Wolle Deutschland, sein geliebtes Vaterland, ihn nicht nach Würdigkeit aufnehmen, so müsse Frankreich oder England zur Schande der deutschen Nation wieder einmal um einen geschickten Deutschen reicher werden. „Fast in allen Künsten waren es Deutsche, die ausgezeichnetes leisteten. Wo aber fanden sie Glück und Ruhm? — In Deutschland nicht. Selbst der berühmte Gluck — hat ihn Deutschland zu diesem großen Mann gemacht? — Leider nicht!" —

Zur Rechtfertigung solcher Klagen berief er sich auf das Einver-

ständniß seiner vornehmen Freundschaft, wie der Gräfin Thun, des Grafen Zichy, des Barons van Swieten und selbst des Fürst-Kanzlers Kaunitz. Mozart hatte gehört, wie der ihm sehr wohlgeneigte leitende Staatsmann gegen den Koadjutor, Erzherzog Max, den Bruder des Kaisers äußerte, Talente wie Mozart, die nur alle hundert Jahr einmal geboren würden, sollte man billigerweise nicht aus Deutschland vertreiben, zumal wenn man so glücklich sei, sie in der Residenz zu haben.

Zu den Bemühungen der Gräfin Thun, des Barons van Swieten und anderer Verehrer des Meisters, ihn von seinem verzweifelten Vorhaben zurückzubringen, gesellten sich die Vorhaltungen seines Vaters und der Frau von Waldstetten, welche Leopold um ihre Dazwischenkunft dringend ersucht hatte. Wie klar der das Wesen seines Sohnes durchschaute, als er die Frau von Waldstetten darauf hinwies, daß Wolfgang das Opfer eines schroffen Gegensatzes sei, dessen beide Seiten sein Naturell wie ein klaffender Riß spalteten! — „Wenn er keinen Mangel hat, dann ist er allsogleich zufrieden, wird bequem und unthätig. Muß er sich in Aktivität setzen, dann fühlt er sich, wird ungeduldig, hitzig, stolz, kann nichts abwarten und will sofort sein Glück machen. Nichts soll ihm im Wege stehen und leider werden eben den geschicktesten Leuten, den besonderen Genies die meisten Hindernisse in den Weg gelegt.“ Mit etwas mehr Geduld, meinte der verständige Vater, könne es seinem Sohne nach den glücklichen Anfängen in Wien nicht fehlen. Kapellmeister Bono sei ein uralter Mann. Salieri, sein vermuthlicher Nachfolger, werde einem anderen Platz machen. Auch Glucks Jahre seien gezählt. „Gnädige Frau, sprechen Sie ihm Geduld ein“ — so bat Leopold am Schlusse seines Briefes.

So treffend der Vater die Gemütsart des Sohnes gekennzeichnet, eine wesentliche Eigenschaft hatte er dabei übersehen: die lenksame Nachgiebigkeit seines liebevollen Herzens. Zu den zahlreichen Proben davon gesellte sich auch jetzt wieder eine solche. Kaum hatte Wolfgang die väterlichen Gegenvorstellungen gelesen, als er nicht einen Augenblick länger zögerte, seinen Auswanderungsplan fallen zu lassen. Es sei besser, erklärte er, in Wien noch ein „bischen auszuwarten“, da

er zu jeder anderen Zeit einen solchen Schritt ja ebenso wol thun könne, indessen sich in der Fremde für seine Zwecke manches günstiger gestalten möge.

Allein einmal für allemal aufgegeben wurde der Ausblick auf eine Zufluchtsstätte in Paris oder London deshalb nicht. Vom Kleinmuth ergriffen, öffnete Wolfgang im Lauf der Zeit noch wiederholt der Stimme des Versuchers sein Herz, die ihm im Auslande goldene Berge verlockend vorspiegelte. Zunächst zog sich aber „das bischen auswarten" doch über ganze vier Jahre hin. Gegenstand und Ziel so langen geduldigen Harrens blieb nach wie vor die Hoffnung auf sichere Begründung der bürgerlichen Existenz und des Haushaltes, auf eine regelmäßig fließende Erwerbsquelle, wie nur ein besoldetes Amt — am liebsten im Dienst des Kaisers — sie zu gewähren versprach.

Um solcher Hoffnung immer festere Stützen zu unterstellen, setzte sich Wolfgang während der Darbe- und Wartezeit so tapfer und unverdrossen „in Aktivität", daß selbst sein mißtrauender Vater wol manchmal darüber hätte erstaunen mögen. Der vierjährige Zeitraum, unergiebig an mittheilenswerthen bedeutsameren Erlebnissen, ward reichlich ausgefüllt mit einer vielseitigen praktischen Bethätigung der lehrhaften Gaben des Meisters, seiner bewunderten, ihm Gold und Ehre gewährenden Klavier-Virtuosität, und mit schöpferischen Arbeiten, welche den Zwecken des Unterrichts, der öffentlichen Concerte und der Kunstpflege in den Räumen vornehmer Musikfreunde, in dem eigenen häuslichen Kreise und in befreundeter Geselligkeit ihre Entstehung verdankten. Auch für festliche Versammlungen der Freimaurerloge lieferte Mozarts unermüdliche Feder, wie bereits erwähnt worden, Cantaten, Duette, Lieder und andere Tonstücke. Ferner erfüllte er nicht selten auf das bereitwilligste befreundeten Kunstgenossen die Bitte um Musiksätze, die ihren Leistungen und praktischen Zwecken gemäß und nützlich waren. Darunter befanden sich Arien, welche die Singenden als Einlagen in fremde Opern benutzten, was gelegentlich nicht ohne ränkesüchtige Gegenwirkungen möglich war.

So entstanden in dem Zeitraum von vier Jahren (1782 bis Ende 1785) nach L. von Köchels chronologisch-thematischem Verzeichniß nicht weniger

denn 102 Tonwerke. Als die hervorragendsten derselben seien hier zusammenfassend registrirt: eine Oper (die Entführung) und zwei theilweise vollendete Opernentwürfe (L'oca del Cairo = 8 Stücke; Lo sposo deluso = 6 Stücke); dann für Orchester drei Symfonien; eine Serenade für acht Blaseinstrumente; eine maurerische Trauermusik; — die schönen sechs Streichquartette, Josef Haydn zugeeignet; ein Klavierquartett mit Violine, Viola und Violoncell (in g-moll); ein Klavierquintett mit Hoboe, Klarinette, Fagott und Horn (Es-dur); zahlreiche andere Klavierstücke, als Fantasien, Fugen, Variationen, Sonaten mit und ohne Violine; — Arien, Ensemblestücke wie das Bandl-Terzett; Lieder, unter denen eine der herrlichsten Blüten der gesamten Lieder-Literatur: das Veilchen von Goethe (8. Juni 1785); und zu alledem noch eine c-moll-Messe, die infolge eines Gelübdes 1783 geschrieben und 1785 theilweise für das Oratorium Davidde penitente verwendet wurde; endlich nicht weniger als zwölf große Klavierconcerte.

Da er in den öffentlichen, zumeist während der theaterfreien Fastenzeit im Theater gegebenen Akademien sich ungern wiederholte, vielmehr lieber für jede derselben passende neue Tonwerke schrieb, so erklärt die große Anzahl der in vier Jahren entstandenen Klavierconcerte sich ohne weiteres aus dieser Gewohnheit. Andrerseits läßt dieselbe aber auch schließen auf die Bedürfnißfrage, die Mozarts Thätigkeit als Concertspieler in helles Licht stellt. Eins und das andere seiner Concertstücke, das sich der Hörer besondere Gunst erworben, erschien auch wol öfter auf Mozarts Concertprogrammen. Und deshalb hütete er seine Concerte gewöhnlich sorgfältiger vor dem Schicksal, in unberufene Hände zu gerathen, dem seine Sorglosigkeit andere seiner Arbeiten oft genug preisgab. Wiederholt aber eröffnete er auch Subskriptionen auf saubere Abschriften von je drei Concerten für das Klavier mit Orchester oder mit einer einfacheren Instrumentalbegleitung. Am 15. März 1783 kündigte er drei solcher Subskriptionsconcerte (in F — A — und C) an gegen einen Preis von 4 Dukaten. Später erschienen sie zu Wien im Druck als Oeuvre IV. Seine Klavierconcerte waren sehr begehrt. 24 Dukaten, ein verhältnißmäßig hoher Preis, wurden

ihm für eines derselben einmal angeboten. Nicht so redlich als der Liebhaber, der dem Meister solchen Betrag offerirte, verfuhren andere, die sich den Besitz von Abschriften auf unrechtmäßige Weise zu verschaffen wußten. Mozart suchte sich gegen derartige Diebstähle zu schützen durch Vorsichtsmaßregeln aller Art. Concerte, die er zuvörderst nur für seinen eigenen Gebrauch bestimmte, brachte er lediglich in Orchesterstimmen zu Papier. Die Klavierpartie schrieb er so unvollständig nieder, daß niemand als er sie lesen und benutzen konnte. Mußten Vervielfältigungen von ausgearbeiteten Handschriften besorgt werden, ließ er die Kopisten im eigenen Arbeitszimmer unter seinen Augen schreiben. Denn es kam vor, daß sie doppelte Abschriften anfertigten, um aus dem betrügerischen Verkauf Gewinn zu ziehen. Der Schutz geistigen Eigenthums gehörte eben nicht — wie bereits erwähnt — zu den Gegenständen damaliger Gerechtigkeitspflege.

Seine Modemusik, wie Variationen und dergleichen, erschien oft genug ohne Mozarts vorwissen im Druck. Aber er strafte die unberechtigten Herausgeber, die ihm Vortheil und oft genug auch seine Urheberehre entfremdeten, mit Verachtung und fertigte geschäftige Zwischenträger, die ihn auf solche Unredlichkeiten aufmerksam machten, kurz ab: „was soll man viel redens davon machen? — der Herausgeber ist ein Lump und wer mich nach solchen Bagatellen beurtheilt ist auch ein Lump! Nichts mehr davon!" — In wie vielen Gestalten traten ihm Gesinnungen entgegen, die dem Adel seiner Seele zur dunkelen Folie dienten! Weder vornehme Geburt, noch hoher gesellschaftlicher Rang zogen dem Bereich solcher niedrigen Denkungsart natürliche Grenzen. Das hatte Mozart schon im Dienst des Erzbischofs von Salzburg zur Genüge erfahren. Noch häufig aber wurde er auch in Wien darin geübt, ähnliche Eindrücke, wie den Straßenstaub von seinen Schuhen, mit schneller Bemeisterung seines sittlichen Zorns abzuschütteln. —

Ein polnischer Graf hörte in einem der Hausconcerte (S. 300) Mozarts Klavierquintett mit Blasinstrumenten in Es-dur, ein Werk, welches der Meister damals (1784) für das vollendeteste hielt, das ihm in dieser Gattung je gelungen. Der Graf mochte derselben Meinung

sein. Er äußerte die aufrichtigste Begeisterung für das Quintett und wünschte, ein Trio mit Flöte in verwandtem Stil von Mozart zu besitzen, ohne jedoch eine Zeitgrenze zu bestimmen. Zugleich sandte er mit einem verbindlichen Danksagungsschreiben für den unvergeßlichen Genuß hundert Goldstücke, die Mozart und seine Freunde nicht anders aufzufassen vermochten als wie einen echt gräflichen Beweis der brieflichen Dankesversicherungen. In diesem Sinne erwiderte Mozart seine Erkenntlichkeit und legte seinem Billet als Gegengeschenk die Originalpartitur des Klavierquintetts bei. Nicht leicht trennte er sich sonst von solchen Handschriften. Nach einem Jahre meldete sich der Graf nun bei Mozart, um das bestellte Trio abzuholen. Und als er dasselbe noch nicht geschrieben fand, nöthigte er den überraschten Meister zur Herauszahlung der geschenkten Summe, die er jetzt als pränumerirtes Honorar für das Trio bezeichnete. Der reiche Herr Graf nahm das Geld wirklich an; das Quintett aber behielt er nicht allein, sondern hatte es ohne Zweifel schon einem Verleger verkauft. Denn bald nachher erschien es in einer Bearbeitung für Klavier und Saiteninstrumente. — Und Mozart? — „der Lump!" — sagte er und suchte Trost im vergessen und verschmerzen.

Unter seinen Fachgenossen, die er wegen ihrer künstlerischen Eigenschaften und Leistungen besonders schätzte, befanden sich zwei Brüder, beide Mitglieder der kaiserlichen Hofmusik, beide ausgezeichnete Klarinettisten. Ihr Familienname hieß Stadler. Einer derselben benutzte die freimauerische Ordensbrüderschaft, um sich der besonderen Freundschaft Mozarts zum Gewinn persönlicher Vortheile zu bemächtigen. Daß dieser bald Albert, bald Anton von der Ueberlieferung genannt wird, mag seine Ursache in einer Verwechselung mit seinem Bruder haben, über den entscheidende Nachrichten sich nicht finden. Der hier in Betracht kommende Stadler gehörte zu den Gästen, mit denen Mozart gern sein Mittagsmahl würzte. Stadler, ein leichtsinniger, charakterloser Musikant, war immer munter, machte gern Spaß und wußte auch einen Spaß zu verstehen, dessen Stichblatt er war. Zerstreute sich Mozart am Billard, auf der Kegelbahn, bei Bier und Wein, Stadler befand sich gewiß unter seinen Gefährten und heftete sich an des

liebenswerthen Ordensbruders Fersen. Ob Mozart die unlauteren Seiten dieses charakterlosen Burschen nicht wahrnahm, er, der doch sonst die fremdesten, ihm begegnenden Persönlichkeiten mit scharfem Blicke erstaunlich schnell durchschaute? — ob er auf Grund der Ordensverbrüderung ihn nahm, wie er einmal war, und sich immer bereit fand, selbst auch seine sittlichen Gebrechen, von denen er aufs empfindlichste nur zu oft verletzt wurde, mit dem Schleier nachsichtiger Geduld zuzudecken? — die Wahrheit ist, daß er auch in ernsten Fragen geheimer Art Stadler in sein Vertrauen zog; so z. B. als er mit der Absicht sich trug, einen Geheimbund unter dem Titel „die Grotte" zu errichten, dessen Satzungen er mit Stadler berieth und ausarbeitete.

Und wie lohnte Stadler solches unverdiente Vertrauen? — In seinen Geldverlegenheiten nahm er keinen Anstand Mozarts Gutmüthigkeit zu mißbrauchen, wenn er ihn bei Kasse wußte. Er hinterging — ja allem Anschein nach bestahl er seinen Wohlthäter sogar.

Als Mozart einmal ein kaiserliches Honorar im Betrage von 50 Dukaten empfangen hatte, stellte sich Stadler sogleich bei ihm ein und hörte nicht auf, ihn — angeblich zur Aushülfe aus einer bedrohlichen Nothlage — um die ganze Summe so lange zu bitten, bis Mozart, der das Geld nicht entbehren konnte, ihm zwei schwere goldene Repetiruhren, Trophäen seiner künstlerischen Thaten, zum versetzen anvertraute. Stadler nahm sie mit sich und versprach den Versatzschein unverzüglich zurückzubringen. Aber Wochen, vielleicht Monate vergingen, und Stadler ließ sich nicht blicken. Die theueren und werthvollen Erinnerungszeichen, jene Uhren zu verlieren, konnte Mozart nicht verschmerzen. Er entschloß sich deshalb, dem falschen Freunde, ohne vorhergegangene Untersuchung auf dem Leihhause, nunmehr die geforderte Summe von 50 Dukaten baar auszuzahlen — und obendrein die aufgelaufenen Zinsen beizufügen, um den Besitz seiner Uhren wieder zu erlangen. — Aber was that Stadler? — Er brachte die, wahrscheinlich vortheilhaft verkauften Uhren ebensowenig zurück, als das zu ihrer Einlösung empfangene Darlehen. —

Nach Verlauf mehrerer Jahre wollte Mozart dem leichtsinnigen Genossen behülflich sein, seine verpfändete Ehre zu retten. — Auf dem

Leihhause lagerte damals Mozarts ganzer häuslicher Schatz an silbernen Geräthen. Der Versatzschein hatte seine Stelle in einer Schatulle, sicher genug, wenn nicht die gewohnte Sorglosigkeit, von der auch Constanze je länger desto mehr ergriffen worden, über das Schlüsselamt gewaltet hätte. Die Schatulle war zumeist geöffnet. Als nun Mozart dem gewissenlosen Freunde, der nicht selten in unbeschränkter Freiheit Mozarts Arbeitszimmer besuchte, wo die offene Schatulle ihren leichtzugänglichen Platz hatte, den Versatzschein überantworten wollte auf Stadlers Wunsch, seine alte Schuld durch Einlösung des versetzten Silbers auszugleichen — wehe! — wo war der Schein des Leihhauses? — Ohne diese Quittung mußte die Hoffnung schwinden, das Eigenthum je wieder zu erlangen. Alles suchen aber war und blieb vergebens: der wichtige Zettel fand sich nicht wieder. Stadler konnte nun die Werthsachen nicht auslösen. Aber er zahlte auch seine alte Schuld nicht ab. Und die Absicht mußte in Verbindung mit dem Verlust der Empfangsbescheinigung des Leihhauses ihn nun in den niedrigen Verdacht verwickeln, jenen Schein aus Mozarts Schatulle unbemerkt entwendet zu haben. War dieser Verdacht begründet, so steht nicht zu bezweifeln, daß Stadler auch einen Theil der Mozartschen Silbergeräthe eingelöst und sie mit Nutzen verhandelt habe.

Nach solchen Erfahrungen ist es dem lebensklugen Verstande geradezu unfaßbar, daß Mozart, der schon das berühmte Quintett für Klarinette und Saiteninstrumente (in A — Köchels Verz. 581) für Stadler geschrieben, dessen Name durch dieses Werk unsterblich geworden, demselben Gauner im Jahre nach der Entdeckung des Verlustes jenes Versatzzettels nicht nur ein Concert für Klarinette schenkte behufs einer beabsichtigten Kunstreise nach Prag, sondern ihn auch mit Empfehlungsbriefen ausstattete und ihm sogar das Reisegeld vorstreckte! — Wer bezweifeln wollte, daß Mozart nicht allein vermöge seines Genius, sondern auch in Hinsicht auf seine selbstlose, versöhnliche, alle Schranken berechnender Vernunft durchbrechende Menschenliebe einer der seltensten Ausnahme-Menschen gewesen sei: wohlan! hier liegt ein Fall vor, dem selbst die zurückhaltendste Ueberzeugung sich nicht zu entziehen vermag.

Begreiflich ist, daß Stadler nicht der einzige — Ehrenmann ge-

Weib und ihre Erinnerungen, was sie gewährte, versagte, entzog, ertrug: sie war Mozarts [illegible] — nichts mehr — nicht weniger.

Das Sterben lernte er begreifen als Schlüssel jener Pforte, durch welche der Tod den Menschen zu seiner ihm bestimmten wahren Heimat entläßt. — Und die Liebe — dieses Band der Vollkommenheit — diente ihm als heimlicher Geleiter, der ihn zu der dunkeln Pforte und durch dieselbe an der Hand leiten wollte. — Mit der ganzen Weltansicht konnte eine so mehrseitige Gefühlsweise und Lebensanschauung sich freilich nicht leicht in Einklang setzen. Und in dieser Unmöglichkeit liegt ein tragischer Konflikt, dessen Lösung für Mozart verhängnisvoll werden mußte, wenn es überhaupt eine endliche Lösung dafür gab.

* * *

Während der mühseligen Zeit des vergeblichen Harrens auf die väterliche Einwilligung zu Wolfgangs Heirat, erfüllte ihn eine Erkrankung seiner geliebten Constanze zeitweilig mit beunruhigenden Sorgen. Im Vertrauen, von seiner Kirche gelehrten Glauben, suchte er sich den Trost helfender Fürbitte der Heiligen zu sichern durch das feierliche Gelübde, eine Messe zu schreiben. Wenn Constanze genesen, wenn sie seine Frau geworden sein, wenn er sie als solche dem Vater und der Schwester in Salzburg oder an einem anderen Orte zuführen würde, so wollte er solche von den himmlischen Fürsprechern geleisteten Dienste in wetteifernder Bethätigung seiner Erkenntlichkeit durch die versprochene Dankmesse vergelten. Die beiden ersten Bedingungen hatten erwünschte Gewährung gefunden: Constanze war gesund, und war Frau Mozartin geworden. Auch der Vater hatte darein gewilligt, wiewol widerwilligen Herzens. Nun stand noch die Erfüllung der Bitte um die Reise nach Salzburg zu hoffen. Dieselbe aber knüpfte sich nicht allein an die Einwilligung, sondern vielmehr noch an die Gunst der Umstände, an die verfügbare Muße und an das vorhandene Reisegeld. Diese Bedingungen bereiteten der Absicht immer neue unüberwindliche Schwierigkeiten.

Schon im August 1782, also unmittelbar nach der Hochzeit, wirkte

die Sehnsucht so stark, daß es dem jungen
Augenblick zu erwarten, der es dem beste
Schwester in die Arme führen würde.

Das Hinderniß lag in der Aussicht au
such des Großfürsten Paul und seiner Ge
diese Aussicht in Abwesenheit Mozarts: n
Gegner und Neider, das Ansehen des Rival
und ihm empfindliche Nachtheile bereiten zu l
trafen die langerwarteten großfürstlichen Gäst
Und Mozarts Entsagung belohnte sich. De
seine Oper, die Entführung, den hohen Gästen
pult zu empfehlen. So erreichte dieselbe denn
lich beabsichtigte lokale Bestimmung. (S. 229.)

Als Zeit der Reise schien nunmehr de
der 15. November, passend gewählt zu sein.
die Sehnsucht gesteigert. Constanze, die wie
sönlichen Begegnung einen erwünschten Ums
des Vaters sich versprach, konnte den Name
sonst an Salzburg erinnerte, nicht vernehmen,
zu gerathen.

Indessen jetzt, wo die einträgliche Musi
seinem Schützling, Josefine Aurnhammer, versp
Concert zu unterstützen, wo der Fürst Galli
aufführungen verpflichtete, welche er in seine
staltete, wo auch andere vornehme Gönner u
Künstler mit Gaben ihrer Gunst und mit Ehr
Equipagen zur Verfügung stellten und dergle
die Absicht, den Vater zum Namenstage zu übe
führbar. Vorbereitet hatte man sich dennoch,
reisen. Doch inzwischen waren durch einget
Heerstraßen unwegsam geworden. Die Post er
die nächste Station, und mußte umkehren, ob
wurden. Dazu war Constanze gerade am 13.
lichen Kopfschmerzen geplagt. Man vertröst

Welt und ihre Erscheinungen, was sie gewährte, versagte, entzog, ersetzte: sie war Mozarts Palette — nichts mehr — nicht weniger.

Das Dasein lernte er begreifen als Schlüssel jener Pforte, durch welche der Tod den Menschen zu seiner ihm bestellten rechten Heimat einlasse. — Und die Liebe — dieses Band der Vollkommenheit — diente ihm als himmlischer Sendbote, der ihn zu der dunkelen Pforte und durch dieselbe an der Hand leiten wollte. — Mit der platten Wirklichkeit konnte eine so weltentrückte Fühlweise und Lebensanschauung sich freilich nicht leicht in Einklang setzen. Und in dieser Unmöglichkeit liegt ein tragischer Konflikt, dessen Lösung für Mozart verhängnißvoll werden mußte, wenn es überhaupt eine endliche Lösung dafür gab.

* * *

Während der trübseligen Zeit des vergeblichen Harrens auf die väterliche Einwilligung in Wolfgangs Heirat, erfüllte ihn eine Erkrankung seiner geliebten Constanze zeitweilig mit beunruhigenden Sorgen. Im frommen, von seiner Kirche gelehrten Glauben, suchte er sich den Trost helfender Fürbitte der Heiligen zu sichern durch das feierliche Gelübde, eine Messe zu schaffen. Wenn Constanze genesen, wenn sie seine Frau geworden sein, wenn er sie als solche dem Vater und der Schwester in Salzburg oder an einem anderen Orte zuführen würde, so wollte er solche von den himmlischen Fürsprechern geleisteten Dienste in monumentaler Bethätigung seiner Erkenntlichkeit durch die versprochene Votivmesse vergelten. Die beiden ersten Bedingungen hatten erwünschte Gewährung gefunden: Constanze war gesund, und war Frau Mozartin geworden. Auch der Vater hatte darein gewilligt, wiewol unwilligen Herzens. Nun stand noch die Erhörung der Bitte um die Reise nach Salzburg zu hoffen. Dieselbe aber knüpfte sich nicht allein an die Entschließung, sondern vielmehr noch an die Gunst der Umstände, an die verfügbare Muße und an das vorhandene Reisegeld. Diese Bedingungen bereiteten der Reiselust immer neue unüberwindliche Schwierigkeiten.

Schon im August 1782, also unmittelbar nach der Hochzeit, wirkte

die Sehnsucht so stark, daß es dem jungen Paar schwer wurde, den Augenblick zu erwarten, der es dem besten Vater und der liebsten Schwester in die Arme führen würde.

Das Hinderniß lag in der Aussicht auf einen abermaligen Besuch des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin. Verwirklichte sich diese Aussicht in Abwesenheit Mozarts: welcher Triumf für seine Gegner und Neider, das Ansehen des Rivalen ungehemmt herabsetzen und ihm empfindliche Nachtheile bereiten zu können! — Am 4. Oktober trafen die langerwarteten großfürstlichen Gäste des Kaisers endlich ein. Und Mozarts Entsagung belohnte sich. Denn er wurde veranlaßt, seine Oper, die Entführung, den hohen Gästen in Person am Dirigentenpult zu empfehlen. So erreichte dieselbe dennoch endlich ihre ursprünglich beabsichtigte lokale Bestimmung. (S. 229.)

Als Zeit der Reise schien nunmehr der Namenstag des Vaters, der 15. November, passend gewählt zu sein. Die Verzögerung hatte die Sehnsucht gesteigert. Constanze, die wie Wolfgang aus der persönlichen Begegnung einen erwünschten Umschwung der Gesinnungen des Vaters sich versprach, konnte den Namen desselben oder was sie sonst an Salzburg erinnerte, nicht vernehmen, ohne in heftige Erregung zu gerathen.

Indessen jetzt, wo die einträgliche Musikzeit begann, wo Mozart seinem Schützling, Josefine Aurnhammer, versprochen hatte, sie in einem Concert zu unterstützen, wo der Fürst Gallizin ihn für alle Privataufführungen verpflichtete, welche er in seinem Botschaftshôtel veranstaltete, wo auch andere vornehme Gönner und Verehrer den beliebten Künstler mit Gaben ihrer Gunst und mit Ehren überhäuften, ihm ihre Equipagen zur Verfügung stellten und dergleichen mehr: jetzt erschien die Absicht, den Vater zum Namenstage zu überraschen, geradezu unausführbar. Vorbereitet hatte man sich dennoch, am 13. November abzureisen. Doch inzwischen waren durch eingetretenes Regenwetter die Heerstraßen unwegsam geworden. Die Post erreichte sogar nicht einmal die nächste Station, und mußte umkehren, obwol acht Pferde vorgelegt wurden. Dazu war Constanze gerade am 13. November von unerträglichen Kopfschmerzen geplagt. Man vertröstete sich deshalb auf die

nächsten Tage. Am 20. November kam man endlich zu einem vorläufigen Entschluß. Die „Scolarinnen" nämlich wollten ihre lange unterbrochenen Studien durchaus nicht länger ruhen lassen und vermochten ihren verehrten Meister, die Reisegedanken einstweilen vollends aus den Augen zu verlieren. Freilich: hätte der Vater den bestimmten Wunsch geäußert, seine Kinder zu sehen, dann — „husch weg — und keinem Menschen was gesagt!" — Aber eine solche dringende Aufforderung erfolgte nicht. So wurden denn die Reisekoffer wieder ausgepackt und bis zum März oder April in Ruhestand versetzt.

Obwol nun die Reise für das Jahr 1782 aufgegeben, befaßte sich Mozart nichts destoweniger so eifrig mit der Votivmesse, daß schon zu Ausgang des Dezembers die größere Hälfte davon in Partitur vollendet auf dem Papier stand. Eine andere Aufgabe trat der weiteren Ausarbeitung zunächst hemmend entgegen.

Die italienische Partei, die bekanntlich ihre Hauptstützen fand in Männern wie Salieri, dem Leibkammerdiener des Kaisers, Strack, dem Intendanten der Hofmusik, Grafen Rosenberg, und anderen, betrachteten die kaiserliche Schöpfung einer deutschen Nationalbühne von Anbeginn mit scheelen Blicken und wußten die Gunst, welche Josef vorzugsweise seinem ehemaligen musikalischen Mentor, Salieri, bewahrte, ihren Wünschen immer mehr geneigt zu machen. Josef, der ungeachtet seiner Vorliebe für den leichten Fugensatz, einer inhaltreicheren Musik, wie Mozarts „Entführung" und Glucks ernsten Opern tieferes Verständniß und Geschmack abzugewinnen sich wenig fähig und gemüßigt zeigte, ließ endlich — durch krankhafte Zustände in seiner Energie geschwächt — sein eigenes Unternehmen entsprungen aus vaterländischem Sinn im Stich. Er beschloß, die Nationalbühne wieder fallen zu lassen und schon zu Ostern 1783 eine italienische Oper zurückzurufen. Die hervorragendsten Kräfte des deutschen Singspiels, namentlich Aloysia Lange und Adamberger, bestimmte man, in den Verband der welschen Oper einzutreten. Aber einen nicht minder bedeutenden, ja unersetzlichen Sänger, den ausgezeichneten Bassisten Fischer, Mozarts unvergleichlichen Osmin, ließ man gehen. Einen Narrenstreich nannte der Meister das, der sich sogleich bereit erklärte, zur Vermittelung einer

Beziehung zwischen Fischer und Le Gros in Paris. — Josef und die siegreichen Genossen Salieris scheint die Thatsache, daß die Entführung nach wie vor volle Häuser und volle Kassen machte, keineswegs mit Besorgnissen für das Schicksal der welschen Oper erfüllt zu haben, welcher Mozart ein nur kurzes Dasein voraussagen zu dürfen glaubte, noch bevor sie wiederhergestellt worden. —

Aber die beispiellosen Erfolge der Entführung regten doch den Grafen Rosenberg an zu dem Wunsch, den er gelegentlich gegen Mozart fallen ließ, der gealterten italienischen Muse durch ein Werk Mozarts frisches verjüngendes Blut zuzuführen. Solche gesprächsweise Aeußerung zündete wie ein Blitz. An alte Freunde in Italien richtete er ungesäumt die Bitte, „Opere-buffe-Büchen" zu senden zur Durchsicht beziehungsweise zur Auswahl eines angemessenen Stoffes. Bevor die Bücher eingetroffen, mußte eine Zwischenzeit vorübergehen, die nicht unbenutzt bleiben konnte. Die Kugel rollte und ließ sich nicht mehr hemmen. Mozarts Neigung zur Oper wirkte wieder in ihm wie ein lauter Weckruf. Und des Grafen Rosenbergs hingeworfenes Wort trieb und drängte ihn, sogleich ans Werk zu gehen. Aber nur zu seiner eigenen stillen Freude und ganz insgeheim schritt er zur That. Seinen künstlerischen Ehrgeiz stachelte die Begier, die Italiener in Beseelung ihres traditionellen Formalismus zu übermeistern. Sein deutsches Herz aber verabscheute die welsche Oper und welsches Wesen. Er dachte daher zunächst an eine deutsche Oper. Koste es gleich mehr Mühe sei es ihm doch lieber. Jede Nation hat ihre Oper, warum sollen wir Deutsche keine haben? — Ist deutsch nicht so leicht singbar wie eine andere Sprache? — Zum Unglück der Nationalbühne werde dieselbe von gesinnungslosen Direktoren geleitet, die aus Unwissenheit und Unthätigkeit an dem Verfall ihres eigenen Werkes kräftig mitgearbeitet hätten. „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette — die Sache sollte ein anderes Gesicht bekommen! — Doch da — meinte er in dem bitteren Gefühl seiner gekränkten Vaterlandsliebe — würde vielleicht das so schön aufkeimende National-Theater wol gar zur Blüte gedeihen; — und das wäre ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn

wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen deutsch zu denken — **deutsch** zu handeln — deutsch zu reden und gar deutsch — zu singen!!!“ —

So ergoß der deutsche Tonmeister seinen patriotischen Schmerz **und** Trotz in verschiedenen Briefen an Gesinnungsgenossen. Zwar **mußte** er den Stoff der Oper, die er nur „für sich“ schaffen wollte, **wieder** bei den Welschen suchen. Die Wahl traf Goldonis Lustspiel „Il servitore di due Patroni“ (Einer, der zweien Herren dient). Ein guter Freund, Baron Binder, der es unternahm, das Stück im deutschen Sinne zu bearbeiten, scheint jedoch in seiner Arbeit nicht über den ersten Aufzug hinaus vorgedrungen zu sein. Inzwischen zogen auch die aus Italien eintreffenden Opernbücher Mozarts Aufmerksamkeit nach dieser Seite. Er fand aber unter mehr als hundert durchgesehenen Dichtungen nichts, was seinen Zwecken ohne zeitraubende mühsame Umschmelzung sich angeschmiegt hätte. „Neu ist ohnehin halt besser“, schrieb er seinem Vater. Nun hatte ihm zwar der Theaterdichter Lorenzo da Ponte versprochen, nach Verlauf einiger Monate, die ihn bereits mit ähnlichen Arbeiten überbürdeten, ein Libretto zu liefern. „Aber wer weiß, ob er dann noch sein Wort halten kann — oder will — man kennt ja die Herren Italiener. Und wenn da Ponte mit Salieri — für den er als Theaterdichter eben zu arbeiten hatte — sich in gutem Vernehmen befindet, so bekomme ich mein Lebtage kein Büchel von ihm — und ich möchte mich doch gar zu gern auch in einer welschen Oper zeigen.“ — So wurde, die Ungeduld zu beruhigen, der Abbate Varesco — der wol nicht gern an die häufigen Umarbeitungen seines Idomeneobuches zurückdenken mochte — schonend angeregt, ein neues, recht komisches Libretto auf sieben Personen mit zwei gleich guten und einer dritten im mezzo Carattere gehaltenen Frauenrolle zu entwerfen, während die Männer, wie vielleicht auch das dritte Frauenzimmer ganz im Buffostil geschrieben werden könnten. Durch den Gewinn der nach wiener Brauch dem Poeten zukommenden Einnahme der dritten Aufführung, welcher dem geistlichen Herrn zu Salzburg in Aussicht gestellt wurde, hoffte Mozart ihn seinem Wunsch geneigter zu macheu. — Und Varesco setzte sich richtig wieder in seine

Studirstube, um diesen neuen Fall reiflich zu erwägen. Weiter gedieh die Opernfrage für jetzt nicht.

Constanze täuschte inzwischen ihre Sehnsucht nach Salzburg vermittelst einer Silhouette ihres besten Schwiegervaters. Sie trug das schwarze Profil stets bei sich und küßte es in Ermangelung seines Urbildes täglich wol zwanzigmal. Ihre zärtliche Liebe für den Papa sog süße Nahrung aus der Hoffnung, ihm über kurz oder lang zur Würde eines glücklichen Großpapas zu verhelfen.

Wolfgang hatte unterdessen Arbeit genug für Kopf, Herz und Hände. Geldnöthe, Unterricht, neue Tonschöpfungen, darunter das concertirende schöne Rondo für Aloysia „Mia speranza adorata", endlich Akademien füllten seine Zeit zur Genüge und Uebergenüge aus. Freundschwägerlich unterstützte er Aloysia Lange am 12. März in einem Concert im Theater. Aloysia sang unter anderen die Arie „Non só d'onde viene", welche einst zu Mannheim die vollschlagenden Herzen der jungen Leute in Begeisterung und Liebe einander verpflichtete. Das war ein schöner Jugendtraum gewesen. Und jetzt klang die Arie ganz anders, als dazumal, — wol nicht so liebevoll, aber reicher, glänzender, reifer an Erfahrung in Kunst und Leben. Denn Mozart hatte die Singstimme verändert durch Schmuck und Verbrämungen, der Meisterschaft Aloysias angemessen. — Gluck saß in seiner Loge und nebenan Constanze. Der Altmeister äußerte große Freude über Aloysias Gesang, wie über Mozarts pariser Symfonie, sein neues Klavier-Concert, und was sonst zu Gehör gelangte. Auch jetzt lud er Mozarts wie Langes wieder einmal zur Suppe ein.

Am 22. März gab Wolfgang eine eigene Akademie im Theater. Bei solchen Gelegenheiten setzte sich das Programm aus lauter Mozartschen Tonstücken zusammen. Und um die ausdauernde Hörfreude zufrieden zu stellen, wurde mit der Mannigfaltigkeit und Masse des Dargebotenen nicht gekargt. Drei Singende, Aloysia Lange, Adamberger und Mademoiselle Teyber trugen je eine Arie vor. Außerdem wurden zwei Symfonien, eine größere — davon die drei ersten Sätze zur Eröffnung und das Finale zum Schluß der Akademie — und eine kleinere, ferner zwei vom Verfasser ausgeführte Klavierconcerte gespielt, und

wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen deutsch zu denken — deutsch zu handeln — deutsch zu reden und gar deutsch — zu singen!!!" —

So ergoß der deutsche Tonmeister seinen patriotischen Schmerz und Trotz in verschiedenen Briefen an Gesinnungsgenossen. Zwar mußte er den Stoff der Oper, die er nur „für sich" schaffen wollte, wieder bei den Welschen suchen. Die Wahl traf Goldonis Lustspiel „Il servitore di due Patroni" (Einer, der zweien Herren dient). Ein guter Freund, Baron Binder, der es unternahm, das Stück im deutschen Sinne zu bearbeiten, scheint jedoch in seiner Arbeit nicht über den ersten Aufzug hinaus vorgedrungen zu sein. Inzwischen zogen auch die aus Italien eintreffenden Opernbücher Mozarts Aufmerksamkeit nach dieser Seite. Er fand aber unter mehr als hundert durchgesehenen Dichtungen nichts, was seinen Zwecken ohne zeitraubende mühsame Umschmelzung sich angeschmiegt hätte. „Neu ist ohnehin halt besser", schrieb er seinem Vater. Nun hatte ihm zwar der Theaterdichter Lorenzo da Ponte versprochen, nach Verlauf einiger Monate, die ihn bereits mit ähnlichen Arbeiten überbürdeten, ein Libretto zu liefern. „Aber wer weiß, ob er dann noch sein Wort halten kann — oder will — man kennt ja die Herren Italiener. Und wenn da Ponte mit Salieri — für den er als Theaterdichter eben zu arbeiten hatte — sich in gutem Vernehmen befindet, so bekomme ich mein Lebtage kein Büchel von ihm — und ich möchte mich doch gar zu gern auch in einer welschen Oper zeigen." — So wurde, die Ungeduld zu beruhigen, der Abbate Varesco — der wol nicht gern an die häufigen Umarbeitungen seines Idomeneobuches zurückdenken mochte — schonend angeregt, ein neues, recht komisches Libretto auf sieben Personen mit zwei gleich guten und einer dritten im mezzo Carattere gehaltenen Frauenrolle zu entwerfen, während die Männer, wie vielleicht auch das dritte Frauenzimmer ganz im Buffostil geschrieben werden könnten. Durch den Gewinn der nach wiener Brauch dem Poeten zukommenden Einnahme der dritten Aufführung, welcher dem geistlichen Herrn zu Salzburg in Aussicht gestellt wurde, hoffte Mozart ihn seinem Wunsch geneigter zu machen. — Und Varesco setzte sich richtig wieder in seine

Studirstube, um diesen neuen Fall reiflich zu erwägen. Weiter gedieh die Opernfrage für jetzt nicht.

Constanze täuschte inzwischen ihre Sehnsucht nach Salzburg vermittelst einer Silhouette ihres besten Schwiegervaters. Sie trug das schwarze Profil stets bei sich und küßte es in Ermangelung seines Urbildes täglich wol zwanzigmal. Ihre zärtliche Liebe für den Papa sog süße Nahrung aus der Hoffnung, ihm über kurz oder lang zur Würde eines glücklichen Großpapas zu verhelfen.

Wolfgang hatte unterdessen Arbeit genug für Kopf, Herz und Hände. Geldnöthe, Unterricht, neue Tonschöpfungen, darunter das concertirende schöne Rondo für Aloysia „Mia speranza adorata", endlich Akademien füllten seine Zeit zur Genüge und Uebergenüge aus. Freundschwägerlich unterstützte er Aloysia Lange am 12. März in einem Concert im Theater. Aloysia sang unter anderen die Arie „Non só d'onde viene", welche einst zu Mannheim die vollschlagenden Herzen der jungen Leute in Begeisterung und Liebe einander verpflichtete. Das war ein schöner Jugendtraum gewesen. Und jetzt klang die Arie ganz anders, als dazumal, — wol nicht so liebevoll, aber reicher, glänzender, reifer an Erfahrung in Kunst und Leben. Denn Mozart hatte die Singstimme verändert durch Schmuck und Verbrämungen, der Meisterschaft Aloysias angemessen. — Gluck saß in seiner Loge und nebenan Constanze. Der Altmeister äußerte große Freude über Aloysias Gesang, wie über Mozarts pariser Symfonie, sein neues Klavier-Concert, und was sonst zu Gehör gelangte. Auch jetzt lud er Mozarts wie Langes wieder einmal zur Suppe ein.

Am 22. März gab Wolfgang eine eigene Akademie im Theater. Bei solchen Gelegenheiten setzte sich das Programm aus lauter Mozartschen Tonstücken zusammen. Und um die ausdauernde Hörfreude zufrieden zu stellen, wurde mit der Mannigfaltigkeit und Masse des Dargebotenen nicht gekargt. Drei Singende, Aloysia Lange, Adamberger und Mademoiselle Teyber trugen je eine Arie vor. Außerdem wurden zwei Symfonien, eine größere — davon die drei ersten Sätze zur Eröffnung und das Finale zum Schluß der Akademie — und eine kleinere, ferner zwei vom Verfasser ausgeführte Klavierconcerte gespielt, und

außerdem noch Solostücke für das Klavier zum besten gegeben, nämlich Variationen und eine kleine Fuge aus Rücksicht auf die Vorliebe des anwesenden Kaisers. Aber die Zuhörer waren nach so reichem Ohrenschmauß noch nicht ersättigt. Der Beifall prasselte wie ein Platzregen auf den Concertgeber nieder und beruhigte sich nicht, ehe dieser wieder am Flügel saß und seine geistvollen humoristischen Variationen über das beliebte Lied „Unser dummer Pöbel meint" aus Glucks Singspiel „die Pilgrimme von Mekka" als Dankopfer darbrachte. — Die Räume des Theaters „konnten nicht voller sein", und der Beifall, den der Kaiser in Person wie ein Chef de claque signalisirte, nicht stürmischer. Auch der Gewinn dieser Akademie war glänzend; derselbe belief sich auf 1600 Gulden. Mozart glaubte, er möchte wol noch höheren Betrag ergeben haben, wenn der Kaiser nach dem Maß der berauschenden Wirkung, nicht aber nach Gewohnheit seinen Beitrag schon vor Beginn der Musik an die Kasse gesandt haben würde. Solcher kaiserliche Beitrag bestand regelmäßig in einer Summe von 25 Dukaten.

Einen Theil der reichen Einnahme schickte Wolfgang zur Vergütung für dort angefertigte musikalische Abschriften nach Salzburg und schloß der Sendung wieder ein Geldgeschenk für seinen Vater bei, das diesem sehr gelegen kam. Zum Dank für die Mitwirkung der Opernsängerin Therese Teyber spielte Mozart in ihrer Akademie am 1. April ein Conzert und überraschte die Zuhörer, welche das Rondo noch einmal verlangten, dadurch daß er das Notenpult entfernen ließ und das Stück frei wiederholte. Offenbar ward das auswendigspielen von dem Meister für eine prunkende Ostentation gehalten, die er aus Bescheidenheit verschmähte. Die Begeisterung der Menge mochte für eine einzelne Veranlassung solche kleine übermüthige „Sürprise" rechtfertigen; sie fand die vorausgesetzte Wirkung: man klatschte, rief bravo, bravissimo, und der Kaiser, welcher auch diese Gelegenheit, sich an Mozarts meisterhaftem Vortrag zu ergötzen, nicht versäumt hatte, verließ seine Loge erst, als Mozarts Spiel beendet war.

Unter den schöpferischen Arbeiten dieser Musikzeit befand sich auch ein von einer ungarischen Dame bestellter Bardengesang, dessen schwül-

stige Dichtung dem fließenden Stil und Schönheitssinn des Meisters viel Noth vernrsachte. Seinen „feinen Ohren" war alles Unwahre in der Kunst verabscheuenswerth. Und der Modegeschmack, der lieber der gespreizten Unnatur als dem einfachen und warmgefühlten Schönen zu huldigen pflegt, weil es den meisten Kunstschwärmern an Herz und Verständniß dafür gebricht, bereitete dem Propheten des Tonschönen oft bitteres Leid. Um Beifall zu erhalten — äußerte er — muß man Sachen schreiben, die so verständlich sind, daß jeder Droschkenkutscher sie nachsingen kann, oder so unverständlich, daß kein vernünftiger Mensch sie zu verstehen vermag. — Aber eben solche Musik gefällt der Menge. —

Was war indessen aus den salzburgischen Reisegedanken geworden? — Man hatte sie bis März oder April vertagt. Allein diese Monate nahmen den Meister als Concertspieler so ganz in Anspruch, daß an den Besuch der fernen Lieben nicht gedacht werden konnte. Die vorübergehende Anwesenheit eines salzburger Bekannten regte endlich zu Anfang des Mai die Sehnsucht, ihm bei seiner Heimfahrt sich anzuschließen, mit erneuter Lebhaftigkeit wieder auf. Doch abermals traten dem brennenden Wunsch Hindernisse über Hindernisse entgegen. Es hatten sich im Verlauf der letzten fünf Monate Entwickelungen vollzogen, deren bevorstehende Katastrophe für Constanze den Gedanken an eine Reise zur naturgemäßen Unmöglichkeit machte. Mitte Mai trat ferner der doppelte Wohnungswechsel ein, zu welchem die zweideutige Großmuth und Freundschaft des Barons Raimund von Wezlar seinen zahlungsunfähigen Miether nöthigte (S. 309). — Als die Ausgetriebenen im Burgischen Hause am Judenplatz endlich zur Ruhe gekommen, erlitt Mozarts Gesundheit nach allen überstandenen Erregungen und winterlichen Anstrengungen eine ernstliche Störung, die ihn bis zum Beginn des Juni ans Lager fesselte. — Am 7. Juni meldete er sich genesen, nur daß die Krankheit ihm einen Katarrh zum Andenken hinterlassen — „das ist doch hübsch von ihr!" —

Unterdessen traf ein Glückwunsch Mariannens zu Constanzens Namenstag ein, zwar um drei Monate irrthümlich verspätet, aber Wolfgang erkannte darin eine freundliche Annäherung, die ihn freudig überraschte. Er dankte im Namen Constanzens, der man es zu gut halten

mußte, daß sie zum sitzen am Schreibtisch dermalen „ein wenig kommod" geworden. Man dachte schon eifrig an eine demnächstige Kindtaufe, die Constanze mit Ungeduld erwartete, weil sie desto früher auf das Glück hoffen durfte, die unbekannten Ihrigen endlich zu umarmen. Als es Wolfgang mehr denn wahrscheinlich geworden, daß „aus dem Spaß ganz geschwinde Ernst werden könne," ließ er sich auf die Kniee nieder, faltete die Hände und bat den Vater unterthänig zu Gevatter. „Es ist schon dafür gesorgt, daß jemand das Kind in Ihrem Namen hebt. Es mag generis masculini oder feminini sein: es heißt halt Leopold oder Leopoldine." Im nächsten Briefe, der etwa 14 Tage später der reitenden salzburger Post übergeben ward, heißt es:

„Ich gratulire, Sie sind Großpapa! — Gestern früh den 17. (Juni 1783) um halb 7 Uhr ist mein liebes Weib glücklich von einem großen, starken und kugelrunden Buben entbunden worden."

Bei diesem Anlaß leistete die Schwiegermutter Weber nun treue liebevolle Dienste einer erfahrenen Pflegerin und umgab die Wöchnerin mit zarter Sorgfalt. Wie schnell war jetzt alldas Ueble vergessen, das sie ihrer Tochter „ledigerweise" zugefügt! — So wäre bei Constanzens erwünschtem Wohlbefinden alles erfreulich verlaufen, hätte nicht Baron Raimund Wezlar in die bereits abgeschlossene Pathenfrage sich mit einer gewissen Aufdringlichkeit eingemischt, welche seine Selbstgefälligkeit mehr als sein Zartgefühl ins Licht stellte. Er hatte kaum die Geburtsanzeige gelesen, so erschien er in Person bei Mozart, wiegte das Kind auf seinen Armen, küßte es und sagte voll Freuden, „ah! nun haben Sie ja einen Raimundl!" — Mozart, der keinem Menschen eine Enttäuschung bereiten mochte, half sich nun aus der Verlegenheit so gut er konnte. Er ließ das Kind Raimund Leopold taufen. Suum cuique! — Aber die Freude an dessen Entwickelung sollten die Eltern nicht genießen. Das große, starke und kugelrunde Buberl wurde ihnen schon nach kurzer Zeit wieder entrissen. Im Dezember 1783 vollendete bereits dieses junge Leben sein irdisches Dasein.

Die unberufene Einmischung der guten Freunde Wolfgangs bereitete dem reizbaren Vater oft Verdruß, den der Sohn empfindlich

te. Wezlars lästige Neig
ivatangelegenheiten sich ei
intimsten Freundschaft u
erholt peinliche Verstimm
ıdlich näher gerückt wa
en Besuch in Salzburg
sich abermals mit dem
ster ihm über seine C
arglos und gläubig ei
lar anregte, warf au
euen Schlagschatten.
eingereichten Entla
sters beharrlich zurück
senheit in Salzburg
tiren ließe — was
emütsart des Erzb
hig." — Wolfgang
rt, am liebsten U
u wählen.
zburg bildete seit
n dem Briefverke
gab es sicher
ıßte. Jetzt aber
en Proben ges
rschlag flüchtige
ıachten und die
lassen konnte
n Vorwurf de
llen. Die ga
esorgniß mei
d haben; —
eln, wenn
Ihrem Rath
tröstet und

längstens September ganz gewiß. — Lassen Sie unterdessen die Kugelstatt (Kegelbahn) im Garten herrichten, denn meine Frau ist eine sehr große Liebhaberin davon. Meine Frau hat immer eine kleine Sorge, sie möchte Ihnen nicht gefallen, weil sie nicht hübsch ist; — allein ich tröste sie so gut ich kann damit, daß mein liebster Vater nicht so viel auf äußerliche als innerliche Schönheit gibt."

Der in diesem, am 12. Juli verfaßten Briefe abermals vorgesehene Aufschub bis September wurde auch der geduldigen Nannerl unerträglich. Sie ließ ihrem Unmuth in einer „schlimmen" Zuschrift an Wolfgang die Zügel schießen und beklagte sich bitter darüber, daß dem schwesterlichen verlangen eines endlichen wiedersehens das gleiche Maß solcher Gesinnung so wenig entgegenkomme. Am 1. August war Mariannens Namenstag. Das Fest durch den Besuch aus Wien verherrlicht zu sehen, mußte sie sich nun versagen, wie sie wähnte.

Allein dieses Mal war der neue Aufschub nur ein freundlicher Vorwand gewesen. Den Namenstag der Schwester in der Vaterstadt zu feiern, hatte Wolfgang sich zu seiner Herzensfreude längst gewünscht. Zur Steigerung des allseitigen Vergnügens aber beabsichtigte er, unverhofft in Salzburg einzutreffen. Welchen Jubel würde solche Ueberraschung hervorrufen! — Mariannens schlimmer Brief hatte nun leider die hübsche Absicht wenigstens zur Hälfte vereitelt. Die überraschende Wirkung mußte vollends zweifelhaft werden, wenn eine so verdrossene Stimmung ihr zur Vorbereitung diente, wie jener Brief sie darlegte. Constanze beeilte sich deshalb ihre „wertheste und liebste Mademoiselle Schwägerin" in das Geheimniß zu ziehen unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit gegen den Vater. Wolfgang fügte freilich dem Schreiben einen Widerruf hinzu: „glaube kein Wort von allem, was meine Frau da drüben gekratzelt hat;" — allein wol nur, um auch bei der Schwester seinen heiteren Zweck zu erreichen.

Jetzt endlich wurde es Ernst mit der Abreise. Die Koffer waren verschlossen, der Reisewagen stand bepackt vor der Post, der Kutscher saß auf dem Bock, Marianne im Fond, und Mozart war eben im Begriff einzusteigen: — da überraschte ihn ein lauernder Gläubiger mit einer Forderung im Betrage von 30 Gulden. So schwer es dem

Schuldner auch wurde, selbst einen so kleinen Betrag seiner schmalen Reisekasse entziehen zu müssen — der hartherzige Gläubiger wollte ihn nicht reisen lassen, ohne befriedigt zu sein. —

Wo war jetzt der großmüthige Freund, Herr Baron von Wezlar? —

Mit erleichtertem Beutel und beschwertem Herzen setzte sich Mozart zu Constanzen in den Wagen, der sie nach Salzburg nunmehr ohne weitere Hindernisse entführte.

Jene dreißig Gulden werfen ein erhellendes Licht auf die wahre Ursache der häufigen Verzögerungen, welche der warmgefühlten Sehnsucht nach Salzburg die Befriedigung versagten: es mangelte eben an den erforderlichen Mitteln. Und Wolfgang mochte seinem Vater den Kummer nicht bereiten, ihn Einblicke thun zu lassen in die „schlechten Umstände", welche dem Reiseschuh so hartnäckig zum Hemmschuh geworden waren.

* * *

Der Besuch in Salzburg erstreckte sich von ende Juli bis ausgang Oktober 1783. Nachdem die mit einer überraschenden Ankunft lieber Gäste verbundenen freudigen Erregungen einer ruhigeren Stimmung Raum gegeben, mußte Wolfgang je länger desto klarer erkennen, daß Vater und Schwester seine geliebte Gattin mit kühler, taxirender Gemessenheit beobachteten und es nie zu der herzlichen, auf vertrauender Offenheit und liebevoller Achtung beruhenden Annäherung kommen ließen, welche er sich von dem persönlichen Verkehr versprechen zu dürfen geglaubt hatte. Wie viel Liebesmühe Wolfgang auch aufbieten mochte, um die betrübende Verstimmung auszugleichen, seine Anstrengungen, seine Hoffnung, das grundlose, doch festgewurzelte üble Vortheil endlich zu überwinden blieb ohne Erfolg. —

Constanze gehörte der Familie Weber an. Und die frühsten Erinnerungen an diesen Namen verknüpften sich unlösbar mit dem Kummer, den des Sohnes Bestrebungen dem Vater verursachten, seiner Bevormundung sich mehr und mehr zu entwinden. Der letzte Schritt in dieser Richtung war Wolfgangs, nach des Vaters Meinung übereilte und unheilvolle Verheiratung gewesen. Seine Frau aber war nun

[illegible] die Schwester der [illegible] Moritz, die [illegible] einer mangel-
haft [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] einer dem [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] als alle anderen Ver-
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], das Steuer seines Lebens-
[illegible] in die eigene Hand zu nehmen. Indessen [illegible] die [illegible]-
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Formen und [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] wurde, [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit dem
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Partien wie Susanne in Figaros Ho
einer geist- und seelenvollen Künstleri
mit Franz Danzi, der als Violoncellf
Mannheim und München angehörte
Opern seinem Namen auch ein Blatt
zu sichern verstand.

Die Besorgnisse Wezlars und and
gangs Besuch in Salzburg vonseiten
könnte, erwiesen sich als völlig grundlo
wie es scheint — doch jahrelang an
Ursache, welche den beabsichtigten V
Anhalt bieten könnte. Noch drei Jah
wesenheit des Tonmeisters in der Resi
dieser seine Briefe, wie Leopold beri
Endlich mußte er wol seine Pläne
aufgeben, da Stützen für dieselben, w
niemals auffinden ließen.

Indessen erhellt es aus einigen
liche Grimm auf Mozarts musikalische
Monate in Salzburg doch nicht ganz oh
herrliche Votivmesse (c-moll; S. 320
sachen vollendet mit nach der Vaterstad
Kyrie, Gloria, Sanctus und Benedictu
wol aus entsprechenden älteren Arbeit
Klangwirkung des auf solche Weise abg
und sie den Vater wie die Schwester
Um so dringender betrieb er die Aufführ
Constanze die Sopranpartie derselben a
um durch die Probe ihres Talentes a
günstig einzuwirken. Auf die Einwill
die Aufführung im Dom zu veranstalt
höchsten Person selbst celebrirt wurde,
Deshalb gelangte die Messe in der P
Gehör, und Constanze sang die Solostü

gar die Schwester der treulosen Aloysia, die Tochter einer mangelhaft gebildeten, interessirten Mutter: und diese Wahl schien dem auf seine Mentorschaft eifersüchtigen Vater schlimmer, als alle anderen Versuche Wolfgangs, sich derselben zu entledigen, das Steuer seines Lebensnachens in die eigene Hand zu nehmen. Indessen verkehrten die Parteien äußerlich in artigen freundlichen Formen, und wenn peinlichen Scenen vorgebeugt wurde, so konnte Wolfgang in solcher Wirkung seiner vermittelnden Liebe einen negativen Erfolg erkennen, mit dem er freilich sich begnügen mußte.

Die Geselligkeit im Hause belebten drei talentvolle Kinder, Grethl, Heinrich und Hanni, die Leopold zur künstlerischen Ausbildung in Kost und Pflege genommen. Hanni oder Johanna, die Tochter der trefflichen Schauspielerin Brochard, zählte erst neun Jahre. Der zwölfjährige Heinrich und die um zwei Jahre ältere Margarethe waren Geschwister, die Kinder des münchener Theaterdirektors Marchand. Das Grethel sollte Sängerin, Heinrich Violinspieler werden. Beide aber hoffte ihr erfahrener Mentor ebenfalls zu großen Klaviervirtuosen heranbilden zu können. Wolfgang nahm an diesen Kindern herzlichen Antheil. Nur fühlte er sich von den allzu freigebigen Liebeserweisungen Grethels nicht selten belästigt.

Das Mädchen war nicht mehr Kind genug, um sich einem Hange der Natur hinzugeben, der seine Nahrung mehr aus einer vernachlässigten Angewöhnung ziehen mochte, als aus kindlicher Herzenswärme. Bezeichnend für Mozarts echte Gemüthstiefe, zog er eine scharfe Grenzlinie zwischen Schein und Wahrheit der Liebesäußerungen. Affektirte oder angenommene gesellschaftliche Manieren solcher Art erregten ihm tiefen Widerwillen. Von Wien aus bekämpfte er noch brieflich die „Leckereien und Küssereien", die oft unerträglicher seien, als die Rohheiten eines Bauern. „Falsche Kalfatereien, die doch so übertrieben sind, daß man sie mit Händen greifen kann", führten auch leicht zu einer Koketterie und Manierirtheit im Gesang, mit der indessen nur „dumme Eseln sich übertölpeln ließen." —

Mozarts gutgemeintes Wort scheint eine gute Statt gefunden zu haben. Margarethe Marchand gewann sich später als Sängerin mit

ochzeit
in. Si
spieler
und
in de

erer
des
s. Ue
f Ra
erfolg
re no
enzst
htete
nd
e der

Thatj
Inter
e Ei
bre
U
noch
n.
rund
und
ung
uve
die
ung
nnt
rst
fi

diese Leistung auf Vater und Schwester gewirkt — darüber finden sich Andeutungen nicht vor.

Nachhaltiger erwies sich der Einfluß, den der Tyrann von Salzburg im Verlauf dieses Spätsommers auf Mozarts Arbeitsamkeit indirekt übte. Hohen Genuß gewährte dem nunmehr völlig ausgereiften kunsterfahrenen Meister der Verkehr mit seinen ehemaligen Genossen der erzbischöflichen Hofmusik. Namentlich suchte er Michael Haydn täglich auf, dessen Chorsätze und Fugen ihm stets aufrichtige Werthschätzung und Freude abgewonnen hatten. In den sonntäglichen Studienstunden bei van Swieten wurden Geschenke der ernsten und keuschen Muse Michael Haydns mit besonderer Vorliebe gepflegt und genossen. — Daß Mozarts liebreiches Herz sich von allen alten Freunden jetzt am meisten zu Haydn hingezogen fühlte, hatte eine noch speziellere Ursache.

Der Meister lag schwer krank danieder und bedurfte nicht nur tröstlicher Theilnahme, sondern vielmehr noch thatkräftigen künstlerischen Beistandes. Hieronymus, der bekanntlich selbst etwas Violine zu spielen verstand (S. 200), erwartete mit Ungeduld zwei Duos für Violine und Viola, mit deren Ausarbeitung er den erkrankten Haydn beauftragt hatte. Auf die augenblickliche Arbeitsunfähigkeit desselben billige Rücksicht zu nehmen, das war nicht nach dem Geschmack jenes hochfürstlichen Priesters der christlichen Liebe. Vielmehr blieb er sich selbst nur allzu treu, indem er den Beauftragten mit Gehaltsentziehung bedrohte, wenn die beiden Duos nicht auf Tag und Stunde abgeliefert werden würden. —

Welcher Sporn für Mozart, in so bedrohlicher Nothlage dem Freunde hülfreich zu werden! — Er zögerte auch keinen Augenblick, den Auftrag auszuführen. Während seiner Arbeit leistete er zugleich dem Patienten Gesellschaft, da er in seiner Wohnung und unter seinen Augen schrieb. So entstanden zwei Tonwerke, die nicht etwa den Stempel flüchtiger Gelegentlichkeit tragen, sondern in den engen Grenzen der beiden, wesentlich nur melodisch, nicht harmonisch verwendbaren Instrumente eine liebevolle Durchbildung schöner reiner Formen aufweisen, wie sie nur den größten und geistvollsten Meistern des Ton-

satzes zu gelingen pflegt. Zugleich aber berücksichtigte der anschmiegsame Genius so eingehend Haydns besondere Eigenthümlichkeiten in der Setzweise, daß die Duos als dessen Arbeiten überreicht werden durften ohne Sorge, den wahren Urheber zu verrathen. Jemehr Bedingungen zu erfüllen, jemehr Schwierigkeiten zu überwinden waren, desto feuriger erglühte das Herz, der Muth und der thatkräftige Wille Mozarts, seiner schönen Kunst Ehre zu machen. Und wie selbstlos zeigte er sich auch bei diesem Anlaß wieder einmal! — Weder Vortheil noch Ruhm konnte er mit der geheimen Arbeit zu ernten hoffen. Aber dennoch blieb dieselbe ihm werth. Und Michael Haydn bewahrte Mozarts Handschrift der Duos wie ein Heiligthum, zur dankbaren Erinnerung an den Liebesdienst eines solchen echten Freundes und unvergleichlichen Meisters.

Das Gepräge des Wunderbaren drückte dem Tongeiste Mozarts auch die Eigenschaft auf, daß seine schöpferische Bethätigung an zeitweise sammelnde und die Kraft erneuernde Ruhe, an ein dolce far niente nicht im mindesten gebunden zu sein schien. Als Erholungsreise behandelte er den Besuch der Seinigen keineswegs. Hatte doch eine Veränderung seiner ganzen Lebensordnung, wie es die Heirat zu sein pflegt, nicht einmal die gewohnte Arbeitsamkeit merklich unterbrochen.

Erfüllt von dem Wunsch, eine italienische komische Oper zu schreiben, kam er nach Salzburg. Ein Buch zu dichten nach neuestem wiener Geschmack, je komischer desto besser, das war die Aufgabe, der sich der Abbate Varesco unterzogen hatte. Der Entwurf wurde von diesem mit Wolfgangs kunsterfahrenem Vater berathen und von demselben gutgeheißen. Und aus der Brutwärme der vereinigten heißen Bemühungen dieser beiden ernsten Männer — was entwickelte sich? — eine Gans! — „Die Gans von Cairo (L'oca del Cairo)." —

Solches Ergebniß emsigen suchens nach einem „recht komischen" Opernstoff war denn komisch genug; wenigstens komischer, als die possenhafte Abgeschmacktheit, den Biondello mit seiner Celidora zu vereinigen, indem er sich in eine Gans verwandelt und in solcher Gestalt sich singend bei Ensemblestücken betheiligt. —

[illegible] zur Seite, [illegible] Später [illegible] zurück. Die fingirte Gans als Triebfeder zur Vereinigung ein [illegible] Einfall [illegible] Herz und einem [illegible] Operette, und dieser [illegible] eigenen [illegible]: [illegible] der einzige [illegible] der Bühne zu voller [illegible]: der erste Anfang lag schon vollendet da, die folgenden waren entworfen: [illegible] lassen sich [illegible] Bedenklichkeiten nicht ernstlich erwägen: die Komposition wollte einen Fortgang verschaffen, aber sie trug sich auch jetzt wieder [illegible] und bevor ihrem [illegible] Gebiete. —

Erst später geschah es, als dieser in die bedächtliche Ruhe seines Wiener Lebens zurückgekehrt, daß die Bedenklichkeiten sich groß und größer vor ihm erhoben, bis sie ihm vollends über den Kopf gewachsen — und nachdem bereits acht zum Theil hochbedeutende und gewichtige Tonstücke von der mißrathenen Gans des Varesco ausgeführt, die weitere Arbeit liegen blieb. Ja, schon in Salzburg regten sich Zweifel an der Brauchbarkeit jenes Stoffes, deren Spuren sich erhalten haben.

Selbige bestehen in sechs trefflichen Musikstücken, welche einer anderen italienischen Opera buffa angehören, die indessen nicht von Varesco gedichtet wurde. Sie war betitelt „Der gefoppte Verlobte 'Lo sposo deluso,'“: und Mozart dachte im folgenden Jahre 1784 ernstlich daran, sie zur Aufführung vorzubereiten, wie man aus der überlieferten Vertheilung der Rollen unter dermalen engagirte Mitglieder der italienischen Oper zu Wien ersiehet. Indessen blieb diese Absicht nur ein Plan und der gefoppte Liebhaber ein schönes Bruchstück, davon Jul. André in Offenbach nachmals einen Klavierauszug besorgt und veröffentlicht hat. —

Endlich findet sich noch der Entwurf eines Männerterzetts, dessen Text einer Opera buffa entnommen ist. Sie hieß „Das Reich der Amazonen 'Il regno delle Amazoni'.“ — Hatte der Meister wol „mehr als hundert Bücheln“ durchstöbert, so mochte er doch hie und da zur Notenfeder gegriffen haben, wenn er auch bei reiflicher Erwägung von der Unzulänglichkeit seiner Wahl sich überzeugen mußte. —

So blieb die Sehnsucht, eine neue Oper zu schaffen, zunächst ungestillt und diente ihm noch mehrere Jahre hindurch zu nichts besserem und zu nichts geringerem, als zu einer Uebung in der Geduld und Enthaltsamkeit.

Am 27. Oktober trat Wolfgang mit seiner Constanze die Rückreise nach Wien an. Beim Abschied baten die Reisenden mit Förmlichkeit um Verzeihung für die Ungelegenheiten, die sie den Zurückbleibenden so lange Zeit hindurch verursacht, bedankten sich artig für alles empfangene und erinnerten an das dem Vater abgewonnene Versprechen, den Besuch in Wien recht bald zu erwidern. Die Abgeschlossenheit des Reisewagens regte wol manchen trüben unausgesprochenen Gedanken auf über die undurchdringliche Scheidewand, die eine erhoffte Annäherung an das Herz des Vaters und der Schwester hartnäckig verwehrte.

Unterweges durfte Mozart aus der Quelle seiner Kunst wiederholt den Trost schöpfen, den das vergessen seiner selbst und aller irdischen Noth und Sorgen ihm reichlich zu gewähren pflegte. Zu Lambach am Vormittag eingetroffen, eilte er aus dem Wagen sogleich in die Kirche und kam eben rechtzeitig auf die Orgel, um noch das Agnus Dei des Hochamtes zu begleiten. — Bei der Privataufführung einer Oper zu Ebersberg bei Linz, woran die ganze Nachbarschaft sich miterlebend betheiligte, fehlte auch er und Constanze nicht.

Ein Bruder des wiener Grafen Thun übermittelte den Reisenden hier die Einladung seines kunstsinnigen Vaters, der dieselben schon vierzehn Tage lang mit Ungeduld erwartete, in Linz einige Tage zu verweilen, eine Akademie zu geben und während dieser Zeit seine Gäste zu sein. Zu der am 4. November stattgefundenen Akademie hatte der Meister über Hals und Kopf eine neue Symfonie geschrieben, eine verbürgte Wunderthat, die zu vollbringen nur einem Mozart gegeben war. — So fehlte es den Heimkehrenden denn weder an erfrischender Arbeit, noch an Freundlichkeiten, ehrenvollen Auszeichnungen und Glücksgewinn.

Die ersten Eindrücke nach erfolgter Heimkehr in Wien wirkten desto entmuthigender. Ein Gläubiger trübte die Reiselust beim Abschied,

ein Gläubiger versalzte die Freude der Reisenden bei ihrer Zurückkunft. Der Augenblick war schlecht gewählt, bei solchem Anlaß, wo die Kasse leer, einen Wechsel zu präsentiren, der seit fünf Jahren verfallen und neben dem Kapital noch obendrein die Interessen, die nicht einmal verschrieben gewesen, einzufordern. Das Kapital betrug 12 Louisd'or, die Summe, die dem Meister vom Kaufmann Scherz, einst seinem Verehrer in Straßburg, vorgestreckt wurde (S. 186). Mit Recht erregte es Mozarts Unwillen, daß Scherz seine Forderung so lange verzögerte, da doch der Name und Aufenthaltsort eines Meisters in Straßburg nicht unbekannt geblieben sein konnte, wo man seiner Oper „Die Entführung" kürzlich enthusiastische Aufnahme bereitete. Uebrigens hatte Mozart diesen Gläubiger längst vonseiten des Vaters befriedigt geglaubt, ein Umstand, auf welchen jener sich mit der Erinnerung an eine Aeußerung Leopolds zur Rettung seiner Ehre berief (S. 311).

Den ärgerlichen Zwischenfall brachte indessen eine erneute fröhliche, ruhm- und ertragreiche Thätigkeit bald in Vergessenheit. Die Jahre 1784 und 1785 bezeichnen die Sonnenhöhe, welche Mozarts Ansehen und entwickelte thatkräftige Meisterschaft im öffentlichen Concertspiel je erreichte. Während der Fastenzeit 1784 spielte er in der Frist vom 26. Februar bis zum 3. April nicht weniger als 22 Mal in großen Akademien und abwechselnd in Privatconcerten der Fürsten Gallizin und Esterhazy. Die Subskribenten der Abonnement-Concerte setzten sich zusammen aus nahezu 200 der vornehmsten Vertreter des Adels, des Besitzes, der Diplomatie, der Staatsbeamteten und der Wissenschaft. In Mozarts Akademien fand man die glänzendste Blüte dermaliger wiener Gesellschaft versammelt, an ihrer Spitze häufig auch den Kaiser mit den Hofstaaten.

Wie viele der Kunstgenossen des Gefeierten sogen aus ihren Lorbeeren das Gift einer eifersüchtigen, hartherzigen Selbstsucht! — Von solchen Wirkungen haben Mozarts große Erfolge keine Spuren hinterlassen. Sein liebevolles dienstfertiges Gemüt erhielt sich vielmehr von jeder egoistischen gewinnsüchtigen Regung völlig frei. Sogar als ein Klavierspieler seine Absicht kreuzte, auf sechs Abonnement-Concerte Unterschriften zu sammeln, wie hell beleuchtete Mozarts Handlungsweise

da seine großsinnige, selbstlose Künstlerschaft
Grundlagen! —

Jener Klavierspieler, ein technisch, we
Künstler, namens Richter, schien des Selbstr
unüberwindlichen Fachgenossen Konkurrenz
täuschte sich nur zu sehr. Seine Subskript
Erfolg. Da erklärte Mozart sich sogleich bei
mitzuwirken. Und um die Steuerschraube n
bestimmte er seinen Konkurrenten, sich für
nement-Concerten zu begnügen. Zur Erleic
schlusses und zur Erhaltung frischer Genußf
verzichtete aber auch Mozart nunmehr selbst
ihm sechs ursprünglich geplante Concerte fi
lerischem Liebesgefühl für den Genossen, e
solchen Opfer, und kündigte nur drei Subs
Richter einer so hochherzigen Gesinnung ge
Größe demüthigte und ihn als einen echte
schätzte, konnte diesen wenigstens über die So
keinem Unwürdigen zugewandt zu haben, wie
oft genug zu spät erfahren mußte.

Auch im Sommer des Jahres 1784 fa
legenheit zu Akademien; so im Juni zu Dö
einem angesehenen Agenten Ployer. Dessen
bei diesem Anlaß ein Klavierconcert (G), das
sie geschrieben.

Der Verkehr mit Salzburg wurde nach
gepflegt und erhielt durch gegenseitige kleine
den Schimmer einer ungewohnten Herzlichkeit
seinem Sohn große silberne Schuhschnallen;
Mariannen ein schönes Toilettenstück; Wolf
schöpfungen, darunter eine Symfonie, Klavi
und Kadenzen nach Salzburg. —

In die Familienverhältnisse tiefer eingre
Constanzens neue Mutterhoffnungen, welche sich

folgte Ankunft eines Söhnchens, Karl, schönstens verwirklichten; und ferner Mariannens Vermählung mit dem Reichs-Freiherrn von Berchtold zu Sonnenburg. Derselbe, ein Wittwer mit fünf unerzogenen Kindern, bekleidete dasselbe Amt, welches Mariannens Großvater Pertl seiner Zeit verwaltet hatte; er war Pflege-Kommissar des Stiftes zu St. Gilgen und lebte bisher als Wittwer in seiner Dienstwohnung, Schloß Hüttenstein. Hier, wo ihre selige Mutter aufgeblüht, waltete Marianne nun als Herrin. Ihr ganzes Herz hatte sie dem treuen d'Yppold geweiht, dessen beschränkte Mittel die eheliche Verbindung der Liebenden hart und schmerzlich versagten. Ihr Gatte, der den Titel eines salzburgischen Hofrathes führte, verstand es nicht, die Wunden der freiwilligen Entsagung auf ein verheißungsvolles Liebesleben mit zarter aufmerksamer Zuneigung zu heilen. Vielmehr ergriff er die Partei der Stiefkinder Mariannens auch in Fällen, wo dieselben sich damit brüsteten, ihre zweite Mutter „rechtschaffen kujonirt" zu haben. Diese aber suchte ihrer schweren, mit Resignation übernommenen Lebensaufgabe voll Geduld und Selbstlosigkeit gerecht zu werden, und Vater Leopold bemühte sich, dieselbe ihr mit verständigem Rath und zärtlichen Aufmerksamkeiten möglichst zu erleichtern. Ihr erstes Wochenbett hielt sie zu Salzburg in des Vaters Hause, der sie nicht früher wieder nach St. Gilgen entließ als bis zur völligen Genesung und Kräftigung ihrer heftig erschütterten Gesundheit. — Von ihrem Erstgeborenen, Leopold, trennte sich der zärtliche Großvater nicht; bis zum Tode desselben blieb das Kind unter seiner sorgfältigen Pflege.

Wolfgang suchte durch heitere Briefe und Liebeserweisungen das Loos seiner Schwester ebenfalls zu erleichtern. Zur Vermählung sandte er ihr muthwillige Verse, die Otto Jahn und Andere überliefert haben.

Marianne überlebte ihren Bruder 38, ihren Gatten 28 Jahre. Sie fand als allgemein verehrte greise Matrone die letzte Heimat in ihrer Vaterstadt Salzburg, wo sie am 29. Oktober 1829 verschied. Ein versöhnlicher Ausgleich mit ihrer Schwägerin Constanze war nicht erreicht worden. In den letzten Jahrzehnten hörte jeder Verkehr mit dieser vollends auf.

Die Schwierigkeiten und Aergernisse, die Mariannens Vater aus seinem erzbischöflichen Amt erwuchsen, nahmen mit dessen fortschreitendem Alter eher zu als ab. Alle Bemühungen Wolfgangs, ein glimpfliches Ende derselben herbeizuführen und dem geliebten, nach Mariannens Heirat obendrein unter der Bürde seines vereinsamten Zustandes seufzenden Vater einen befriedigenden Lebensabend in Wien zu bereiten, blieben erfolglos. Der treue gewissenhafte sehr rüstige Greis konnte sich nicht entschließen, den Erzbischof um die wohlverdiente Pension zu bitten, so lange er sich des Gefühls ausreichender Arbeitskraft erfreute. Noch weniger aber lockte ihn die Aussicht, in Wien eine neue Heimat zu suchen, da Wolfgang seiner Beeinflussung widerstrebte und Constanze nicht so glücklich war, des Schwiegervaters Zuneigung zu besitzen. Indessen konnte dieser den Bitten seiner Kinder endlich nicht länger widerstehen, sie durch einen Gegenbesuch in Wien hoch zu beglücken.

Sie hatten die Freude, ihn am 10. Februar 1785 zu begrüßen. Als Reisegefährten brachte er seinen Schüler Heinrich Marchand mit, der bereits einen hohen Grad künstlerischer Leistungen erreicht hatte.

Der Besuch dieser beiden Gäste fiel in die Zeit der Hochflut des wiener Musiklebens. Wolfgang feierte die glänzendsten Triumfe als Schöpfer und Dolmetscher verschiedener Streichquartette, Klavierconcerte und anderer Tonwerke. Und der beglückte Vater durfte Zeuge solcher Erfolge sein, wie auch der wunderbaren Arbeitsamkeit seines Sohnes, der im Wirbel aller künstlerischen Thaten die erstaunliche Vielseitigkeit bewährte, den herzlichen Verpflichtungen gegen seine lieben Gäste aufs befriedigendste gerecht zu werden. Er fand sogar noch Zeit genug, den verehrten Vater in die Loge seines Ordens einzuführen und ihn zum Eintritt in diese geheimnißvolle Verbrüderung zu bewegen. Seinem trefflichen Schüler Heinrich Marchand verschaffte er wiederholt die Gelegenheit, in öffentlichen Akademien wie in musikalischen Privatkreisen dem Lehrer durch die Tüchtigkeit seiner Leistungen Ehre zu machen.

Am 11. Februar, dem Tage nach Ankunft der beiden salzburgischen Gäste, hörten sie Wolfgang ein neues Klavierconcert (d) öffentlich vortragen, mit dessen Abschrift der Kopist noch am 10. Februar be-

schäftigt war, so daß dem Urheber keine Muße übrig blieb, das Schluß-rondo vor der Aufführung nur einmal durchzuspielen.

Am folgenden Tage lernte Leopold Josef Haydn kennen. Wolfgang lud ihn ein, in seiner Wohnung Quartett zu spielen. Der Fürst Nikolaus Esterhazy, in dessen Diensten Josef Haydn als Maestro seiner trefflichen Hauskapelle fungirte, brachte die Wintermonate, da in Wien das Musikleben blühte, hier mit seiner Kapelle regelmäßig zu. In dieser Jahreszeit unterhielten die beiden großen Tonmeister einen lebhaften künstlerischen Verkehr, der sich zu der herzlichsten, auf Geistesverwandtschaft und gegenseitiger Hochachtung gegründeten dauernden Freundschaft ausbildete.

Mozart widmete dem älteren Freunde seine bekannten herrlichen sechs Streichquartette, an deren Ausarbeitung er seine höchste Kunst und geniale Kraft wandte. Vier Jahre, von 1782 bis 1785, gebrauchte er, der so unglaublich rasch mit anderen Werken fertig zu werden pflegte, um diese sechs Streichquartette zu vollenden. Er selbst bezeichnete sie in seiner ebenso warmherzigen als bescheidenen Zueignungsschrift, die im italienischen Idiom an seinen theuern Freund Haydn gerichtet ist, als Frucht einer langen und mühevollen Arbeit und bittet ihn, diesen seinen Musenkindern ein nachsichtiger, großmüthiger Vater, Führer und Freund zu sein.

Leopold hörte bei der vorerwähnten Veranlassung das dritte (B), fünfte (A) und sechste (C) dieser wundervollen Quartette in meisterhafter Ausführung. Spieler und Hörer entflammte die feurigste Begeisterung, und Haydn betheuerte dem stolzen Vater eines solchen unvergleichlichen Sohnes, daß er denselben vor Gott und als ein ehrlicher Mann für den größten von allen lebenden Tonmeistern halte. — Diese anerkennende Aeußerung aus dem Munde eines Kunstgenossen, dessen Bedeutung dem kongenialen Urheber der sechs Quartette damals schon völlig klar geworden, als man dieselbe in der großen Oeffentlichkeit noch kaum ahnte, gab die Anregung zur Dedikation jener Werke an einen Mann, „der durch glückliche Fügung unter des Verfassers Freunden der beste war“.

Am Abende desselben Tages, wo Haydn bei dem Quartettspiel

mitgewirkt, das in Mozarts Wohnung stattfand, schmückte dieser eine öffentliche Akademie mit seinem schönen B-dur-Concert, welches er für die blinde, als Klavier- und Orgelspielerin ebenso ausgezeichnete, wie als Sängerin hervorragende Maria Theresia Paradies geschrieben hatte, als dieselbe eine Kunstreise nach Paris zu unternehmen beabsichtigte.

Vater Leopold hörte das Concert in einer Loge an, deren Lage die Deutlichkeit und Wirkung des Vorgetragenen sehr begünstigte. Die Empfänglichkeit des 65 Jahre zählenden Hörers war noch so erregbar, daß diese Musik seines geliebten Sohnes ihn ergriff und zu Thränen rührte. — Alle musikalischen Eindrücke, die Leopold während seines Aufenthaltes zu Wien empfing, die Bewunderung und Hochschätzung, die seinem Wolfgang von den urtheilsfähigsten und namhaftesten Tonmeistern ungeheuchelt entgegengebracht wurde, der rauschende Beifall und die Glückserträge, welche er als Concertspieler erntete, und endlich die schöpferische Meisterschaft, die unversiegbare Fülle des Genius, welche sich unter den Augen des Vaters und ehemaligen Mentors dieses Kunstheroen fast täglich offenbarte: alldas erhob zusammenwirkend den vielgeprüften Leopold auf die Höhe eines Glücksgefühls, von deren Gipfel sein weitschauender Blick das reiche und reife Fruchtgefilde übersehen konnte, welches der treuen hingebenden Arbeit seiner besten Lebenskraft nun im Spätherbst seines Erdenwallens mit unermeßlicher Fülle entgegensproßte. — Dazu erlangte er die beruhigende Ueberzeugung, daß Wolfgangs Unterhalt mehr als auskömmlich gesichert, daß Constanze es verstehe, das Hauswesen in guter Ordnung zu erhalten, und gewann sich auch großväterliche Wohlgeneigtheit ab für den zweiten Enkel, den halbjährigen gesunden und freundlichen Karl. — Er fand öftere Gelegenheit sich zu überzeugen, daß Wolfgangs Vorliebe für Aloysia Langes Gesangsleistungen durchaus gerechtfertigt waren; er sah, wie Frau von Waldstetten und andere vornehme Freunde und Gönner seines Sohnes wetteiferten, diesem als Künstler und nicht minder als liebenswerthem Menschen ihre wohlwollendsten Gesinnungen entgegenzutragen: dennoch vermochten so viele zur Versöhnlichkeit stimmenden Eindrücke es nicht, die väterliche rück-

haltlose Herzlichkeit wiederherzustellen, welche Wolfgang und nicht minder Constanze sehnsuchtsvoll zu gewinnen strebte. — Durch Leopolds Berichte an seine Tochter zu St. Gilgen zog sich seit der Zeit dieses Besuches in Wien ein frostiger Hauch hindurch, so oft dieselben auf seine Beziehung zu Wolfgang und dessen Familie zurückkamen. —

Nach einem Aufenhalt von fast dreimonatlicher Dauer verließ Leopold mit Heinrich Marchand am 25. April das gastliche Haus seines dennoch geliebten Sohnes, um dasselbe nie wieder zu betreten. Vater und Sohn trennte die Abschiedsstunde für dieses Leben. —

Die Briefe Wolfgangs, welche er von jetzt an noch an den Vater schrieb, sind nur zum kleinsten Theil erhalten geblieben. Wahrscheinlich behandelten sie vielfach freimauerische Angelegenheiten, welche der gewissenhafte väterliche Logenbruder Wolfgangs aus Vorsicht durch Vernichtung dem Schicksal entzogen haben mag, mit dem Bann des Geheimnisses Versiegeltes in unberufene Hände gerathen zu sehen.

* * *

Am 24. April hörte Leopold Mozart noch eine kleine Kantate für Tenor und Chor „die Maurerfreude“ in der Loge, die sein Sohn zu Ehren des Meisters vom Stuhl geschrieben hatte. Nach seiner am nächsten Tage erfolgten Abreise mußte nun die Muse die Lücke ausfüllen, welche der Abschnitt des anregenden Verkehrs mit dem geliebten Vater im Hause Wolfgangs zurückgelassen. Wehmuth und bange Fragen, die Ahnung, daß dieses beglückende Zusammensein das letzte gewesen: solche Herzensregungen fanden ihren tönenden Ausdruck in der nach der Trennung entstandenen schönen bekannten Klavier-Fantasie (c-moll), welche Mozart später als Einleitung der leidenschaftlich erregten Sonate, die im vorigen Jahre 1784 geschrieben worden, bei der Veröffentlichung voranstellte.

Die Concerte und ihre Erträge hörten in den Sommermonaten auf. Auf Stundenlohn und Honorare beschränkten sich während dieser Zeit die Einnahmequellen. Lernbegierigen widmete der Meister seine Vormittagsstunden. Die folgenden Stunden des Tages gehörten seiner

schöpferischen Thätigkeit, welche jetzt mehr wie gewöhnlich auf Erwerb bedachtnahm.

So vereinbarte er mit dem Musikverleger Hoffmeister in Wien*) die Lieferung einer Folge von Quartetten für Klavier, Violine, Viola und Violoncell. Das erste in c-moll konnte er schon im Juli 1785 an Hoffmeister abliefern. Das zweite in Es folgte im Juni 1786. Nun aber erhob Hoffmeister den anspruch, Mozart solle die folgenden Stücke dieser Gattung leichter und für ungeübtere Spieler bequemer ausführbar einrichten, widrigenfalls der Verleger Anstand nehmen müsse, sie zu drucken. Auf solches ansinnen eines Musikalienhändlers einzugehen, konnte der Autor jener herrlichen Werke sich jedoch nicht entschließen. Er entband deshalb seinen Verleger aller eingegangenen weiteren Verpflichtungen und — legte die schöpferische Feder beiseite, der die Kammermusik noch viele der schönsten Geschenke jener Gattung hätte schuldig werden mögen.

Vorher hatte er diesen seinen Kunstgenossen und Logenbruder einmal gebeten, ihm Geld vorzustrecken und zu verzeihen, daß er ihn immer überlästige. Hoffmeister, der Mozarts dermalige Nothlage kannte, sandte ihm auf solches Gesuch — zwei Dukaten! —

Ertragreicher ward die Herausgabe der sechs Josef Haydn gewidmeten Streichquartette belohnt. Artaria zahlte hundert Dukaten dafür.

* * *

Im Wiener Opernleben übten die Italiener wieder eine unumschränkte Herrschaft über den Geschmack aus. Die nationalen Bestrebungen auf diesem Gebiete hatten sie einstweilen vollends unterdrückt. Doch nicht lange, so suchten dieselben sich abermals zu bethätigen. Im neuen Kärnthner-Theater, daran man eifrig baute, sollte zum

*) Franz Anton Hoffmeister war Kapellmeister zu Wien und gründete dort eine Musik-, Buch- und Kunsthandlung. 1800 errichtete er in Verbindung mit Kühnel das bekannte „Bureau de Musique" zu Leipzig. — Die Musikhandlung von Friedrich Hoffmeister stammt aus dem Jahre 1807. Hiernach ist L. von Köchels Angabe zu berichtigen, welche Hoffmeisters Verlag schon 1785 nach Leipzig versetzt.

Herbst 1785 der deutschen Singbühne eine Zufluchtstätte bereitet werden. Mozarts Hoffnungen für das Unternehmen aber waren gering. Die getroffenen Veranstaltungen ließen den vaterländischen Sinn und die durchgreifende Thatkraft vermissen, ohne die es der mächtigen italienischen Gegenpartei nicht schwer fallen konnte, auch der erneuten Anstrengung raschen und gründlichen Untergang zu bereiten.

In dem trefflich zusammengesetzten welschen Opernverbande zählte man dermalen ausgezeichnete deutsche Kräfte, wie Adamberger, Aloysia Lange, die Cavalieri*) und die Teyber. Von diesen aber sollte nur Aloysia im künftigen deutschen Singspiel mitwirken. Die übrigen erforderlichen Ausübenden dachte man aus Gründen der Sparsamkeit in Schauspielern und Schauspielerinnen zu gewinnen, die zur Noth kleine Partien singen könnten. Dieselben Leitenden, deren Unzulänglichkeit nicht wenig dazu beigetragen, das verunglückte erste deutsche Sing-Theater zu Fall zu bringen, waren bestimmt, am Kärnthner Thor ihre wichtige Thätigkeit wieder aufzunehmen. Konnte Mozart deshalb der neuen Kunstanstalt keine glückliche Zukunft versprechen**), so war ihm auch andrerseits der Muth gesunken, den Kampf gegen die Welschen, nach welchem ihn dringend verlangte, mit Erfolg fortzusetzen.

Salieri, Paesiello, Righini, Sarti, der Spanier Vincent Martin — sie alle waren beflissen, mit neuen Opern einander den Rang abzulaufen; sie alle sammelten einflußreiche Kreise der wiener Musikwelt um sich her, die wie Parteien gegeneinander standen und wirkten. Unter allen den Operntexten, die Mozart durchgesehen, hatte er nichts für seine Zwecke brauchbares gefunden. Darescos alberne „Gans von Cairo" und der „Gehänselte Bräutigam" mußten verzweifelt beiseit gelegt werden. Der brennende Wunsch des deutschen Meisters, die Welschen mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, erschien ihm unter solchen Umständen hoffnungslos.

---

*) Katharina Cavalieri war die Tochter des Schullehrers Cavalier in Währing.

**) Sie fristete ihr kümmerliches Dasein vom 16. Oktober 1785 bis März 1788. Die „Entführung" blieb ein Kassenstück. Dennoch beschäftigte man Mozarts Feder nicht weiter für das deutsche Singtheater.

Da drang in das Dunkel endlich von ganz unvermutheter Seite her ein heller Lichtstrahl, der den Blick in eine glänzend beleuchtete Aussicht frei machte.

Salieris Dichter, Lorenzo da Ponte — Baron Wezlar ließ ihn zur Würde eines „Abbate" avanciren, als er ihn seinem Freunde Wolfgang einige Jahre früher vorstellte — da Ponte hatte Mozarts Gesuch um ein neues Opernbuch, wie dieser voraussah, unberücksichtigt gelassen. (S. 330). — Wegen eines Mißerfolgs mit Salieri entzweit und von Rachegelüsten gegen diesen erfüllt, erinnerte sich der kaiserliche Theaterdichter jetzt des großen Tonmeisters, des einzigen, den er für fähig hielt, dem Rivalen die Nackenschläge zu versetzen, die da Ponte seinem nunmehrigen Gegner Salieri zugedacht hatte. Solcher unlautere Beweggrund bestimmte den Entschluß da Pontes, mit dem Anerbieten einer neuen Operndichtung jetzt seinerseits ganz unverhofft an Mozart heranzutreten.

Der überraschende Antrag entzündete sogleich Mozarts Eifer. Anfangs aber fühlte er seine Freude etwas gedämpft. Völlig aussichtslos erschien ihm das Unternehmen, unter der obwaltenden Konkurrenz die Oper eines Deutschen auf die Bühne zu bringen. — Und woher das Honorar für da Pontes Arbeit nehmen? —

Solchen Zweifeln die Spitze zu bieten war wiederum Baron Wezlar der Mann. Er, der keine günstigere Gelegenheit alsbald erwarten konnte, sich im Glanze des berühmten Mozartschen Namens zu sonnen, erbot sich mit lächelnder Miene, da Pontes Ansprüche aus eigener Tasche zu befriedigen. Und die Oper, wenn man sie in Wien ablehnen sollte, könnte ja durch Wezlars Vermittelung dann in Paris oder London ohne Schwierigkeiten aufgeführt werden. — Was war einem Manne der haute finance wie dem Baron Wezlar in Paris unerreichbar?! —

Nicht so vertrauensselig in Fragen der Weltklugheit, als es Mozart war, mochte da Ponte in Wetzlars Großmuth nicht viel mehr als selbstgefällige Ruhmredigkeit wittern. Unzuverlässig wie ihm solche Anträge erschienen, lehnte der gewitzigte Italiener dieselben rund ab. Dagegen beruhigte er den lenksamen Mozart hinsichtlich der Mittel

und Wege, die neue Oper auf die Bühne zu bringen, und machte ihm begreiflich, die Arbeit müsse gegen Störungen seitens der Widersacher so lange und so weit unter dem Bann des Geheimnisses gefördert werden, bis man mittels vollendeter Thatsachen Hebel für die Sicherstellung ihrer Zukunft in Bewegung setzen könne. Das leuchtete dem schaffensbrünstigen Tonmeister ein und begeistert schritt er ohne Verzug zur That.

Vor allen Dingen mußte er die erforderliche Muße zur anhaltsamen Arbeit gewinnen. Deshalb wurden die Stunden der Unterweisung auf den Nachmittag verlegt, fielen auch wol ganz aus. In solcher arbeitsamen Zeit mußten die Lernenden dem höhern Kunstzweck das Opfer bringen, an manchem Tage einmal zu darben. — Aber empfindlicher noch darbte Constanze und ihr Söhnchen. Doch ertrug sie das Unvermeidliche mit Fassung und Geduld. So arbeitete nun Mozart unermüdlich nicht selten Nacht und Tag. Und nach da Pontes Behauptung war die Oper in allen Hauptsachen binnen sechs Wochen fertig.

Eine Oper in vier Aufzügen! — Und was für eine! — Keine geringere als — Figaros Hochzeit.

Das Lustspiel von Beaumarchais Le mariage de Figaro ou a folle journée war wegen seiner, gegen den Adel gerichteten Spitzen von Ludwig XVI. wiederholt gewaltsam unterdrückt worden und hatte dadurch eine politische Bedeutung erhalten, die zur Verbreitung auch auf nichtfranzösischen Bühnen viel beitrug. Dazu traf das sarkastische Stück nicht allein die unsittlichen leichtfertigen Lebensformen des französischen, sondern des Adels überhaupt; es schwang die Geißel der unverblümten herben Wahrheit über den frivolen Geist des ganzen Zeitalters. Kaiser Josef II., der diese sozialpolitische Tendenz des Lustspiels lebhaft fühlte, war vorsichtig genug, dasselbe auch der wiener Bevölkerung durch Verbot zu entziehen. Regte doch der feurige Drache der Revolution seine Flügel in diesem lustigen Spiel. —

Einen solchen Stoff ersah sich Mozart mit Begier für die Vermählung mit seiner keuschen Muse. Er selbst war es, der da Ponte zur Bearbeitung im Sinne des Buches einer italienischen Opera buffa bestimmte.

Worin lag denn für ihn recht eigentl
zösischen Lustspiels? —

In den politischen verderbten Zustä
greift, gewiß nicht. Denn jede Anspielu
ist in Mozarts Oper sorgfältig ausgeschlos

Fand der Meister etwa besonderes
Grundsätzen seines sinnlichen, genußsüchtige
die das Stück zu einem plastischen Sitte
ausgestaltet? — Mochten Bedenken, die i
Wandels der Lebens- und Verkehrsformen
Kunstwerkes erhoben worden, dem Urheb
zeit" auch ferner liegen, weil er die von
gesellschaftlichen Zustände in dem tägliche
gebung sich wiederspiegeln sah: seine Wah
doch nicht bestimmt werden durch eine
Frivole, dem die Franzosen als solchem V
gewannen. —

Mozarts Musik verklärte vielmehr da
(Susannens sehnsuchtsvoll keusche Brautar
stige verlangen in ahnungsvolles hange
die augendienerische Gemeinheit und Nie
und in die zugespitzte Ironie diplomatisch
silio); den leidenschaftlichen schmerzlichen
lichen Ehrgefühls in demüthige herzliche
Rettung des geliebten Verirrten (Gräfin)
nung, Reue und heiteren Scherz (Graf u
Arie mit den vielsagenden Hörnern); die
Ränkesucht endlich in eine lächerliche Ue
Freude (Bartolo und Marzelline). — Die V
Zwecke, die der Graf Almaviva als ein V
Anspruch nimmt, scheitert überall an dem
derjenigen, denen eine ähnliche Handlungsw
Ständen nicht angehörten, vom Vorurtheil
und angerechnet wurde. Ueberall findet

Nachtheil gegen seine Untergebenen, deren überlegener Mutterwitz, deren bürgerliche Rechtschaffenheit ihm bei allen seinen unlauteren Unternehmungen die hinderlichsten und peinlichsten Verlegenheiten bereitet, ohne seiner Rachsucht, seinem gekränkten Selbstgefühl andere Mittel und Waffen der Genugthuung übrig zu lassen, als solche, die seine Gegner viel geschickter handhaben, denn er selbst.

Eingedenk der Erfahrungen, die Mozarts Vergangenheit mit den Namen Hieronymus von Salzburg, Graf Arco und mit denen anderer Vertreter des Adels unliebsam verknüpften, möchte man geneigt sein zu vermuthen, das Buch zu Figaro habe ihm die erwünschte Anregung dargeboten, für alle erduldeten Demüthigungen sich einmal an den Ausschreitungen der Vornehmen in monumentaler Weise zu rächen. Solche Absichten aber lagen einer Gesinnung, wie sie Mozarts Eigenart kennzeichnet, himmelfern. Zwar machte es seinem bürgerlichen Selbstgefühl stilles Vergnügen, für die schlauen Gegner des Almaviva Partei zu nehmen. Aber der Graf erscheint hier in den Grundzügen seines Wesens lediglich als die stehende Figur des geprellten Vormundes der opera buffa. Und das erfolgreiche bestreben, jenen Grafen aller gewohnten Charakterzüge des carikirten und lächerlichen zu entkleiden, ihn vielmehr über diese Sphäre hoch hinauszuheben, beweiset klar genug, wie unstatthaft eine Unterstellung der kleinlichen Absicht sein würde, den Adel in der Person des Almaviva dem Gelächter der Menge preiszugeben.

Weder solche Versuchung, die das Lustspiel nahe zu legen schien, noch die angeführten und andere nebensächliche Beweggründe lenkten Mozarts Wahl auf dasselbe. Vielmehr bestimmte diese ganz ausschließlich musikalisch-dramatische Vorzüge des Stoffes.

Was hundert italienische Opern-Bücher ihm nicht gewährten, die Anregung, welche das frischbewegte Leben dem schöpferischen Gedanken in üppiger gesunder Fülle entgegentrug, das fröhlich umgetriebene Blut kräftig wirkender Menschen mit Fleisch und Bein, eine Daseins-Sphäre, durchströmt von derselben Luftart, die ihm und seinem Zeitalter zum Lebensodem geworden, welchen er und sein Zeitalter mit dem Grafen Almaviva, mit der Gräfin, mit Susanna, Figaro und den übrigen Figuren

des Lustspiels zugleich einathmete, einschließlich des enfant terrible Bärbchen, des angetrunkenen Antonio und des, seinem Gebieter nachstammelnden, bestechlichen Richters Don Curzio: dieser ihm entgegensprudelnde reiche Quell unerschöpflicher Musikgedanken — und er allein drängte Mozart zum schnellgefaßten Entschluß, da Ponte mit der Bearbeitung des französischen Lustspiels für Zwecke einer italienischen Oper zu betrauen.

Der deutsche Meister beeinflußte des Dichters Arbeit und schuf durch seine Musik ein Werk universalen Gehaltes und internationaler Bedeutung, sofern der Geist der französischen und italienischen Nationalität mit dem verklärenden Geist der höchsten und reinsten deutschen Tonkunst zu einem einheitlichen untheilbaren Ganzen zusammenschmolz. In diesem unvergleichlichen Meisterwerk verbindet sich höchste Kunst mit der liebenswerthesten Einfachheit der reinen schönen Form zur allgemeinsten unmittelbarsten Verständlichkeit. Hier wird die Tonsprache zur Weltsprache. Und was sie der Menschheit verkündet, das sind Offenbarungen des verborgenen Lebens der frommen, aus dem kindlichen Glauben an das schöne Ideal geborenen deutschen Volksseele.

Als Mozarts Arbeit weit genug gefördert war, säumte da Ponte nicht, seinen Plan in Ausführung zu bringen, auf welchen er die Hoffnung der öffentlichen Verkörperung des Werkes gebaut hatte. Er berichtete in persönlicher Audienz dem Kaiser, was im geheimen geschehen. Nach einigem sträuben des hohen Herrn, der doch das Stück verboten habe und aus Mozarts Oper „die Entführung" Zweifel schöpfen zu dürfen meinte, als könne die dramatische Musik eines Meisters des Instrumentalstils eigentlicher Beruf sein, überredete da Ponte den Kaiser endlich zu der Entschließung, Mozart mit seiner Partitur zu sich kommen zu lassen. Das war es, was der schlaue Italiener bezweckte. Und seine Spekulation erwies sich als erfolgreich.

Der Kaiser fühlte sich völlig überwunden, sobald Mozart ihm einige Stücke der Oper am Klavier vorgetragen hatte. An den Grafen Rosenberg erging nunmehr der kaiserliche Befehl, Mozarts neue Oper ‚Le nozze di Figaro' ungesäumt zur Aufführung vorzuberei-

ten. Das war für den Intendanten, diesen treuen Schildträger der Italiener, eine sehr unerwünschte Ueberraschung.

Die Kunde davon wirkte auf die Welschen und ihren ganzen Anhang wie ein Aufruf zu den Waffen. Man wähnte zwar, die Oper sei auf ausdrücklichen allerhöchsten Wunsch ins Leben gerufen; dennoch schreckte der Schild eines solchen (vermuthlich von da Ponte aus begreiflichen Ursachen geflissentlich verbreiteten) Gerüchtes die Gegner nicht ab, sich durch offene und versteckte Ränke aller Art der befohlenen Aufführung zu widersetzen, sie um jeden Preis zu hintertreiben.

Selbst bis in die Kreise der Singenden, die zur Uebernahme der Rollen bestimmt wurden, drang der Geist leidenden und thätigen Widerstandes. Sie empörten sich gegen eine Oper, welche sie der Herrschaft beraubte, die ihre virtuosen Triumfe ihnen bisher zu sichern pflegten, sie vielmehr nöthigte, ihre Kehlfertigkeit dem reinen dramatischen Kunstzweck als Mittel aufzuopfern. Außer der Coloratur-Arie Marzellinens und der Figuration zum Schluß der Soloscene Almavivas, die beide erst infolge besonderer äußerlicher Rücksichten später eingelegt zu sein scheinen, enthielt und enthält Mozarts Partitur auch nicht das leiseste Zugeständniß an die Virtuosität geläufiger Kehlen. Seine Gesangspartien sind Ausflüsse der lautersten Musikseele und das Einzige, was er von ihren Vertretern fordert, beschränkt sich auf deren selbstloses verstehen und eingehen in den Gesangsgeist. Ihr Widerstand wurde zwar von Mozart, der sie selbst in das Verständniß ihrer Aufgaben einführte, endlich gebrochen. Doch kostete es sie Ueberwindung, einer Oper die erforderliche Begeisterung abzugewinnen, welcher der Sieg über die welsche Wirtschaft an die Stirn geschrieben war. Deshalb suchte man durch Eingriffe in das Werk selbst dasselbe stellenweise um seine Verständlichkeit und Wirkung zu verkürzen.

Der Regisseur Bussani, der Vertreter der Rolle Bartolos, brachte es durch Hetzereien leicht dahin, daß Graf Rosenberg den Fandango strich, der die heimliche Verständigung Susannens und des Grafen deckt. Mozart gerieth darüber völlig außer Fassung, drohte sogar den Bussani zu prügeln, den Grafen Rosenberg beim Kaiser zu verklagen, die ganze Oper zurückzuziehen. Denn ohne die schützende Bewegung

des Ballets machten Susannens hastige Manipulationen, mit denen sie dem Grafen das zugenestelte Billet zuschiebt und die folgende Handlung einen geradezu lächerlichen, weil völlig unverständlichen Eindruck. In einer Generalprobe fragte der anwesende Kaiser bei dieser Scene ganz erstaunt, was denn da eigentlich vorgehe, und erfuhr nun, das Ballet sei ausgemerzt, weil der gnädigste Herr einmal seine Abneigung gegen Tänze in Opern ausgesprochen. Da erfolgte abermals ein direkter Befehl an den Intendanten, infolge dessen sich dieser mit süßsaurer Miene entschließen mußte, für ein anständiges Ballet zu sorgen und Mozarts Partitur ungeschoren zu lassen.

Uebrigens gab es, bevor die letzte Generalprobe stattfinden konnte, noch manche feindliche Gegenmine in die Luft zu sprengen. Die Italiener, Salieri, der Mann der krummen Wege, und Righini, der sein Ziel wie ein Maulwurf im Dunkeln wühlend zu erreichen suchte, hatten gleichzeitig mit Mozart Opern zur Aufführung vorbereitet. Von diesen war Righinis ‚Il Demogorgone' neu, wie Mozarts Figaro. Alle drei bemühten sich einander den Vorsprung abzugewinnen. Und die Italiener unterstützten ihre Zwecke, indem sie die Meinung verbreiteten, Mozart sei gar nicht fähig, den dramatischen Stil nach den Regeln der Kunst zu beherrschen, eine Verdächtigung, welcher sein Kampf gegen den welschen Formalismus einen Scheingrund bot. Aber solchen Wühlereien traten des deutschen Meisters mächtige Anhänger wirksam entgegen, an ihrer Spitze wieder der Kaiser. Derselbe gab ihm einen öffentlichen Beweis seines Vertrauens durch den ehrenvollen Auftrag für ein Gartenfest zu Schönbrunn am 7. Februar 1786 ein deutsches Singspiel zu schreiben.

Es war von Stephanie dem Jüngern gedichtet und hieß „Der Schauspieldirektor". Das geistreich musikalische, humorsprudelnde Terzett „Ich bin die erste Sängerin" hat das seiner Dichtung nach schwache Stück vorzugsweise berühmt gemacht. Am 11. Februar ging es auch auf der deutschen Singbühne am Kärnthnerthor in Scene und erlebte hier drei Wiederholungen.

Graf Hatzfeld und andere Freunde veranstalteten gleich hinterher im März auf dem vor dem Burgthor gelegenen Privattheater des

Fürsten Auersperg eine Aufführung des „Idomeneo", die denn geeignet genug war zu beweisen, mit welcher genialen Meisterschaft Mozart den Stil der italienischen Opera seria zu beherrschen und mit deutschem Geist zu beleben verstehe. Er schrieb für diese Aufführung eine neue Arie und ein Duett. Die Vorstellung des herrlichen Werkes stärkte das Vertrauen der mächtigen Mozartschen Partei und gewann ihr ohne Zweifel auch manche Anhänger.

Um so angestrengteren Eifer entwickelten die Gegner unter ihren Häuptern Salieri und Righini; und sie brachten es nahezu so weit, daß Mozart die Partitur seines Figaro ins Feuer geworfen hätte. Da sprach der Kaiser abermals das entscheidende Machtwort, Mozarts Werk solle zuerst zur Aufführung gelangen. Und so geschah es. —

Unter den Sängern stand nur der Tenor-Buffo Kelly, oder O'Kelly, ein Irländer, auf Mozarts Seite. Die Uebrigen, namentlich die Italiener*), konnten nur durch eine Mahnung an ihre künstlerische Ehrenpflicht wiederum vonseiten des kaiserlichen Beschützers bestimmt werden, ihre Absicht auf den Sturz der Oper aufzugeben. Der Bericht, die Warnung des Kaisers sei während des Verlaufes der ersten öffentlichen Vorstellung nothwendig geworden, scheint auf chronologischem Irrthum zu beruhen. Denn schon in der ersten Hauptprobe sangen alle Betheiligten mit völliger Hingabe an ihre Aufgaben.

Mozart stand im rothen Pelz und Tressenhut auf der Bühne, leitete von hier aus die Probe, und die begeisterte Glorie seines belebten strahlenden Angesichtes verbreitete unter allen Ausübenden den feurigsten Enthusiasmus. Er ermuthigte die Singenden durch leise Beifallsäußerungen, und dieselben riefen nach den einzelnen Tonsätzen ein lautes Echo wach, welches das Entzücken und die zündende Wirkung zurückgab, die eine solche überwindende Musik auf alle Mitwirkenden im Orchester nicht minder, wie auf der Bühne hervorbrachte. Zurufe,

*) Benucci sang den Figaro, Mandini den Grafen, und Bussani neben dem Bartolo zugleich den Antonio. Auch Kelly hatte zum Basilio noch die zweite Rolle des Don Curzio übernommen. Die weiblichen Partien vertraten Sgra Laschi (Gräfin), Nancy Storace, eine Engländerin (Susanne), Sgra Bussani (Cherubin), Sgra Mandini (Marzelline), Nannette Gottlieb, eine Deutsche (Bärbchen). Sie sang später die Pamina in der Zauberflöte.

Händeklatschen und klopfen auf die Notenpulte wollten kein Ende nehmen, und nach allen Seiten hin beugte sich der kleine Mann im rothen Pelz unter den rauschenden Schallwellen der ungeheuchelten Verehrung und Bewunderung, die dem herrlichen Siege galt, welche sein himmlischer Genius über die Menschenherzen errungen.

Am 29. April 1786 nach Vollendung der Ouvertüre, dieses tönenden Springquells reiner, reicher, gesunder Lebensfreude, verzeichnete Mozart seine hiermit gänzlich abgeschlossene Arbeit in seinem Register.

Die erste öffentliche Vorstellung folgte dann am 1. Mai auf der Bühne des sogenannten Nationaltheaters, von dem nunmehr die Welschen Besitz ergriffen hatten. Figaros Hochzeit rechtfertigte wenigstens zeitweise den Ehrentitel dieser Kunstanstalt. Mächtig ergriff der Genius deutscher Kunst das Volk von Wien, das sich eifrig zu den Aufführungen herandrängte und gern fast die doppelte Zeit im gedrückt vollen heißen Hause ausharrte, um durch wiederholtes anhören der einzelnen Tonstücke nach Herzenslust sich zu entzücken und dem geliebten Meister mit lauten Händen und Zurufen Dank und Verehrung zu zollen. Mozarts Triumf hätte nicht glänzender, sein Sieg über die Gegner nicht entschiedener sein können.

Diese konnten ihre Niederlage nicht verkennen noch vertuschen. Um so entschlossener suchten sie mit kleinlichen Ränken den ihre Zukunft in Frage stellenden Folgen des harten Schlags vorzubeugen.

Durch geeignete Ueberredungskünste entlockten sie zunächst dem Kaiser ein Verbot wider das dacapo-rufen. Die zahlreichen Freunde der neuen Oper, welche z. B. das entzückende Diktir-Duett dreimal nacheinander zu verlangen pflegten, empfanden die Einschränkung ihres Beifallsbedürfnisses als abkühlenden Rückschlag, und Mozarts Werk wurde durch das schwachherzige kaiserliche Verbot scheinbar zurückgeschraubt zu dem Maß der gewöhnlichen italienischen Opern, die gefielen ohne zu enthusiasmiren. Das hatten die Widersacher bezweckt. Nachdem so viel erreicht, konnten sie darauf hinarbeiten, daß die ganze, so gefährliche Oper nicht allzu oft wiederholt, daß sie zuletzt völlig von der Bühne verdrängt werde. Diese wohlgezielten Pfeile verfehlten nicht ihr Ziel.

Im Mai durfte dem andringen des Publikums zwar nicht versagt werden, das Werk an vier Abenden, den 1., 3., 8. und 24. Mai, zu hören. Im Juni aber verhinderte die Gegenpartei eine Wiederholung. Im Juli, August und September fand je eine Vorstellung, im Oktober keine, im November und Dezember wieder nur je eine statt. Durch den Erfolg der melodiösen Oper ‚Cosa rara‘, den Vincent Martin im November errang, gewann er auch die Vorliebe Josefs II., dem das einfache süße Tongeklingel des begabten Spaniers anmuthender erschien, als die Gedankenfülle und Gemütswärme in Mozarts Musik. Die Cosa rara besiegelte einstweilen den Gegensieg der Welschen, infolge dessen Figaro von der Bühne während ganzer zwei Jahren verdrängt blieb. Erst am 29. August 1789 gelang es, den Bann zu brechen, und das Werk neueinstudirt in Wien zu wiederholen.

* * *

Der gebräuchliche Honorarbetrag für eine neue Oper von 100 Dukaten wird dem Urheber des Figaro nicht vorenthalten worden und ihm eine willkommene Beisteuer zum Haushalt gewesen sein. Aber die Last der Sorge um das tägliche Brot hob diese einmalige Hülfe nicht von seinen Schultern. Rastlos angestrengte Erwerbsthätigkeit, Concertspiel und Musikunterricht nahm den gewohnten Fortgang. Für die öffentlichen Akademien schrieb er im Dezember 1785 das Klavierconcert in Es, im März 1786 das in A-dur und c-moll, im Dezember das in C-dur, die große D-dur-Symfonie, und die Scene mit dem Rondo „Non temer, amato bene“ für Nancy Storace, ein concertirendes Sopranstück mit Orchester und Klavier. Bei Aufführung desselben spielte Mozart selbst die Klavierstimme. —

Im Sommer 1786 entstanden Arbeiten, die von der fortgesetzten häuslichen Musikpflege, von Schülern und Kunstgenossen angeregt zu sein scheinen: darunter das zweite Klavierquartett (Es) für Hoffmeister (S. 351), ein Streichquartett (D), ein Trio (G), ein anderes in B-dur, ein drittes für Klavier, Klarinette und Viola (Es). Auch Leutgeb, der Käsehändler (S. 278) war so glücklich, wieder ein

Concert für sein Instrument, das Waldhorn, von Mozart zu erbitten. Es ist das in Es-dur. Die übrigen Werke dieses Jahres sind sämtlich für das Klavier geschrieben; außer einem Rondo (F) und zwölf Variationen (B) die große bekannte F-dur-Sonate zur vier Händen, und die vierhändigen anmuthigen G-dur-Variationen. — Die Tongeister, welche im Figaro himmlische, wonnige Heiterkeit und tiefempfundene Liebeswärme ausstrahlen, offenbaren auch in diesen Gelegenheitsschöpfuugen ihr engelschönes, lebensfreudiges Wesen. Doch zittern die Saiten oft in Tönen ernster Klage, schmerzlicher Wehthat und innigen Erlösungsverlangens.

Wol wollte es dem zur Ergebung in Gottes Schickungen so geneigten Meister an manchem Tage nicht gelingen, den Anfechtungen des Mißmuthes und der Sorge, mit denen das Dasein ihn mehr und mehr bedrängte, siegreich die Spitze zu bieten. Es stand wieder die Vermehrung seiner Familie bevor, und mit den gesteigerten Ansprüchen an den Erhalter des Hauses wuchs die Aussichtslosigkeit, denselben ohne gesicherte Grundlage der Einnahmen zu genügen. Am 27. Oktober beschenkte ihn seine Constanze mit dem dritten Söhnchen, das auf des Großvaters Namen — dieses Mal ohne unzeitige Einmischung des Barons von Wezlar in die Pathenschaft — abermals Leopold getauft ward. Das liebe Kind sollte den trauernden Eltern zwar schon im Frühjahr 1787 durch den Tod wieder entrissen werden. Aber vorläufig mischten sich doch in die Freude des Besitzes Sorgen des Vaters um seine Erhaltung und Erziehung. —

Wie glücklich pries er seinen Kunstgenossen Gyrometz, der nach Italien reisen konnte und die Mittel seines Unterhaltes nicht wie Mozart durch Stundengeben zu erwerben brauchte! — wie Mozart, der Schöpfer der „Entführung" und des „Figaro", die ihm Ruhm, Bewunderung der ganzen Welt, Liebe seiner Freunde, Neid, Haß und Furcht seiner Feinde, die ihm Alles eingetragen, was er nur wünschen und hoffen konnte — nur nicht das Eine, worauf er seine ganze Zuversicht gerichtet, nur kein sicheres Brot! —

Er wollte nicht glauben, daß der Kaiser sein Vertrauen auf eine endlich gefestigte Wirksamkeit täuschen könnte. Seit 1782, vier ganze

Jahre hatte er auf die Berufung in ein kaiserliches Amt nun schon geduldig gehofft. Es konnte ja nicht fehlen, daß ein bahnbrechendes Werk, wie Figaro den Entschluß Josefs II. nunmehr bestimmen müsse, daß er einen Tonmeister, der solche Werke geschaffen, der dem Namen des Kaisers, dem Namen seiner Residenzstadt, dem Namen der ganzen deutschen Nation den unverwelklichen Kranz der Unsterblichkeit auf die Stirn gedrückt, nicht allein dankbar ermuthigen, daß er ihn auch an die Heimat zu fesseln suchen werde. Aus Josefs Gunst und aus Mozarts Selbstgefühl schöpfte die Zuversicht immer wieder Nahrung. Sie schien ein Bollwerk, fest genug, um dem Anprall aller welschen Umtriebe gegen Figaro trotzzubieten. Da kam der November heran. Vincent Martin erlebte einen unbeschreiblichen Triumf mit seiner Cosa rara. Mozart erfuhr, daß der Kaiser dieser tändelnden Oper den Vorzug vor Figaro einräumte. — Und dahin waren alle Hoffnungen und Aussichten auf eine besoldete kaiserliche Anstellung — das „bischen auswarten" hatte sein Ende erreicht. —

Aber, wie schon so häufig, erschien unerwartete Erlösung aus dem Bann der hoffnungslosen Zustände — zwar vorläufig nur. Doch mit der Aussicht auf die stärkende Wohlthat begeisterter Verehrung neuer Freundeskreise, ertrug sich auch das schwerste Gewicht der lastenden Gegenwart leicht.

Verheißungsvoll begann das neue Jahr 1787 mit einer Einladung des Meisters nach Prag. Seit nunmehr zehn Jahren währte schon seine Freundschaft mit dem künstlerischen Ehepaar Duschek, das in Prag lebte. Duscheks waren in Wien Zeugen gewesen von den feindlichen Unternehmungen, welche die Gegner des Figaro im Frühjahr 1786 wider das Werk zu richten gestrebt hatten. Die Bevölkerung von Prag, musikverständig und enthusiastisch, wie es der böhmischen Nationalität nachgerühmt wird, nahm die „Entführung" mit begeistertem Beifall auf. So wurde es Mozarts Freunden Duschek nicht schwer, den Leiter der Bühne, Bondini, einer Aufführung auch von „Figaros Hochzeit" geneigt zu stimmen. Bondini setzte auf den Erfolg dieser neuen Mozartschen Oper die Hoffnung, welche sich sehr glänzend recht-

fertigte, nämlich durch den zu erzielenden Gewinn seinen zerfallenen Verhältnissen mit Einem Schlage aufzuhelfen.

Unmittelbar nach der Aufführung zu Wien war Prag die erste Stadt, welche Figaros Hochzeit einstudirte und schon 1786 zum erstenmal auf die Bühne brachte. Ungemessener Jubel erfüllte das Haus und bald genug ganz Prag. Man schwelgte in den bestrickenden Mozartschen Weisen, die in Form eines Klavierauszuges vom Orchesterführer Kucharz, wie in allen denkbaren Bearbeitungen zugänglich und verbreitet wurden. In Bierschenken sogar machte der Harfenspieler nur noch Sammelgeschäfte mit „Dort vergiß leises Flehn, süßes Wimmern". —

Allgemein wünschte man nun auch dem Spender der musikalischen Freuden zu danken, ihn zu sehen, ihm Liebes zu erweisen. Eine Gesellschaft von Kennern und Liebhabern edler Tonkunst fand sich leicht zu dem Entschluß vereinigt, Mozart feierlich zum Besuch in Prag einzuladen. Das ehrenvolle Sendschreiben verbrämte ein beigefügtes schmeichelhaftes Lobgedicht. Solcher Aufforderung widerstand der glückliche Künstler nicht. Er reisete im Januar nach Prag ab und lebte mehrere anregende Wochen hindurch als Gast des Grafen Johann Josef Thun, aufs fürstlichste bedient, in dessen Palais.

Am Tage seiner Ankunft, den 11. Januar, fand im ständischen Theater eine Wiederholung des Figaro statt. Hier hatte die prager Musikwelt sogleich die erwünschte Gelegenheit, den anwesenden gefeierten Meister mit lautem Jubel willkommen zu heißen. — Bondinis Operngesellschaft zählte zwar keine weithinleuchtenden Sterne erster Größe zu ihren Mitgliedern, aber das Ensemble und das nicht zahlreich besetzte Orchester unter Strobachs Leitung zeigten so viel hingebenden Eifer, daß sie eine ganz vortreffliche Wiedergabe des Figaro zustande brachten, für die Mozart dem Kapellmeister seinen Dank brieflich auszusprechen sich gedrungen fühlte.

Der Aufenthalt zu Prag stellte eine unabreißbare Kette geselliger Zerstreuungen dar, unter denen die täglichen Musikaufführungen der ausgezeichneten Hauskapelle des Grafen Thun, des freundlichen Wirts von Mozart, diesem „wahre Unterhaltung" gewährten. Die Begeisterung der erregbaren Böhmen nahm ihn unausgesetzt in Anspruch. An

schöpferische Thätigkeit war nicht zu denken. Graf Pachta gewann ihm mit List Contretänze ab (S. 278). Auch andere „deutsche Tänze“ für ein großes Ballfest improvisirte der heitere Gast. Das war alles.

Aber als Concertspieler die Prager bis zur Berauschung zu enthusiasmiren, dazu gaben zwei Akademien im Theater ihm erwünschte Gelegenheit. In der ersten derselben entzückte er ebensosehr durch seine Werke, wie durch sein hinreißendes Spiel. Man wurde nicht müde, es immer wieder zu hören. Dreimal rief man den Gefeierten an das Klavier zurück. Und als er zum dritten Mal auf einen Zuruf aus dem Auditorium Variationen über Figaros Arie „Dort vergiß leises Flehn“ extemporirte, überstieg der Jubel alle Grenzen des Gewohnten. Mozart fühlte sich erhoben zum höchsten Gipfel seines künstlerischen Erdenwallens, den er jemals erreichte. Der Enthusiasmus, welcher ihn trug, und der reiche Gewinn im Betrag von 1000 Gulden, den er erntete, erregten ihn zur Erwiderung seiner herzlichen Sympathien für dieses Volk, von dem er sich verstanden fühlte.

Im Drange seiner dankbaren Gesinnungen stieg der Wunsch in ihm auf, für Prag eine Oper zu schreiben, an deren Ausarbeitung eine beste Kraft gesetzt werden müsse, um ein besonders hervorragendes Werk zu schaffen. Bondini hatte von dieser Geneigtheit nicht sobald Kunde erhalten, als er den Meister beim Wort nahm und ihn mühelos bestimmte, eine Vereinbarung mit ihm abzuschließen, nach welcher Mozart sich verpflichtete, gegen ein Honorar von 100 Dukaten eine Oper für anfang der nächsten Saison 1787 zu schaffen.

Erfrischt und mit neuem Muth erfüllt nahm er von den schönen Tagen zu Prag einstweilen Abschied auf Wiedersehen im Herbst und kam im Februar nach Wien zurück. Hier schien sein Figaro völlig vergessen zu sein. Martins Cosa rara und Dittersdorffs Doktor und Apotheker bezauberten die wiener Welt — den Kaiser an der Spitze. — Mozart empfand nach seinen frischen beglückenden Erfahrungen von Prag ein tiefes widerstreben gegen die Zustände, in denen immerfort wie bisher weiter zu leben, ein Gedanke und eine Aussicht war, daran das Maß seiner Geduld scheiterte.

Die englischen Schüler und Freunde, Thomas Attwood, Michael Kelly, Nancy Storace und deren talentvoller Bruder Stephan, traten zu dieser Zeit ihre Heimreise nach England an. Es bedurfte ihrer Ueberredung nicht, um den enttäuschten und in seiner vaterländischen Gesinnung und Ehre tief und schmerzlich getroffenen Meister zum raschen Entschluß zu bestimmen.

Mit Constanzen auf nach London! — so hieß die Losung. —

Aber die Kinderchen, Karl und Leopold — wohin mit ihnen? Der Schwiegermutter mochte man sie nicht anvertrauen — also dem Großvater. Er, den das Wohl und Wehe seines geliebten Sohnes stets opferwillig gefunden, würde es sich gewiß zur großväterlichen Herzensfreude machen, seinen beiden artigen Enkeln mit ihren zwei Wärterinnen gegen Vergütung der Kost und Pflege in seinem Hause bis auf weiteres liebevolle Aufnahme zu gewähren. Hatte Wolfgang doch erst vor kurzem durch einen Salzburger erfahren, wie wohl sich seiner Schwester Söhnchen, das Leopoldl, im Hause des Großvaters befinde. Bis jetzt ward dieser Umstand den wiener Kindern sorgfältig verheimlicht. Warum nur? — Mit solchen Fragen und ihrer Beantwortung hielt Wolfgangs argloser Sinn sich nicht lange auf. — Sein parteiischer Vater aber ärgerte sich über jenen Verrath, und führte Wolfgangs ansinnen, das er befürchtet haben mochte, auf denselben zurück. „Ganz liebreich," wie er meinte, schlug er des Sohnes Bitte rundweg ab mit Bemerkungen, wie daß er keine Lust habe, zwei Kinder und zwei Mägde auf ungewisse Zeit zu ernähren und nachher der Bezahlung dafür nachzulaufen, ohne sie voraussichtlich jemals zu erhalten. — In diesem Sinne schrieb Leopold seinem geliebten Wolfgang zwei Briefe und war sich bewußt, dieselben seien dergestalt gehalten, daß die Lust zu einer Beantwortung dem Empfänger fürerst vergangen sein möge. —

Aber die Voreingenommenheit und hartgesottene Selbstsucht des griesgrämlichen Alten beraubte ihn der richtigen Beurtheilung dieses Sohnes mit seinem liebevollen, geduldigen Gemüt. Umgehend schrieb Wolfgang seinem kaltherzigen Vater im versöhnlichsten Sinne einen ausführlichen Brief, den er Nancy Storace zur Bestellung anvertraute. Sie richtete mit dem Bruder und ihren Landsleuten den Rückweg nach Lon-

don über Salzburg, um Vater Mozart dort mit ihrem Besuch aufzuheitern. Man ahnt den Inhalt jenes Briefes. Der Brief selbst ist leider in den Abgründen des Reisekoffers der Storace untergegangen.

Welche tiefschmerzlichen Wunden des Vaters Schroffheit dem Herzen seines Sohnes geschlagen — wer könnte es nicht nachfühlen! — Die unerledigt gebliebene Sorge um die Kinder mußte den ganzen Plan nach London auszuwandern, oder doch eine Zeit lang dort Mittel zum freieren aufathmen zu erwerben, nothwendig vereiteln.

Mozarts Absicht, ein besseres Glück in der Fremde zu suchen, blieb kein Privatgeheimniß. Man konnte nur anerkennen, daß ein Meister wie er nicht zufrieden zu stellen wäre mit dem entsagungsvollen drückenden Lose, welches ihm Josefs Kaiserstadt bereitete. Während seiner glücklichen Tage zu Prag verbreiteten öffentliche Blätter das Gerücht, das Reiseziel des abwesenden Meisters sei Berlin nnd London. Das Gerücht erhielt sich monatelang, auch als der, den es betraf, schon wieder nach Wien zurückgekehrt war. Neue Nahrung erhielt es wol auch durch den Violinisten Salomon, der im April 1787 nach Wien kam, um Josef Haydn für einen Besuch in London zu gewinnen. Verfrüht war es, wenn man ausbreitete, daß Salomon auch Mozart zu bestimmen gesucht habe, ihn mit Haydn nach London zu begleiten. Salomons Bemühungen blieben für dasmal überhaupt fruchtlos. Und Mozart war, durch Bondini und die eigene Schaffenslust gedrängt, schon zu sehr erfüllt von seiner neuen Oper für Prag, um seinen Auswanderungsplan zunächst weiter zu verfolgen. Aber die öffentliche Besprechung desselben hatte doch die Wirkung, daß der Kaiser seine Aufmerksamkeit endlich der vaterländischen Ehrenpflicht zuwandte, einen Vertreter deutscher Tonkunst wie Mozart der Heimat zu erhalten.

Eine Anstellung in kaiserlichem Dienst erfolgte zwar auch jetzt noch nicht, aber es scheint, als sei die Anwartschaft auf eine solche nach eingetretener passender Vakanz dem Meister schon bald nach seiner Rückkehr von Prag in tröstliche Aussicht gestellt worden. — Indessen von einer Antwartschaft ließ sich nicht leben und eine Familie erhalten. Wie

bisher mußten die erforderlichen Mittel deshalb durch Unterricht, Concertspiel und durch „Noten in Nöthen" erworben werden.

Lieder unter denen die formschöne, stimmungsvolle „Abendempfindung", ein Klavier-Rondo (a), die beiden herrlichen Streichquintette in C-dur und g-moll, eine Violin-Sonate (A), eine kleine Nachtmusik (G) für fünf Streichinstrumente (einschließlich des Contrabasses), und ein musikalischer Spaß für zwei Hörner und Saiteninstrumente: das alles wird aus Gründen des Erwerbes und des Unterrichts entstanden sein. Aber auch für gute Freunde schuf die rastlose Notenfeder neue Tonwerke: nämlich eine den Mitteln der Baßstimme seines Freundes Gottfried von Jacquin angemessene Arie (Mentre ti lascio); für den eben anwesenden Bassisten Fischer, den ersten Osmin, schrieb Mozart in neuer Behandlung des Stoffes Musik zu dem Concertstück „Non sò donde viene", das ihn wol mit wehmüthigen Erinnerungen an seine erste Liebe zu Aloysia, „die liebe Weberin", erfüllen mochte (S. 147). — Endlich beschenkte er auch den unfreiwilligen Spaßmacher Leutgeb wieder mit einem neuen Rondo (D) für das Waldhorn. Zwischen die Noten dieser Stücke für Waldhorn, die Leutgeb nun schon besaß, ließ Mozart Bemerkungen einfließen, die von der heiteren Laune zeugen, mit welcher er für den Käsekrämer arbeitete. Ueber einer schwierigeren Tonverbindung für das Horn las der glückliche Besitzer in der Handschrift seines neuen D-dur-Rondos z. B. die neckischen Worte: „Leutgeb bittet um Hülfe." —

Aber die Lebenslust und kindliche Fröhlichkeit, welche in Mozarts Wesen bisher stets den maßgebenden Grundton seiner Weltanschauung und Alltagsstimmung dargestellt, beherrschte ihn nicht mehr so ausschließlich, seitdem die Prager Triumfe den Gegensatz wesentlich verschärften, welchen die unleidlichen wiener Zustände mit seinen bescheidenen Ansprüchen herausbildeten, als solchen immer schroffer in sein Bewußtsein drängten. Augenblicke tiefernster Versunkenheit, selbst Todesahnungen bemächtigten sich zuweilen seiner Seele und nöthigten seinen sinnenden Geist, zu den höchsten menschlichen Fragen klarbewußte Stellung zu nehmen. Wie befruchtend solche Vertiefung seines Gemütslebens auf seine Musik wirkte, das möchte kaum überzeugender erkannt

werden als aus seinem g-moll-Quintett, welches unter dem Datum des 16. Mai in sein Verzeichniß eingetragen wurde.

Die auf den Ernst des Lebens und Strebens gerichtete Stimmung erhielt durch den Tod seines Freundes, des Grafen Hatzfeld, neue Nahrung. 31 Jahre alt, wie Mozart, war der Graf in Bonn gestorben. Nicht ihm, dem früh Vollendeten, sondern allen die ihm so nahegestanden wie Mozart, widmete dieser seine Trauer. —

Noch erfüllt von derselben, erschreckte ihn die unverhoffte Nachricht von einer bedrohlichen Erkrankung seines theuern Vaters. Dieselbe beunruhigte den Sohn umsomehr, als er vermöge der veränderten Gemütsverfassung geneigt war, in solchen Fällen den schlimmsten Ausgang vorherzusehen. Aber der Tod hatte für ihn nichts Schreckhaftes, Grausenerregendes. Vielmehr beruhigte und tröstete ihn die gewonnene Ueberzeugung, der Tod sei der wahre, der beste Freund des Menschen, der eigentliche Endzweck des Lebens.

„Ich lege mich nie zu Bette — schrieb er seinem leidenden Vater — ohne zu bedenken, daß (so jung ich bin) ich vielleicht den andern Tag nicht mehr sein werde, — und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre — und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer, und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen."

Er erbat sich wahre Berichte über den Verlauf der Krankheit, um schlimmsten Falles nach Salzburg zu eilen und den Leidenden noch einmal zu sehen.

Es trat inzwischen eine Wendung zur Genesung ein; doch dieselbe erwies sich nicht als nachhaltig. Die Kraft des schnellgealterten Mannes war aufgezehrt. Mit betrübtem Herzen meldete Marianne von Berchtold ihrem Bruder das unverhofft eingetretene Ende des geliebten Vaters. Ein rascher sanfter Tod hatte dasselbe am 28. Mai 1787 plötzlich herbeigeführt.

In den letzten Jahren ward das Liebeslicht Leopold Mozarts zwar öfter von tiefen Schlagschatten verdüstert. Aber Wolfgang, der den Mentor seiner Jugend tief betrauerte, verlor diese Leuchte seines künst-

lerischen Entwickelungsganges nie aus den Augen. Die herben Berührungen der verdrossenen Laune und starrer unbeugsamer Vorurtheile eines herrschsüchtigen, rechthaberischen Eigenwillens bereiteten dem feinfühlenden Herzen des Sohnes zwar oft wehe Schmerzen und den Verdruß peinlicher Mißverständnisse; aber auf die treue unverbrüchliche Liebe und Dankbarkeit, mit der er an seinem Vater hing, übten alle derartige bittere Erfahrungen keinerlei Rückschlag aus. Und mangelte es dem Verewigten auch an dem zarten Herzenstakt, der in der Wahl der zweckdienlichen Mittel nie fehlgreift und nie verletzt, so hatte er doch mit durchdringendem Scharfblick seine Lebensaufgabe erkannt und sie bis zum Tode durchzuführen gestrebt. Seine Mission hat er vollauf erfüllt, und er erlebte die beglückendste Lösung derselben: er hat einen der größten Tonmeister nach Gottes Willen herangebildet und seinen Sämannsfleiß durch die überschwänglichste Ernte belohnt gesehen, wenn auch seine auf eine glänzende äußerliche Zukunft Wolfgangs gesetzten Hoffnungen sich nicht verwirklichten. Leopold Mozarts Name ist in gesegnetem Andenken, sein Verdienst um die deutsche Tonkunst in seinem unsterblichen Sohne unvergessen geblieben.

* * *

Trauer, Noth und Herzeleid lindert und heilt tüchtige Arbeit. Das erfuhr wieder einmal in schwerer Zeit der Heimgesuchte, der durch den schmerzlichen Verlust, welcher ihn und die Familie Mozart betroffen, nun ihr Haupt geworden war. Vierzehn Tage lang seufzte er im dunklen Thal der Todesschatten. Dann raffte er sich empor und eilte wieder „ins Leben hinan“. Am 14. Juni vollendete er das erste Musikstück nach des Vaters Heimgang; es ist „Ein musikalischer Spaß“ geheißen, ein harmloser burlesker Spott auf die Kunstübung der Dorf- und Straßen-Musikanten! — Welch entschlossener Sprung! —

Zugleich aber beschäftigte die schöpferische Fantasie eine sehr ernste, eine sehr hohe Aufgabe: die neue Oper für Prag. In Lorenzo da Ponte, dem Bearbeiter des Lustspiels **Le Mariage de Figaro**, fand Mozart bald einen geneigten und bewährten Dichter des Buches für das neue musikalische Unternehmen. Demselben überließ er dieses Mal

die Freiheit der Wahl des Stoffes. Eine große gewaltige Aufgabe sollte es sein. Denn der Meister war entschlossen, bei ihrer Lösung alle seine gesammelte Kraft zu entfalten, für Prag etwas ganz neues und vorzügliches zu schaffen. Nicht minder als den Musiker reizte den Dichter eine solche Aufgabe. Und dieser — obwol schon befaßt mit zwei anderen Operndichtungen, für Martin und Salieri, der die Hülfe da Pontes nicht lange entbehren konnte, — setzte in sein vermögen Vertrauen genug, um für Mozart gleichzeitig noch ein drittes Buch zu dichten, unerachtet der Zweifel, die der ins Interesse gezogene Kaiser der Wahrscheinlichkeit entgegenhielt, daß ihm ein so vielspältiges Unternehmen gelingen werde.

Mit Begeisterung ergriff Mozart da Pontes auserlesenen Stoff: die alte spanische Sage vom Don Juan Tenorio, dem leichtsinnigen Günstling des Königs Dom Pedro, dem Genossen der ausschweifenden Abenteuer dieses königlichen Wüstlings. — Gabriel Tellez, Prior der barmherzigen Brüder zu Madrid, war der erste gewesen, der unter dem Dichter-Namen Tirso de Molina die Schicksale des vom Blitz erschlagenen Atheisten („El Ateista fulminado"), eben desselben Don Juan Tenorio, zu einem Drama ausgestaltete. In diesem Bühnenstück führte er dem Zuschauer seinen lasterhaften Helden zu nachdenklicher Warnung vor Augen, wie derselbe den Comthur Ulloa im Zweikampf erschlägt, nach wüsten Liebesfahrten seine Statue zur Tafel einladet, von derselben erfolglos zur Besserung seines sündhaften Wandels aufgerufen wird und im starren Trotz seines unbußfertigen Herzens endlich zur Hölle fährt.

Bei allen europäischen Nationen hat dieser bildsame und gedankenreiche Stoff begeisterte Umdichter gefunden. Bühnen aller Orten und Arten stellten die Geschichte des Don Juan dar — sogar die Marionettentheater der Puppenspieler ließen sich ein so dankbares Stück nicht entgehen. Sie verbreiteten es bis in die niedersten Volksschichten hinab, während ein Lord Byron, ein Lenau den hohen Flug ihrer beschwingten erhabenen Muse daran übten. Auch als Oper war die Sage des öfteren behandelt; so schon 1713 von dem Franzosen Le Tellier; ferner von Vincent Righini, der sein Dramma tragicomico „Il

convitato di pietra, osia il dissoluto" (der steinerne Gast oder der Wüstling) 1777 schon in Wien und Prag zu Gehör brachte; Gluck benutzte den Stoff „Don Juan" als Ballet, welches 1761 zu Wien dargestellt wurde; und während Mozart in Prag verweilte, sang man zu Venedig die Oper „Il convitato di pietra" von Giuseppe Gazzaniga und bezauberte damit die entzückten Italiener.

Vertrauend auf sein ofterprobtes Geschick, einen gegebenen Stoff den Zwecken dramatischer Tonkunst gemäß umzubilden und auszugestalten, ging da Ponte ungesäumt an die Arbeit und vollendete dieselbe in Konkurrenz mit den beiden anderen vorerwähnten Opernbüchern unter Mozarts mitthätigem Einfluß innerhalb der Frist von 63 Tagen. In manchen Einzelnheiten seiner Dichtung schloß er sich an das Buch von Gazzanigas Oper genau an. Aber da Pontes Arbeit läßt jenes weit hinter sich zurück, sowol in einer günstigeren Gruppirung und in reicherem Wechsel der Einzelgesänge und Ensemblestücke, wie vor allen Dingen in der Gegenüberstellung des frischpulsirenden realen Lebens und der demselben zu tieferntster Folie dienenden grauenvollen Katastrofe des Dramas, welche die Sendung des steinernen Gastes zu einer so herzerschütternden scenischen Wirkung erhebt, wie keine von allen schönen Künsten eine gleiche aufzuweisen haben dürfte.

Freilich ist das nicht da Pontes, sondern Mozarts Verdienst, der dem todten Leibe des Gedichtes den göttlichen Lebensodem seiner unmittelbar verständlichen, unwiderstehlich ergreifenden, unweigerlich fortreißenden Tonsprache einhauchte, und reich genug war, um für die leiseste Gefühlsschwingung der menschlichen Seele den lebensvollsten, überzeugendsten Ausdruck zu finden: für die feigen Klagen eines an allen Gliedern zitternden Leporello, wie für die sittliche Entrüstung der edelen jungfräulichen Donna Anna; für die feine Ironie und überschäumende Genußfähigkeit natürlichen zügellosen Kraftgefühls des sinnlichen, doch durchaus von tadellosem ritterlichen Muth und vornehmem Stolz beseelten Don Juan, wie für die, gleich einem zweischneidigen Schwert Mark und Bein, Seele und Geist durchzuckenden und scheidenden Posaunen, die den ehernen Ruf der göttlichen Gerechtigkeit durch den Mund des steinernen Gesandten einer überirdischen

Sphäre intellektuellen Daseins dröhnend ankündigen und eindringlich vergegenwärtigen.

In der individuellen Mannigfaltigkeit der handelnden Personen und Situationen des reichbewegten Dramas verlieh da Ponte seiner Dichtung die Anlage eines universellen Meisterwerkes. Zu einem solchen Meisterwerk ersten Ranges aber die grundlegende Dichtung auszugestalten, das konnte nur dem umfassenden gewaltigen Congenius eines Mozart glücken. Erst durch seine jedermann verständliche Tonsprache werden die verschiedenartigen Figuren des da Ponte zu lebendigen menschlichen Charaktertypen, wie jeder Ort, jede Zone, jede Zeit, ganz vorzugsweise aber Mozarts Zeitalter sie aus sich erzeugte. Erst durch Mozarts Musik trennen sie sich in scharf entgegengesetzte Gruppen, die auch in seinen wunderbaren Ensemble-Sätzen und Finales ihren Charakter deutlich hervorheben, sich dennoch aber zwanglos und fließend in den Entwickelungsgang eines herrschenden Gesetzes der saubersten und faßlichsten schönen Kunstform einfügend, die eine überreiche Mannigfaltigkeit in der durchsichtigsten geschlossensten Einheit rhythmischer Gliederung, melodischen Wellenschlages und modulatorisch, streng logischen Aufbaues ausprägen.

In Mozarts Beleuchtung erscheint Don Giovanni als Träger und Vertreter selbstbewußten stolzen Muthes und heldenhafter Kraft eines vornehmen jungen Kavaliers, der seine Ideale von ewiger Schönheit und Genuß der Glückseligkeit aus der Sphäre des unvergänglichen und der Verheißung losgelöset und sie auf das Gebiet des veränderlichen, vergänglichen und gegenwärtigen verlegt hat, wo er rastlos und durch nichts, selbst nicht durch einen Todschlag im Duell zurückgeschreckt, oder von sittlichen Ordnungen und Nothwendigkeiten in Schranken gehalten, jeder Gelegenheit nachjagt, die seinem suchenden Verlangen im auskosten eines flüchtigen Augenblickes Genüge verspricht. Sein sittliches Ideal hat sich in das sinnliche herabgesetzt.

Das Ewigschöne sucht solche auf sich beschränkte Manneskraft und Lebensenergie außerhalb des Genießensbereiches ihrer selbst in dem Gegensatz, den die hingebende schöne Weiblichkeit ihr gegenüberstellt. Diese zu überwinden gewährt dem Don Juan nicht minder Reiz und

Glücksgefühl, als sie zu beherrschen und sie der rücksichtslosesten Selbstbestimmung und Freiheit seiner Willkür zu unterwerfen.

Ein sinnlicher kaltherziger, in Selbstsucht erstarrter Egoist, ein materialistisch verkommener Fanatiker des Genußlebens, als welcher Mozarts Held dem oberflächlichen Beurtheiler zuweilen erscheinen mag, wäre nicht fähig, Sympathie und Bewunderung einzuflößen, wie Don Juan es thatsächlich thut. Daß er solche Wirkung unweigerlich hervorbringt, beweiset eben seine Richtung auf das Ideale, an welches er fest glaubt, an welchem er auch noch dann sich verzweiflungsvoll anklammert, als ihm eine Erscheinung der übernatürlichen Welt entgegentritt, die, ihm an Kraft weit überlegen, seinen Glauben an jenes Ideal zu erschüttern sucht. Aber er glaubt an nichts und niemand als an sich selbst. In diesem Glauben wurzelt seine ideale Richtung.

Ist kein Gott, so macht der Mensch sich selbst zum Gott. Das ist der kräftige Irrthum, der wie eine undurchdringliche Binde die Augen dieses Helden blendet, daß kein Strahl der objektiven Wahrheit hindurch in sein Herz zu scheinen vermag; der kräftige Irrthum, der tiefes Mitgefühl für den Blinden erregt; der ihn zum personifizirten Urbild seines glaubenslosen Zeitalters, zum Urtypus selbstgemachter falscher Ideale ausprägt; der kräftige Irrthum, der die evangelische Parabel von Lazarus und dem reichen Manne exemplifizirt mit ihrem epigrammatischen Schlußwort: ob auch Einer von den Toten auferstünde, sie würden sich doch nicht von ihrem Irrthum bekehren.

Von hieraus erkennt man auch die Impulse, welche Don Juans Handlungsweise und ihre Ziele erklären. Nicht die Befriedigung seiner sinnlichen Triebe, noch weniger ein herzliches Liebesbedürfniß, das harmonische aufgehen seiner selbst in eine wohlverwandte weibliche Seele — vielmehr bestimmt ihn ausschließlich der rastlose Drang, sein falsches Ideal von der Unwiderstehlichkeit eines an sich selbst glaubenden Willens bei jedem dargebotenen Anlaß sieghaft zu bethätigen. Leporellos illustrirter Katalog bietet einen so überzeugenden Beleg für die Beweggründe jenes Thatendranges, als statistische Zahlen ihn immer zu liefern vermögen. Das originelle Register von Liebesabenteuern weiset zugleich zurück in Don Giovannis Vorgeschichte und deutet auf die künf-

tigen Unternehmungen voraus, welche im weiteren Verlauf der Oper deren dramatischen Inhalt ahnen lassen.

Mit feinstem Formgefühl für das musikdramatisch zweckmäßige wie für das ästhetisch schöne Maß hat Mozart seinen Dichter in die engsten Schranken des nothwendigen gewiesen. Und der benutzte Stoff ist so meisterhaft geordnet und gruppirt, daß die zusammenhanglosen Charaktere und Scenen musikalisch wie naturnothwendig in folgerichtiger Entwickelung als auf einen fortlaufenden Faden gereiht und zur geschlossenen Kette verschmolzen erscheinen.

Die Methode, wie Don Juan artige Kammerkätzchen zu gewinnen pflegt, ist in dem bestrickenden Ständchen zur Mandoline lediglich angedeutet. Elvirens Zofe, welcher dieser Akt der Fechterkunst des siegreichen Angreifers gilt, kommt gar nicht zum Vorschein. Andere Erfolge solcher Gattung erräth man nur aus den munteren Reden des Herrn mit seinem Diener Leporello. So werden dem Zuschauer von allen Abenteuern des Helden nur drei zugemuthet, welche theils schon der Vergangenheit als vollendete Thatsache angehören (Elvira), theils fehlschlagen (Donna Anna), theils zwar die Gewalt des Don Juan über die weibliche Schwachheit in unzweifelhaftes Licht stellen, aber an Hindernissen zu scheitern bestimmt sind, die seinem Willen Verlegenheiten bereiten und ihm Grenzen setzen (Zerlina).

Die Beschränkung auf diese drei weiblichen Typen genügte dem Meister, um seines Helden Verhältniß zum ganzen schönen Geschlecht in umfassendster Dehnbarkeit zu vergegenwärtigen und Anregung für reiche musikalische Individualisirung zu gewinnen, die den Hörer weder durch einen Ueberschuß an Mannigfaltigkeit übermüdet, noch seiner Aufmerksamkeit zu wenig bietet, um sie lebhaft zu fesseln und unablässig zu beschäftigen.

Zerlina, der Typus naiver ahnungsvoller Jungfräulichkeit, wird als verlobte Braut des biderben Bauernburschen Masetto dem vornehmen Herrn gegenübergestellt. Dieser Umstand ist wohlerwogen. Er zeigt, daß dem Don Giovanni menschliche und göttliche Ordnungen keine Hindernisse sind in Verfolgung seiner Unternehmungen. Andrerseits aber ruft er Zerlinas sittliches Bewußtsein zum Widerstande auf,

sobald sie die wahre Absicht des Schmeichlers ihrer mädchenhaften Schwächen durchschaut, und ihr Hülferuf legt ein lautes Zeugniß ab gegen die Verletzung und Nichtachtung jener geheiligten Schranken wie zugleich für ihre nothwendige Berechtigung.

War Zerlina dem selbstgenugsamen glänzenden Edelmann menschlich und gesellschaftlich untergeordnet, so ist Elvira ihm gleichgestellt. Sie besitzt eine feine vornehme Bildung, der sogar wissenschaftliche Interessen nicht fremd zu sein scheinen. Dies und der Stolz ihres weiblichen Willens reizte die Kampflust ihres Ueberwinders. Nach errungenem Siege übt Elvira keine anziehende Wirkung mehr über ihn aus. Er verspottet ihren geknickten Stolz und lacht ihrer fortwirkenden Neigung, um ihr seine männliche Ueberlegenheit zu zeigen, der sie nichts entgegenzusetzen hat als Schmerz, Klagen und Bitten. Durch die Verhöhnung der letzten leidenschaftlichen Beschwörung Elvirens, seinen Sinn zu ändern, die sie ohne eigennützige Absichten mitleidsvoll an Don Giovanni richtet, während er sie spottend zur Theilnahme an seinem Abendessen einladet, erfüllt er das Maß seiner tragischen Schuld. Elvira sieht, als sie mit dem Entschluß ins Kloster zu gehen den Raum verläßt, wie das gerechte Verhängniß in der Schreckgestalt des steinernen Gastes über den verlorenen Idealisten der unumschränkten Manneskraft hereinbricht.

In Donna Anna, der Vertreterin edeler selbstbewußter Jungfräulichkeit von leidenschaftlichen Entschlüssen, sobald ihre weibliche Ehre und Würde verletzt worden, findet Don Giovanni eine Gegnerin, die ihm in dem Kraftgefühl ihres sittlichen Bewußtseins überlegen ist. Im Kampf der Sinnlichkeit wider die Sittlichkeit, des menschlichen selbstgemachten Ideals wider die göttliche, in die „fleischernen Tafeln des Herzens" eingegrabene Gesetzlichkeit muß die stärkste kühnste Menschenkraft zerscheitern. Deshalb unterliegt Don Giovanni im Kampf mit Donna Anna und belastet sich infolge seiner Niederlage mit der Tödtung des alten, an ritterlicher Manneswürde, wiewol nicht in Fechterkünsten ihm überlegenen Comthurs, eine Schuld, die dem Sieger sicheren Untergang bereiten muß.

Und diese Scenen hat Mozart der Ouvertüre und Oper vorangestellt! —

Mag nun Don Juan thun, was er wolle, mag er Herzen brechen, ehrwürdige ewige Ordnungen und heilige Einrichtungen in Staat, Familie und in der bürgerlichen Gesellschaft für nichts achten und sie mit Füßen treten: über ihm schwebt das Schwert des unerbittlichen Gerichtes; sein Urtheil ist gesprochen; die Welt- und Heilsordnung der ewigen Gerechtigkeit kann auch sein trotzigster Wille nicht umstoßen und aufheben.

Nicht ohne Bedeutung ist Donna Anna als Verlobte des Don Ottavio der Braut des Bauern, der Zerlina gegenübergesetzt. Die gleiche Eigenschaft dient zur Charakteristik der Verschiedenheit beider weiblichen Mädchennaturen.

Don Ottavio, der an Vornehmheit und ritterlicher Gesinnung, wie an männlichem kühnen Muth dem Don Giovanni völlig ebenbürtig ist, bildet zu diesem als ein Mann von Herz, als ein Mann des göttlichen und menschlichen Rechtes einen Gegensatz, der auch in seiner musikalischen Individualisirung das Wesen des Don Juan ins Licht stellt. Mit wie feinem Gefühl unterscheidet Mozart beide ritterlichen Typen dadurch, daß Don Ottavio seine Gemütsverfassung in der geschlossenen gesammelten Form von Arien austönt, während sein Gegenbild es nirgend zu dieser ruhigen stimmungsvollen Haltung bringt. Das stürmische Tanzlied, das Ständchen und das Gesangstück, das er im Sinne und in den Kleidern Leporellos singt, um sich Masettos und der Häscher zu entledigen, dienen Nebenzwecken oder geben, wie das Tanzlied (das die deutsche Uebersetzung „Treibt der Champagner das Blut im Kreise", seines originalen Sinnes beraubt), nur einer flüchtigen Laune musikalischen Ausdruck. Mit Gefühlen, wie sie sich in ausgeführten Arien selbstbeschaulich kundgeben, konnte ein Don Juan sich nicht befassen.

Bewundernswerth ist es endlich, was Mozarts Kunst aus dem Leporello zu machen wußte. In Spanien figurirte Don Juans Diener als Grazioso, in Frankreich (bei Molière) als Sganarelle, in Italien als Arlecquino, in Deutschland als Hans Wurst und Kasperle. Und bei Mozart ist er der unentbehrliche vertraute Gefährte und Handlanger auf allen abenteuerlichen Fahrten seines Herrn, ihm an Leichtsinn, Genußsucht, Selbstgefälligkeit und Schlauheit, wie an Neigung

zum abenteuerlichen fast ebenbürtig, dennoch aber eine echte Bedientenseele und ohne jede Regung eines Muthes und einer kräftigen Entschlossenheit, wie er sie an seinem Herrn bewundert und fürchtet. In diesem Charaktermangel und in schwächlichen Anwandlungen eines Restes von sittlichem Bewußtsein ist nun jede Gleichstellung des Herrn und Dieners aufgehoben. Don Juan wirft einen Schatten und der heißt Leporello. Diese Haltung macht denselben zu einer lustigen Person, der einzigen des Dramas, die den Anspruch auf eigentliche komische Eigenschaften zu erheben hat. Mozart hat deshalb den ursprünglichen Titel des Werkes, als einer Opera buffa aufgegeben und dasselbe ein Dramma giocoso genannt.

Es ist in der That ein „heiteres Spiel" voll des urkräftigen, ewig jungen Lebensodems, der das ganze Dasein in kreisender Bewegung erhält. Aber über dem munteren Treiben der Menschen lagert sich der furchtbare Ernst eines höheren gerechten Willens, der dasselbe nach unerbittlichen logischen Gesetzen der Thatsachen in vorgegrabenen Geleisen lenkt und zusammenfaßt. Die Loslösung von solcher heilsamen Ordnung führt die eigenwillig auf sich selbst gestellte Menschenherrlichkeit unweigerlich zur Vernichtung ihrer selbst. Das ist die grundlegende Wahrheit des Mozartschen universellen Dramas. Sie kündigt sich an wie mit ehernen Keulenschlägen in dem tapp, tapp, tapp des steinernen Gottesboten, in der Posaunen markerschütternden Heroldstimme des gerechten Gerichtes und in den auf- und niedersteigenden Skalen der Violinen, die den Hörer mit fröstelndem Grauen durchschauern.

Durch dieses hineinragen des Ewigwandellosen in das Stetswandelbare, durch dieses hinaufdeuten von der lustigen Erde nach dem heiligen Himmel unterscheidet sich die Oper Don Juan von Figaro und ergänzt diese durch den Schlußstein, den der steinerne Gast dem ethischen Aufbau beider Werke gibt.

Bedeutsam ist dieser Schlußstein auch für Beurtheilung der persönlichen Stellung, die Mozart den lockeren Lebensmaximen seines Zeitalters gegenüber einnahm. Hätte er nur den Figaro geschrieben, so könnte es scheinen, als sei er ein echtes Kind seiner Zeit gewesen — nichts anderes — nichts mehr. Sein Don Juan offenbart aber eine

ebenso dem frischjungen Leben des reichen Daseins, als dem sittlichen Ernst höherer idealer Endzwecke des Menschenberufes zugewandte Natur, einen vollen ganzen Mann: voll und ganz, weil sein reines Menschenthum hervorging aus der harmonischen Durchdringung mit dem Ethisch-Christlichen.

* * *

Die Sommermonate begrenzten die Frist, welche dem wunderbaren Meister zur Ausreifung eines solchen Riesenwerkes zugemessen war. — Der geistige Zeugungsprozeß vollzog sich stets unter Einwirkung der gewissenhaftesten prüfenden, verwerfenden, verbessernden Selbstkritik. An dem, was einmal auf dem Papier stand, noch nachträglich zu ändern, dazu entschloß er sich dagegen nur selten und ungern. Diese Art seines Kunstschaffens und die Abneigung, die er wider das Stillsitzen am Schreibtisch empfand, erklären es, daß er die mechanische Thätigkeit des Notenschreibens gewöhnlich bis zum letzten Augenblick hinausschob. Doch scheint er den ganzen Monat Juli hindurch, wo das Verzeichniß seiner vollendeten Arbeiten eine Lücke aufweiset, mit Niederschrift der Partitur seiner Oper beschäftigt gewesen zu sein.

Als er sich im September zur Abreise nach Prag rüstete, war noch ein erheblicher Rest der gewaltigen Aufgabe ungelöset geblieben — vermuthlich, weil er denselben ohne Besprechung mit den Singenden nicht vollenden wollte. Allem Anschein nach bedurfte er dazu auch noch der Dienste des da Ponte, der ihm deshalb wol nach Prag folgte.

Das Jahr 1787, da die große Conschöpfung ins Leben trat, suchte den Urheber derselben mit schmerzlichen Verlusten heim, die nicht ohne Einfluß auf seinen Genius bleiben konnten. Am 3. September starb sein Freund und ärztlicher Lebensretter Siegmund Barisani. Tiefe Trauer im Herzen, brach Mozart nach Prag auf. Constanze begleitete ihn auf dieser Reise. Auch das „Portefeuille mit seinen Werthpapieren" blieb nicht zurück. So nannte er eine alte, mit Notenpapier angefüllte Ledertasche, die, wie ein Heiligthum gehütet, ihm überall, besonders auf Reisen vortreffliche Dienste leistete. Wenn in der stillen Abgezogenheit des Reisewagens der Zufluß musikalischer Gedanken ihn über-

flutete, skizzirte er auf den Notenblättchen diejenigen in flüchtigen Zügen, die er einer Ausarbeitung für werth erachtete. So wurde die alte Ledertasche zu einem kostbaren Gedankenmagazin, in welchem die Keime unsterblicher Meisterwerke aufgespeichert ruhten.

Während des Aufenthaltes zu Prag hatte Bondini für kostenfreie Wohnung des Verfassers der von ihm bestellten Oper zu sorgen. Dieselbe befand sich in dem Hause „bei den drei Löwen" am Kohlmarkt Nr. 420, welches später zur Erinnerung an diese Zeit mit einer Denktafel geschmückt wurde. Im Gasthofe „zum Platteis" hatte da Ponte ein Zimmer gefunden; dasselbe lag so günstig, daß er sich mit Mozart von Fenster zu Fenster unterhalten konnte. Dennoch aber verweilte Mozart mit Vorliebe auf der Petranka (dem Weinberge) seiner Freunde Duschek zu Kosohirz vor der Stadt.

Hier vollendete er auch größtentheils die fehlenden Tonstücke seiner Don Giovanni-Partitur. Hier war es ebenfalls, wo Frau Josefa Duschek ihn in ein Gartenzimmer einsperrte, um die Arie „Bella mia fiamma", die er seiner gastfreien Wirtin verheißen, von ihm zu erpressen. Die Arie gelang ihm, wie wenig andere, aber sie bot der Sängerin ungewöhnliche Schwierigkeiten. Mozart rächte sich nun für die schmachvolle Gefangenschaft im Gartenzimmer; er verlangte unerbittlich, Frau Josefa solle das verfängliche Stück tadellos rein und sicher vom Blatt singen, widrigenfalls er ihr dasselbe nicht ausliefern werde. Es erschien nachher gedruckt mit einer Zueignung an Mad. Duschek. —

Das artige kleine Intermezzo, welches den munteren Verkehrston der Freunde kennzeichnet, spielte am 3. November, bald nach der ersten Aufführung der neuen Oper. Bondinis Verpflichtungen gegen Mozart erreichten mit diesem Ereigniß ihren Abschluß. Während der übrigen Zeit ihres verweilens zu Prag wohnten Mozarts draußen auf Duscheks Weinberg.

Des Tonmeisters fröhliche Art mit seinen Kunstgenossen, namentlich mit Sängerinnen zu verkehren, ist von mangelhaft unterrichteten Kunstnovellisten nachmals zu anstößigen Verdächtigungen aufgebauscht worden. Schon die stete Nähe seiner geliebten Constanze kennzeichnet dieselben als frivole Verleumdungen seiner ehelichen Treue. Gewiß

ist, daß er, wie selbstverständlich, den Singenden ihre Aufgabe begreiflich machte, was einen ungezwungenen Verkehr mit ihnen bedingte und erfahrungsgemäß nicht immer eine leichte Aufgabe zu sein pflegt. Den jugendlichen Vertreter des Don Giovanni, Luigi Bassi, der damals erst 22 Jahre zählte, hatte er z. B. Noth darüber zu beruhigen, daß dieser Held der Oper keine einzige Aria di bravura singen dürfe, — freilich für einen nach Applaus schmachtenden welschen Sänger eine sehr starke, unerhörte Zumuthung! —

Den entscheidenden Hülferuf Zerlinas mußte er durch ein drastisches, ganz ungewöhnliches Mittel der Signora Bondini auspressen. Als ihr Aufschrei nach vergeblichen Wiederholungen immer noch zu zimperlich und unwahr erklang, packte Mozart sie unverhofft so derb an, daß sie aus Schreck kreischte. „Sehen Sie wol, liebes Kind," sagte er dann lächelnd, „so muß man in einem solchen Augenblick aufschreien." —

Auch mit dem Orchester gab es kleine Scharmützel zu bestehen. Die Posaunisten fanden in ihrer Betheiligung am Gesang der Reiterstatue des Comthur auf dem Kirchhofe Schwierigkeiten, die sie Mozart als rücksichtslose Zumuthungen vorzuwerfen unartig genug waren. Einer der Bläser äußerte sogar ärgerlich dem Meister ins Gesicht: „Von Ihnen werde ich das auch nicht blasen lernen." — Mit der liebenswürdigsten Geduld lächelte er dem frechen Gesellen entgegen: „Gott bewahre mich davor, Sie im Posaunenblasen zu unterrichten!" — Damit nahm er die Stimmen, änderte sie und unterstützte sie mit zugesetzten Holzblaseinstrumenten.

Die Durchreise des Prinzen Anton von Sachsen mit seiner jungen Gemahlin, der Erzherzogin Maria Theresia von Toskana, erschien als lockender Anlaß zur ersten Aufführung des Don Juan. Allein bis mitte Oktober, wo dieselbe hätte stattfinden müssen, war das Werk noch nicht bis zur Darstellbarkeit vorbereitet. Es haperte sowol an den scenischen Vorkehrungen, als am ausübenden Personal, das sich hartnäckig weigerte, an Operntagen zu studiren und Proben zu halten. — Man entschied sich deshalb für die Oper Figaros Hochzeit, welche dem fürstlichen Paar ebenfalls neu entgegentrat. Dieselbe wurde nun am 14. Oktober den hohen Gästen von Mozart, der sie selbst

leitete, vorgeführt und rief auch dieses Mal den gewohnten Jubel hervor, mit dem die Prager den Figaro bei jeder Vorstellung aufzunehmen pflegten.

Unerachtet des abermaligen thatsächlichen Beweises der unwiderstehlichen Wirkung, die seine Musik zumal in Prag hervorbrachte, beschlichen ihn Zweifel, daß Don Giovanni ähnlichen Erfolg erzielen werde, wie es Figaro gelungen. Anwandelungen solcher kleinmüthigen Stimmung mögen bei einem klaren Geiste wie Mozart befremden und räthselhaft erscheinen. Sie sind aber in der That beredte Zeugnisse für seine ruhigurtheilende Geistesklarheit nicht minder, als für seine Kenntniß der Fassungsfähigkeit eines Opernpublikums, und endlich auch für die demüthige Gesinnung im Aufblick zu seinem hochgesteckten künstlerischen Ideal. Er verhehlte es sich nicht, daß die unerhörte Neuheit dieses seines Hauptwerkes das Volk anfangs eher stutzig und bedenklich machen, als es geneigt stimmen werde, sich den fremdartigen Eindrücken mit rückhaltlosem Vertrauen und verständiger hingebender Empfänglichkeit aufzuschließen.

Später ihm aufgedrungene Erfahrungen zeigten, wie richtig er sein Werk und das Publikum beurtheilte, wie nur zu wohl begründet seine Zweifel in dieser Richtung gewesen seien. — Und andrerseits — wie so riesengroß mußte ihm sein musikalischer Vorwurf erscheinen, wenn ihm selbst sein allmächtiger Congenius nicht die zuversichtliche Sicherheit einflößen konnte, dieser Aufgabe völlig gewachsen zu sein! —

Aber die skeptischen Abspannungen übermannten und quälten ihn so ernstlich, daß er nicht eher derselben Herr wurde, als bis ein urtheilsfähiger, erfahrener Kunstgenosse, der Herausgeber des Klavierauszugs vom Figaro, Kucharz, ihn über den bevorstehenden Erfolg des Don Juan vollends beruhigte.

Die Prager Freunde und Verehrer zogen den allbeliebten Gast wieder in einen Wirbel von Geselligkeit und Zerstreuungen hinein — viel tiefer, als es seiner Neigung entsprach, welche ab und zu der beschaulichen einsamen Abgezogenheit bedurfte. Aber daran war nicht zu denken. Man ließ ihm nicht einmal die Muße zu brieflichen Mittheilungen. An einem Bericht über seine Erlebnisse, der an den

Freund Gottfried von Jacquin gerichtet war, schrieb er elf Tage lang. Kaum hatte er einige Sätze zu Papier gebracht, so verlangte man wieder nach ihm. Selbst zur Vollendung seiner Partitur gönnte man ihm ungern die erforderliche Muße. Umgeben von lustiger lauter Gesellschaft arbeitete er daran auf der Kegelbahn der Duschekschen Petranka, wo ein steinerner Gartentisch ihm als Schreibtisch diente.

Von einem Tage zum anderen hinausgerückt, wurde endlich der 29. Oktober zur ersten Vorstellung des Don Juan fest bestimmt. Mit einer an Leichtsinn grenzenden Sorglosigkeit, die sich freilich gründete auf das Vertrauen, welches Mozart in sein erprobtes vermögen zu setzen vollauf berechtigt war, hatte er gesäumt, die Ouvertüre niederzuschreiben. Selbst im letzten Augenblick, am Tage vor der Aufführung, machte er noch nicht die mindesten Anstalten, an das lästige Geschäft des niederschreibens zu gehen. Daß die Ouvertüre vollendet in seinem Gedächtniß längst erklang, läßt sich nach seiner Weise zu schaffen nicht bezweifeln*). Den Vorabend der Aufführung fand man ihn in lustigster Laune auf Duscheks ländlicher Besitzung, umgeben von einem Freundeskreise, den er mit Scherzen und drolligen Einfällen aufs ergötzlichste unterhielt. Schon nahte die Mitternachtsstunde, als man ihn endlich dringend an die Ouvertüre mahnte und an die Kopisten erinnerte, die zum ausschreiben auf 7 Uhr morgens am folgenden Tage bestellt waren. So entschloß sich denn der originelle Wundermann buchstäblich in der zwölften Stunde, seine Pflicht zu erfüllen. Belustigt durch die besorgten Mienen, die ihn umgaben, zog er sich mit affektirter Verlegenheit, die seine Freunde noch mehr zu beunruhigen geeignet war, endlich in das Innere des Hauses zurück. Seine Constanze aber mußte ihm an den Schreibtisch folgen und für ein anregendes „Punscherl" sorgen. Sie kannte das schon und überwand jede Anwandlung von Müdigkeit, ihre lustigsten fantastischen Märchen erzählend, die ihn oft hell auflachen machten, während er mit fliegender Feder die Ouvertüre zum

*) Der unmotivirte Bericht Nohls (Mozarts Leben. 2. Auflage, Leipzig 1877, S. 521), Mozart habe drei fertige Ouvertüren seinen Freunden vorgespielt und die Auswahl ihrer Entscheidung überlassen — ist ebenso unwahrscheinlich als unverbürgt. — Nohl hat seine Quelle nicht angegeben.

Don Juan auf das Papier warf, ohne kaum eine Note zu verfehlen. Ihn aber übermannte der Schlaf, den sie wachsam behütete, bis es höchste Zeit geworden, den Rest der Arbeit zu vollenden. Pünktlich um 7 Uhr holten die Abschreiber die fertige Partitur ab.

Abends um 7 Uhr am 29. Oktober 1787 erwartete die im ständischen Theater versammelte Menge mit ungeduldiger Spannung den Beginn der Ouvertüre. Besorgt sahen sich die Musiker im Orchester nach Mozart und den Stimmen zur Ouvertüre um. Eine Minute nach der anderen verging — aber weder Mozart, der sein Werk leiten wollte, noch die Stimmen erschienen. In solchen Lagen dehnt sich jede Minute zur Ewigkeit aus. Und erst nach Verlauf von 15 ganzen Minuten, ein Viertel auf acht Uhr erschien Mozart aufgeregt im Orchester, hastig die Stimmen vertheilend, welche die Notenpulte mit Streusand bestäubten. Endlich erreichte Mozart seinen Platz am Klavier, von wo er die Oper zu dirigiren hatte. Jetzt lösete sich die ausgestandene Spannung des überfüllten Zuschauerraumes. Begeistert empfing man ihn mit rauschendem Applaus, in welchen das Orchester drei Tusche mischte. Die Musiker, die nun genöthigt waren, die Ouvertüre vom Blatt zu lesen, machten es sich zur Ehrensache, ihrer Pflicht aufs gewissenhafteste gerecht zu werden. Und sie erfüllten dieselbe so sehr zu Mozarts Zufriedenheit, daß er sie durch Lob ermuthigte und gern die Noten vergaß, welche „vom Pulte gefallen".

Die enthusiastische Aufnahme der Ouvertüre verbürgte schon zum voraus den glänzenden Erfolg, der das ganze Werk krönte und Mozart überzeugen konnte, daß Kucharz diese Oper und seine prager Landsleute richtiger geschätzt habe, als der Urheber des Werkes selbst. Don Giovanni wurde bald einmüthig noch über Figaro erhoben und für die Oper der Opern erklärt.

Verbindlichkeiten gegen Salieri hatten den da Ponte genöthigt, schon vor der ersten Vorstellung nach Wien wieder zurückzukehren. Aber Guardasoni, Bondinis Mitdirektor, meldete ihm sogleich den über alles Erwarten glücklichen Ausgang, der auch für die Theaterunternehmer reiche Erträge verhieß. Guardasoni segnete diese, segnete die Sänger, die es erleben würden, das Ende aller Theatermisère kommen

zu sehen, da ein Mozart, ein da Ponte erstanden sei und eine Oper wie Don Giovanni.

Auch die wiener Zeitung verkündete ihren Lesern das prager Kunstereigniß und das Urtheil aller Kenner und Tonkünstler, daß zu Prag eine Oper ihresgleichen noch nie zuvor aufgeführt worden.

Wie nahe lag es nun vorauszusetzen, daß Mozart in Prag bleiben würde. Josef Haydn theilte ebenfalls diese Vermuthung und ermahnte die Prager brieflich, ihn zu fesseln, aber ihn auch nach Verdienst zu belohnen. Er erklärte Mozart für den größten Tonschöpfer, der je gelebt habe. Und in der That suchten die Prager Mozart zu bestimmen, wenigstens noch monatelang unter ihnen zu verweilen, um sogleich eine neue Oper für Prag zu schreiben.

Doch es lagen Gründe vor, welche dem geliebten Künstler wichtig genug erschienen, nach Wien zurückkehren.

Der am 15. November erfolgte Hintritt des Meisters Gluck hatte Titel, Amt und Gehalt eines kaiserlichen Kammermusikers frei gemacht. Die eröffnete Aussicht, Glucks Nachfolger zu werden, zog den treu an Josef II. hangenden Mozart unaufhaltsam nach der Kaiserstadt. Und dieses Mal war es keine Täuschung.

Ein Oberstkämmerer-Amts-Dekret vom 7. Dezember 1787, gezeichnet von Rosenberg und Johann Thorwarth, eröffnete ihm die „besondere Gnade Seiner kaiserl. und königl. Majestät, dem Wolfgang Mozart in Ansehung seiner in der Musik besitzenden Kenntniß und Fähigkeit, und sich hierdurch erworbenen Beyfall, ihn zu Allerhöchst dero Kammermusikum aufzunehmen, anbey ihme Achthundert Gulden jährlichen Gehalt bei der k. k. Hofkammer vom 1. Dezember anzuweisen.“

Gluck bezog in gleicher Eigenschaft 2000 Gulden jährlich. Die k. k. Hofkammer ersparte also 1200 Gulden, ein Profit, den sie dem Leibkammerdiener Strack verdankte, dessen Rath bei der Entscheidung der Gehaltsfrage den Ausschlag gab. Für Strack konnte es nur vortheilhaft sein, seinen Vorschlag mehr nach des kaiserlichen Gebieters Hang zur Sparsamkeit, als nach Mozarts Verdienst und Würdigkeit abzuwägen. — Aber der neue Kammermusikus Seiner k. k. apostolischen Majestät ließ sich durch solche Erwägungen zunächst nicht sonder-

lich anfechten. Er tröstete sich damit, daß keiner von allen in ähnlicher Stellung besoldeten Genossen so viel von der Hofkammer zu beziehen habe, als er: ein Vorzug, der die Anerkennung besonderer Leistungsfähigkeit genugsam darlege. Und als später der amtlich ausgefertigte Theaterzettel ihm gar das Prädikat eines Kapellmeisters in wirklichen Diensten Seiner k. k. Majestät öffentlich zuerkannte, waren seine aus künstlerischem Ehrgefühl entsprungenen Wünsche alle vollauf befriedigt. Besoldeter kaiserlicher Kapellmeister — nach diesem Gipfel seines menschlichen strebens schaute er jahrelang vergeblich empor. Nun war derselbe ehrenvoll und glücklich erreicht: Wolfgang Mozart stand auf der glanzvollen Höhe erträumten Erdenglücks.





Aus der Enge in die Weite.

Je heller das Licht, desto tiefer sein Schatten. — „Je größer Kreuz, je näher Himmel.“

Diese Erfahrung auserwählter Zeugen des ewig guten, wahren und schönen prägte ihre Siegel immer deutlicher aus in Mozarts Leben während des Zeitraums der drei Jahre 1788 bis 1790. Der Druck und die Schwere der Bedingungen seines vergänglichen Daseins, machte die zeugenden Kräfte des unvergänglichen Kunstschönen immer elastischer und reicher. Eng und enger umdrängten ihn Sorgen, Noth und Trübsal. Weit und weiter öffneten sich die Pforten verklärter Herrlichkeit dem Profeten und Bürger eines Reiches des Lichtes, das auch nicht von dieser Welt war und von der Finsterniß nicht begriffen ward.

In jenem Reiche fühlte der Genius sich heimisch; dort entfaltete seine Psyche mit wonnigem Kraftgefühl frei und behaglich ihre Schwingen; dort fand sie ungesucht und sicher die Bahnen, welche sie zu den verborgensten Schachten des göttlichen Geheimen leiteten; und die sonnige Helle, die ausstrahlende Wärme seiner ewigen Heimat durchleuchtete auch sein menschliches Wesen mit glücksfähigem und glückverbreitendem Frohsinn, der vom Druck der Zustände wol niedergehalten, nicht aber vollends erstickt werden konnte.

Hingegen war und blieb Mozart auf Erden ein Fremdling; hier irrte er mit schwankenden Schritten umher; jagte dem Glück nach, wie ein thöricht Kind dem unsicheren Flug der schillernden Libelle; verlor sich wie mit verbundenen Augen immer weiter von gebahnten Straßen auf sumpfige Tiefebenen; und je weiter er in dieselben sich hinabgezogen fühlte, desto ängstlicher ergriff er jede Hand, auch solche die, statt ihn hülfreich herauszuziehen, ihn nur tiefer niederzwang.

Den größten Theil des Jahres 1788 hindurch trug er seufzend aber mit liebevollster Geduld die drückende Last eines schweren Hauskreuzes in der Gestalt einer Erkrankung seines theuren Weibes. Acht Monate lang währte der beängstigende Kampf, den Sein und Nichtsein um Constanzens Leben, den Furcht und Hoffnung um Wolfgangs Herz ausrangen (S. 293). Binnen vier Jahren drei Knaben, — die tiefen Wunden, die der frühe Tod des ältesten und dritten derselben dem Mutterherzen geschlagen, — die quälenden Sorgen der mitleidenden treuen Gattin bei dem vergeblichen ringen des geliebten Gatten nach wohlgeordneten und gesicherten Zuständen des Hauswesens, — der aufreibende Verdruß über gegnerische Ränke und Kabale, — das rastlos beunruhigende Treiben in und außer dem Hause, — Reisen, Besuche, Zerstreuungen, Aufregungen, — endlich auch häufige durchwachte Nächte: — was war nicht alles auf Constanze eingestürmt, um die körperlichen Lebensmächte zu zerrütten und ihre völlige Genesung jahrelang in Frage zu stellen! —

Unter der sorgfältigsten Pflege ihres Gatten und ihrer jüngsten Schwester Sofie konnte die Leidende freilich wieder in den gewohnten Pflichtenkreis häuslichen und ehelichen wirkens nach acht Monaten allmählich zurückkehren. Aber üble Folgen der schweren Leidenszeit traten in den nächsten Jahren, durch wiederholte Wochenbetten gesteigert hervor, und hinderten die Hausfrau, die geschwächten Kräfte in erforderlichem Maß aufzubieten, um der immer weitergreifenden Zerrüttung geregelter Zustände an ihrem Theil wie in früheren Jahren entgegenzuwirken. Doktor und Apotheker, Badereisen und die vielfach gehemmte Erwerbsthätigkeit des Ernährers der kleinen Familie: — da reichten die 800 Gulden, die Josef II. seinem neuernannten Kammer-

musiker jährlich zahlen ließ, nicht weit. Damit ließ sich der verzweifelten Nothwendigkeit nicht vorbeugen, alles übrige Elend durch die in erschreckenden Progressionen wachsende, drückende Schuldenlast noch zu vermehren, dem unabwendbaren gänzlichen Ruin mit jedem zagenden Schritte näher zu rücken.

Vom 17. Juni 1788 ist der erste der überlieferten, an Mozarts Freund und Ordensbruder, den Kaufmann Michael Puchberg, gerichteten Briefe datirt, deren stehenden Inhalt überall die Bitte bildet, durch Geldunterstützung aus augenblicklicher Noth zu befreien (S. 310). Sechzehn solcher brieflichen Hülferufe sind uns erhalten geblieben, darunter vier ohne Datum. Sie vertheilen sich über die Jahre 1788 bis 1791. Wie viele mögen verloren gegangen sein! — Puchberg erwies sich in seiner geduldigen unermüdlichen Bereitwilligkeit zu helfen als Mozarts treuen wohlgeneigten Freund. Aber die Gesamtsumme, die er dem hülflosen Musiker im Verlauf der Jahre vorstreckte, zersplitterte sich in so ungleiche kleinere und größere Beträge (zwischen 10 und 300 Gulden), daß eine Aufbesserung der traurigen Umstände nicht nur unerreichbar blieb, sondern daß diese immer verwickelter und trostloser wurden. Den wirtschaftlichen Ruin vollendeten zuletzt „unchristliche“ Wucherer, die oft den gewünschten Geldbetrag nicht einmal durch geringe Bruchzahlungen, sondern mit verlegenen Waaren ihres Kramgeschäftes realisirten.

Vergebens sucht man in all den unglücklichen Jahren nach einer Spur bethätigter Nothhülfe des Herrn Barons von Wezlar, den der arglose sanguinische Mozart für einen „großmüthigen“ wahren Freund erklärte und mit ihm zahlreiche Beschreiber seines Lebens.

Ob die äußeren Verhältnisse Wolfgangs sich günstiger für ihn gestaltet hätten, wenn er sie den leitenden Händen seines praktisch gewandten und umsichtigen verewigten Vaters nicht entzog? — Die Frage ist nicht mit Sicherheit zu beantworten, aber sie lenkt die Aufmerksamkeit auf Leopolds verhalten, das in seinen letzten Jahren oft den Schein eines kaltherzigen Argwohns und Mißtrauens, launischen ungerechten Eigenwillens annahm. Die Nothlage jedoch, welche den Sohn je länger desto enger umstrickte, rechtfertigt — wenn nicht die Einzelnheiten jenes

unväterlichen Betragens des Verstorbenen, so doch die klare Einsicht seines Verstandes und die liebevolle Besorgniß seines Herzens, vermöge deren er auf Grund der persönlichen Beurtheilung des Sohnes seine Zukunft, in das Dunkel schwerer Drangsale gehüllt, weit voraussah.

Andererseits erscheint die Befreiung von der Vormundschaft des Vaters als nothwendige Bedingung des künstlerischen Entwickelungsganges, dessen Ziele keinem anderen als Wolfgangs eigenem inneren Bewußtsein erkennbar sein konnten. Und die Zukunft hat auch die Klarheit dieses in die Ferne dringenden Seherblickes aufs herrlichste und wunderbarste gerechtfertigt. Dem Genius mangelte es keineswegs an der Erkenntniß seiner selbst. Deshalb eben focht ihn die herbste Noth des Lebens nur wenig und vorübergehend an. Schlugen die Wasser der Trübsal dem Meister über dem Kopf zusammen: — die mystische Macht des Geistes verwandelte sie in den Wogenschlag der Tonflut, in welchem er, über alles Elend der Erde hoch emporgetragen, sich gesund badete.

Während Constanzens Ringkampf mit dem Tode dem lähmenden Mangel, der verzehrenden Sorge die Pforten des Hauses weit geöffnet hielt, entstanden in der Frist dreier Monate die drei großen Symfonien — jede folgende immer reicher, immer sprühender von Geist und Lebensfülle, immer bewunderungswerther ob des üppig hingestreuten Blütenflors der meisterhaftesten Kunstentfaltung — jene drei Symfonien, welche Mozarts Aufnahme in das leuchtende Sternbild vorzugsweise entschieden, welches die größten Meister der symfonischen Kunst darstellen — das über alle Lande strahlende Dreigestirn Haydn, Mozart, Beethoven.

In Mozarts Verzeichniß findet man unter dem 26. Juni als vollendet eingetragen die liebeathmende Symfonie in Es-dur; ihr folgt unter dem 25. Juli — kaum vier Wochen später schon die leidenschaftlicherregte in g-moll; und endlich nur 14 Tage nachher die glänzende triumfirende C-dur-Symfonie mit der wundervollen Schlußfuge — die sogenannte Jupiter-Symfonie.

Die kunstvolle, energische aber tadellos klangschöne thematische Arbeit in der Schlußfuge, deren Grundgedanken Mozart selbst besonders

liebte — er hat ihn noch anderweitig benutzt — verräth wie die verwandten Episoden der sogenannten Durchführungssätze in den zweiten Theilen der ersten Allegrostücke und in den Finales dieser drei Symfonien stilistische Spuren der Studien Händels, zu welchen van Swieten (S. 301) ihn angeregt hatte.

Seit dem April des vorigen Jahres (1787) leitete Mozart die Aufführungen Händelscher Oratorien, die in zwangloser Folge während der Nachmittagsstunden vor eingeladenen Zuhörern veranstaltet zu werden pflegten. Sie fanden zumeist im großen Saal der Hofbibliothek statt, deren verwaltender Chef Baron van Swieten war. Eine auf Anlaß dieses begeisterten Bewunderers der Werke Bachs und Händels zusammengetretene Gesellschaft musikfreundlicher großer Herren, wie der Fürsten Dietrichstein, Franz Esterhazy, Schwarzenberg, der Grafen Appiony und Batthiany deckte durch freiwillige Beiträge die erheblichen Concert-Kosten.

Mozarts leitende Betheiligung gab die Anregung, verschiedene Händelsche Chorwerke für die Aufführungen im Saale der Hofbibliothek dergestalt zu überarbeiten, daß die von Händel nur angedeuteten harmonisch-kontrapunktischen Stimmen der Orgel und des Klaviers in organischer Durchdringung des Consatzes mit der Originalpartitur dargestellt wurden.

Das erste der so von Mozart bearbeiteten Händelschen Werke, „Acis und Galathea“, wurde im November 1788 vollendet; demselben folgte im März des nächsten Jahres „der Messias“, endlich im Sommer 1790 das „Alexanderfest“ und die „Ode auf den Tag der heiligen Cäcilia.“ —

Als der 21jährige Jüngling den Messias zu Mannheim (1777) zwar unter dem ermüdenden Eindrücken einer Kantate des Abbé Vogler zum ersten Mal hörte, ließ sein unentwickelter Geschmack ihn kalt und gleichgültig an den Offenbarungen der frommen, universalen Muse Meister Händels vorübergehen. Mozart beachtete es dazumal kaum, daß der Messias aufgeführt worden sei. Wie hatten die elf Jahre, welche seitdem bis zur Bearbeitung des Werkes vergangen waren, die künstlerische Vollendung und den Geschmack des gereiften Musikers gezeitigt — wie

sein Schönheitsideal geklärt und vertieft, Fülle und Kraft des Strebens ihm gemehrt und gesteigert! —

Die sonstige schöpferische Thätigkeit hinterließ im Jahre 1788 wenig anderes als Denkmäler des lehrhaften und concertirenden wirkens, dem der hohe Künstler sich für das tägliche Brot nothgedrungen widmen mußte. Ein Klavierconcert (D), das er wol für eine öffentliche Akademie in der Fastenzeit schrieb, wurde am 24. Februar vollendet. — Klavierstücke zum Theil für Anfänger und reifere Schüler oder Schülerinnen, — drei Klaviertrios (E, C und G); — das Divertimento (Es) in sechs breit ausgeführten Sätzen für Violine, Viola und Violoncell, eine der schönsten Blüten deutscher Kammermusik;*) — ferner Arien, nämlich eine für Aloysia Lange, eine andere für den Bassisten Albertarelli; — dann eine Canzonette für zwei Soprane mit Baß; — Kanons, unter denen auch jene beiden, welche die muthwillige Laune Mozarts ausmünzen, deren unverhofftes Stichblatt der Opernsänger Nepomuk Peierl aus München war;**) endlich auch ein paar patriotische Lieder, die auf den eben ausgebrochenen Krieg gegen die Türken gedeutet werden: — solche Arbeiten stellen die Ausbeute dar, welche der Meister seinem Genius in diesem Jahre abgewann. Unfaßbar scheint es, wie er in den wenigen Wochen, seit Vollendung der Es-dur-Symfonie (26. Juni) bis zur Vollendung der Symfonie in g-moll (25. Juli) noch Zeit und Gedanken erübrigen konnte für die Ausarbeitung eines Orchesterstückes (Marsch in D), einer Klaviersonate (C) für Anfänger, und zur Umschmelzung eines älteren Stückes für zwei Klaviere (Adagio und Fuge, c) in die Form eines Streichquartetts. Man überzeugt sich eben immer wieder, daß der Glaube an eine göttliche Wunderthat, welchen Wolfgangerl, das Kind, in seinem nüchtern denkenden, vorsichtig prüfenden Vater einst aufgeregt, kein eitler Wahn gewesen sei.

---

*) Mozart widmete das schöne Trio seinem hülfreichen Freunde Michael Puchberg. Vergl. Nottebohm, Mozartiana. Leipzig 1880. S. 34. Note.

**) Gottfried Weber, der im 1. Heft der „Cäcilia" — Mainz 1824. S. 180 — den Scherz erzählt, theilt auch ein treffliches Facsimile der Originalhandschrift der beiden Kanons mit.

Noch entstanden drei Gesangstücke, für die erste wiener Aufführung des „Don Giovanni" als Einlagen bestimmt. Veranlaßt wurden diese Sätze durch die mitwirkenden Opernkräfte, namentlich durch Katharina Cavalieri (Elvira), Morella (Don Ottavio), und Luisa Mombelli (Zerlina), die mit Benucci (Leporella) eine komische duettirende Scene zu agiren wünschte. Bekannt und geschätzt sind bis heute noch die so entstandene herrliche Arie der Elvira „Mich verläßt der Undankbare," und die gefühlvolle Arie des Ottavio „Bande der Freundschaft fesseln uns beide (Della sua pace)". Mit Recht pflegt man bei jetzigen Aufführungen der Oper das Duett zu unterdrücken, welches in seiner etwas possenhaften Haltung die Eigenart der anmuthigen Zerlina trübt und sie mit Leporello allzusehr der Aufmerksamkeit entgegendrängt.

Mozarts zuversichtlich auf eine wiener Aufführung der zu Prag glänzend aufgenommenen Oper gesetzte Hoffnung, mußte er bald nach seiner Heimkehr von der begeisterten czechischen Hauptstadt als verfrüht wieder einschränken, wonicht gänzlich fallen lassen. Salieris „Axur" hatte sich in Mozarts Abwesenheit des ausschließlichen ungetheilten Beifalls der wiener Bevölkerung bemächtigt, des Kaisers obenan. Im Februar schon begab sich Josef II. ins Hauptquartier und kehrte erst im Dezember nach Wien zurück. Dennoch aber wirkte der Antheil, den er Mozarts Kunst bewahrte, kräftig genug in ihm, um den Hindernissen einer Vorstellung des Don Giovanni mit entscheidendem Gewicht entgegenzutreten.

Infolge eines kaiserlichen Befehls schritt man nun ohne weiteren Verzug zu den vorbereitenden Studien und Anstalten. Die Rollen wurden den vorhandenen besten Darstellern übertragen; außer den erwähnten erhielt Albertarelli die Partie des Don Giovanni, Aloysia Lange die der Donna Anna, und Bussani wie im Figaro wieder zwei Rollen, nämlich die des Comthur und Masetto. Daß dem Verfasser der Oper auch bei dieser Gelegenheit mancherlei Kampf mit widerstrebenden Sängerlaunen nicht erspart geblieben sei, bestätigen jene drei Einlagen, welche schon vor stattgefundener erster Aufführung verlangt wurden. Ueber den weiteren Verlauf der Vorbereitungen fehlen leider nähere Berichte.

Unvergessen aber ist der Tag dieser ersten wiener Vorstellung eines der vollendetesten Meisterwerke, welche die Kunst aller Völker und aller Zeiten jemals hervorgebracht hat, der denkwürdige 7. Mai 1788. An diesem Tage wurde ein solches nationales Ehrendenkmal in der erleuchteten Hauptstadt des deutschen Reiches von ihrer im Theater versammelten dichtgedrängten Bevölkerung — abgelehnt! — —

Der verwunderliche Mißerfolg rief freilich eine allgemeine Verwirrung und Bestürzung hervor. In allen Kreisen bot derselbe unerschöpflichen Stoff zu endlosen oft sehr hitzigen Erörterungen. Auch die Ausübenden und sogar der selbstgefällige da Ponte verloren die Fassung und setzten Abänderungen ins Werk, die für Erzielung eines besseren Erfolgs bei den nächstfolgenden Wiederholungen der Oper sich jedoch als völlig einflußlos erwiesen.

Wie aber verhielt sich der zunächst betroffene Meister bei dem unerwarteten Unfall — er, der zu Prag von den kleinmüthigsten Besorgnissen überwältigt worden war (S. 383)? —

Jetzt war er der Einzige, dessen Vertrauen in sein gewaltiges Werk unerschütterlich feststand. Der gegenwärtige Ausgang konnte ihn nur überzeugen, daß er die Fassungskraft seines Zeitalters ebenso wenig unterschätzte, als er seine Oper überschätzte, wenn Zweifel ihn damals anwandelten, das musikalische Volk besitze die erforderliche Fähigkeit, den formschönen Offenbarungen eines erschütternden sittlichen Ernstes Verständniß und Geschmack alsobald abzugewinnen; eines Ernstes, der — dem Zeitgeist völlig abhanden gekommen — höchstens vielleicht noch als gelegentliche flüchtige Erinnerung und Anregung zum ererbten moralischen Hausrath weniger Einzelner gehörte. Die begeisterte Aufnahme des universalen Musikdramas die zu Prag von Mozart erlebt worden, diente ihm wie wenig andere Förderungen des auf Kunsterfahrung ruhenden Selbstvertrauens zur nothwendigen Klärung seiner Einsichten und seiner Selbstbeurtheilung. So gewann sie für ihn und seine Meisterreife auch nach dieser Richtung hin hohe Bedeutung.

Ohne solche vorhergegangene Stärkung mußte er jetzt den Muth verlieren; seine explosive Natur hätte ihn zu den verzweifeltsten Entschlüssen getrieben; sicher wäre er ebenso der Erste und Einzige ge-

wesen, der jede Wiederholung entrüstet verweigert, der die Partitur zurückgezogen, sie wol gar ins Feuer geworfen haben würde, — als er nach dem Mißerfolg der Erste und Einzige war, der darauf bestand, die Vorstellungen so oft und in so kurzen Zwischenräumen, wie möglich zu wiederholen. Und er setzte es mit zäher Beharrlichkeit durch, daß sogleich im Mai sechs Aufführungen stattfanden (am 7., 9., 12. — 23., 26. und 30.), und in den folgenden Monaten noch 9, also 1788 ihrer 15 zusammen.

Das wirkte! — Auch rechtfertigte es Mozarts Urtheil auf das überzeugendste. Jede Wiederholung überwand Widerstrebende. Die Zahl solcher Bekehrter überstieg bald die der Gegner und endlich blieben nur noch die Welschen und Verwelschten im Widerspruch mit allen übrigen, die im Don Giovanni eines der größten Wunderwerke dramatischer Tonkunst schätzten und an diesem einzigartigen Geschenk des deutschen Genius ihren vaterländischen Stolz erbauten.

In der letzten Vorstellung, welche Mozart zu Wien erlebte, am 15. Dezember 1788, hörte auch Kaiser Josef die Oper in ihrer scenischen vollen Wirkung mit an, sah die Begeisterung der Menge und wurde in den allgemeinen Strom mit fortgerissen. Aber welsche Vögel pickten eifrig den Samen seiner hohen Freude auf, daß er nicht unverkürzt im kaiserlichen Herzen Boden gewinnen konnte; oder war der gewaltige Inhalt des ernsten Dramas dem Kaiser nicht minder befremdend entgegengetreten als seinen Wienern: — gewiß ist, daß er gegen da Ponte äußerte, die Oper sei göttlich, vielleicht noch schöner als Figaro, aber „das ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener". — Laßt ihnen nur Zeit zum kauen! — lachte Mozart, als da Ponte ihm des Kaisers Aeußerung mittheilte. —

Die Bestrebungen der Welschen, das Werk vollends zu unterdrücken, erhielten 1789 unverhofften Vorschub durch eine längere Abwesenheit Mozarts von Wien. Es gelang ihnen aber auch fernerhin, jeden Versuch einer Wiederholung bis zum 5. November 1792 zu vereiteln. Indessen hatten sie seitdem eine Niederlage nach der anderen zu erleiden, verloren einen fußbreit Boden nach dem anderen, und trotz lange noch hartnäckig fortgesetzten Widerstandes hat den ent-

scheidenden Sieg der deutschen Kunst über die italienische in deutschen Landen das erwachte Nationalgefühl jetzt endgültig und wol für immer besiegelt. Vorgearbeitet haben freilich viele mit weit hinwirkendem Erfolg; und unter ihnen als einer der Ersten Mozart und seine echtdeutschen, deshalb eben universellen Meisterwerke.

Don Juan verbreitete sich durch Bearbeitungen und Umdichtungen in fremde Sprachen über alle deutschen, europäischen und überseeischen Bühnen. In Wien zählte man Ende 1863 im ganzen 531 Aufführungen; in Prag 1825 schon 360.

Allerlei Bedenklichkeiten und superkluge Einwürfe erhob das kritische, in Schöngeisterei und Philosophie schwelgende Berlin anfangs gegen das Werk. E. T. A. Hoffmann brachte es seinen Berlinern zwar näher. Aber es bedurfte dazu des romantisirenden Mäntelchens, mit welchem Hoffmann diese Oper so malerisch zu drapiren verstand. In solchem Gewande nach dermalen herrschender Mode gewann sie sich Vertrauen und schwärmerischen Anhang. Nach und nach wurde dann Hoffmanns Faltenwurf durchsichtiger — fadenscheiniger, bis er endlich dem Don Juan vollends von den Schultern sank. — Sehr merkwürdig ist, daß nun die unverhüllte Gestalt, wie Mozart sie geschaffen, die Zahl der aufrichtigen Bewunderer und Verehrer erst recht mehrte, und die Folge von Wiederholungen rasch zunahm. 1837 feierte man die Erinnerung an die fünfzigjährige Wirksamkeit Don Juans zu Berlin mit der zweihundertsten Aufführung.

Auch in Frankreich, England, Rußland, Amerika und in anderen Ländern gehörte Don Giovanni alsbald zu den vornehmen Erscheinungen des laufenden Repertoirs.

Langweilig fanden ihn nur Mozarts, des vierzehnjährigen Signor Cavaliere guten Freunde, die Italiener. — Sie gewannen unverhofft einen Gesinnungsgenossen in Friedrich Jacobi. Derselbe versicherte Herder, die Oper habe ihn höchlich gelangweilt; dieser Don Juan sei ja ein unerträgliches Ding! „Gut,“ so schließt diese lakonische Kritik des urtheilslosen Schöngeistes, „gut, daß auch das überstanden ist!“

* * *

Mozart erlebte den Triumfzug seines Don Giovanni durch die ganze musikalische Welt nicht. Er brachte der Menschheit und zunächst seinem geliebten deutschen Volke das Opfer entsagungsvollen darbenden Märtyrerthums, wie das bei uns mehr als bei anderen Nationen seit langer Zeit Landesbrauch gewesen ist. Sein Kaiser und seine zahlreichen vornehmen Freunde, die mit Glücksgütern überschüttet waren, bewunderten den Künstler, erhoben ihn begeistert bis zu den Sternen, fanden auch Geschmack an dem liebenswürdigen, geistsprühenden Menschen und Gesellen — aber diesen und seine Familie ließen sie frieren, hungern und sich in Nahrungssorgen verzehren.

Indessen mochte doch im Hause der Gräfin Thun die Rede ab und zu auf Mozarts ungünstige Lage gekommen sein. Denn es begab sich, daß Fürst Karl von Lichnowsky, der Gräfin Eidam, eines Tages dem bekümmerten Meister den Antrag machte, ihn auf einer Dienstreise nach dem Hofe des Königs Friedrich Wilhelm II. in Potsdam zu begleiten.

Der König liebte und pflegte höchstselbst die edele Tonkunst, begünstigte und bedachte auch die Tonkünstler, die er schätzte, mit königlicher Freigebigkeit, ließ sich sogar herab, ihnen auf dem Violoncell vorzuspielen, in dessen Handhabung ihn der berühmte Franzose Düport unterwiesen und zu bemerkenswerthen Leistungen befähigt hatte, als der hohe Herr noch Kronprinz war; unter seiner königlichen Krone verband er nachher die kronprinzliche Musikkapelle und die königliche zu einem mit ausgezeichneten Meistern geschmückten großen Instrumentalkörper, wie es einst auch der Kurfürst Karl Theodor von Baiern that (S. 180). An der Spitze des berliner Orchesters stand Friedrich Reichardt, ein sehr bekannter tüchtiger Mann, nur daß der Musiker mit dem Kritiker in ihm selbst und nach außen hin nicht immer die erwünschte Harmonie bewahrte. —

Das Reiseziel schien übrigens lockend genug. Die kurze, mit Veränderung des Ortes und der Luft verbundene Unterbrechung des gewohnten konnte nur günstige Wirkungen erwarten lassen. Dann lag auch kein Hinderniß vor, so langsam zu reisen, als Mozarts künstlerische Zwecke es empfehlen würden, um Ruhm und Glücksgewinn zu erwerben, wo es immer möglich schiene.

Der Fürst räumte seinem Lehrer und Gefährten einen Platz in seinem bequemen Reisewagen ein, sorgte wol auch unterweges für ihn — aber den erforderlichen Zehrpfennig mußte derselbe vermuthlich selbst beschaffen, und da er kein Geld besaß, mußte er etwas borgen. — Wahrscheinlich half hier wieder Freund Puchberg aus. Nahm er doch auch Constanzen mit dem sechsjährigen Karl während der Abwesenheit des Reisenden zu sich ins Haus.

Im Hinblick auf die erwünschte Erledigung aller vorbereitenden Fragen beruhigt, verließ Mozart in Gesellschaft seines fürstlichen Reisegefährten am 8. April 1789 Wien, um ohne denselben und ohne nachhaltige Erfolge am 4. Juni zurückzukehren.

Die des öfteren (von Jahn, Nottebohm, Nohl) zugänglich gemachten Briefe, durch welche Mozart die Gattin mit den Erlebnissen seiner Reise im Zusammenhange erhielt, werfen ein helles sonnigwarmes Licht auf die zärtliche Neigung, die das liebevolle Herz des Meisters mit festen innigstarken Banden an seine treue Lebensgenossin fesselte. Lose, leichte Schelmerei und glühende wehmüthige Sehnsucht athmen diese Briefe. Die eheliche Herzlichkeit ergießt sich in Tönen ihrer ganzen holdseligen Fülle und Wärme, — in sanften Gefühlsschwingungen reinster ahnungsvoller Natürlichkeit einer jungen Brautliebe.

Der Reisende ließ sich während seiner Trennung von der fernen geliebten Hausfrau durch kein anderes Ungemach, durch keinen anderen Verdruß anfechten, als ihm die schmerzliche Nothwendigkeit bereitete, ihre Nähe entbehren zu müssen. Schon am Tage der Abreise benutzte er zu Budweis die kurze Pause, welche der Fürst bedurfte einen Pferdekauf abzuschließen, um mit flüchtiger Feder seiner Sehnsucht brieflichen Ausdruck zu geben. Mit feuchten Augen erzählte er in aller Eile seinem Herzensweibchen, wie er alle Augenblicke das Portrait der Geliebten betrachte und weine — halb aus Freude, halb aus Leide! — Und in einer Nachschrift heißt es:

„Als ich die vorige Seite schrieb, fiel mir manche Thräne auf das Papier; — nun aber lustig — fange auf — es fliegen erstaunlich

viele Busserln herum — — was Teufel — ich sehe auch eine Menge — — ha ha — — ich habe drei erwischt, die sind kostbar!" —

Erhielt er Constanzens Briefe, eilte er wie ein Sieger in sein einsames Gemach, küßte sie, bevor er sie öffnete, unzähligemale, um sie dann mehr zu verschlingen, als zu lesen. Gern blieb er lange allein, denn er konnte die Zeilen ihrer theueren Hand nicht oft genug lesen, nicht oft genug küssen. —

Einen besonderen Kultus trieb er mit Constanzens Bildniß. Er meinte selbst, sie würde wol lachen müssen, wenn er ihr alles, was er damit beginge, erzählen möchte.

„Zum Beispiel, wenn ich es aus seinem Arreste herausnehme, so sage (ich): grüß dich Gott, Stanzerl! — grüß dich Gott, Spitzbub — Knallerballer — Spitzignas — Bagatellerl — Schluck und Druck (Text eines Kanons) — und wenn ich es wieder hineinthue, so lasse ich es so nach und nach hineinrutschen, und sage immer Nu — Nu — Nu — Nu! aber mit dem gewissen Nachdruck, den dieses so viel bedeutende Wort erfordert — und bei dem letzten (sage ich) schnell: Gute Nacht, Mauserl, schlaf gesund! — Nun glaube ich so ziemlich was dummes — für die Welt wenigstens — hingeschrieben zu haben, für uns aber, die wir uns so innig lieben, ist es gerade nicht dumm. — Heute ist der sechste Tag, daß ich von dir weg bin, und mir scheint es schon ein Jahr zu sein!" —

Am Schluß der Briefe vergißt sein väterliches Herz nicht, sich nach dem befinden und betragen des Söhnchens zu erkundigen und den Freunden, Constanzens gastfreien Wirten, Puchbergs, alles erdenkliche Schöne zu wünschen. Ein Wohnungswechsel mochte die Ursache sein, daß Constanze bis zur Rückkehr Wolfgangs bei Puchbergs im Walseggschen Hause am hohen Markt wohnte. Der bevorstehende Umzug war der letzte. Das Haus, in welches sie einzuziehen beschlossen, lag an der Rauhensteingasse. (S. 310). —

In der Trennung erreichte seine Sehnsucht, Constanzen wiederzusehen, endlich einen so hohen Grad, daß er es ihr zur Pflicht machte, ihm eine oder zwei Poststationen weit von Wien aus entgegenzufahren; doch um alles was er besonders liebte, sogleich beisammen zu haben,

sollten auch Karl, Puchbergs und Schwager Hofer (S. 297) sich zur Begrüßung anschließen. Und um sich im Genuß der herzlichen Freude durch nichts stören zu lassen, möchte der Salzmann oder ein anderer hülfreicher Geist sich bereit halten, die Mauthschererei mit dem Reisegepäck zu übernehmen.

Ueber Prag, Dresden, Leipzig, Berlin erreichten die Reisenden gegen Ende des April die Residenz Friedrich Wilhelms II., den „theuern Ort“ Potsdam, wo Lichnowsky den Gefährten, nachdem er ihn bei Hofe vorgestellt, seinem weiteren Schicksal und seiner eigenen Beköstigung überließ. Ein trefflicher Kunstgenosse, der Hornist Thürschmidt, machte es sich zur Ehre, den berühmten Tonmeister gastlich bei sich aufzunehmen. Das konnte Mozart nur erwünscht sein. Denn außer dem Betrag von 100 Dukaten, welchen er nach einem Concert am kurfürstlichen Hofe zu Dresden als Honorar empfing, hatte auf der ganzen bisher zurückgelegten Reise die Gelegenheit zum Erwerb sich nicht gefunden. Dagegen war die Reisekasse um 100 Gulden ärmer geworden, die Mozart einem Bekannten, dem er seine Bitte nicht wol abschlagen zu dürfen meinte, gutmüthig darlieh.

Der Zeitpunkt, öffentliche Privatconcerte zu veranstalten, war dem praktischen Reisezweck nicht günstig. In Berlin wäre es dennoch vielleicht möglich gewesen, wenn nicht eine absonderliche Abneigung des Königs öffentliche Akademien erschwert hätte. — Die Königin, welcher Mozart lediglich aus schuldiger Ehrerbietung vorspielte, scheint sich darauf beschränkt zu haben, die Artigkeit in solchem Sinne gnädig entgegenzunehmen.

Aussicht auf eine einträgliche Akademie hatte man dem Meister bei seiner Anwesenheit zu Leipzig eröffnet. Dieser hegte nur eine geringe Meinung davon, aber er gab den Vorstellungen Lichnowskys endlich nach und kam am 8. Mai zum zweiten Mal nach Leipzig. —

Hier waren wirklich ernstliche Vorbereitungen zu einer Akademie getroffen, in welcher Mozart als Dirigent und Interpret seiner eigenen Werke dem Leipziger Publikum sich vorstellen sollte. Seine Freundin Duschek, mit der er in Dresden zusammengetroffen, kam nach Leipzig, um in Mozarts Concert zu singen. Allein das Leipziger Publikum

war in dem Concert — abgesehen von Inhabern verschwenderisch ausgestreuter Freikarten — so spärlich vertreten, daß der Ertrag nach Abzug der Reisekosten und anderweitigen Spesen unerheblich ausfallen mußte.

Mozarts Kunstfeuer aber war durch geschäftliche Berechnungen weder anzufachen, noch zu dämpfen. Den Leipzigern brannte dasselbe zündend ins Herz und entflammte sie zu begeisterten Kundgebungen ihres Entzückens. Dennoch mochte er sich nicht völlig genügt haben. Denn er nahm Berger, einen würdigen Kunstgenossen, nach dem Concert, in welchem er den ganzen Abend dirigirt und gespielt, mit sich in sein Wohngemach und erbaute diesem einzigen Zuhörer noch die halbe Nacht so wundervoll am Klavier, daß er am Schluß demselben selbst befriedigt sagen konnte: nun erst habe er Mozart gehört; denn was dieser vorher im Concert geleistet, „das können Andere auch".

Von der Art seines Kunstschaffens, seines Spiels, seines Unterrichtes geben die Ueberlieferungen anschauliche Vorstellungen genug. Wie aber Mozart als leitender Führer eines Orchesters und größerer Massen sich benahm, darüber findet sich nichts weiter, als det Bericht von Fr. Rochlitz, der als Augenzeuge die originelle Klugheit und männliche Thatkraft schildert, welche den allvermögenden Künstler auch als Meister des Taktscepters bewundernswürdig erscheinen lassen. Die nahegelegten allgemeineren Schlußfolgerungen auf die Art wie Mozart dirigirte, große Massen mit dem eigenen enthusiastischen Geist zu beseelen und über sich selbst zu erheben, sie fortzureißen verstand, geben jenem Bericht und der ganzen Akademie zu Leipzig eine besondere kunstgeschichtliche wie biographische Bedeutung.

Das Orchester versammelte sich in gewohnter Gemächlichkeit zur Probe, während Mozart mit anwesenden Freunden, zu denen sich gern auch der lerneifrige, 19jährige Rochlitz gesellte, über musikalische Fragen sprach und ihnen die nachtheilige Wirkung übereilter Temponahme auseinandersetzte. Dem Orchester vorgestellt, bemerkte er sogleich, daß seine Mitglieder der Mehrzahl nach Grauköpfe, wohlverdiente alte Herren waren, deren künstlerischer Jugendrausch, deren begeisterte, spontane Hingabe an ihren schönen Beruf längst zum bequemen Paßgang nüchterner Pflichterfüllung des täglichen Dienstes herabgestimmt war.

Zwei neue Symfonien, zwei ebenfalls noch ungedruckte Klavierconcerte und die für Nancy Storace geschriebene Arie (Non temer amato bene) mit Orchester und Klavier (S. 362), die Mozart mit Frau Duschek vortragen wollte: — das war eine Stoffanhäufung, die eine anstrengende · lange Probe in Aussicht stellte. Mozart, der das verdrossene Widerstreben seiner Musiker gegen ermüdende ausgedehnte Proben genugsam kannte, fand sogleich das rechte Mittel, um das leipziger Orchester in die erwünschte Stimmung zu bringen.

Er, der erklärte Gegner überhasteter Zeitmaße, nahm das Allegro seiner eigenen Symfonie so übertrieben rasch, daß die Freunde sich erstaunte Blicke zuwarfen und das Orchester mit Nichtachtung des Taktstabs alsbald in eine bequeme schleppende Gangart einlenkte. — Der Taktstock hämmerte heftig auf das Dirigentenpult: — „vorwärts, vorwärts, meine Herren! — ancora noch einmal!" —

Das Tempo wurde jetzt noch etwas stürmischer genommen; — die Verschleppung war umso ärger. Mozart arbeitete mit Händen und Füßen so gewaltig wider die schwerfällige beharrliche Unbeweglichkeit, daß eine seiner stählernen Schuhschnallen in zwei Stücke zersprang. Umsonst! — es fruchtete das alles nichts. — Mit heiterem auflachen unterbrach er endlich abermals die Musik, um zum dritten Mal anfangen zu lassen.

Das Orchester war in erbitterten Zorn gerathen. — Ein Bratschist markirte die Takte in seiner Stimme, die eben gespielt wurden, als die Spange zerklirrte. — Der Concertdiener hob die Bruchstücke auf, um sie später als Wahrzeichen eines solchen unerhörten Dirigenten-Verfahrens vorzeigen zu können: — wohin der belustigte Meister schaute, überall sah er enttäuschte und erbitterte Mienen sich zugewandt. —

Das war's was er beabsichtigte. Leute dieses Schlages mochten zu keiner anderen leidenschaftlichen Stimmung aufzuregen sein, als zum Zorn.

Geleitet von dieser Erkenntniß ergriff er die aufgewendeten Maßnahmen. Er hatte richtig gerechnet. Die zornmüthige Wallung riß das Orchester fort und „vor lauter Aerger thaten sie nun ihr Möglichstes". —

Durch gemäßigtere Bewegungen des Taktes, wie durch lobende Anerkennung der Begleitung zur Arie führte er die Genossen leicht wieder zur Versöhnlichkeit zurück. Als er ihnen aber das Studium der beiden Klavierconcerte gar erließ, — denn „die Stimmen sind richtig", erklärte er, „Sie spielen richtig und ich auch" — da endete diese verkürzte Probe mit allgemeiner Begeisterung für einen Meister, der die Zaubermacht bewährt hatte, schöne Traumgeister der heiteren rührigen Jugendzeit aus festem langen Schlaf zu erwecken.

Indessen das Experiment war so gewagt als gefährlich, und es in ähnlichen Fällen erfolgreich nachzuahmen, dürfte einem Dirigenten schwer gelingen — er müßte denn ein zweiter Mozart sein.

Für die künstlerische Entwickelung und Befruchtung seines Stiles, wie für Vertiefung und Ausweitung seiner Kunstanschauung gewann sein Besuch Leipzigs noch eine fördersame Bedeutung. Angeregt durch eine Kantate, welche ihm Doles von seinem Thomanerchor vortragen ließ, warf Mozart sich leidenschaftlich auf das Studium derselben und anderer Chorwerke Johann Sebastian Bachs, des Lehrers und Vorgängers von Doles im Kantorat der Thomasschule. Die Früchte dieser Studien sind im Requiem und stellenweise auch in der Zauberflöte wie in anderen Arbeiten der folgenden Jahre deutlich wahrzunehmen.

Von Leipzig kehrte der Reisende ohne ersichtliche Ursache noch einmal nach Berlin zurück. Die bereits angeknüpfte verheißungsvolle Beziehung zum Königshofe dürfte den zweiten Besuch veranlaßt haben.

Er fand ein behagliches Unterkommen in einem Wirtshause, dessen angenehme ruhige Lage im Thiergarten ihm stille einsame Muße gewährte, sich mit Constanzen und seinen liebevollen Gedanken zu beschäftigen. Das Haus, in einem Garten gelegen, bot dem Ausblick mannigfaltige Befriedigung. Von den Eindrücken, welche die Stadt als solche auf Mozart sonst machen mochte, wußte er nichts zu berichten. Auch an den Gärten von Sanssouci scheint er ohne besonderen Antheil vorübergegangen zu sein. Potsdam erschien ihm nur als „ein theuerer Ort". Noch immer war der Sinn für das Naturschöne nach innen gezogen und unentwickelt geblieben bei dem reifen Manne, welchem in

seiner knospenden Jugend Italien nichts besseres zu sein schien als — „ein Schlafland" (S. 70).

Einige unverhoffte Begegnungen und Ueberraschungen, die Mozarts erregbares Gemüt stets erfreuten, verliehen seiner Reise willkommenen Reiz. Schon in Dresden ergötzte es ihn, seine Freundin Duschek, von deren Anwesenheit er bereits zu Prag unterrichtet worden, aufs freudigste zu überraschen. — Auch traf er hier mit dem tüchtigen kunstbegeisterten Genossen Johann Wilhelm Häßler zusammen, und überwand denselben im Spiel der Orgel wie des Klaviers zur Beschämung derer, die gehofft haben mochten, dem unüberwindlichen durch einen ebenbürtigen einmal Verlegenheiten zu bereiten. —

Ein mit Silberstift gezeichnetes sprechendes Bild Mozarts von Doris Stock, der Schwägerin Körners, des Vaters von Theodor, ist als Denkmal der freundlichen Aufnahme erhalten geblieben, welche Körner, Schillers Freund, dem Reisenden in seinem kunstsinnigen Kreise bereitete.

In Berlin erlebte er unverhofft ansprechende Begegnungen mit Ludwig Tieck, und mit seinem ehemaligen Hausgenossen Hummel (S. 282). Der hatte ihn in seinem Concerte nicht sobald bemerkt, als er das Orchesterpodium verließ, durch die Sitzreihen des Auditoriums stürmte und den geliebten Meister leidenschaftlich begrüßte. —

Am Tage seiner Rückkehr nach Berlin gab man im Theater just die Entführung. Im Reiseanzug eilte der Urheber des hier sehr geschätzten Werkes sogleich nach dem Opernhause, fand hier einen Platz in der Nähe des Orchesters und störte seine Nachbarn durch die unruhige Lebhaftigkeit, mit welcher er der Vorstellung Note für Note folgte, halblaut kritische Anmerkungen dazwischen streuend. Plötzlich rief er über die Brustwehr des Orchesters vorgebeugt, in völliger Selbstvergessenheit den Pulten der zweiten Violine mit ungedämpfter Stimme zu: „verflucht! — wollt ihr d greifen!" — Sie hatten dis gespielt nach Vorschrift der fehlerhaften Kopie. — Erstaunen, Jubel, aber auch Bestürzung erfüllten das ganze Haus, als der kennzeichnende Zuruf des Meisters Anwesenheit verrathen hatte. Die schöne, sirenenhafte Darstellerin Blondchens, Henriette Baranius, ließ sich nur bewegen,

weiter zu singen, nachdem Mozart auf die Bühne geeilt, ihre Leistung lobte und ihr anbot, die Partie noch gründlicher mit ihr zu studiren.

Unter den zahlreichen neuerworbenen berliner Bekannten befanden sich übrigens alsbald auch solche, die ihn mit den scheelen Blicken und Wühlereien ihres verletzten eiteln Selbstgefühles verfolgten. Zu diesen gehörte in erster Linie der Lehrer des königlichen Violoncellspielers, der Franzose Düport, der dem deutschen Herzen Mozarts die Demüthigung abtrotzen wollte, sich in der Unterhaltung mit ihm nur der französischen Sprache zu bedienen: — „so ein welscher Fratz, der Jahre lang in deutschen Landen lebt und deutsches Brot frißt, muß der nicht deutsch reden oder radebrechen, so gut oder so schlecht das französische Maul ihm dazu gewachsen ist?“ — so lautete Mozarts gut deutsche derbe Meinung, die dem Franzmann sehr rauh und roh in den Ohren gellte, als geschäftige Zuträger sie hineinflüsterten. —

Auch Fr. Reichardt, der königliche Kapellmeister, war dem berühmten Meister nichts weniger als dankbar für ein wahrheitsgemäßes Urtheil über die Eigenschaften der Hofkapelle, das der König diesem abverlangte, ein Urtheil, welches den Kapellmeister treffen mußte, weil es die Leistungs*fähigkeit* des Orchesters über dessen Leistungen erhob.

Aber alle Anstrengungen Düports wie Reichardts, dem wiener Gast des preußischen Hofes die Gnade zu verkümmern, mit welcher ihn der König selbst zu ehren fortfuhr, scheiterten an solchem festen Bollwerk.

Friedrich Wilhelm II. schätzte schon längst nicht allein „die Entführung“, deren Partitur er bereits bald nach ihrer wiener Verkörperung von Mozart selbst durch den Baron von Riedesel (S. 317) erworben hatte, sondern spielte und liebte auch die sechs, Josef Haydn gewidmeten berühmten Streichquartette. Und das bekundete eine Gediegenheit des Geschmacks, durch die der königliche Kunstfreund sich vor namhaften wiener und italienischen Kennern sehr vortheilhaft auszeichnete.

Nicht nur, daß die Quartette in Italien und Wien nicht das Glück gehabt hatten zu gefallen, begriff man sie sogar oft genug nicht einmal. Einige hielten die feinsten modulatorischen Wendungen (wie z. B. die einleitenden Einsätze des C-dur-Quartetts) für Schreib-

fehler. — Andere zerrissen die Blätter im sinnlosen Aerger oder schickten sie dem Verleger zurück, weil sie zu inkorrekt seien, um die eigentliche Meinung daraus errathen zu können.

Das Wohlgefallen, welches diese Meisterwerke der Kammermusik dem preußischen Monarchen abgewonnen, bethätigte sich in dessen Auftrag auf neue Streichquartette aus Mozarts Feder. Durch ein Geschenk von 100 Friedrichsd'or drückte der hohe Herr seinem Gast die lebhafte Freude auch über sein wunderbares Klavierspiel aus. Und endlich suchte er ihn ganz für Berlin zu gewinnen durch den Antrag, an Reichardts Stelle die Leitung der Hofkapelle zu übernehmen, gegen ein Jahresgehalt von 3000 Thalern.

Dreitausend Thaler und wirklicher Kapellmeister eines bildungsfähigen, intelligenten, mit ausgezeichneten Künstlern reich besetzten königlichen Orchesters! — Welch blendende Aussicht für einen Kammermusikus ohne Amt und mit achthundert Gulden, dazu in der drückendsten Nothlage, seufzend unter einer stets wachsenden Schuldenlast! — Wer hätte in solcher Lage nicht leidenschaftlich mit beiden Händen das königliche goldene Rettungsseil ergriffen? —

Mozart that es nicht — vielmehr erwiderte er dem Könige traurig: „soll ich meinen guten Kaiser verlassen?" — und lehnte das glänzende Anerbieten kopfschüttelnd ab. Allein der König war nicht gemeint, sich so schnell einen Korb geben zu lassen, sondern bestand darauf, den Antrag reiflicher Prüfung zu unterziehen, ohne die Entschließung an bestimmte Zeitgrenzen zu binden.

Das luthersche Berlin mit seiner eisigen kritischen Zugluft konnte auf Mozarts leichtlebiges warmblütiges Naturell nicht anziehend wirken. Konfessionelle Gegensätze kamen schon in Leipzig zur Sprache und führten Mozarts Erinnerung auf die beseligte Stimmung seiner Knabenzeit zurück, wo er in der Waisenhauskirche zu Wien bei Anwesenheit des Hofes und der höchsten geistlichen Würdenträger als dreizehnjähriger Verfasser seiner ersten Messe zum erstenmal auch als Dirigent öffentlich hervortrat (S. 62) . . „Wie mir da war!" — seufzte er wiederholt mit wehmüthigem Tone. —

Und aus dem weiteren Verlaufe der Unterhaltung erklang der Ausdruck einer Verbitterung gegen das hemmende Schicksal und gegen die untreue Erlahmung des eigenen Herzens — eine Stimmung, die er durch Wein zu betäuben suchte.

Angeregt war dieselbe durch ein „Kunstgeschwätz" worden über geäußerte Zweifel, daß die kanonischen Textworte der Messe und anderer Ritualstücke der römischen Kirche den musikalischen Bekennern dieser Kirche stofflichen Inhalt genug darzubieten hätten, sie aus herzlicher Nöthigung immer und immer wieder in Musik zu setzen. Solche Zweifel riefen Mozarts konfessionelles Bewußtsein auf zu einer Erörterung seiner grundlegenden Verschiedenheit von demjenigen des sogenannten aufgeklärten Protestantismus. Der aufgeklärte Verstand eines nüchternen Kopfes, meinte er, könne eben nicht begreifen, was ein halb unbewußtes, mystisch gerichtetes Gefühl des gläubigen Herzens empfinde, wie es immer wieder von der geheimnißvollen Bedeutung ergriffen werde auch bei hundertmaligem anhören der Worte: „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem"*). — Durch das Leben in der Welt gehe zwar viel von der beseligenden Wirkung verloren. Wenn man aber in die fromme Dichtung sich vertiefe, um sie musikalisch neu aus sich heraus wiederzuerzeugen, da kehre das alles zurück und bewege die Seele wie ehedem. Und so kam er auf seine Jugenderinnerungen zu sprechen mit dem herzlichen Stoßseufzer unaussprechlicher Wehmuth: — „Wie mir da war! — Wie mir da war!" — —

Solche innige Mystik — und das kritisch philosophische, das „aufgeklärte" Zentrum des norddeutschen Zeitgeistes, das rauhe, windige, formsteife und rangstolze Berlin — dagegen die sonnige, leichtlebige Kaiserstadt an der schönen blauen Donau: solche Gegensätze in seinem Wesen zu verknüpfen und zu versöhnen, das wäre für Mozart ein Versuch gewesen, der ihm nachtheilig werden und schon deshalb unerträglich scheinen mußte, weil sein Bedürfniß, in Messen und Kirchen-

*) O Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt, gib uns Frieden.

musikstücken sein religiöses Gefühl zu ergießen, in Berlin keinerlei Nahrung gefunden hätte.

Gleichwol konnte der lockende Antrag des Königs ihm nicht gleichgültig bleiben; vielmehr beschäftigte derselbe ihn ernstlich. Er suchte Constanzen mit der vorzüglichen Gnade zu trösten, in welcher er beim Könige stehe, als er ihr über die, auf glänzende pekuniäre Erfolge der Reise gesetzten fehlgeschlagenen Hoffnungen berichtete und an das bevorstehende wiedersehen die Bitte knüpfte, sein liebes Weib möge sich mehr auf dieses, als auf reiche Glücksbeute freuen.

Nach anfangs Juni erfolgter Heimkehr blieb er der Beziehungen und Anregungen eingedenk, welche ihn zum thätigen Dank gegen Friedrich Wilhelm II. verpflichteten.

Aber diesem, seinem königlichen Gönner, war auch Mozart zwar aus den Augen, doch nicht aus dem Sinn entrückt worden. Der König mahnte den Fernen, der ihm schon im Juni das erste der bestellten Streichquartette gesendet, — es steht in D — an den angetragenen Kapellmeister-Dienst und verbürgte den vollen Ernst des Antrags durch das Geschenk einer sehr werthvollen goldenen, mit hundert Friedrichsd'or gefüllten Dose, begleitet, wie es scheint, von einem eigenhändigen königlichen Schreiben. —

Eine noch stärkere Aufforderung, den Antrag anzunehmen, lag in den trübseligen häuslichen Zuständen, die durch eine abermalige Erkrankung Constanzens und dadurch aufgedrungene wiederholte Ansprüche an Puchbergs hülfreiche Kasse, den Aermsten mit dem ganzen Gewicht seines unglücklichen Loses zu Boden drückten.

Er entschloß sich endlich widerstrebenden Muthes, den Kaiser in persönlicher Audienz um seine Entlassung zu bitten. Man erfährt aus Josefs Antwort, daß auch die Schwierigkeiten erwähnt wurden, welche vonseiten der Welschen und ihrer Partei Mozarts Bestrebungen hemmend entgegenwirkten. Josef ließ ihn ausreden und hielt seinen Blick aufmerksam und mit bewegtem Ausdruck auf den Vortragenden gerichtet. Als der endlich schwieg, erwiderte der Kaiser mit warmem Ton in der Stimme: „Lieber Mozart, Sie wissen, wie ich von den Italienern denke — und dennoch wollen Sie mich verlassen?" —

Gerührt antwortete dieser mit raschem Entschluß: „Euer Majestät — ich — ich empfehle mich zu ferneren Gnaden — ich bleibe!" —

Man fragte ihn nachher, ob er denn auf Verbesserung seines Gehaltes gedrungen habe, was ja freilich nahe lag. — Aber Mozart entgegnete unwillig: „Der Teufel denke in solcher Stunde daran!" —

Uebrigens dachte auch der Kaiser weder in jener Stunde noch später daran. Alles was er that, beschränkte sich wol darauf, den seit zwei Jahren zurückgehaltenen Figaro aus dem Banne der Italiener zu befreien. Wenigstens gelangte die Oper am 29. April 1789 wieder auf die wiener Bühne und wurde mit lautem ungeheuchelten Enthusiasmus, der ihre Lebensfähigkeit für alle Zukunft überzeugend verbürgen konnte, wie früher begrüßt.

* * *

Der schöne flüchtige Traum einer Erlösung aus allen Drangsalen durch eine würdige, fruchtverheißende Anstellung im Dienst jenes kunstsinnigen, alles Tüchtige in der Kunst mit vorurtheilsfreier Gunst fördernden Königs — dieser Traum war vor einem Blick des Kaisers zerflossen, wie Schnee vor der Sonne. Und Mozart mußte sich wohl oder übel mit dem widerstrebenden Gedanken versöhnen, daß halt alles beim alten geblieben — daß seine Reise für praktische Zwecke völlig erfolglos verlaufen sei. —

Geduldig belud er denn auch seine Schultern wieder mit dem schweren Kreuz sothaner Zustände und ergab sich nach vermögen der Arbeit ums Brot. Außer dem im Juni geschriebenen Streichquartett für Friedrich Wilhelm II., in welchem er dem königlichen Violoncellspieler artige Huldigungen darbrachte, entstand im Juli eine Klaviersonate (D), und in den folgenden Monaten eine Arie nach der andern. Im September schrieb er für seinen leichtfertigen falschen Freund, den Klarinettisten Stadler (S. 324), das unter dessen Namen bekannt gebliebene Quintett für sein Instrument mit Streichquartett, ein Stück voll melodischen Reizes, aber ohne geistige Vertiefung. — Was hätte auch ein lockerer Zeisig wie Stadler mit den Offenbarungen Mozartschen Ernstes zu schaffen gehabt? — Andrerseits aber bezeugt es die

leichtgeschürzte Haltung des Quintetts, daß der divinatorische Scharfblick des Urhebers das Wesen jenes Burschen klar durchschaute. — In einem der Concerte für den Pensionsfond (S. 220) am 22. Dezember gelangte das „Stadlerquintett" zum erstenmal öffentlich zu Gehör. Stadler führte die Klarinettenstimme ohne Zweifel vortrefflich aus. War doch seine Klarinette wol recht eigentlich der Gegenstand der Liebe, die Mozart trieb, den Menschen, der sie ihm als Tonwerkzeug werth gemacht, mit unverdienten Wohlthaten zu überschütten.

Mozarts freudige Hoffnung richtete sich bei seiner Ernennung zum kaiserlichen Kammermusiker auf eine ersprießliche Bethätigung seiner schöpferischen Gaben; wie sie mit einer solchen Stellung dienstlich verbunden war. Als Kapellmeister mußte er alle seine Fähigkeiten unbenutzt gelassen sehen. — Deshalb schien seine Erwartung billig und naheliegend genug, daß man ihn als Tonsetzer desto eifriger beschäftigen werde. Aber auch diese erwünschte Aussicht hüllte sich gar bald in das Dunkel enttäuschter Hoffnungen. Dittersdorf und andere wurden mit Aufträgen für die Singbühne dagegen vom Kaiser überhäuft. —

Von Mozart verlangte er nichts und gar nichts anderes als — Tänze: Walzer, Menuette und Contretänze für die in den kaiserlichen Redoutensälen jährlich wiederkehrenden Maskenbälle. In den Faschingswochen der drei Jahre 1788, 1789 und 1791*) verfertigte der kaiserliche Kammercompositeur für die Maskenbälle bei Hofe auf allerhöchsten Befehl nicht weniger als 90 Tänze aller Art, darunter Contretänze mit modischen Ueberschriften wie „das Donnerwetter", „die Bataille", „Sieg des Helden Coburg über die Türken". —

Auf solche unwürdigen Dienste beschränkte man die Muse eines Mozart, welche der Welt Geschenke gemacht hatte wie Idomeneo, die Entführung, Figaros Hochzeit, Don Juan, um aller übrigen zu geschweigen! —

Da erscheint es denn begreiflich, daß der Meister im Gefühl seiner Kraftfülle den Sold von achthundert Gulden mit Tanzmusik nicht ver-

*) 1790 verhinderte des Kaisers Krankheit und Tod — er starb am 20. Februar — alle Hoffeste.

dienen mochte und bei Anlaß einer Selbsteinschätzung seinem Unmuth einmal Luft machte in der Nachfuge: Zu viel für das was ich leiste, und zu wenig für das was ich leisten könnte. —

Nach dem glänzenden Erfolg der im August 1789 stattgefundenen Wiederholung des Figaro, und obendrein von anderen Beweggründen angeregt, vielleicht auch unter dem Einfluß jener Nachfuge an die Hofkammer, welche dem Kaiser zu Gesicht gekommen sein mochte, erinnerte sich der hohe, übrigens vielgeplagte Herr, daß Mozart sich manchmal fähig erwiesen habe, seine Brauchbarkeit auch in anderen Kunstgattungen als in denen der Tanzmusik zu empfehlen. Der Kammermusikus erhielt wirklich den allerhöchsten Befehl, eine neue Opera buffa zu schaffen, und der Theatraldichter da Ponte wurde auserkoren, das Buch zu verfassen. Der Kaiser wählte und bestimmte in höchsteigener Person den zu dramatisirenden Stoff.

Unbekümmert um dramatische Formalien und scenische Brauchbarkeit der getroffenen Wahl lenkte Josef dieselbe auf das volle frische Menschenleben unmittelbarer Gegenwart. In den Kreisen der wiener Gesellschaft erzählte man sich an Thee- und Spieltischen die skandalöse Geschichte von zwei befreundeten kaiserlichen Offizieren, welche die Treue ihrer verlobten vornehmen Bräute sehr unzart auf die verfänglichsten Proben gestellt und sich selbst das Herzeleid bereitet hätten, die geprüften Schönen schwach zu finden*). Der Kaiser, dem die Geschichte zu Ohren gekommen, scheint beschlossen zu haben, ein so taktloses Betragen seiner Offiziere exemplarisch zu ahnen. Es widerspricht aber nicht den liberalen Grundsätzen Josefs, wenn er befand, sein patriarchalisches Strafrichteramt in diesem Falle der Hechel öffentlicher Meinung abzutreten. Wenigstens unterliegt es keinem Zweifel, daß er selbst dieses Skandalum auserfah und Mozart mit da Ponte beauftragte, eine komische italienische Oper daraus zu machen. Als Schauplatz des musikalischen Dramas figurirte ursprünglich Triest, ver-

*) Dieses in Fr. Heinses Reise- und Lebensskizzen erwähnte „Gerücht" ist so bezeichnend für das Zeitalter Josefs II., daß man die grundlegenden Thatsachen getrost für wahr halten mag.

muthlich die Garnison jener beiden leichtsinnigen Freunde, wo die Geschichte sich begeben haben mochte. Man verlegte den Ort der Handlung später nach Venedig und endlich gar nach dem noch entlegeneren Neapel, wol um die Thaten der genugsam bestraften Sünder nicht zu verewigen, sie vielmehr zu verschleiern.

Einer Arbeit, mit deren Lösung sie von der höchsten Person betraut worden, sich zu entziehen, das mußten die beauftragten kaiserlichen Bediensteten, so da Ponte wie Mozart, für einfach unmöglich halten. Vielmehr machten sie sich unverzüglich an die Ausführung eines widerstrebenden Entwurfes, der in diesem Falle dem Dichter keinen Anhalt in einer bereits fertigen Vorlage bot, dagegen seiner freien Erfindung ungemessenen Spielraum eröffnete. Zweifelsohne konnte da Ponte manchen schätzbaren Wink und Rath Mozarts zur Unterstützung bei der dichterischen Ausführung trefflich verwerthen. Aber seine Arbeit, als dramatisches Ganzes betrachtet, beweiset trotzdem überzeugend, daß für die Ausgestaltung einer originalen Schöpfung die Flügelkraft seines Pegasus nicht mächtig genug war.

In da Pontes Buch lassen die Offiziere, Guillelmo (Baß) und Ferrando (Tenor) sich durch Don Alfonso, einen philosophischen alten Hagestolzen verleiten, die Prüfung ihrer Bräute, Fiordiligi und Dolabella, Schwestern aus Ferrara, zum Gegenstand einer Wette zu machen! — Als Bedingung wird festgesetzt, daß die Liebenden selbst ihre Verlobten auf die Probe stellen und sich nach Anordnungen des Don Alfonso aufs ernstlichste bemühen sollen, ihre Wette an diesen zu verlieren. In solcher Beleuchtung erscheint der strafbare Leichtsinn der beiden Kavaliere als herzlose verworfene Unsittlichkeit, als verächtliche Gesinnungslosigkeit. — Aber auch die Art der Durchführung des widerwärtigen Planes mittels abgebrauchter Motive als Verkleidungsscenen, vorgebliche Vergiftung aus Leidenschaft; der Umstand, daß die Freunde ihre Bräute austauschen und durch ihre stürmischen Anträge die Meinung erwecken, als hätte jeder nun erst die rechte gefunden; ferner die Unwahrscheinlichkeit, daß die betrogenen Mädchen ihre Geliebten in der Maske nicht erkennen; daß sie den Hokuspokus der von ihrer Zofe Despina (die Don Alfonso durch Bestechung zur Helferin seiner Zwecke

gewonnen) in abermaliger Verkleidung gespielten Rollen gläubig hinnehmen; endlich die Beschämung der Verleiteten durch die angeblich aus dem Lager zurückgekehrten Offiziere, welche sich auf Grund eines moralischen Gemeinplatzes mit den Treulosen sofort unbedenklich wieder versöhnen und mit Alfonso den Wettpreis verprassen: wie schwach, unsittlich, undramatisch und jeder höheren oder reinmenschlichen Idee abgekehrt erscheint nach Erwägung alles Einzelnen im Zusammenhang des Ganzen da Pontes elendes Machwerk! —

Aber Mozart stand einer vom Kaiser befohlenen, auch in ihrer dichterischen Vollendung begutachteten Aufgabe gegenüber. Er durfte und wollte sich derselben nicht entwinden; vielmehr konnte es ihm nur Reiz abgewinnen das schöpferische Feuer zu bethätigen, dem kein Stoff zu hart und spröde war, denselben in das Wesen seines lauteren Tongeistes umzuschmelzen. — Eine höhere Auffassung dieses Vorwurfes mußte freilich auch für Mozarts Genius unerfindlich bleiben. Aber er nahm denselben, wie er nun gerathen war, in sein warmes Herz und beseelte ihn mit seinem musikalischen Lebensstrom: — dem geistigen Jungbrunnen, aus welchem das schwache, widernatürliche Dichtwerk zum neuen Dasein eines menschlich und künstlerisch schönen Tonwerkes vollkräftig und naturwahr emporstieg.

Zwar schmiegt die Musik dieser Oper sich enger an die Weise der Opera buffa an, als die Entführung, Figaro und Don Juan; zwar erreicht sie diese weder in der Charakterzeichnung der handelnden Personen, noch in der Fülle und Zaubermacht der aus der Tiefe reichen Gemütslebens herauf und ins Herz klingenden Töne: aber eine Fülle klangschöner, formreiner Weisen hat hier den mannigfaltigsten Bewegungen des regsamen Menschenwesens, wie den schroffsten scenischen Gegensätzen, — komischen, elegischen und leidenschaftlichen dramatischen Zwischenfällen und Situationen in jeglicher Form, so Arie, als Ensemble und Chor — den unmittelbar verständlichen, treffenden Ausdruck abgewonnen: nach allen diesen Seiten stellte Mozart ein reiches musikalisches Meisterwerk her, das in anbetracht des ungünstigen Buches nicht weniger der Liebe und Bewunderung werth ist, als seine drei

Vorgänger, welche ja freilich ästhetisch und kunstgeschichtlich höhere Bedeutung zu beanspruchen haben.

Am 26. Januar 1790 erlebte das neue Werk seine erste Aufführung. Ein Modejournal berichtete über das auf der Bühne des k. k. Nationaltheaters vorgestellte „vortreffliche" Werk seinen Lesern: „Es hat den Titel: Cosi fan tutte osia La scuola degli amanti. Von der Musik ist alles gesagt, daß sie von Mozart ist."

Der Titel: „So machen es alle oder die Schule der Liebenden" ist, ungeachtet seiner verletzenden Ungezogenheit gegen die ganze in Anklagestand versetzte edele Weiblichkeit, erhalten geblieben, wie Mozarts liebenswürdige Musik. Das da Pontesche Buch aber hat man häufigen, oft abenteuerlichen Aenderungen und Verbesserungsversuchen nach dem Muster Jan Ballhorns unterworfen, um Mozarts Arbeit von den plumpen Bleigewichten zu erleichtern, welche die Pfuscherei da Pontes ihr an die Schwingen geheftet. Die Musik ist vor dem traurigen Schicksal geschützt geblieben, der Gefahr der Verschollenheit zu erliegen, welcher das Buch in seiner ursprünglichen Fassung rettungslos anheim fallen mußte.

Verschiedenartige Uebertragungen und Bearbeitungen bahnten der Oper Cosi fan tutte den Weg zu allen hervorragenden deutschen Bühnen. Mit wechselndem Glück wurde das Werk auch in Italien, Frankreich und England aufgeführt — zu London in englischer Sprache. Die Ensemblesätze und Finales beleuchten Mozarts Meisterschaft so eigenartig, daß dieses heitere Stück in der Kette seines künstlerischen Entwickelungsganges ein nothwendiges Glied bildet und die Geschichte dramatisch-musikalischen Stiles ergänzt.

Darum trägt Cosi fan tutte im musikalischen Gehalt den Keim dauernder Lebensfähigkeit, und wird dieselbe immer wieder bewähren, zumal wenn es gelingen sollte, das unbefriedigende Buch glücklicher als bisher umzudichten und auch diesen dramatischen Theil der Oper in eine würdigere, wärmere Sphäre reinmenschlicher Antheilnehmung zu erheben.

* * *

Während des Türkenkrieges weilte Josef II. in den feuchten Niederungen der Donauländer und kehrte mit zerrütteter Gesundheit nach der Kaiserstadt zurück. Dazu nagte an seinem humanen Herzen der Schmerz über das Unglück, alle seine liberalen Entwürfe am widerstreben seines Volkes scheitern zu sehen. Mit verdüstertem und verbittertem Gemüt erkrankte er. Und schon am 20. Februar 1790 endete das thatenreiche Leben dieses Kaisers, der dasselbe dem einzigen Wunsche geopfert, die Menschheit zu beglücken — jedoch nur nach der despotischen Maßgabe seiner eigenen unhaltbaren Doktrinen. — Mozart verlor in Josef einen wohlwollenden Gönner, der freilich nicht tief genug zu schauen vermochte, um die kunstgeschichtliche und kulturhistorische Bedeutung seines unscheinbaren und unpraktischen Schützlings genügend zu erkennen und angemessen zu würdigen.

Am 13. März hielt der Großherzog von Toskana, Josefs jüngerer Bruder Leopold, seinen Einzug in Wien, um zunächst die Königskrone der österreichischen Erblande zu übernehmen. Staatsklug und friedliebend suchte er die unzufriedenen Gemüter namentlich des Adels und der Geistlichkeit zu versöhnen durch die Aufhebung der mißliebigen Reformen seines Vorgängers im Reich, und ging darin so weit, daß er jede Spur solchen wirkens auszulöschen strebte. In allen Beamtenkreisen ordnete Leopold umfassenden Personal-Wechsel an. Auch die musikalischen Zustände wurden von seinem vorgehen empfindlich betroffen.

Das von Josef verbannte Ballet ward wieder eingeführt; die italienische Opera seria durfte aufs neue ihr Haupt über die Opera buffa erheben; der Intendant Josefs, Graf Rosenberg, mußte dem spanischen Grafen Ugarto seinen Platz räumen; da Ponte erhielt die sehr ungnädige Weisung, daß man seiner Dienste als Theaterdichter nicht ferner bedürfe; Sängerinnen, welche Josefs Gunst besessen, entließ dessen Nachfolger nicht minder ungütig. Wer sich nur besonderer Aufmerksamkeit Josefs rühmen durfte, mußte besorgen, von Leopold seines Amtes entsetzt zu werden. Diesem unerwünschten Schicksal zu begegnen, war Salieri so klug, seine Enthebung von der Direktion der Oper nachzusuchen. Seine Stellung eines kaiserlichen Generalmusik-

direktors konnte er sich nur durch jenen freiwilligen Verzicht sichern. Und sein Wahlspruch „moderata durant" (Alles mit Maß) bewährte sich trefflich. Umso bereitwilliger trat er seine Kapellmeisterstelle bei der Oper an seinen Schüler Josef Weigl ab, als der König der Oper und der Tonkunst wenig Geschmack abzugewinnen schien. Leopold betrat das Opernhaus zum erstenmal am 21. September 1790, wo eine besondere Veranlassung ihn dazu anregte. Sonst überließ er diesen Genuß seiner kunstsinnigeren Gemahlin, Marie Louise von Spanien. — Man sprach sogar davon, der König beabsichtige, in einem neuzuerbauenden Hoftheater die Logen zum Kartenspiel einzurichten.

Angesichts eines solchen Systemwechsels — was blieb da für Mozarts Zukunft und für die Aufbesserung seiner mißlichen Umstände noch zu erhoffen! — Durfte doch auch er des verewigten Herrschers Gunst in Erweisungen erfahren, welche der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen sein konnten. — Eben jetzt hatte der Jammer seiner Drangsale einen Grad erreicht, der den Heimgesuchten an den Rand der Verzweiflung brachte.

Constanze erlag wieder leidensvoller Erkrankung. Man fürchtete, der zehrende Stoff werde „die Knochen" angreifen. Mit erstaunlich heroischer Gelassenheit ergab sich die theuere Dulderin in ihr Schicksal. Gefaßt erwartete sie entweder Genesung oder Tod. Wolfgang sah mit heißen Thränen dem erlöschen seines einzigen Lebenstrostes entgegen. Er konnte weder arbeiten, noch Briefe schreiben, noch mochte er das Haus verlassen, um einmal frische Luft zu schöpfen. Und dazu kam der gänzliche Mangel an Mitteln, der Leidenden anregende Erfrischungen zu verschaffen; dazu kam die gänzliche Hoffnungslosigkeit, die Mittel zu erwerben; selbst mit dem Unterricht haperte es mehr wie je. Es waren um diese Zeit nur zwei Schüler da, und der Wunsch, mit Hülfe guter Freunde ihre Zahl auf acht zu steigern, konnte weder helfen noch trösten. Die Monate der Concerte und Bälle boten keinen Erwerb wegen des ablebens Josefs II. mit vorhergegangener Krankheit und nachfolgender Landestrauer.

So hoch schlugen die Wasser der Trübsal bisher noch nie über Mozarts Haupt zusammen. Er sann und grübelte zunächst nur, wie

die Mittel zu einer Badekur zu beschaffen sein möchten, im Falle seine Constanze so weit genesen sollte, um die Reise nach dem benachbarten Kurort Baden unternehmen zu können. Seine Wechselschulden spiegelten ihm die Möglichkeit abenteuerlicher Finanzspekulationen und Manöver vor, an deren Ausführbarkeit niemand glauben mochte als der bejammernswerthe, verzweifelte Erdenfremdling selbst. — Außer Puchberg fand keiner seiner reichen Freunde und Verehrer sich bereit, das kaum noch erträgliche Joch des Elendes wenigstens zeitweise von den wunden Schultern zu heben. Hätte sich doch nur ein ferner Schein, der Schimmer eines Hoffnungsstrahls entdecken lassen, er würde das welke Herz wie ein milder Himmelssegen wenn auch nur flüchtig erquickt und erfrischt haben.

Puchberg sandte ihm am 20. Januar zwar 100 Gulden; am Todestage des Kaisers, vermuthlich zur Beschaffung eines Trauerkleides 25 Gulden; dieselben kleinen Beträge am 8. und 23. April; 10 Gulden im August; größere Summen im Betrage von zweimal 100 und einmal 300 Gulden, die der großmüthige Freund herlieh, werden zu Zwecken der Badereise erfordert worden sein, welche Constanze nach ihrer Genesung unternahm. Wann Mozart diese größeren Summen gegen Versatzzettel von Puchberg empfing, läßt sich nicht bestimmen, weil die betreffenden Bittgesuche, die am Schluß den bewilligten Betrag in Puchbergs Handschrift aufweisen, ohne Zeitangabe geblieben sind.

Freier als nach jedesmaligem Empfang solcher Nothhülfen für den Augenblick, athmete Mozart einmal auf, als er ein Billet des Barons van Swieten erhielt, dessen Inhalt das niedergebrannte Freudenfeuer des wärmsten Glücksgefühls urplötzlich hell und hochemporflammen machte. Vermuthlich hatte van Swieten über Mozarts lähmende Hülflosigkeit mit dessen Gönner, dem Erzherzog Maximilian, des Königs jüngstem Bruder, Rücksprache genommen und den hohen Herrn zu der tröstlichen Ueberzeugung geneigt gefunden, daß man Mozart den Unterricht der königlichen Kinder zuzuwenden und ihn in ein wohlkonditionirtes Amt zu befördern suchen müsse. Mozart scheint nun zugleich mit dem Empfange solcher Meldung und des Rathes, sich durch die Vermittelung des Erzherzogs um die angedeuteten Aemter zu bemühen, von einer

Wechselschuld arg in die Enge getrieben worden sein. Er sandte deshalb van Swietens Brief mit einem abermaligen Hülferuf an Puchberg, — einem beweglichen bezeichnenden Herzenserguß, aus welchem zur Begründung der Wahrscheinlichkeit des vorausgesetzten Zusammenhanges der Thatsachen folgende Sätze mitzutheilen sind.

A Mons. Puchberg.

Hier schicke ich Ihnen, liebster Freund, Händels Leben. — Als ich letzthin von Ihnen nach Hause kam, fand ich beifolgendes Billet von Baron Swieten. Sie werden daraus ersehen, daß ich nunmehro mehr Hoffnung habe als allzeit (jezuvor). — Nun stehe ich vor der Pforte meines Glückes — verliere es auf ewig, wenn ich diesmal nicht Gebrauch davon machen kann. Meine gegenwärtigen Zustände sind aber (so) — daß ich bei all meinen angenehmen Aussichten, ohne die Hülfe eines biederen Freundes, meine Hoffnung zu meinem ferneren Glücke ganz verloren geben muß; — Sie werden an mir die Zeit her immer etwas trauriges bemerkt haben — und nur die zu vielen Gefälligkeiten, die Sie mir schon erwiesen haben, hießen mich schweigen; aber nur noch einmal und zum letztenmale, im allernothwendigsten Augenblicke, welcher mein ganzes ferneres Glück entscheidet, rufe ich Sie voll des Zutrauens in Ihre mir bewährte Freundschaft und Bruderliebe an, mir nach Ihrer ganzen Möglichkeit beizustehen. Sie wissen, wie mir meine dermaligen Umstände, wenn Sie kund würden, in meinem Gesuch bei Hofe schaden würden — wie nöthig es ist, daß dies ein Geheimniß bleibe; denn man urtheilt bei Hofe nicht nach den Umständen, sondern leider blos nach dem Schein. Sie wissen, sind gewiß ganz überzeugt, daß wenn ich, wie ich dermalen sicher zu hoffen habe, in meinem Gesuch glücklich bin, Sie ganz gewiß nichts verloren haben. — Mit welchem Vergnügen werde ich Ihnen dann meine Schulden abzahlen! — mit welchem Vergnügen Ihnen danken! — und mich überdies ewig als Ihren Schuldner anerkennen.

Puchberg überzeugte sich ebenfalls, daß van Swietens Empfehlung einer förmlichen Bewerbung um die Fürsprache des Erzherzogs Erfolg haben und den armen Freund mit einem Schlage aus den umstricken-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Solchergestalt an die „Pforte seines Glücks“ pochend, mochte der hoffnungsselige Josef wähnen, dieselbe müsse sofort dem Druck weichen und weit aufspringen. — Aber sie blieb fest verschlossen. Weder die Kapellmeisterstelle noch die königlichen Kinder wurden dem ehemaligen Günstling Josefs II. anvertraut.

Es bedurfte wol der demüthigenden Enttäuschung, um den jetzt härter als jemals Bedrängten zur Thatkraft aufzurufen, welche unter der Last drückender Sorgen und nagenden Grams erschlafft daniederlag. Er floh aus der Enge in die freie Weite seiner schönen Kunst. Die erschloß ihm ihre rettenden Pforten, so oft er anpochte. Seinen Hoffnungsanker senkte er in die Erinnerung an die freigebige Gnade des preußischen Herrschers, der das erste der bestellten Streichquartette so königlich belohnte. Mozart, ein Kind des Augenblicks, mußte sich wol wieder einmal anklagen, daß er in der weiteren Ausführung des erhaltenen höchsten Auftrages sich so lässig gezeigt, fast ein ganzes Jahr vergehen zu lassen, bevor er desselben gedachte. In der Noth der schwersten Bedrängniß schrieb er nun endlich rasch hintereinander noch zwei Quartette für Friedrich Wilhelm II., das erste (B) im Mai, das andere (F) im Juni. — Im Juli bearbeitete er dann noch sogleich für die vom Baron van Swieten veranstalteten Chorconcerte im Saale der Hofbibliothek zwei Werke Händels, nämlich die Cäcilien-Ode und das Alexanderfest.

Nach diesen Thaten, die ihm Dank und Gewinn verhießen, war die sonst stets fruchtbare Muse nicht mehr lebenskräftig genug, dem Ansturm des Ungemachs Widerstand entgegenzusetzen. Sie lag stumm auf der Marterbank und machte ihrem Meister und der Welt während der zweiten Hälfte des Jahres 1790 keine neue Geschenke mehr. War doch schon die Vollendung der beiden Streichquartette unter den hemmenden Einflüssen erdrückender Bekümmernisse und Sorgen langsamer fortgeschritten, als die geläufige Feder sonst zu arbeiten pflegte! —

Der Zustand wurde immer unerträglicher, zumal Constanzens Aufenthalt in Baden die Ansprüche an die Lebensbedürfnisse ganz ungewöhnlich steigerte. Mozart war völlig rathlos. Er klammerte sich an jede auftauchende Aussicht an, die Rettung oder Hülfe zu verheißen schien. Er hoffte wo nichts zu hoffen.

Im September fand die Doppelhochzeit der Erzherzöge Franz und Ferdinand mit den beiden Töchtern des Königs von Neapel statt. Die königlichen Eltern der verlobten beiden Schwestern besuchten aus diesem Anlaß den Kaiserhof, dem Mozart aus treuer Anhänglichkeit das Opfer gebracht, auf eine glänzende Zukunft in Berlin freiwillig Verzicht zu

leisten. Man konnte ja doch nicht so undankbar, so unmenschlich sein, ein solches Opfer für nichts zu achten! — Gewiß gab es triftige Beweggründe, die den König Leopold bestimmten, Mozarts wirksam befürwortetes Gesuch abzulehnen. Der hohe Herr erwartete wol nur eine passendere Gelegenheit, des treuen Dieners und glänzenden Sterns seiner Residenz sich huldvoll zu erinnern. Die Anwesenheit des sehr musikliebenden königlichen Gastes aus Neapel, der selbst gewandt die Zither spielte, ließ wenigstens sicher erwarten, daß man ihm eine Oper Mozarts vorführen und ihn mit Mozarts Klavierleistungen überraschen werde. — Solche Gedanken lagen gewiß nahe genug.

Aber dennoch — was geschah? — Dem König Ferdinand von Neapel zu Ehren führte man eine neue Oper von Josef Weigl (s. oben) und danach Salieris Axur auf. Im Axur war es, wo der König Leopold das Theater zum erstenmal betrat, um seinem Gast Ehre zu erweisen. Von Mozarts Opern schien man nicht einmal eine Erinnerung an ihr Dasein zu haben. — Ein glänzendes Hofconcert fand nach Vermählung der fürstlichen Paare unter Salieris Leitung in dem kaiserlichen Redoutensaal der Hofburg allerdings statt. Die Cavalieri und Calvesi sangen, die Gebrüder Stadler spielten, von Josef Haydn wurde eine Symfonie vorgetragen, die der König von Neapel auswendig wußte und laut mitsang, worauf er sich den demüthigen Künstler vorstellen ließ, ihn mit Aufträgen und einer Einladung nach Neapel auszeichnete, ihn wol auch königlich beschenkte. — Zu derselben Stunde saß der, welchen Haydn für den größten aller lebenden Tonmeister erklärt hatte, unbeachtet in irgend einem Winkel und konnte hier mit Muße guten und schlimmen Gedanken über die Welt und ihr Treiben nachhängen, ohne von irgend einem Menschen gestört zu werden.

Das alles war zusammengekommen und hatte Mozarts zähen Muth wie mit plumpen Keulenschlägen zu Boden geschmettert. Länger ertrug er nicht die beengenden Zustände — hinaus ins Weite, ins Freie drängte ihn der Selbsterhaltungstrieb.

Nach Frankfurt am Main! — Dort sollte am 9. Oktober der österreichische König als Leopold II. zum deutschen Kaiser mit festlichen Krönungsceremonien erhoben werden. In dem Zusammenfluß der

Tausende mußten einem Mozart ja die
und reichem Gewinn entgegenwogen.

Die Vortheile, sich dem musikalische
Führung Salieris als Kammermusiker S
dürfen, freie Hin- und Herreise, kaiserli
Förderung eigener künstlerischer Unterne
theile ließen den Entschluß nicht blos
mehr als geboten erscheinen. Es bedurft
auch nur einer solchen um die Bewilligu
sich beigesellen zu dürfen. Eine solche b
Das wäre ja ein Gedanke gewesen, d
grenzt hätte.

Nichtsdestoweniger erfuhr auch dieses
Zurückweisung! — —

Mozarts Mannesstolz, sein alter feu
brochener Kraft. — Er wollte dem rücks
daß ein Mann wie Mozart der kaiserlich
rathen könne. Er wollte ihm zeigen, d
Verfügungen des Obersthofmeisteramtes
es sich um selbständige Entschließungen
Dabei blieb es, koste es was es wolle
lichen Verfall seiner Wirtschaft, koste
drückendsten Nöthe, koste es seiner eigen
Opfer.

Ein silberner Löffel für den Hau
Mutter — ein dritter für das Söhnchen
Bedürfniß; alles übrige Silbergeräth,
himmlischer kunstgeweihter Stunden, pad
sie in das Leihhaus, kaufte für den Er
hielt noch Geld genug, um seinem S
Violinisten Hofer als Geleitsmann eine
bieten. Er hoffte, die Erträge des Un
um auch Hofers kärglichen Umständen auf
dem Kaiser den Wahn zu erwecken, als

nicht aus Noth Gunst erbetteln zu müssen, mochte doch reizvoll mitgewirkt haben bei dem Entschluß, einen Gast zur Begleitung einzuladen.

Am 23. September, während Constanze noch in Baden die Kur gebrauchte, reisete Wolfgang in Hofers Gesellschaft ab. Ueber Regensburg, Nürnberg, Würzburg und Aschaffenburg erreichten die Reisenden, welche sich dreimal nachts „ein bischen Ruhe" gegönnt, binnen sechs Tagen ihr Ziel. Schon von Efferding aus, wo ein Nachtquartier genommen war, schrieb Mozart einen flüchtigen Bericht an sein treues Weib. Ein zweiter ausführlicher folgte am 29. September, dem Tage der Ankunft in Frankfurt.

Die Stadt war überfüllt mit Fremden, so daß die Reisenden froh waren, in Sachsenhausen ein vorläufiges Unterkommen zu finden. Später gelang es bei einem Bekannten aus alter Zeit Wohnung und Kost um monatlich 30 Gulden zu erlangen. Mozart erneuerte hier die Bekanntschaft einer Frau, mit der er einst „im Auge Gottes" versteckens gespielt. Sie war damals ein muthwilliges lustiges Mädchen. — Und er? — was war er damals — was war er jetzt! — —

Die Hoffnung auf Glücksgewinn hielt er zwar aufrecht. Nicht entmuthigt von den sich drängenden öffentlichen Schaustellungen und Vergnügungen aller Art that er die erforderlichen Schritte, durch ein Concert erwünschte Einnahme zu erzielen. Aber er mußte bald gewahren, daß die Ernte weit hinter den Vorstellungen zurückbleiben werde, welche seine entzündbare Einbildungskraft ihm so schmeichlerisch vorgespiegelt. Uebrigens gelang es ihm trotz aller Schwierigkeiten, die mitwirkenden Organe, ein Orchester, eine treffliche Sängerin und — abermals einen Freund aus glücklicheren Tagen — den inzwischen ergrauten Klavierspieler von Beecké (S. 104) seinen Zwecken geneigt zu machen. Indessen ließ sich keine andere Räumlichkeit auftreiben, als das Theater, und keine günstigere Zeit als die Vormittagsstunden. Bei dem ungestümen Zudrang fiel obendrein die hohe obrigkeitliche Bewilligung als eine offene Frage schwer ins Gewicht. Doch machte der Rath in diesem Falle eine Ausnahme und gab am Mittwoch, den 13. Oktober 1790 zu Protokoll:

„Als vorkame, daß der Kayserlich
die Erlaubniß nachsuchte Morgen Vor
ein Conzert geben zu dörfen, solle ma
Fälle hierunter willfahren."

In der Probe fühlte der Meister si
artigen Unruhe, die sich auch nach a
machte. Das Klavier, auf welchem er z
die beide später als „Krönungsconcerte"
D) — stand auf der Bühne. Unterhal
Wiederholt nun sprang Mozart von s
über alle Hindernisse, selbst über die I
den Orchesterraum hinab, und wenn er
haft aber freundlich ins reine gebrach
wünschte, kletterte er ebenso behende wie

Am 14. Oktober fand das öffentliche
wies nur Mozartsche Werke auf, darun
Händen, die er mit seinem ehemaliger
Jeden Nachhall dieses Morgenconcertes
der Krönungsfeierlichkeiten und Lustbark

Die Leute erwiesen dem berühmter
Freundlichkeiten. — Aber sein sonst so wa
erlitten — es vermochte sich nicht aufzu
eiskalt".

Bald nach dem Concert schon wurd
führte die Reisenden zunächst nach Ma
Italien, der Maler Tischbein dieses zu
nutzte, um ihn in der idealen Auffassung
Tischbeinsche Bild auszeichnet. —

Mannheim, das geliebte Paradies
Jugendneigung, erreichte der Reisende a
Zeit, um Zeuge der ersten Aufführung s
Das herrliche Meisterwerk in dieser Stad
kunststräume! —

Er konnte aus der tönenden Flut

ihm in der Figaromusik wonnig und sonnenwarm entgegenschwoll, den süßen Trost schöpfen, daß seine himmlische Kunst treu gehalten habe, was ihm einst das Leben versprach und dann — versagte. —

Noch einmal erneuerte er im Austausch alter lieber Erinnerungen den traulichen Verkehr mit dem Rest seiner zahlreichen Freunde, den er noch in Mannheim wiederfand. Der Abschied wurde ihm schwer. Er dehnte die Zeit des Aufenthaltes viel länger aus, als er beabsichtigt hatte. Deshalb sollte die für München ausgeworfene Rast auf nur einen Tag eingeschränkt werden.

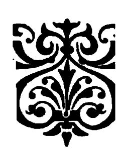
Doch wurde dieser Plan auf besonderen Wunsch des Kurfürsten geändert. Der hohe Herr hatte nicht sobald von Mozarts Anwesenheit erfahren, als er beschloß, seine Gäste, das neapolitanische Königspaar, mit Mozarts Spiel besonders zu erfreuen. Was sein eigener Kaiser ihm vorenthalten, das gewährte dem Tonmeister der baierische Kurfürst. Solche wohlverdiente Auszeichnung — „eine schöne Ehre für den wiener Hof!" — warf denn auf die Art des Kaisers, das wahre Genie zu schätzen, ein eigenthümliches Schlaglicht.

In München fand Mozart noch den gelehrten Wirt Albert (S. 115) in der Kaufinger Gasse, der es sich nicht nehmen ließ, den gefeierten Freund aus glücklicher Zeit mit Wohnung und Kost zu begünstigen. Während der Woche, wo Mozart sich zu München aufhielt, wurden zu des Gastgebers behaglichster Genugthuung die Tische seiner Weinstube nicht leer von Gästen. Leer aber ward manche Flasche und die Tageskasse desto voller.

Cannabich, Ramm, Marchand — die alten mannheimer Freunde, dazu wol zahlreiche andere aus neuerer Zeit rissen sich um den theueren Meister. Aber in seinem Wesen ließ oft ein ungewohnter Ernst, ein schwermüthiger Blick, eine trübe Stimmung sie befremdend ahnen, wie viel schwere, seit den Tagen des Idomeneo durch seine Seele gestürmte Wetterwolken die reine Sonne seiner kindfrohen, überschäumend heiteren Jugendlust zuweilen plötzlich beschatteten und verdüsterten.

So endete Mozarts letzte Reise — unersprießlich an Glücksgewinn — aber von hervorragender Bedeutung als eine Lebensführung, die ihn noch einmal aus den traurigsten Umständen liebevoll heraus-

valtsam gezo
ıstfeuer zu h
: liebsten J
s bisherigen
brechnung zu



die Mittel zu einer Badekur zu beschaffen sein möchten, im Falle seine Constanze so weit genesen sollte, um die Reise nach dem benachbarten Kurort Baden unternehmen zu können. Seine Wechselschulden spiegelten ihm die Möglichkeit abenteuerlicher Finanzspekulationen und Manöver vor, an deren Ausführbarkeit niemand glauben mochte als der bejammernswerthe, verzweifelte Erdenfremdling selbst. — Außer Puchberg fand keiner seiner reichen Freunde und Verehrer sich bereit, das kaum noch erträgliche Joch des Elendes wenigstens zeitweise von den wunden Schultern zu heben. Hätte sich doch nur ein ferner Schein, der Schimmer eines Hoffnungsstrahls entdecken lassen, er würde das welke Herz wie ein milder Himmelssegen wenn auch nur flüchtig erquickt und erfrischt haben.

Puchberg sandte ihm am 20. Januar zwar 100 Gulden; am Todestage des Kaisers, vermuthlich zur Beschaffung eines Trauerkleides 25 Gulden; dieselben kleinen Beträge am 8. und 23. April; 10 Gulden im August; größere Summen im Betrage von zweimal 100 und einmal 300 Gulden, die der großmüthige Freund herlieh, werden zu Zwecken der Badereise erfordert worden sein, welche Constanze nach ihrer Genesung unternahm. Wann Mozart diese größeren Summen gegen Versatzzettel von Puchberg empfing, läßt sich nicht bestimmen, weil die betreffenden Bittgesuche, die am Schluß den bewilligten Betrag in Puchbergs Handschrift aufweisen, ohne Zeitangabe geblieben sind.

Freier als nach jedesmaligem Empfang solcher Nothhülfen für den Augenblick, athmete Mozart einmal auf, als er ein Billet des Barons van Swieten erhielt, dessen Inhalt das niedergebrannte Freudenfeuer des wärmsten Glücksgefühls urplötzlich hell und hochemporflammen machte. Vermuthlich hatte van Swieten über Mozarts lähmende Hülflosigkeit mit dessen Gönner, dem Erzherzog Maximilian, des Königs jüngstem Bruder, Rücksprache genommen und den hohen Herrn zu der tröstlichen Ueberzeugung geneigt gefunden, daß man Mozart den Unterricht der königlichen Kinder zuzuwenden und ihn in ein wohlkonditionirtes Amt zu befördern suchen müsse. Mozart scheint nun zugleich mit dem Empfange solcher Meldung und des Rathes, sich durch die Vermittelung des Erzherzogs um die angedeuteten Aemter zu bemühen, von einer

Wechselschuld arg in die Enge getrieben worden sein. Er sandte deshalb van Swietens Brief mit einem abermaligen Hülferuf an Puchberg, — einem beweglichen bezeichnenden Herzenserguß, aus welchem zur Begründung der Wahrscheinlichkeit des vorausgesetzten Zusammenhanges der Thatsachen folgende Sätze mitzutheilen sind.

A Mons. Puchberg.

Hier schicke ich Ihnen, liebster Freund, Händels Leben. — Als ich letzthin von Ihnen nach Hause kam, fand ich beifolgendes Billet von Baron Swieten. Sie werden daraus ersehen, daß ich nunmehro mehr Hoffnung habe als allzeit (jezuvor). — Nun stehe ich vor der Pforte meines Glückes — verliere es auf ewig, wenn ich diesmal nicht Gebrauch davon machen kann. Meine gegenwärtigen Zustände sind aber (so) — daß ich bei all meinen angenehmen Aussichten, ohne die Hülfe eines biederen Freundes, meine Hoffnung zu meinem ferneren Glücke ganz verloren geben muß; — Sie werden an mir die Zeit her immer etwas trauriges bemerkt haben — und nur die zu vielen Gefälligkeiten, die Sie mir schon erwiesen haben, hießen mich schweigen; aber nur noch einmal und zum letztenmale, im allernothwendigsten Augenblicke, welcher mein ganzes ferneres Glück entscheidet, rufe ich Sie voll des Zutrauens in Ihre mir bewährte Freundschaft und Bruderliebe an, mir nach Ihrer ganzen Möglichkeit beizustehen. Sie wissen, wie mir meine dermaligen Umstände, wenn Sie kund würden, in meinem Gesuch bei Hofe schaden würden — wie nöthig es ist, daß dies ein Geheimniß bleibe; denn man urtheilt bei Hofe nicht nach den Umständen, sondern leider blos nach dem Schein. Sie wissen, sind gewiß ganz überzeugt, daß wenn ich, wie ich dermalen sicher zu hoffen habe, in meinem Gesuch glücklich bin, Sie ganz gewiß nichts verloren haben. — Mit welchem Vergnügen werde ich Ihnen dann meine Schulden abzahlen! — mit welchem Vergnügen Ihnen danken! — und mich überdies ewig als Ihren Schuldner anerkennen.

Puchberg überzeugte sich ebenfalls, daß van Swietens Empfehlung einer förmlichen Bewerbung um die Fürsprache des Erzherzogs Erfolg haben und den armen Freund mit einem Schlage aus den umstricken-

den Ketten des Elends herausreißen werde. In dieser Meinung beeilte sich Puchberg, dem Bittenden die helfende Hand zu reichen, indem er ihm den Betrag von 150 Gulden übermittelte. Nun schritt Mozart zur That.

Des Vaters Voraussicht, nach des „uralten" Oberkapellmeisters Bono ableben werde Salieri in dessen Amt einrücken und es könne dann nicht fehlen, daß Wolfgang in die erledigte zweite Kapellmeisterstelle berufen werden würde (S. 318), hatte sich soweit als zutreffend erwiesen, daß nach dem 1788 erfolgten Tode Bonos Salieri aufgerückt war. Mozart aber erhielt nicht Salieris Stelle, hatte sich auch wol nicht sonderlich darum bemüht; sträubte sich doch sein künstlerisches Ehrgefühl dagegen, einen kaiserlichen Dienst zu „erbetteln". Uebrigens blieb die erledigte zweite Kapellmeisterstelle inzwischen unbesetzt, nicht anders, als habe man sie für Mozart offen gelassen, bis er sich etwa zu einer Bewerbung bequemen würde. Endlich schmolz jetzt in der Hitze der zehrenden Trübsal sein harter eigensinniger Künstlerstolz.

Eine mühsam stilisirte feierliche Bittschrift wurde zu Papier gebracht, in welcher er sich berief auf seinen Eifer nach Ruhm, auf seine Liebe zur Thätigkeit und Ueberzeugung seiner Kenntnisse. Gedrängt von solchen Antrieben, wagte er es um eine zweite Kapellmeisterstelle zu bitten, besonders da der sehr geschickte Maestro Salieri sich nie dem Kirchenstil gewidmet habe, dessen Supplikant sich von Jugend auf ganz zu bemächtigen suchte. Mit Hinweis auf den „wenigen" Ruhm, den die Welt seinem Klavierspiel gegönnt, bat er ferner um die Gnade, die königliche Familie ihm zum musikalischen Unterricht allergnädigst anzuvertrauen. Diese Eingabe wurde eingeleitet mit der „kühnen" Bitte, Seine königliche Hoheit (des Erzherzogs Max?) wolle das unterthänige Gesuch mit seiner gnädigsten Fürsprache bei Seiner Majestät dem Könige empfehlend vertreten.

Solchergestalt an die „Pforte seines Glücks" pochend, mochte der hoffnungsselige Idealist wähnen, dieselbe müsse sofort dem Druck weichen und weit aufspringen. — Aber sie blieb fest verschlossen. Weder die Kapellmeisterstelle noch die königlichen Kinder wurden dem ehemaligen Günstling Josefs II. anvertraut.

Es bedurfte wol der demüthigenden Enttäuschung, um den jetzt härter als jemals Bedrängten zur Thatkraft aufzurufen, welche unter der Last drückender Sorgen und nagenden Grams erschlafft daniederlag. Er floh aus der Enge in die freie Weite seiner schönen Kunst. Die erschloß ihm ihre rettenden Pforten, so oft er anpochte. Seinen Hoffnungsanker senkte er in die Erinnerung an die freigebige Gnade des preußischen Herrschers, der das erste der bestellten Streichquartette so königlich belohnte. Mozart, ein Kind des Augenblicks, mußte sich wol wieder einmal anklagen, daß er in der weiteren Ausführung des erhaltenen höchsten Auftrages sich so lässig gezeigt, fast ein ganzes Jahr vergehen zu lassen, bevor er desselben gedachte. In der Noth der schwersten Bedrängniß schrieb er nun endlich rasch hintereinander noch zwei Quartette für Friedrich Wilhelm II., das erste (B) im Mai, das andere (F) im Juni. — Im Juli bearbeitete er dann noch sogleich für die vom Baron van Swieten veranstalteten Chorconcerte im Saale der Hofbibliothek zwei Werke Händels, nämlich die Cäcilien-Ode und das Alexanderfest.

Nach diesen Thaten, die ihm Dank und Gewinn verhießen, war die sonst stets fruchtbare Muse nicht mehr lebenskräftig genug, dem Ansturm des Ungemachs Widerstand entgegenzusetzen. Sie lag stumm auf der Marterbank und machte ihrem Meister und der Welt während der zweiten Hälfte des Jahres 1790 keine neue Geschenke mehr. War doch schon die Vollendung der beiden Streichquartette unter den hemmenden Einflüssen erdrückender Bekümmernisse und Sorgen langsamer fortgeschritten, als die geläufige Feder sonst zu arbeiten pflegte! —

Der Zustand wurde immer unerträglicher, zumal Constanzens Aufenthalt in Baden die Ansprüche an die Lebensbedürfnisse ganz ungewöhnlich steigerte. Mozart war völlig rathlos. Er klammerte sich an jede auftauchende Aussicht an, die Rettung oder Hülfe zu verheißen schien. Er hoffte wo nichts zu hoffen.

Im September fand die Doppelhochzeit der Erzherzöge Franz und Ferdinand mit den beiden Töchtern des Königs von Neapel statt. Die königlichen Eltern der verlobten beiden Schwestern besuchten aus diesem Anlaß den Kaiserhof, dem Mozart aus treuer Anhänglichkeit das Opfer gebracht, auf eine glänzende Zukunft in Berlin freiwillig Verzicht zu

leisten. Man konnte ja doch nicht so undankbar, so unmenschlich sein, ein solches Opfer für nichts zu achten! — Gewiß gab es triftige Beweggründe, die den König Leopold bestimmten, Mozarts wirksam befürwortetes Gesuch abzulehnen. Der hohe Herr erwartete wol nur eine passendere Gelegenheit, des treuen Dieners und glänzenden Sterns seiner Residenz sich huldvoll zu erinnern. Die Anwesenheit des sehr musikliebenden königlichen Gastes aus Neapel, der selbst gewandt die Zither spielte, ließ wenigstens sicher erwarten, daß man ihm eine Oper Mozarts vorführen und ihn mit Mozarts Klavierleistungen überraschen werde. — Solche Gedanken lagen gewiß nahe genug.

Aber dennoch — was geschah? — Dem König Ferdinand von Neapel zu Ehren führte man eine neue Oper von Josef Weigl (s. oben) und danach Salieris Axur auf. Im Axur war es, wo der König Leopold das Theater zum erstenmal betrat, um seinem Gast Ehre zu erweisen. Von Mozarts Opern schien man nicht einmal eine Erinnerung an ihr Dasein zu haben. — Ein glänzendes Hofconcert fand nach Vermählung der fürstlichen Paare unter Salieris Leitung in dem kaiserlichen Redoutensaal der Hofburg allerdings statt. Die Cavalieri und Calvesi sangen, die Gebrüder Stadler spielten, von Josef Haydn wurde eine Symfonie vorgetragen, die der König von Neapel auswendig wußte und laut mitsang, worauf er sich den demüthigen Künstler vorstellen ließ, ihn mit Aufträgen und einer Einladung nach Neapel auszeichnete, ihn wol auch königlich beschenkte. — Zu derselben Stunde saß der, welchen Haydn für den größten aller lebenden Tonmeister erklärt hatte, unbeachtet in irgend einem Winkel und konnte hier mit Muße guten und schlimmen Gedanken über die Welt und ihr Treiben nachhängen, ohne von irgend einem Menschen gestört zu werden.

Das alles war zusammengekommen und hatte Mozarts zähen Muth wie mit plumpen Keulenschlägen zu Boden geschmettert. Länger ertrug er nicht die beengenden Zustände — hinaus ins Weite, ins Freie drängte ihn der Selbsterhaltungstrieb.

Nach Frankfurt am Main! — Dort sollte am 9. Oktober der österreichische König als Leopold II. zum deutschen Kaiser mit festlichen Krönungsceremonien erhoben werden. In dem Zusammenfluß der

Tausende mußten einem Mozart ja die gesegnetsten Ernten an Ruhm und reichem Gewinn entgegenwogen.

Die Vortheile, sich dem musikalischen Gefolge des Kaisers unter Führung Salieris als Kammermusiker Seiner Majestät anschließen zu dürfen, freie Hin- und Herreise, kaiserliche Herberge und Beköstigung, Förderung eigener künstlerischer Unternehmungen — alle solche Vortheile ließen den Entschluß nicht blos als empfehlbar, sondern vielmehr als geboten erscheinen. Es bedurfte zunächst einer Anfrage, aber auch nur einer solchen um die Bewilligung, dem kaiserlichen Orchester sich beigesellen zu dürfen. Eine solche bescheidene Bitte abweisen? — Das wäre ja ein Gedanke gewesen, der an Majestätsbeleidigung gegrenzt hätte.

Nichtsdestoweniger erfuhr auch dieses bescheidene Gesuch eine barsche Zurückweisung! — —

Mozarts Mannesstolz, sein alter feuriger Trotz erwachte mit ungebrochener Kraft. — Er wollte dem rücksichtslosen Gebieter nun zeigen, daß ein Mann wie Mozart der kaiserlichen Gunst sehr wohl auch entrathen könne. Er wollte ihm zeigen, daß seine Abhängigkeit von den Verfügungen des Obersthofmeisteramtes nicht in Betracht komme, wo es sich um selbständige Entschließungen handele. Nach Frankfurt! — Dabei blieb es, koste es was es wolle — koste es selbst den gänzlichen Verfall seiner Wirtschaft, koste es auch den Seinigen die drückendsten Nöthe, koste es seiner eigenen Zukunft die empfindlichsten Opfer.

Ein silberner Löffel für den Hausvater — ein zweiter für die Mutter — ein dritter für das Söhnchen — das genügte anständigem Bedürfniß; alles übrige Silbergeräth, alle Pretiosen, die Denkmäler himmlischer kunstgeweihter Stunden, packte der Meister zusammen, trug sie in das Leihhaus, kaufte für den Erlös einen Reisewagen und behielt noch Geld genug, um seinem Schwager, dem braven dürftigen Violinisten Hofer als Geleitsmann einen Platz im Reisewagen anzubieten. Er hoffte, die Erträge des Unternehmens würden ausreichen, um auch Hofers kärglichen Umständen aufzuhelfen. Der trotzige Gedanke, dem Kaiser den Wahn zu erwecken, als besitze Mozart Mittel genug,

nicht aus Noth Gunst erbetteln zu müssen, mochte doch reizvoll mitgewirkt haben bei dem Entschluß, einen Gast zur Begleitung einzuladen.

Am 23. September, während Constanze noch in Baden die Kur gebrauchte, reisete Wolfgang in Hofers Gesellschaft ab. Ueber Regensburg, Nürnberg, Würzburg und Aschaffenburg erreichten die Reisenden, welche sich dreimal nachts „ein bischen Ruhe“ gegönnt, binnen sechs Tagen ihr Ziel. Schon von Efferding aus, wo ein Nachtquartier genommen war, schrieb Mozart einen flüchtigen Bericht an sein treues Weib. Ein zweiter ausführlicher folgte am 29. September, dem Tage der Ankunft in Frankfurt.

Die Stadt war überfüllt mit Fremden, so daß die Reisenden froh waren, in Sachsenhausen ein vorläufiges Unterkommen zu finden. Später gelang es bei einem Bekannten aus alter Zeit Wohnung und Kost um monatlich 30 Gulden zu erlangen. Mozart erneuerte hier die Bekanntschaft einer Frau, mit der er einst „im Auge Gottes“ versteckens gespielt. Sie war damals ein muthwilliges lustiges Mädchen. — Und er? — was war er damals — was war er jetzt! — —

Die Hoffnung auf Glücksgewinn hielt er zwar aufrecht. Nicht entmuthigt von den sich drängenden öffentlichen Schaustellungen und Vergnügungen aller Art that er die erforderlichen Schritte, durch ein Concert erwünschte Einnahme zu erzielen. Aber er mußte bald gewahren, daß die Ernte weit hinter den Vorstellungen zurückbleiben werde, welche seine entzündbare Einbildungskraft ihm so schmeichlerisch vorgespiegelt. Uebrigens gelang es ihm trotz aller Schwierigkeiten, die mitwirkenden Organe, ein Orchester, eine treffliche Sängerin und — abermals einen Freund aus glücklicheren Tagen — den inzwischen ergrauten Klavierspieler von Beecké (S. 104) seinen Zwecken geneigt zu machen. Indessen ließ sich keine andere Räumlichkeit auftreiben, als das Theater, und keine günstigere Zeit als die Vormittagsstunden. Bei dem ungestümen Zudrang fiel obendrein die hohe obrigkeitliche Bewilligung als eine offene Frage schwer ins Gewicht. Doch machte der Rath in diesem Falle eine Ausnahme und gab am Mittwoch, den 13. Oktober 1790 zu Protokoll:

„Als vorkame, daß der Kayserliche Concert-Meister Mozart um die Erlaubniß nachsuchte Morgen Vormittag im Stadtschauspielhause ein Conzert geben zu dörfen, solle man ohne Consequenz auf andere Fälle hierunter willfahren."

In der Probe fühlte der Meister sich ergriffen von einer fremdartigen Unruhe, die sich auch nach außen hin auffallend bemerkbar machte. Das Klavier, auf welchem er zwei Concertstücke ausführte, — die beide später als „Krönungsconcerte" bezeichnet worden sind (F und D) — stand auf der Bühne. Unterhalb derselben saß das Orchester. Wiederholt nun sprang Mozart von seinem Stuhl auf, schwang sich über alle Hindernisse, selbst über die Muschel des Souffleurkastens in den Orchesterraum hinab, und wenn er mit den Orchersterspielern lebhaft aber freundlich ins reine gebracht, was er anders zu hören wünschte, kletterte er ebenso behende wieder auf die Bühne.

Am 14. Oktober fand das öffentliche Concert statt. Das Programm wies nur Mozartsche Werke auf, darunter eine Klaviersonate zu vier Händen, die er mit seinem ehemaligen Rivalen von Beecké vortrug. Jeden Nachhall dieses Morgenconcertes haben die hochgehenden Wogen der Krönungsfeierlichkeiten und Lustbarkeiten spurlos hinweggespült. —

Die Leute erwiesen dem berühmten Mann übrigens die artigsten Freundlichkeiten. — Aber sein sonst so warmes Herz hatte zu viel Qualen erlitten — es vermochte sich nicht aufzuschließen, — es blieb „kalt — eiskalt".

Bald nach dem Concert schon wurde die Rückkehr angetreten. Sie führte die Reisenden zunächst nach Mainz, wo Goethes Gefährte in Italien, der Maler Tischbein dieses Zusammentreffen mit Mozart benutzte, um ihn in der idealen Auffassung zu malen, die das eigenartige Tischbeinsche Bild auszeichnet. —

Mannheim, das geliebte Paradies seiner ersten schönen, scheuen Jugendneigung, erreichte der Reisende am 24. Oktober noch zu rechter Zeit, um Zeuge der ersten Aufführung seines Figaro sein zu können. — Das herrliche Meisterwerk in dieser Stadt seiner überschwänglichen Zukunftsträume! —

Er konnte aus der tönenden Flut seiner liebenden Seele, welche

ihm in der Figaromusik wonnig und sonnenwarm entgegenschwoll, den süßen Trost schöpfen, daß seine himmlische Kunst treu gehalten habe, was ihm einst das Leben versprach und dann — versagte. —

Noch einmal erneuerte er im Austausch alter lieber Erinnerungen den traulichen Verkehr mit dem Rest seiner zahlreichen Freunde, den er noch in Mannheim wiederfand. Der Abschied wurde ihm schwer. Er dehnte die Zeit des Aufenthaltes viel länger aus, als er beabsichtigt hatte. Deshalb sollte die für München ausgeworfene Rast auf nur einen Tag eingeschränkt werden.

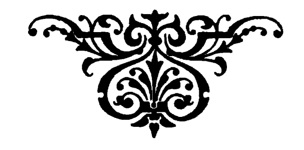
Doch wurde dieser Plan auf besonderen Wunsch des Kurfürsten geändert. Der hohe Herr hatte nicht sobald von Mozarts Anwesenheit erfahren, als er beschloß, seine Gäste, das neapolitanische Königspaar, mit Mozarts Spiel besonders zu erfreuen. Was sein eigener Kaiser ihm vorenthalten, das gewährte dem Tonmeister der baierische Kurfürst. Solche wohlverdiente Auszeichnung — „eine schöne Ehre für den wiener Hof!" — warf denn auf die Art des Kaisers, das wahre Genie zu schätzen, ein eigenthümliches Schlaglicht.

In München fand Mozart noch den gelehrten Wirt Albert (S. 115) in der Kaufinger Gasse, der es sich nicht nehmen ließ, den gefeierten Freund aus glücklicher Zeit mit Wohnung und Kost zu begünstigen. Während der Woche, wo Mozart sich zu München aufhielt, wurden zu des Gastgebers behaglichster Genugthuung die Tische seiner Weinstube nicht leer von Gästen. Leer aber ward manche Flasche und die Tageskasse desto voller.

Cannabich, Ramm, Marchand — die alten mannheimer Freunde, dazu wol zahlreiche andere aus neuerer Zeit rissen sich um den theueren Meister. Aber in seinem Wesen ließ oft ein ungewohnter Ernst, ein schwermüthiger Blick, eine trübe Stimmung sie befremdend ahnen, wie viel schwere, seit den Tagen des Idomeneo durch seine Seele gestürmte Wetterwolken die reine Sonne seiner kindfrohen, überschäumend heiteren Jugendlust zuweilen plötzlich beschatteten und verdüsterten.

So endete Mozarts letzte Reise — unersprießlich an Glücksgewinn — aber von hervorragender Bedeutung als eine Lebensführung, die ihn noch einmal aus den traurigsten Umständen liebevoll heraus-

hob, seinen nach außen gewaltsam gezogenen Blick wieder nach innen richtete, sein abgekühltes Kunstfeuer zu heller Lohe anfachte und in dem Zusammentreffen mit seinen liebsten Jugendfreunden ihm Rückblicke auf den ganzen Gang seines bisherigen Lebens eröffnete, die ihn vorbereiteten, mit demselben Abrechnung zu halten.





Am Ziel.

Von den Briefen, die der Reisende an Constanze schrieb, haben sich nur drei erhalten. Er hat wol auch kaum mehr zustande gebracht. Jene drei Briefe sind an Josefa Hofer, Constanzens älteste Schwester adressirt. Denn Mozart, der von seiner fernen Lebensgefährtin noch spärlicher als sie von ihm mit laufenden Nachrichten versorgt wurde, wußte auf seiner Rückreise nicht einmal, ob sie in Baden oder Wien weile. — Die Verfassung seines Gemüts drückt sich in geistesmüden, sachlich nüchternen Berichterstattungen aus, wie man solche im Briefverkehr ähnlicher Art bei Mozart kaum begreifen würde, wenn man die leidensvollen Ursachen nicht kennte, die ihn ernst, matt und resignirt stimmten. Seine herzliche eheliche Gesinnung tönt nur aus der Sehnsucht nach Constanzens Briefen und nach dem wiedersehen hervor, wie aus der Sorge für ihre Gesundheit. —

Mehr wie je richtete sich seine Aufmerksamkeit auf die äußere Umgebung und auf kleine Reiseerlebnisse, die er sonst gar nicht zu beachten schien. Er erzählt von der Bedienung in den Wirtshäusern. — Nürnberg fällt ihm auf — Würzburg; — überraschend ist es, daß der reichsstädtische mittelalterliche Baustil Nürnbergs ihm mißfällt. Nürnberg

erscheint ihm häßlich — Würzburg nennt er eine schöne, prächtige Stadt.

Ueberall kommt ihm Bewunderung, Freundlichkeit, Liebe warm entgegen: sein Herz, sein welkes, armes, zerschlagenes Herz bleibt kalt — eiskalt dabei. Könnten die Menschen hineinsehen! — wie gut, daß sie das nicht können! — „er müßte sich ja schämen!" —

Des Daseins Jammer und Elend durchfröstelte sein Gefühl und hielt ihn fern vom Tempel der ermatteten geliebten Muse; er schloß verzweifelt das Auge vor dem entgeisteten Heiligthum: sein Blick wandte sich nach der anderen Richtung, glitt nicht mehr flüchtig und achtlos an Außendingen vorüber, die er zuvor kaum in halbbewußter Wahrnehmung streifte.

Mit dem geringen Glückserfolg seiner frankfurter Reise war der letzte Hoffnungstraum zerronnen, den die so leicht zu erhitzende Einbildungskraft ihm lockend vorgaukelte. Schaute er auf sein Leben, auf die Nöthe zurück, die es in stets wachsendem Maße ihm brachte, — die Pandorabüchse, der all das mannigfache Ungemach entstieg, das ihm Haupt und Herz umwirbelte: aus welchem Stoff war sie sonst gebildet, als aus seiner unbedachtsamen Hoffnungsseligkeit, aus seiner ungezügelten Freigebigkeit, aus seiner verschwenderisch, wahllos vergeudeten Offenherzigkeit, aus seiner unweisen Zuversicht auf gleiche hülfreiche und vertrauensvolle Gesinnungen anderer Menschen, und endlich aus seinem künstlerischen Stolz, der sich nicht beugen, aus seinem ehrgeizigen Selbstgefühl, das nur fordern und erwarten, aber nicht sich fügen wollte, wo es galt widerstrebende Verhältnisse den nächsten Zwecken dienstbar zu machen.

So konnte, so durfte er nicht weiter; — er fühlte die dringende Nöthigung, daß es anders werden müsse; und sein sittliches Bewußtsein überzeugte ihn, das sei nur möglich, wenn er selbst anders werden würde; wenn er sich bescheiden möchte, Menschen und Verhältnisse zu nehmen, wie sie einmal wären, und sich mit gottgelassenem Sinn in das bestehende und gegebene zu schicken. So brach er denn mit seinen hochfliegenden Entwürfen und Hoffnungen — wollte das Glück nicht mehr in der fernen Weite suchen wie ein fahrender Abenteurer, sondern

wollte nur arbeiten, nichts als arbeiten und sich keinem Auftrag, keiner Gelegenheit versagen, auch nicht der untergeordnetesten Aufgabe, die seinem Genius immer abverlangt und ihm, dem Meister, wie seiner Familie ersprießlich werden könne. Um das weitere wollte er nicht mehr sorgen, sondern dem Segen vertrauen ohne welchen alles Menschenwerk eitel ist. Er wollte kämpfen — kämpfen auch wider sich selbst.

Mit solchen Entschließungen erklomm Mozart die letzte und höchste Stufe entwickelter Mannhaftigkeit. Und nach seiner Rückkehr von Frankfurt fand sich sogleich und häufig Gelegenheit, den Ernst und die Beständigkeit der Sinnesänderung zu bethätigen und sich des Trostes zu erfreuen, daß der Lenker seines Lebens durch beredte Fügungen der Umstände sich zu derselben bekannte.

Bei seiner Ankunft in Wien erwartete ihn zunächst eine sehr verlockende Versuchung, die im Hinblick auf seine Entschlüsse den Stempel einer ernsten Prüfung ihrer Haltbarkeit ausprägte. Er fand einen Brief in französischer Sprache vor, aus London am 26. Oktober 1790 von Robert May O'Reilly, dem Impresario der dort im Pantheon spielenden italienischen Oper, an Mozart gerichtet, mit Anerbietungen die einen starken Reiz auf ihn übten, dem Glück in der Fremde noch einmal einen Versuch zu opfern. May O'Reilly lud ihn ein nach England zu kommen, dort vom Dezember 1790 bis Ende Juni 1791 zu verweilen und während dieses Zeitraums mindestens zwei ernste oder komische neue Opern je nach befinden der Theaterleitung zu schreiben. Dreihundert Pfund Sterling und die unbeschränkte Freiheit, seine Tonschöpfungen bei allen übrigen Anstalten öffentlicher Musikpflege — mit Ausnahme anderer Bühnen — zu verwerthen: das war gewiß eine sehr verführerische Aussicht für einen Musiker und Familienvater, der eben zu dieser Zeit eines früh hereingebrochenen Winters nicht so viel Geld besaß, um Heizungsmaterial anschaffen zu können. — Dennoch verschmähte der Standhafte die Annahme des trügerischen Loses, das ihm von weitem her schmeichelnd genug winkte. Und die treue Bescheidung in das gegebene belebte auch seinen elastischen Frohsinn wieder. Wenn Constanze vor Kälte zitterte, schlang er seinen Arm um sie und tanzte mit ihr lustig springend im Zimmer umher, bis das

Blut wieder rasch und warm in den Adern kreiste. Bei solcher Gelegenheit war es, wo Josef Deiner, der Hausmeister aus der „Silbernen Schlange" das fröhliche Paar überraschte und für Brennholz sorgte. (S. 312.) —

Kaum einige Wochen nach Empfang des Briefes von O'Reilly trat der Versucher abermals an Mozart heran. Der Violinspieler Salomon, angestellt in der Theaterkapelle eines von Gallini zu London geleiteten Concertunternehmens erschien zum zweiten Male in Wien (S. 368), um Josef Haydn durch glänzende Anerbietungen für einen zeitweiligen Aufenthalt zu London im Namen Gallinis zu gewinnen. Gallini leitete ebenfalls eine italienische Oper und in seinem Auftrag sicherte Salomon dem Meister Haydn für jede Oper, die er zu London schreiben würde, 3000 Gulden zu. Als Bürgschaft für so glänzende Darbietungen hinterlegte Salomon in einem wiener Bankhause den Betrag von 5000 Gulden, welchen Haydn nach erfolgter Heimkehr erheben sollte.

Auf Grund nicht minder anziehender Bedingungen unterhandelte nun Salomon auch mit Mozart in betreff eines Aufenthaltes zu London, sobald Haydn von da nach Wien zurückgekehrt sein würde. Er traf hier erst am 20. August 1795 als wohlhabender Mann wieder ein. Ob Salomon gelang, Mozart zum Entschluß zu bewegen, findet sich nicht überliefert. Doch dieser konnte seinen Freund Haydn in London nach dessen Rückkehr nicht mehr ablösen. Fast fünf Jahre waren inzwischen dahin gegangen über die kühle Erde, die Mozarts Sterbliches barg.

Todesahnungen lebten bereits in seiner Seele, als er der trostlosen Gewißheit ins traurige Antlitz schauen mußte, den einzigen Kunstgenossen, seinen theuern „Papa" Haydn, der ihm volles Verständniß und ermuthigende Würdigung entgegenbrachte, für immer aus dem Kreise seiner wiener Freunde scheiden zu sehen. Er versuchte ihn in seinem Entschluß wankend zu machen, stellte ihm vor, daß Haydn die große Welt nicht kenne, daß er nicht mehr jung genug sei, daß er die englische Sprache nicht verstehe; seine Bemühungen blieben erfolglos. Haydn tröstete sich mit der Rüstigkeit seiner 59 Jahre und versicherte den Freund, seine Sprache verstehe man in der ganzen Welt. So

mußte Mozart sich denn in den herben Verlust schicken. Aber derselbe machte ihm das Herz schwer. Den Tag vor Haydns Abreise wich er nicht von seiner Seite, theilte das letzte Mittagsmahl mit ihm und sprach dem Scheidenden mit feuchtem Blick die Ueberzeugung aus, daß sie einander auf Erden nicht wiedersehen würden — dieses sein Lebewohl sei ein Abschied für immer.

Sein treues ausharren und sein Vorsatz, das ihm verliehene, musikalische Pfund in dem Dienst der Menschen zu verwerthen, gewissenhaft damit zu wuchern, trug jetzt bei der veränderten Richtung auf selbstlose gemeinnützige Ziele nach allen Seiten hin die erfreulichsten Früchte. Offenbar aus dem Antriebe zu dienen, wiewol auch die Hoffnung mitwirken mochte, etwas vorbereitendes zur Sicherstellung seiner Zukunft einzuleiten, geschah es, daß — da vonseiten des Obersthofmeisteramtes Kaiser Leopolds II. alle Zugänge ihm verriegelt worden — Mozart ein „unterthäniges Bitten" an die „gnädigen Herren des hochlöblich, hochweisen wienerschen Stadt-Magistrats" richtete, des Inhaltes: ihn dem Kapellmeister Hofmann, einem kränklichen bejahrten Musiker und Organisten an der St. Stefans-Domkirche zu adjungiren. Das Gesuch stützte sich auf den klangvollen Namen M o z a r t und seinen kaiserlichen Titel. Es hob ausdrücklich hervor, daß der Bittsteller für jetzt auf Gehalt keinerlei Anspruch mache, sondern einzig von dem Wunsche beseelt sei, jenem „rechtschaffenen Manne in seinem Dienste an die Hand zu gehen, und eines hochweisen Stadt-Magistrats Berücksichtigung durch wirkliche Dienste zu erwerben, die der k. k. Kammer-Compositor durch seine auch im Kirchenstil ausgebildeten Kenntnisse zu leisten vor anderen sich fähig halten dürfe".

Hatte Mozart zu Bittschriften an große Herren sich entschlossen, niemals fanden sie bisher Gehör. Im jetzigen Falle sollte er endlich auch einmal das Glück einer Gewährung erfahren. Sein „bittliches Ansuchen" wurde in Gnaden genehmigt. Herr Wolfgang Amadeus Mozart wurde durch Magistrats-Beschluß vom 9. Mai 1791 dem Herrn Kapellmeister Leopold Hofmann bei der St. Stefans-Domkirche dergestalt u n e n t g e l t l i c h adjungiret, daß er sich durch einen bündigen Revers verbindlich machen sollte, gedachtem Herrn Kapellmeister in seinem

Dienst an die Hand zu gehen, ihn, wenn er nicht selbst erscheinen könne, ordentlich zu suppliren, und in dem Falle diese Kapellmeisterstelle wirklich erledigt werde, sich mit dem Gehalt und mit allem, was der Magistrat zu verordnen und zu bestimmen für gut finden werde, begnügen wolle.

Zu der erfreulichen Aussicht, Hofmanns Nachfolger in Amt und Brot zu werden, gewährte die unentgeltliche Anstellung dem neuen Amtsvertreter des alten Herrn wol erwünschte Freiheit, sich an der majestätischen Orgel des Stefansdomes zu erbauen und als Kapellmeister der Kirchenmusik die Messe zu leiten. Wie glücklich mußte der vom Kaiser vernachlässigte Meister sich fühlen, seine ausgebildeten Kenntnisse und ihm „vor anderen" zugetheilten, so lange verschmähten Fähigkeiten nun endlich mit dem Bewußtsein des Rechtes und der Pflicht im Dienste gemeinnütziger Zwecke entfalten zu dürfen! —

Seine auf der letzten Reise gereiften Vorsätze richteten sich vornehmlich auf den Entschluß, seine erfrischte Thatkraft in anhaltender Arbeitsamkeit wieder zu verwerthen. Er wollte arbeiten — nichts als arbeiten.

Drängte ihn die Fülle der Gedanken, welche aus solchem männlichen Kraftgefühl hervorströmte, oder beflügelten Ahnungen des nahen Endes Muth und Feder — gewiß ist, daß er, der in der Ausführung ehrenvoller und vortheilhafter Aufträge sich so oft lässig gezeigt, jetzt auch die untergeordnetesten Anlässe wahllos und begierig ergriff zu arbeiten — nur treu zu arbeiten. Und in keinem aller 35 vollendeten Lebensjahre hat seine reiche Schöpferkraft erstaunlichere Ergebnisse erzielt, als in dem 36sten. Von Jahr zu Jahr war die Summe, der in sein Verzeichniß eingetragenen vollendeten Werke kleiner geworden. 1790 betrug dieselbe bis zur Reise nach Frankfurt nur drei Nummern (S. 421). — Wie stark mußte der innere, aus einer ernsten Selbstschau hervorgegangene Antrieb sein, der ihn nunmehr nach seiner Rückkehr von der Reise zu einer Thätigkeit anhielt, die noch einmal jene göttliche Wunderthat in Erinnerung bringt, deren Gefäß, deren Verkündiger, deren beredter Zeuge zu sein, Wolfgang Amadeus Mozart berufen und auserwählt worden war.

Warum lähmten denn in dem letzten Jahreskreise vom Dezember 1790 bis zum Dezember 1791 die Drangsale des Lebens nicht wie in den Vorjahren die Thatenlust des neubeschwingten Genius? Wirkten sie doch mit nicht geringerem Druck auf des Kreuzträgers Schultern als wie zuvor: hatte er doch kein Holz im Hause, um sich daran zu erwärmen; war doch durch Stadlers falsches verdächtiges Betragen unmöglich geworden, das versetzte Silbergeräth, die goldenen Uhren und andere Pretiosen einzulösen (S. 324) — welche bittere Mahnung an die häusliche Dürftigkeit! — erregte doch Constanzens leidender Zustand im Verbande mit abermaligen Mutterhoffnungen die schmerzlichsten Besorgnisse des liebenden Gatten; beschlichen doch diesen selbst die niegekannten Schauer baldigen erlöschens seiner Lebensflamme, die nur noch einmal blendend hell emporlohte; mußte doch auch im Laufe der folgenden Monate Freund Puchberg wiederholt seine helfende Hand ausstrecken, um die Versinkenden an das rettende Ufer heraufzuziehen! In den äußeren Verhältnissen also lag es nicht; — vielmehr trug der innere Drang des männlichen Wollens und das Pflichtgefühl des göttlichen Berufes den Meister über alle Hemmungen des dornenvollen Pfades hinweg, der ihn zu dem Ziel seiner verordneten Laufbahn und künstlerischen Sendung leitete.

Kaum in Wien wieder angekommen, bewog seine Bedrängniß einen unbekannt gebliebenen reichen Freund, den darbenden Umständen etwas aufzuhelfen durch „kräftige Aneiferung" des Meisters, Quintette für Streichinstrumente zu schaffen. Dieser bethätigte auch ohne säumen seinen Entschluß zu arbeiten und seine Dankbarkeit gegen jenen wohlwollenden Auftraggeber. Im Dezember 1790 vollendete er das Streichquintett in D, dem im April 1791 das zweite in Es bereits folgte, zwei Werke, die in ihrer gesammelten, maßvollen Haltung voll freundlich ernster Milde — wie sie allen Arbeiten aus dieser Zeit eigen — den Freunden der edelen deutschen Kammermusik vertraut und werth sind.

Würden hohe Meister der Tonkunst — Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Weber, Liszt und andere neuster Zeit — es nicht als

beabsichtigte Verhöhnung ihres Genius empfinden, wenn jemand ihnen das Ansinnen nahezubringen wagen wollte, Stücke für Walzenwerke in Spieluhren und sogar im Leierkasten zu arbeiten? — An Mozart traten auch solche Demüthigungen wiederholt heran. Aber er entzog sich selbst Aufgaben dieses Schlages jetzt nicht mehr mit entrüstetem Künstlerstolz, sondern führte die vom Grafen Deym ihm übertragenen Arbeiten wenn auch nicht ohne Selbstüberwindung, doch mit unverkürzter Hingabe seines künstlerischen vermögens aus, und schuf Meisterstücke für Spieluhren und für die Walze einer kleinen Orgel — nämlich für einen Leierkasten, Stücke, in denen man sogar Früchte seiner in Leipzig angeregten Bach-Studien erkennen und genießen kann. Im Dezember 1790 entstand so ein elegisches Adagio (f), unterbrochen durch ein kräftiges, von ritterlichem Muth getragenes Allegro (F) für das dem General Laudon errichtete Mausoleum. — Eine Fuge, von einem langsamen Satz unterbrochen, folgte der Trauermusik am 3. März 1791 — eine Fuge für die Walze einer Spieluhr! — Graf Deym kaufte diese Tonstücke, um sie im Müllerschen Kunstkabinet am Stockameisenplatz aufzustellen: eine Sammlung von Raritäten der Kunstindustrie, welche die Wiener dazumal eifrig besuchten. Beide Stücke für die Spieluhr sind in Bearbeitungen für das Klavier zu vier Händen allgemein verbreitet. Das zweite ist die bekannte Fantasie in f-moll. — Ein Andante (F) für die Drehorgel — ein anmuthiges liebenswürdiges Stück — entstand am 4. Mai und ist später ebenfalls für das Klavier eingerichtet worden.

Mit erneutem Eifer nahm Mozart auch die Zeit der öffentlichen Concerte wieder wahr, um mit seinem eigenartigen unvergleichlichen Klavierspiel der Freude Anderer und den Ansprüchen der Seinigen zu dienen. Ein am 5. Januar vollendetes Klavierconcert (B) und Entwürfe zu ähnlichen Tonschöpfungen bezeugen seine Thätigkeit auch auf diesem Gebiete.

Neben solcher würdigen Wirksamkeit lehnte er aber auch den Auftrag des Herausgebers einer Zeitschrift für die musikalische Kinderwelt nicht ab, die kleinen Leser derselben durch Liederchen von dem berühmten Herrn Kapellmeister Mozart zu beglücken. Er schmückte be-

reitwillig die Zeitschrift mit drei kleinen Liedern, von denen man das erste — „Komm lieber Mai und mache" — noch heute aus fröhlichen Kinderkehlen erschallen hören kann.

Eine von den wenigen Ansichten Josefs II., denen sein kaiserlicher Bruder Leopold II. unantastbare Berechtigung zu schenken schien, war die, daß der Kammer-Compositor Mozart seine Hauptstärke besitze in dem Talent, für die Maskenbälle der Hofburg Tanzmusik zu verfertigen. Mozart verstand sich selbst aufs tanzen und lieferte brauchbare Arbeit prompter als Andere. Auch klangen seine Tänze nicht übel und die Ballgäste tanzten gern und leicht nach seinen „Teutschen", Menuetten und Contredances. In solchen Gattungen finden sich denn auch 1791 vom 23. Januar bis März wieder eine Menge Tänze — in Summa 41 — verzeichnet. Sie umfassen die gesamte Arbeit, die sein kaiserliches Amt für dieses ganze Jahr von ihm forderte. Als die Bedürfnisse der Faschingszeit dergestalt seinerseits befriedigt worden, durfte er von Amtswegen wieder müßig gehen. Es läßt sich aber erwarten, daß er in diesem Jahre eifriger als je zuvor bedachtnahm, die geschenkte Freiheit nützlich und fruchtbar zu machen.

Acht im März geschriebene Variationen über das Thema eines Liedes (Ein Weib ist das herrlichste Ding) mögen für eine Klavierschülerin von mäßig vorgeschrittenen Leistungen bestimmt gewesen sein.

Lagen aber ausdrückliche Verpflichtungen zum arbeiten nicht vor, so erfreute und unterstützte der unermüdliche Meister gute Genossen mit Gaben seiner menschenfreundlichen Muse. Dazu gehörte eine Arie für Baß mit selbständigem Kontrabaß, eine höchst originelle Verkoppelung verwandter Fundamentalstimmen, die von Gerl und Pischlberger, einem Sänger und Kontrabassisten des Schikanederschen Theaters, angeregt wurde. Im Orchester dieses Theaters wirkte auch der Schwager Hofer am ersten Pult der Violinen mit. Und Josefa, dessen Frau, Constanzens Schwester, gehörte derselben Kunstanstalt als Sängerin an. Solche verwandtschaftliche Beziehung hätte wol schon genügt, um einen Verkehr Mozarts mit den Angehörigen dieses Theaterverbandes zu vermitteln.

Es kam aber dazu, daß der Prinzipal der Gesellschaft, Emanuel Johann Schikaneder, sich nun schon seit zwölf Jahren schmeicheln konnte,

zu des berühmten Tonmeisters engerem Freundeskreise zu zählen. Ließ er sich doch als Mitleitender der Böhmschen Schauspieltruppe in den Jahren 1779 und 1780 die Kapaunen trefflich munden, welche die Köchin des Mozartschen Hauses zu Salzburg, das Theresel, für den eben von seiner großen pariser Reise zurückgekehrten Liebling, das Wolfgangerl, so schmackhaft zu bereiten verstand; nahm der gute Kumpan Schikaneder doch als sehr belebendes Element theil an den Freuden des Bölzlschießens; brach sich der Wolfgang doch die auf den Idomeneo in München so nothwendig zu verwendende Arbeitsfrist ab, um für Schikaneder in Salzburg die versprochene Arie zu Papier zu bringen! —

Das Schicksal führte zwar später die Lebenswege der beiden Kameraden weit, weit auseinander. Sie jagten seitdem beide dem Glücke mit wechselndem Erfolg nach. Schikaneder streifte als Prinzipal einer Schaar Abenteurer, die, auf ein verfehltes Leben zurückschauend, Rettung auf dem schwankenden Gerüst des Thespiskarrens suchten, von Stadt zu Stadt. Er lauschte den Menschen ihre Eitelkeiten und Schwächen ab, seine Netze daraus zu stricken, mit denen er sie fing, um ihre Thorheiten für sich auszumünzen. Ruhm und Reichthum floß ihm häufig zu und reizte seine Begierde, immer mehr zu gewinnen. Je abgeschmackter die Narrenpossen, desto stärker der Zudrang: diese Weisheitslehre fand seine Erfahrung häufig und unzweifelhaft bewährt. Er erhob sie bald zur Richtschnur für den Fledermausflug seiner zügellosen Fantasie. Daß aber selbst dem anspruchslosesten und erregbarsten Beifallsbedürfniß einer leicht zu befriedigenden Volksmenge zu viel zugemuthet werden könne, das auch mußte Emanuel Schikaneder lernen und seine Einsicht theuer erkaufen. In Preßburg war es, wo er durch einen nagelneuen unerhörten Druck auf die Lachmuskeln seines Publikums unerhörte Tageseinnahmen zu erzielen wähnte. Er stoppelte ein fades Machwerk für sein Theater zusammen, welches von lauter gefiederten Darstellern eines Hühnerhofes agirt wurde. Die Hauptrolle spielte eine schnatternde Gans. Dieser Schlag ins Angesicht der komischen Muse traf zugleich auch jeden Zuschauer.

Und da die Gans, die mit der Garderobe des anderen Federviehs

und mit der im guten Vertrauen verschwenderisch ausgestatteten Scenerie Schikaneders erspartes verschlang, so hatte er seine Rolle zu Preßburg ausgespielt. Er verschwand hier spurlos, nahm aber die Federkostüme mit sich hinweg. Es scheint ihm ein Lieblingsgedanke gewesen zu sein, seinen abenteuerlichen Einfall in betreff gefiederter Bühnenfiguren noch einmal glücklicher benutzen zu dürfen.

Nach Kreuz- und Querzügen mancherlei Art unter wechselnden Gestirnen gewann er 1787 eine Raststätte als leitendes Haupt einer Theatertruppe, die einen beengten Raum, nicht besser und nicht schlechter als eine hölzerne Bude, zum Schauplatz ihrer Darbietungen gewonnen hatte. Das Schikanedersche Theater lag im Stahrembergschen Freihause auf der Wieden bei Wien, wo sich auch das Schloß, die Favorita, eine kaiserliche Sommerresidenz befand. Oft strömten die Wiener in Schaaren nach der Wieden, und lachten sich satt an den komischen Opern und Possen Schikaneders; — oft aber machte er es ihnen zu toll, und wurde ausgezischt. Nach solchen Unglücksfällen spielte er dann vor leeren Bänken und die Zahltage waren für seine Mitglieder Fasttage.

So standen die Sachen wieder einmal, als Schikaneder am 7. März 1791 mit dem Pathos eines tragischen zum Schaffot verurtheilten Helden in Mozarts, seines Freundes und Logenbruders, Gemach hereingestürmt kam und den theatralisch halberstickten Schreckensruf ausstieß: „Es ist zu Ende! — Ich bin verloren! — Du mußt — Du allein kannst mir helfen!" —

„Ich? — Womit?" — fragte Mozart ganz verwirrt. Und nun enthüllte Schikaneder ihm seine hoffnungslosen Umstände, aus denen nur eine große Oper von unerhörter Zugkraft, eine Zauberoper aus Mozarts Feder ihn retten werde. Eine Oper zu schreiben war Mozart stets freudig bereit — aber eine Zauberoper obendrein von Schikaneder und für die Bude auf der Wieden — dazu konnte er sich nicht alsbald entschließen. Doch Schikaneder pochte auf die Ansprüche seiner Ordenspflicht, rief den Einfluß zu Hülfe, den er sich versprach von der Fürbitte der Sängerin, Frau Gerl, welche Mozart schätzte, und vermittelst solcher Hebelkräfte gewann er endlich den erwünschten Entschluß. Zwar lehnte Mozart jede Verantwortung ab, falls die Unternehmung un-

glücklich ausfallen sollte: „eine Zauberoper habe ich noch nicht gemacht“ — sagte er. Allein Schikaneder, froh ihn überredet zu haben, wußte solche Bedenken zu zerstreuen, und nun trat man auch ungesäumt der Sache näher. — Schikaneder hatte schon einen Stoff in Bereitschaft, den er zu einem Opernbuche nach allen Richtungen der Wirksamkeit auf die gemischteste Zuschauerschaft selbst verarbeiten wollte. Von öfter zu verwendenden Bestien, Löwen und Affen, versprach er sich unwiderstehliche Zugkraft. Wer sollte das Theaterpublikum kennen, wenn nicht Emanuel Schikaneder! — Damit schlug er alle auftauchenden Widersprüche Mozarts zu Boden, und zwar seufzend, aber im guten Vertrauen auf seinen rettenden Genius unternahm dieser die Arbeit, die ihm nicht einmal Lohn verhieß. Schikaneder besaß ja keine Mittel, und eben deshalb wollte Mozart ihm dazu verhelfen; war er doch sein Logenbruder. Er verzichtete daher auf jeden Lohn, verpflichtete aber den Theaterdirektor zu dem feierlichen Versprechen, die Partitur des Werkes und ihre Verbreitung dem Urheber zu überlassen, der durch die Erträge ihres Vertriebes sich belohnt finden und Schikaneder jeder weiteren Verbindlichkeit entheben wollte. Der versprach Alles. —

Nicht ohne Unterbrechungen konnte die rasch geförderte Ausarbeitung des stückweise entstehenden Buches und der Partitur der Zauberflöte, so nannte Schikaneder die vielversprechende neue Maschinenkomödie, vollendet werden.

Zunächst gab es wieder Arbeit für eine blinde Kunstgenossin, Marianne Kirchgäßner, die sich eine ungewöhnliche Meisterschaft im Spiel der Harmonika angeeignet hatte. Die Auswahl der Tonstücke für dieses angenehme aber nicht sehr mannigfaltige Instrument war dermalen noch beschränkter als in späterer Zeit. Mozart konnte nun der blinden Virtuosin nicht gründlicher helfen, als er sogleich zu thun bereit war. Er schrieb ein wohllautendes warmempfundenes Concertstück, Adagio (c-moll) und Rondo (C-dur) für Harmonika, Flöte Oboe, Viola und Violoncell und brachte damit Klangwirkungen hervor, die so bezaubernd und fesselnd sich erwiesen, daß man überall begierig war, sie von der blinden Marianne Kirchgäßner zu hören.

Häufigere Arbeitstörungen verursachte Constanze. Ihre zerrüttete

Gesundheit erforderte dringend Aufbesserung. Mozart mußte sich deshalb entschließen, die leidende Eheliebste wieder zur Kur nach Baden zu geleiten und dann wochenlang, durch kurze Besuche nur flüchtig unterbrochen, getrennt von ihr zu leben. Sofie, Mozarts jüngste noch unvermählte Schwägerin, leistete der Schwester in ihrem dermaligen unbequemen Zustande Gesellschaft und Hülfe. Er selbst dagegen hatte zu Hause keinen Menschen um sich.

Der Sohn, der mit geringem Lerneifer mancherlei Unarten verband, den Eltern und allen ihm erreichbaren Menschen zur rechten Plage geworden war, befand sich auf dem Lande in der Erziehungsanstalt eines Herrn Hecker. Das Hausmädchen, Lorle, sah Mozart sich genöthigt zu entlassen. Völlige Vereinsamung im eigenen Hause ertrug seine Neigung zu behaglicher geselliger Umgebung nicht leicht. Er übernachtete deshalb gern bei guten Freunden und Verwandten, so bei Hofers und in dem vorstädtischen, nach Käsesorten aller Art duftenden „Schneckenhäusel" seines Klienten Leutgeb, der vier schöne Concertstücke für das Waldhorn von dem Meister zu besitzen sich überschwänglich glücklich pries. Frau Leutgeb vertrat dann wol auch in manchen gewohnten kleinen Handreichungen die ferne Gattin — half ihrem hohen Gaste beim anlegen des Halsbindels — „aber wie! — Lieber Gott!" — Der Hülflose sagte und zeigte ihr zwar immer, „so macht sie's — es nutzte aber nichts." — Constanzen vermochte eben niemand zu ersetzen.

Ihre Abwesenheit und Mozarts Einsamkeit war ein erwünschter Beweggrund für Schikaneder, der eifrig mit dem reimen seines Buches zur Zauberflöte beschäftigt war, den lenksamen Musiker ganz in den Bann seiner Beeinflussung zu ziehen. Neben dem Theater auf dem größten der drei Hofräume des Stahrembergischen Freihauses lag ein behagliches Gartenhäuschen, welches abgezogener Arbeitsmuße in anziehendster und bequemster Weise Vorschub leistete. Hier richtete der fanatisch reimende Theaterdirektor seinem musikalischen Nothhelfer einen Arbeitsraum nach dessen Geschmack ein, in welchem zu schaffen dieser sich gern bestimmen ließ. Weniger angenehm berührte Mozart aber die Entdeckung, daß nicht Fürsorge für seine häuslichen Bedürfnisse, sondern sehr selbstsüchtige Zwecke den Theaterdirektor veranlaßt hätten,

auf solche gute Manier sich seiner völlig zu bemächtigen. Denn Schikaneder wohnte nebenan und konnte Mozart, dessen Widerwillen gegen die mechanische Arbeit des schreibens er kannte, nicht nur aufs zudringlichste dazu antreiben, sondern bei jeder Note, die aus seiner Schreibfeder floß, ihm auch wie einem Kinde gleichsam die Hand führen. Seine größte Sorge war auf eine einfache Volksthümlichkeit der Musik gerichtet, die auch dem Verständniß und Beifall der „niedrigsten“ Zuhörer keine Schwierigkeiten bieten dürfe. So bereitwillig Mozart war, auf solche Wünsche, die Schikaneder mit seiner Kenntniß eines Theaterpublikums unterstützte, nach vermögen einzugehen, es gelang ihm doch nicht leicht, seines eigensinnigen Dichters Zufriedenheit zu erlangen. Unermüdlich schmolz Mozart seine Gedanken um, benutzte sogar Andeutungen, die der Plagegeist ihm vorsummte (z. B. die Weisen „Ein Mädchen oder Weibchen“ und „Bei Männern, welche Liebe fühlen“) — und gab sich mit unglaublicher Geduld alle Mühe, seine musikalischen Ueberzeugungen vom allein wahren Ausdruck des Gegebenen in die von Schikaneder zurechtgeknetete Form einzufügen. —

Nie hatte sich diesem eine günstigere Gelegenheit dargeboten, die geretteten preßburger Federkostüme wirksam zu Ehren zu bringen, als in dieser neuen Zauberoper. Aus solcher Erwägung praktischer Verwendbarkeit des Bestandtheiles einer verlumpten Theatergarderobe entwickelten sich wol Papageno und Papagena, von deren origineller gefiederter Erscheinung Schikaneder sich vorzugsweis eine gewaltige Anziehungskraft versprach. Den Papageno wollte er deshalb wie billig selbst spielen, ihn mit den unwiderstehlichsten Dummheiten und Possen ausstatten und sich so den Löwenantheil des Triumfes der Oper zum voraus sichern. Wie plagte er den verzweifelten Mozart, seine Papageno-Musik dem Wesen eines faden Spaßmachers gemäß ohne feinere Züge von tieferem Humor und geistreichem Witz auszugestalten! —

Unter so lästigen Hemmungen freier geistiger Bewegung und Selbständigkeit mochte wol der begeisterte Schwung der Schaffensfreudigkeit nicht selten einmal zu erlahmen drohen. Das begriff Schikaneder vollkommen. Er ließ es sich deshalb angelegen sein, Mozart bei gutgelaunter Stimmung zu erhalten und wählte dazu Mittel, die er nach

Maßgabe seiner eigenen Neigungen für die allein richtigen und wirksamen hielt. Nicht nur, daß er seinen Maestro so oft es nöthig schien an reich besetzter Tafel bewirtete, zog er ihn gar in den Strudel wüster Vergnügungen mit lustigen Gesellen und Gesellinnen seines Theaters. Der Klarinettist Stadler fehlte auch bei solchen Orgien nicht, die dem Geschmack Schikaneders und der Genossen seiner Lebensfreuden ganz gemäß waren. Geduldig und von gutem Willen beseelt, den fröhlichen leichtsinnigen Gefährten den Spaß nicht zu verderben, folgte Mozart ihnen sorglos selbst auf sumpfigem Boden. Konnte doch der aufspritzende Schlamm sein reines Gewand nicht beflecken. — Aber die bösen Zungen! — je nun, mochten sie reden was ihnen beliebte; — wie oft schon hatten sie den ahnungslosen Meister zu verleumden gesucht — was lag daran! — Immer tiefer sank vor seinem verklärten aufschauenden Blick die Erde mit ihren vergänglichen kleinen Schmerzen und Sorgen in die Bedeutungslosigkeit eines leeren hohlen Wahns hinab. — Er drang durch die wandelbare Hülle hindurch bis zum Kern des Werthes, den das bleibende Allgemeine ihm offenbarte, das die Menschheit unabhängig von Zeit und Ort darstellt als die reine Verkörperung des göttlichen Schöpfungsgedankens. — Ernster und aufmerksamer zogen seine Theilnahme nur äußere Vorgänge an, wenn sie mittönende Saiten seines Gemütslebens in schnellere Schwingungen versetzten.

Ein Ereigniß solcher Art war die Geburt seines sechsten Kindes. So ward Constanzens Aufenthalt zu Baden um vieles länger ausgedehnt, als beabsichtigt gewesen war. Nach dem 1787 erfolgten Tode des jungen Leopold, des dritten Söhnchens, hatten die Eltern inzwischen noch den Verlust zweier Kinder — es waren zwei Mädchen — zu betrauern gehabt. Das zu Baden geborene war der vierte Knabe, den Constanze ihrem Gatten schenkte. An denselben knüpfte sich besonders ihr Wunsch, er möge seinem Vater in allen großen und guten Eigenschaften ähnlich und auch der Erbe seines Tongeistes werden.

W o l f g a n g wurde wol deshalb der Knabe in der Taufe geheißen. Und der Vater eignete sich die Zukunftsträume der Mutter des Kindes liebevoll an. Schon in den ersten Tagen dieses jungen Knaben glaubte

Mozart ein erstaunlich feines, sein eigenes Musikohr darin erkennen zu dürfen, daß der Säugling sein schreiendes Stimmchen in derselben Tonart erschallen ließ, aus welcher der Vater eben spielte. Das werde der zweite Wolfgang Mozart werden, äußerte da in seiner Herzensfreude der Erste dieses Namens. — Doch der blieb auch der Einzige. Denn wiewol sein Sohn eine hochgeachtete Stellung in der Umgebung sich errang, die er später mit seinen musikalischen Gaben anregte und erfreute — ein Mozart, ein zweiter Wolfgang zu werden, das Glück wurde ihm nicht beschieden, so wohl und ehrenwerth er sich auch darum verdient machte, den Namen Mozart von menschlichem und künstlerischem Makel und Unglimpf rein zu erhalten. Als verehrter Lehrer und Dirigent lebte er seit 1814 zu Lemberg, siedelte später nach Wien über und erlag während eines Aufenthaltes zu Karlsbad einer Gesundheitsstörung (1844). Fünfzehn Jahre später segnete sein um sieben Jahre älterer Bruder Karl das Zeitliche zu Mailand, wo er als bescheidener Subalternbeamteter der kaiserlichen Staatsbuchhaltung gelebt hatte.

Schon in der ersten Hälfte des Juli erwartete Mozart seine Gattin aus Baden zurück. Die Katastrofe, welche dem zweiten Wolfgangerl das Leben schenkte, vereitelte diese Hoffnung. Die Geburt trat verfrüht schon am 26. Juli ein.

Bei seinen wiederholten Besuchen in Baden verkehrte Mozart mit dem dortigen Schulmeister und Leiter des Chores der Kapellknaben, einem feurigen Verehrer des Meisters. Sein Name Stoll reizte Mozarts Freude am Reimgeklingel zu manchem neckischen Knittelvers auf, die dem „liebsten Stoll" Ehrentitel eintrug wie „bester Knoll, größter Schroll" und dergleichen mehr. Wer so glücklich war, Mozarts Zuneigung zu besitzen, mußte sich auch seine Schelmereien gefallen lassen. Und der „sternenvolle Stoll" durfte sich nicht wundern, wenn er flüchtige Handschreiben empfing, in denen es hieß: „Das ist der dummste Brief, den ich in meinem Leben geschrieben habe, aber für Sie ist er just recht." —

Doch Mozart nahm sich nicht blos die Freiheit, den Schultyrannen von Baden zu hänseln, er zeigte sich auch stets bereit, ihm seine Partituren zu borgen, deren Aufführung der von Stoll geleiteten Kirchen-

musik besondere Weihe verlieh. Ja, Mozart that noch mehr für den wackern Mann, der seine Erkenntlichkeit und Bewunderung seinerseits durch dienstfertige Aufmerksamkeiten gegen Constanze und ihren Gatten zu bethätigen immer willig war. Mozart schuf für Stoll und seinen Chor das klangschöne Ave verum corpus mit Streichquartett, Kontrabaß und Orgel, dessen innige andachtsvolle Stimmung — ein treuer und beredter Ausdruck dessen, was Mozarts Seele damals bewegte und erfüllte — schon tausend und abertausend Herzen erbaute und noch immer jedes stille fromme Gemüt in sympathische Schwingungen versetzt. Das Ave verum corpus schrieb der Meister zu Baden am 18. Juni.

Eine im Juli zu Wien entstandene kleine deutsche Kantate für eine Singstimme am Klavier, „Die ihr des unermeßlichen Weltalls Schöpfer ehrt" trägt unerachtet des schwülstigen, lehrhaft gespreizten Textes dasselbe Gepräge tiefreligiöser Ergriffenheit, mit welcher Mozarts Lebensinhalt immer völliger und individueller gesättigt und geläutert ward.

Häufig mochte er sich denn wol nach stiller Einkehr in sein Inneres sehnen, wie sein Arbeitsraum in Schikaneders Gartenhause sie nicht gewährte. Das verlangen nach selbstbeschaulicher Einsamkeit konnte kaum lebhafter empfunden werden, als im Rausch der zügellosen lauten Lust, die Schikaneder und seine Gefährten dem Meister bereiten zu sollen meinten in ihrem guten Glauben, ihm durch so schlechtgewählte Erregungen neue Kraft und Frische zur Vollendung der Zauberflöte zuzuführen. Sie kannten Mozarts Wesen eben nicht und beurtheilten dasselbe nach Maßgabe ihres eigenen. Uebrigens zog sich Mozart mit seiner Arbeit öfter nach Josefsdorf bei Wien zurück in die Stille eines Zimmers, das ihm die Kasinogesellschaft in ihrem auf dem Kahlenberge gelegenen Gebäude eingeräumt. Hier und in dem Gartenhause auf der Wieden skizzirte er nun abwechselnd die Musik der Zauberflöte. Noch heute zeigt man dem Fremden Mozarts Arbeitsgemach auf dem Kahlenberge. Und das Gartenhaus wurde nach Salzburg geschafft, um dem Inventar des Mozarteums einverleibt zu werden.

Noch einmal wollte eine lockende Versuchung, ungewissem Glücke in der Ferne nachzujagen, die Vollendung der Oper störend unterbrechen. Der seines Amtes als kaiserlicher Theaterdichter in Ungnaden entlassene

Lorenzo da Ponte beschloß, den unhaltbar gewordenen Aufenthalt zu Wien mit einer gesicherten Subsistenz in London zu vertauschen, stand im Begriff dahin abzureisen, und suchte Mozart mit Hülfe der Vorspiegelung einer glänzenden Zukunft zu überreden, er möge ihn begleiten, um dem Glücke die Hand entgegenzustrecken. War es ihm gelungen, Mozart in seinen Vorsätzen wankend zu machen, oder bediente sich dieser aus Schonung der wohlgemeinten Absicht da Pontes nur eines Vorwandes seinen festen Willen freundlich zu verschleiern — die Wahrheit ist, daß Mozart erklärte, vor erfolgter Aufführung der Zauberflöte, die erst nach Verlauf von etwa sechs Wochen stattfinden könne, vermöge er sich zu einer Reise nach London nicht zu entschließen. Solcher Aufschub stimmte nicht mit da Pontes Plänen überein. Er reisete deshalb ohne Mozart ab, doch — wie es scheint — nicht ohne die Absicht eines neuen Angriffes von London aus festzuhalten.

Nach unausgeführten Skizzen veranlaßte indessen der ungeduldige Schikaneder bereits Klavierproben der Gesangsätze und trieb den Meister unnachsichtig an, seine Arbeit zu beschleunigen. Der säumte auch nicht und hatte das Werk im Kopfe und den Hauptsachen nach bereits in skizzenhafter Form soweit auf dem Notenpapier gefördert, daß er es während des Juli — wol gegen Ende des Monates — als vollendet in sein Verzeichniß eintragen konnte. Dort lieset man unter der laufenden Ziffer 141 der von Mozart seit 1784 registrirten Arbeiten:

Die Zauberflöte (Il Flauto magico). Deutsche Oper in 2 Akten. Text von Em. Schikaneder. 1791 im Juli zu Wien.

Die Ouvertüre und die Musik zu den Scenen der Eingeweihten erübrigten noch, so daß die vollständige Oper erst am 28. September in vollendeter Partitur auf dem Papier stand.

Während Schikaneder probirte, förderte Mozart die Instrumentation mit einer angestrengten Ausdauer, die auf seine Gesundheit nachtheilig einzuwirken begann. Konnten solche Folgen überspannten Verbrauches der Kräfte seinem Hange zu Todesahnungen nur Vorschub leisten, so erhob diese Stimmung zur gewissen Voraussicht ein Ereigniß, das ihm entgegentrat als geheimnißvolle, direkte göttliche Sendung.

Wer glauben mag, es falle kein Sperling ohne Gottes Willen vom Dach, der kann folgerichtig auch nicht zweifeln, daß die Schicksale jedes einzelnen Menschenlebens unter geheimnißvoll wirkenden Einflüssen sich vollziehen, welche der Selbstbestimmung des freien Willens ihre Richtung nahelegen. Der freie menschliche Wille kann die gegebenen Anregungen des denkens und handelns prüfen, sie sich aneignen, sie verwerfen, je nach den ewigen sittlichen Gesetzen oder nach sogenannten praktischen Zweckmäßigkeits-Rücksichten, welche Inhalt und Ziel des strebens ausmachen. Insofern Zustände, Verhältnisse, Ereignisse und Menschen auf eine einzelne Persönlichkeit, ihre Entwickelung, ihre Ansichten und Entschließungen bestimmend einzuwirken vermögen, muß man wohl oder übel eine „Lebensführung" zugeben, die im Entwickelungsgang jedes Einzelnen, wie die höhere Lenkung der Weltgeschicke im Leben der Völker auf einen, aus dem nothwendigen Zusammenhang oft scheinbar unvereinbarer Thatsachen erhellenden, weisen vorbedachten Plan als Ausgangspunkt und bewegende Macht zurückführt. Jeder, der sein Leben unter dem Gesichtspunkt seiner inneren Antriebe in ihrer Beziehung auf seine äußeren Schicksale aufmerksam und im zusammenhangenden Verlauf beobachtet, kann sich der Erfahrung solcher geheimnißvollen Einwirkungen schwerlich entziehen. Dazu bedarf es weder eines gläubigen Bekenntnisses, noch einer mystischen Gemütsverfassung. Die einfachste menschliche Vernunft, welche sich bescheidet Möglichkeiten einzuräumen, von denen menschliches Fassungsvermögen weder Grund noch Zweck zu ahnen vermag, sie genügt, um zur Erkenntniß dessen zu gelangen, was im engeren Sinne Lebensführung genannt wird.

Mozarts gottgelassene Gesinnung zweifelte nicht, daß ein höherer Plan über den oft räthselvollen Wendungen und Schickungen seines Lebens walte. War doch seinem Vater, seinen Freunden, sogar einem Skeptiker wie Grimm, dem Encyklopädisten aus Voltaires Schule, als ein handgreifliches göttliches Wunder unzweifelhaft geworden, daß und wie sich schon in dem ahnungslosen Knaben Wolfgang der Congenius als menschliches Einzelwesen vor allen ähnlichen Erscheinungen in unbegreiflich hohem und umfassendem Grade hervorhob

und individuell ausschied. Daß der Verkündiger solcher wunderbaren Offenbarung auch in wunderbarer Weise an das Ziel seiner göttlichen Sendung geführt werden sollte, gehört wol zu den Thatsachen in Mozarts Leben, über die man sich nicht sonderlich wundern mag.

Aus dem zuversichtlichen erhebenden und vertiefenden Glauben an einen direkten göttlichen Auftrag schöpfte Mozart die Gedanken, welche sein Requiem in ihrer formschönen Gestalt ausgeprägt hat. Solchen Glauben theilte mit ihm Constanze wie wol auch seine nähere Freundschaft. Zum Heil für sein unvergleichliches Werk wurde er nicht durch Enthüllungen ernüchtert, die der glaubensscheue Forschungstrieb nach Jahren ans Licht zu ziehen nicht ermüdete, bis man die beruhigende Ueberzeugung gewonnen, daß alles mit rechten Dingen zugegangen sei und sich ganz natürlich aufklären lasse. Ermittelt wurde folgendes.

Ein Graf Franz von Walsegg auf Stuppach bestellte durch seinen Verwalter Leutgeb — nicht zu verwechseln mit dem Waldhornisten gleiches Namens — ein Requiem bei Mozart durch einen Brief ohne Namensunterschrift; und er hatte seine Maßregeln so klug getroffen, daß alle Nachforschungen, den ungenannten Auftraggeber zu entdecken, unbegreiflicher Weise ohne die leiseste Spur blieben. Constanze suchte noch nach acht Jahren dieselbe aufzufinden. Graf Walsegg, ein eifriger und selbstthätiger Musikfreund war schwach genug, auch als Tonschöpfer bewundert sein zu wollen, obwol er sich bekennen mußte, daß ihm schöpferische Gaben völlig versagt geblieben seien. Seine Hauskapelle durchschaute es leicht, daß der Graf auf dem Wege anonymer Bestellung sich Tonwerke, Streichquartette, Symfonien und andere verschaffte, die Partituren heimlich mit eigener Hand abschrieb, sie aufführen und sich gern von seinen Musikern mystifiziren ließ, die in ihrem bewunderungswürdigen gnädigen Herrn Grafen den Urheber zu errathen vorgaben. Nach dem im Februar erfolgten Tode der Gräfin beabsichtigte Walsegg, das Andenken seiner Gemahlin mit einer Seelenmesse zu ehren, welche für diesen besonderen Zweck geschrieben werden solle. Ob er auch in einem so ernsten Fall seiner eitelen Schwäche nachgeben, ob er eine zur Trauerfeierlichkeit versammelte Gesellschaft und Geistlichkeit, ob er Chor und Orchester, ob er die Manen der Verstor-

benen durch seine oft geübte Heuchelei täuschen dürfe: — solche Zweifel scheinen den Grafen in einen langen Kampf verwickelt zu haben, in welchem endlich dennoch seine thörichte Selbstgefälligkeit, sein klarbewußter Selbstbetrug den Sieg behielt. Erst nach Verlauf von sechs Monaten seit dem Tode seiner Gemahlin wurde Graf Franz mit sich einig, die Seelenmesse auf die gewohnte verhüllte Weise bei Mozart zu bestellen und dieselbe unter seinem eigenen gefälschten Autornamen aufführen zu lassen.

Er bedurfte dazu eines Unterhändlers, auf dessen Verschwiegenheit er sicher rechnen konnte, und lenkte die Wahl auf die sehr geeignete Persönlichkeit Leutgebs, des Verwalters von Schottwien, einer in Unterösterreich belegenen gräflichen Besitzung. Daß Leutgeb in Wien keine näheren Bekannten besaß, war ein Umstand, auf welchen der Graf mit Recht Gewicht legen mußte. Ob aber das geheimnißvolle zurückgezogene und einsilbige Wesen des Verwalters seine Wahl mitbestimmte, ist dagegen kaum anzunehmen. Und doch war eben die Erscheinung und das Benehmen des Boten Walseggs von entscheidender Bedeutung für die nachhaltigen Eindrücke, welche Mozarts Einbildungskraft und empfängliche Seele von den persönlichen Begegnungen mit dem ganz absonderlich gearteten Manne aufnahm, daß sie ihn tief erregten und erschütterten wie ein übersinnliches Wunderwirken — sichtbar, leibhaftig und dennoch geheimnißvoll verhüllt — unerklärlich gleich einer wesenlosen Erscheinung. —

Darf man es wagen, die göttliche Absicht, welche sich in Mozarts Mission offenbaren mag, mit der Sonde menschlicher Spekulation zu prüfen, so ist nicht zu bezweifeln, daß Mozart auserwählt wurde, durch die mystisch-symbolischen Mittel seiner Kunst (der einzigen von allen Künsten, welche Verheißung hat) das Profetenamt zu üben. Durch die Verklärung des äußerlichen und innerlichen, des auf sich selbst gestellten und religiösen Menschenwesens in die vollendete reine Form des tönenden Schönen sollte Mozart an die Herzen derer mit liebevollem lockenden Finger anpochen, die in selbstgenugsamer Sicherheit ihre Tage hinbrächten „wie ein Geschwätz", um sie zur Besinnung auf ihren Zusammenhang mit idealeren Lebenszwecken aufzurufen. — —

Das Requiem richtet das Herz in völliger Abkehr von vergänglichen Dingen des menschlichen Antheils mächtig und dringend empor zur Versenkung des Gefühls in die Betrachtung dessen, was dem abgeschlossenen Menschenleben der Verheißung gemäß folgen wird. Nachdem Mozarts Kunst alle Gebiete des menschlichen dichtens und trachtens durchmessen und verherrlicht hatte, mußte sie zuletzt bei dem Ende aller jener Bewegungen und Bestrebungen anlangen, und in dem Spiegel, der dem Blicke des Sterblichen hier ein „dunkeles Wort" vorhält, die Reflexe unvergänglichen Lichtes wiederstrahlen lassen, welches jenes Wort und jedes Dunkel erhellt und das verhüllt tastende glauben zur leuchtenden Sicherheit beseligenden schauens verklärt. *)

So erscheint das Requiem als abschließende Offenbarung des Gottesgedankens, der sich in Mozarts Sendung ausprägt. Schwerlich aber wäre dieser aus eigenem Antriebe zu dem Entschluß gelangt, in einer mit Arbeitsdrang und erschütterter Gesundheit ihn fast erdrückenden Zeit die Schöpfung eines so verantwortlichen Werkes sich noch freiwillig aufzubürden. Um ihn zu solchem Unternehmen zu vermögen, mußten ganz außerordentliche Mittel in Bewegung gesetzt werden, mußte er den Ruf wie von Gott selbst auf geheimnißvolle Weise empfangen — kurz: es mußte ein Wunder geschehen, oder was geschah, ihm wie ein Wunder erscheinen, was in solchem Fall an sich eine und dieselbe Wirkung hervorbrachte.

Die Eitelkeit eines Grafen und die Verschwiegenheit seines Boten — weiterer Aufgebote bedurfte Mozarts Lebenslenker nicht, um seine Thatkraft aufzuregen für eine Arbeit, die der göttlichen Absicht zu ihrer völligen Ausreifung unentbehrlich war. Mit dem geheimnißvollen Gewande einer Gnadenwirkung umkleidet, mußte Mozart in jenem Auftrag Gottes Willen erkennen, dem er weder Widerstand entgegensetzen wollte, noch sich zu entziehen wagen durfte.

Es war im Sommer 1791. Constanze fesselte das Wochenbett noch in dem Kurort Baden. Mozart war eben mit seiner Arbeit an der Partitur zur Zauberflöte beschäftigt. Da öffnete sich die Thür seines

*) Lux perpetua luceat eis.

einsamen Gemaches, und herein trat geräuschlos die Gestalt eines hageren hochgewachsenen, in stilles Grau gehüllten Mannes, der dem von der fremdartig ernsten Erscheinung tief berührten Meister mit stummem Gruß ein versiegeltes Schreiben überreichte. Heftig erregt erbrach Mozart das Siegel und überflog hastig den Inhalt des Briefes, der nicht minder befremdend als der seltsame Bote jede Andeutung über die Person des Absenders verschwieg. Die Zeilen, von einer dem Adressaten ebenfalls unbekannten Hand geschrieben, leiteten mit schmeichelhafter Anerkennung der Tonschöpfungen Mozarts die Anfrage ein, ob der hohe Meister geneigt sei, gegen ein von ihm selbst zu bestimmendes Honorar und in einem von ihm selbst zu bezeichnenden Zeitraum eine Seelenmesse zu schaffen. Der Schluß des namenlosen Briefes enthielt die Versicherung, der Auftraggeber sei durch triftige Beweggründe genöthigt unerkannt zu bleiben und die von ihm getroffenen Vorkehrungen würden jede Nachforschung und jeden Versuch, seine Spur zu entdecken, völlig vereiteln.

Mozart war von den ersten Eindrücken dieses wunderbaren Zwischenfalles so verwirrt, daß er dem schweigend harrenden Boten mit seinen unveränderlich ernsthaften Mienen keinen bestimmteren Bescheid zu geben vermochte, als den, er sei gewohnt wichtige Fragen mit seiner Frau zu berathen. Der Fremde versprach zur verabredeten Frist sich wieder einzufinden und Mozart begab sich sogleich zu Constanze nach dem nahen Baden.

Die gewaltige Aufgabe bot ihm willkommene Gelegenheit seiner ernstgerichteten Stimmung, dem Grundton seines nach innen gekehrten Wesens, vollen reinen, von Theaterdirektoren und jeder hemmenden Fessel freien und unabhängigen Ausdruck zu geben. Auch der künstlerische Ehrgeiz regte sich, ein Meisterwerk geistlichen Stils zu schaffen, welches Freunde wie Gegner seiner Kunst noch nach seinem Tode mit Hochachtung vor dem Genius, und zu ihrer eigenen Förderung und Erbauung studiren würden. So war er wol schon schlüssig geworden, als er seine Gattin mit dem räthselhaften Erlebniß bekannt machte. Constanze, welche auch die Nützlichkeitsfrage in betracht zog, ermuthigte den aufgeregten Gatten zum Entschluß, den geheimnißvollen Antrag anzu-

nehmen und als Honorar den Betrag von 50 (nach anderen Ueberlieferungen 100) Dukaten zu fordern. Nicht wenig begierig, den Namen des Bestellers kennen zu lernen, regte sie zugleich ihren Gemahl an, die Verschwiegenheit des Boten auf die Probe zu stellen. Derselbe aber blieb standhaft, versicherte daß jeder Versuch einer erwünschten Entdeckung vergeblich bleiben werde, erklärte sich damit einverstanden, daß Mozart ganz seiner Stimmung gemäß an dem Werke arbeiten möge ohne durch eine bedungene Zeitgrenze eingeengt zu sein, und zahlte ihm sogleich zum voraus den Honorarbetrag mit dem Versprechen, die Summe noch zu vergrößern, wenn die Seelenmesse vollendet und ihm ausgeliefert worden sei. — Unbeachtet von anderen machte der Unbekannte seine Besuche bei Mozart. Er verschwand jedesmal ebenso, ohne daß man seine Spur verfolgte. Mozart mochte durch die Achtung davon zurückgehalten werden, die er den in ein Geheimniß gehüllten Wünschen seines wohlwollenden Auftraggebers schuldig war. Oder bestimmte ihn der erschütternde Eindruck eines übernatürlichen Mysteriums zum schweigen — ein heiliger Schauer, den die wundersame Erscheinung des Vermittlers seines unbekannten Wohlthäters ihm lebhaft erneuerte, so oft er jenen wiedersah und sich seiner erinnerte? — Solche Verschwiegenheit würde die bisher noch unenträthselte Frage aufklären, warum keiner der nüchterner als Mozart denkenden Freunde den grauen unheimlichen Fremdling beobachtete; warum nicht einer nach seinem verbleiben forschte, wenn er von seinen Besuchen bei dem Meister sich zurückzog und dessen Wohnung verließ. Es hätte einen oder den anderen sicher schon die pure Neugier zur Verfolgung der unentdeckt gebliebenen Spur angetrieben. Daß solches nach wohlverbürgten Ueberlieferungen nicht geschehen sein kann, berechtigt zur Annahme des schweigens, das Mozart auch seinen Freunden gegenüber anfangs beobachtet haben muß.

Erst um 1825 gelangte die Frage nach dem geheimnißvollen Besteller des Requiem zur öffentlichen Erörterung. Die hochgehenden Wogen derselben spülten seitdem so viel widersprechende Erinnerungen, Vermuthungen und Erdichtungen in Betreff der verjährten Thatsache an das Ufer, daß es schwer hielt, den Kern der geschichtlichen Wahrheit

aus solcher krausen dicken Schale mit einiger Glaubwürdigkeit zu enthülsen und festzustellen.

Den bedungenen Lohn hatte der Meister nun schon empfangen. An die Arbeit selbst zu gehen, verhinderte ihn aber außer seiner Partitur zur Zauberflöte bald ein neuer unverhoffter Zwischenfall, der seine gespannte Kraft zunächst mehr als alles übrige ausschließend in Anspruch nahm.

* * *

Die böhmischen Stände bereiteten zu Prag glänzende Festlichkeiten vor zur Feier der Krönung des deutschen Kaisers Leopold II. mit der czechischen Königskrone. Daß die dramatische Tonmuse mitwirken müsse bei der Verherrlichung der politischen Feier eines so musikseligen Volkes konnte nicht zweifelhaft sein. Doch scheint die Wahl des dramatischen Stoffes, wie die des Meisters, des würdigsten, für solchen festlichen Anlaß mit einem Auftrag beehrt zu werden, zeitraubende Verhandlungen der Festordner herbeigeführt zu haben. Ohne Zweifel schwankte die Wahl zwischen Mozart, dem Liebling der Prager Bevölkerung, und einem oder verschiedenen anderen berühmten Opernmeistern, die mehr nach dem Geschmack der spanischen Gemahlin Leopolds sein würden. Der Kaiser selbst zeigte bekanntlich wenig Freude an der Tonkunst. Wer hätte das empfindlicher erfahren als Mozart! — Nun waren es wieder die Prager, die den demüthigenden Schmerz der Vernachlässigung seitens seines eigenen Kaisers nicht wirksamer zu lindern vermochten, als es durch den ehrenvollen Auftrag geschah, die Festoper zu schreiben und sie dem neugekrönten Königspaar am Dirigentenplatz persönlich vorzuführen.

Man hatte aber den Beschluß und seine Ausführung so lange verzögert, daß nur eine kurze Zwischenzeit erübrigte, innerhalb deren das Werk geschaffen, ausgeschrieben und einstudirt werden mußte. Mozart empfing den Auftrag der böhmischen Stände erst mitte August; und am 6. September, dem Tage der Krönung, sollte die Oper schon aufgeführt werden — nach einer Frist von kaum 22 Tagen. Denn für die Reise und die nöthigsten Vorbereitungen mußten mindestens vier bis fünf

Tage aufgewendet werden, um welche die Arbeitszeit also noch verkürzt wurde.

Erfüllt von den Gedanken der noch unvollendeten Zauberflöte, unter den frischen Eindrücken des räthselvollen hochernsten anderen Auftrages jenes seltsamen Vermittlers, dessen Bild den Meister wachend und träumend verfolgte, dazu körperlich abgespannt und leidend: so sah er sich noch einmal vor die Aufgabe gestellt, eine der glänzendsten Proben von der außergewöhnlichen Spannkraft und Herrlichkeit seines unbegreiflichen Tongeistes abzulegen. Die Bewältigung der Arbeit in gewaltsamer Abgezogenheit von den angedeuteten seelischen und körperlichen Hinderungen war es nicht allein, die im gegebenen Fall das oft erprobte Maß des schöpferischen vermögens zu übersteigen schien. — Auch in dem Stoff selbst, den man zur Bearbeitung auserlesen hatte, lagen Schwierigkeiten mannigfaltiger Art, welche überwinden zu können dem Meister wol Zweifel erregt haben dürfte.

War es gelungen Mozarts, dieses deutschen Meisters, Wahl durchzusetzen, hatte man dagegen nicht gewagt, sich für eine deutsche Oper zu entscheiden; richteten sich doch die reaktivirenden Bestrebungen des Kaisers vornehmlich gegen die nationalen Reformen seines Vorgängers. So mußte Mozart zu der italienischen Opera seria zurückzugreifen sich bequemen, einer Gattung, mit der er seit dem Idomeneo völlig gebrochen hatte. Aber auch die Wahl des Buches konnte ihn die erzwungene Entschließung zur Untreue, die er an seiner besseren künstlerischen Ueberzeugung von dem Wesen seines Ideals und von den Zielen seiner Sendung zu begehen sich genöthigt sah, nicht sonderlich verschmerzen lassen. Das Buch war von Metastasio gedichtet und verherrlichte in zwar eleganten und musikalischen Versen, aber ohne dramatischen Schwung und in der kühlsten vornehmsten Erhebung über den urkräftigen Strom realen Daseins, wie allgemein menschlicher Antheilwürdigkeit die abstrakte Großmuth des römischen Kaisers Titus — la clemenza di Tito. Diese Tugend eines Herrschers verflacht sich hier zur eitelen Selbstgefälligkeit. Seine mit trotziger Beharrlichkeit durchgeführte Leidenschaft, Gnade zu üben, scheint zum Genuß ihrer selbst der Würze schnödesten Undanks zu bedürfen, den Titus sich

regelmäßig zuzieht; als könne es nichts folgerichtigeres geben, wie die nächsten Freunde und Geliebten durch Ueberhäufung mit maßlosen Wohlthaten zu Mordanschlägen auf die geheiligte Person des mildherzigen Kaisers zu ermuthigen, damit dieser sich geschmeichelt fühlen möge im Genuß seiner nobelen Passion, großmüthig bis zum Fanatismus Gnade walten zu lassen.

Das ist der fade farblose Inhalt des Erzeugnisses einer Geschmacksverirrung, die Mozart längst durchschaut und überwunden hatte. Und ein solches lebloses Machwerk sollte er in Musik setzen mit dem pomphaften Farbenglanz einer Festoper zur Verherrlichung eines Monarchen, von dem er nichts als Ungnade und ungroßmüthige Geringschätzung erfahren. Deshalb schien Leopold jenem überschüssigen Edelmuth des römischen Kaisers der Dichtung so himmelfern zu stehen, daß die beabsichtigte Schmeichelei den Tonmeister zwang, die Hauptfigur seiner Oper untergehen zu lassen in einem erheuchelten musikalischen Ausdruck von Gefühligkeit, die weder durch individuelle Charakteristik noch durch den aus dankbarer Verehrung entsprungenen begeisterten Schwung der Ueberzeugung zu fesseln vermochte. So stehen auch in der That die salbungsvollen Gemeinplätze, welche Titus in Arienform zu singen hat, wesentlich zurück hinter den nach der Tabulatur der Opera seria konstruirten Arien des Sesto und der Vitellia, die wenigstens in ihrer concertirenden Form (die eine mit ebenso behandelter selbständiger Klarinette, eine andere mit charakteristischer Verwendung des elegischen Bassethorns) an Schönheit der Klangwirkung, Wärme der Empfindung, geistvoller Stofferfassung und meisterhafter Stilentfaltung Mozarts Genius aufs glänzendste offenbaren. Nicht minder bringt dieser sich in den berühmten Ensemblesätzen, in der gedämpften Freude, mit welcher das Volk den todtgewähnten bewunderten Kaiser begrüßt, in der Orchesterbehandlung und anderen mannigfaltigen, ausgezeichneten Einzelnheiten voll und ganz zur Erscheinung, wiewol weder die Charakterzeichnung — in den Ensemblesätzen zumal — noch die schwungreiche Erfindung anderer Mozartscher Opern im Titus erreicht worden ist. In musikalischer Frische und Fülle konnte Idomeneo, das viel frühere Werk, zu einer höheren Bedeutung emporwachsen, weil Mozart

bei dieser Arbeit nach allen Richtungen freier über seine künstlerische Selbstbestimmung zu verfügen hatte, als ihm das vergönnt war bei der überstürzten Ausführung eines ihm fertig vorgelegten Buches ohne antheilwerthen Gehalt.

Beeinflußt vom Kampfe wider das welsche Opernwesen schließen sich Idomeneo und Titus beide, aber auch nur diese noch an die von den Höfen gepflegte und beschützte Gattung der Opera seria an. Bei Wahl des Stoffes blieb dem Musiker in beiden Fällen jeder mitbestimmende Einfluß versagt. Was ihm bei der Ausgestaltung der Varescoschen Dichtung des Idomeneo dagegen reichlich gestattet war, nämlich seinen Verbesserungen entscheidendes Gewicht zu verleihen, — auch solche Selbständigkeit ward hinsichtlich des Titus schon aus Gründen mangelnder Muße auf das bescheidenste Maß eingeschränkt. Dennoch schuf der Meister sein bestelltes Werk mit liebevoller Hingabe an den wenig fesselnden Vorwurf; und dasselbe übertrifft, ungeachtet der angedeuteten Vorzüge des Idomeneo, diese Jugendarbeit an kunstgeübter Reife der Persönlichkeit seines Urhebers, die im Idomeneo durch Einflüsse Glucks, wie der Italiener und Franzosen in der Erreichung des letzten Ziels entwickelter Selbständigkeit und ungehemmter künstlerischer Freiheit sich noch zurückgehalten erwies. In anbetracht der grausamen Ungunst aller auf die Entstehung des Titus von außen wie von innen her einwirkenden Verhältnisse, kann man recht wol geneigt sein, die Meinung einer großen Anzahl besonderer Freunde dieses Werkes zu theilen, nach welcher in keiner anderen aller Opern Mozarts das eigentliche Wesen seines Geistes sich so klar, so formschön, so unmittelbar ausgeprägt hätte, als eben in der für Prag geschriebenen Krönungsoper. Nur darf eine solche Vorliebe mit ihren Ansprüchen sich nicht auf das Gebiet dramatischer Charakteristik hinauswagen, ohne enttäuscht und abgekühlt zu werden. Als Concertmusik in der Beleuchtung der Theaterlampen und drapirt mit dem malerischen Faltenwurf der römischen Toga leistet Mozarts Titus so vollendetes, wie es nur einem Meister seines ausnahmsweisen Schlages gelingen konnte. Aber die Rolle, welche dieser Oper im eigenartigen Entwickelungsgang seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Sendung zugefallen ist, hebt sich aus dem

ganzen und großen noch weniger als bedeutendes und entscheidendes Moment hervor, wie das Idomeneo thut. Und wer im Titus mehr sucht als meisterhafte Concertarien und in Scene gesetzte, unvergleichlich schöne Gesellschaftsmusik für Chor und zusammenwirkende Concertisten, wird seine Ansprüche nur stellenweise befriedigt finden.

Vor dem 13. August dürfte der vielbeschäftigte Tonmeister Auftrag und Buch zur Krönungsoper aus Prag kaum erhalten haben. Seine erste Sorge war nun, die Frage mit Constanzen zu erörtern. Das Söhnchen Wolfgang war drei Wochen alt. Demnach ist nicht zu bezweifeln, die Mutter habe zur Erneuerung ihrer Kräfte unter Sofiens Pflege noch in Baden geweilt. Daß der Gatte den ehrenvollen und lohnenden Auftrag unbedenklich annehmen müsse, leuchtete ihr ebenso klar ein, als daß er auf dieser bevorstehenden anstrengenden Reise ihres hülfreichen Geleites unweigerlich bedürfe. Mochte eine Unterbrechung der ihr nothwendigen Pflege und Schonung auch die ernsthaftesten Bedenken und Sorgen erregen — üble Folgen durften sie nicht zurückhalten, den hülflosen, obendrein leidenden Gatten zu begleiten — ihre Gesundheit, vielleicht ihr Leben für das seinige einzusetzen. Dieser Entschluß weihte Constanzen zur Märtyrerin und Heldin ehelicher Liebe und bestätigte noch einmal die Ueberzeugung, die jede vorurtheilsfreie Beurtheilung von ihr gewinnen muß, sie sei ihres liebevollen selbstlosen Gatten würdiges und hingebendes Weib gewesen, und habe sich im Nothfall auch großer Entschließungen fähig gezeigt, wo sein Wohl und Wehe es verlangte.

Die kärglich zugemessene Muße zur Lösung einer schwierigen, unsympathischen Aufgabe, und der leidende Zustand ihres theueren Lebensgefährten bewog die besorgte Gattin zu der Bitte, eine geeignete musikalische Kraft nach Prag mitzunehmen, welcher bei der Arbeit Handlangerdienste, vielleicht auch die selbständige Ausführung der gesungenen Dialoge (der sogenannten Secco-Recitative) anvertraut werden könnten. Schwerlich hätte Mozart, der sich fremder Hülfe bis jetzt nie zuvor bediente, einen solchen Entschluß ohne Ueberredung, sondern aus eigener Wahl fassen mögen. Er begriff aber in diesem Falle die Noth-

wendigkeit und gab ihr nach, zumal eine passende Persönlichkeit nicht lange gesucht zu werden brauchte.

Dieselbe fand sich in dem fünfundzwanzigjährigen Franz Xaver Süßmayr, einem Schüler Mozarts. Süßmayr gehörte zu jenen musikalischen Talenten, die sich mit außerordentlicher Leichtigkeit und Sicherheit die Ausdrucksweise und Eigenart anderer Meister aneignen und dieselbe ihrem geringen persönlichen Wesen und Vermögen völlig verschmelzen, ohne dasselbe dadurch zu bemerkenswerther Selbständigkeit zu steigern. Unter Mozarts anregendem lehrhaften Einfluß lernte der eifrige Schüler die Art verstehen, wie der Meister seine Tonsätze anzulegen und in skizzenhaften Andeutungen zu entwerfen pflegte. Galt es aber seinen tieferen musikalischen Absichten Verständniß entgegenzubringen, zeigte Süßmayr sich oft schwerfällig im begreifen derselben und nicht selten reizte er Mozart dann zu ungeduldigen Aeußerungen. „Da stehen die Ochsen wieder einmal am Berge!" mußte Süßmayr mit süßsauerer Miene zu hören sich oft bequemen. Hatte er endlich begriffen, was Mozart wollte, so ließen seine Ausarbeitungen der Partitur-Entwürfe und anderer Aufgaben nichts zu wünschen. Sie trafen sogar in ihrem äußeren aussehen mit des Meisters eigener Arbeit überein. Denn Süßmayrs Nachahmungstalent ging so weit, daß sogar seine Notenschrift nur bei der aufmerksamsten Prüfung vergleichender Kenneraugen vom Original zu unterscheiden ist.

Mozart empfand für diesen Zögling keine lebhafteren Sympathien. Er brauchte „halt immer einen Narren", an dem er seinen Muthwillen üben konnte. Und es scheint, daß Süßmayr ihm zum Blitzableiter solcher Art dienen mußte. Bald nannte er ihn Sauermayr; bald sandte er ihm brieflich „etliche gute Nasenstüber und einen breiten Schopfbeitler"; seine Briefe beantwortete der grausame Meister lieber mündlich, weil ihm „das Papier leid war"; er benutzte ihn auch wol als Sekretär und sandte ihn — wie es scheint — gelegentlich mit Aufträgen an Constanze, wenn sie in Baden weilte: kurz, durch das Gewicht seiner persönlichen Eigenschaften Mozarts Hochachtung und unbedingte Zuneigung zu erzwingen, zeigte Süßmayr sich nicht befähigt genug. Für die bevorstehenden Zwecke konnte aber kaum eine brauchbarere Kraft

als er gefunden werden. Und deshalb beschloß Mozart, Süßmayrs Gesellschaft auf der Reise nach Prag sich gefallen zu lassen.

Mit dem beunruhigenden Gedanken an das Requiem und dessen unbekannten Besteller, den er von dem nothgedrungenen Aufschub der Arbeit nicht unterrichten konnte, hatte er die Vorbereitungen zur Reise getroffen. Eben schickte er sich an, mit Constanzen in den Postwagen zu steigen, als diese sich von einer Hand berührt fühlte und erschrocken zurück schaute. Was sie erblickte überraschte sie noch mehr. Wie eine Geistererscheinung stand ernst und unbeweglich der seltsame graue Bote hinter ihr. Niemand hatte bemerkt, daß und woher er so plötzlich gekommen. Milde und ohne Vorwurf fragte er, was nun aus der Seelenmesse werden solle. Mit Gründen der Nöthigung zu dieser störenden Reise verband Mozart das Versprechen, nach erfolgter Rückkehr seine volle Kraft dem Requiem zu widmen, falls man solchen Aufschub zu bewilligen geneigt sei. — Der Bote erhob dagegen keine Bedenken; und mit dem Eindruck seiner räthselhaften unheimlichen Erscheinung trat die kleine Gesellschaft ihre Reise nach Prag an.

Unter der erfrischenden Wirkung freier reiner Landluft und wechselnder Naturscenen regte sich Mozarts Schaffenslust im reiferen Alter vorzugsweis gern. Constanze mußte den Gatten zuweilen trösten über den leidigen Zwang, seine musikalischen Gedanken in dem engbegrenzten Raum einer Stube „auszuhecken". Im Reisewagen löseten sich alle solche Fesseln, und unterweges that „das Portefeuille mit Werthpapieren" (S. 380) seine guten Dienste. Im Wagen wurde fleißig am Titus gearbeitet, und die flüchtig hingeworfenen Skizzen sogleich auszuführen, boten Pausen in den Gasthäusern an der Heerstraße die erwünschte Muße. Ungenau unterrichtet über die beabsichtigte Vertheilung und Vertretung der Rollen, zweifelte Mozart nicht, daß der zur Vitellia in glühender Leidenschaft entbrannte Sesto durch einen Tenoristen dargestellt werden solle. Schmerzlich enttäuschte ihn daher die Entdeckung, die er erst in Prag machte, daß eine Sängerin, Sgra. Carolina Perini, für die Partie des Liebenden auserlesen worden sei. Alle für den als Tenor gedachten Sesto auf der Reise bereits vollendeten Tonsätze erwiesen sich nun als vergebliche Arbeit und Zeitverlust.

Ein weibliches Wesen als Darstellerin des Sesto mußte ja obendrein das streben nach lebenswahrer individueller Charakteristik des musikalischen Ausdrucks schon durch ihre äußere Erscheinung als ein unfruchtbares hoffnungsloses Unternehmen erscheinen und erlahmen lassen. Dennoch schuf Mozart nicht nur für seinen weiblichen Sesto, sondern auch für alle Bewunderer seiner Kunst nachher berühmt gewordene große Arien. Und wie diese, zeigen auch die übrigen Sätze der Partitur — nimmt man etwa einige flüchtiger hingestreute Stückchen von untergeordneter Bedeutung aus — wahrlich nichts von einer verdrossenen Stimmung oder von gehemmter Schaffensfreudigkeit und Mangel an Sorgfalt. Nichts verrathen sie davon, daß die ganze Oper in der unglaublich kurzen Frist von kaum 18 Tagen entstehen, einstudirt und aufgeführt werden konnte. Keine Spur lassen sie entdecken von der Krankheit, die während der angestrengten Arbeit den Meister nöthigte, große von den Aerzten verordnete Arzeneiflaschen zu leeren und sich anderen aufreibenden Maßnahmen dermaliger unentwickelter ärztlicher Heilmethode zu unterwerfen. Wenn er auch Süßmayr — wie es scheint — die Secco-Recitative ausführen ließ, die in Mozarts eigener Handschrift übrigens vollständig vorhandene Partitur erweiset jede weitere selbständige Betheiligung einer fremden Feder als unkritischen Irrthum. Mozart schuf und entwarf nicht allein alle Tonsätze im Titus, sondern er führte die Instrumentation auch mit gewissenhaftester Sorgfalt in Partitur selbst aus.

Und trotz einer solchen unfaßlichen Arbeitsamkeit fand er nicht blos noch Lust und Zeit mit seinen prager Freunden fröhliche Stunden zu verleben, da dann die Sonne unverwüstlicher guter Laune wieder hell durch die dunkeln Wolken seiner nach innen gezogenen ernsten Stimmung hindurchbrach, sondern gleichzeitig mit der Festoper beschäftigte seinen Geist auch noch die Zauberflöte. Es war den Freunden wiederholt aufgefallen, daß er am Billard eine Weise vor sich hinsummte und dabei in einem Buche, das er in der Tasche trug, nachsah. Nicht lange, so spielte er den Bekannten auf Duschek's Klavier das erste Quintett aus der Zauberflöte vor, welches von Papageno mit dem Schloß vor dem Munde unartikulirt eingeleitet wird. Das herrliche Stück

entstand, wie man nun begriff, am Billard zu derselben Zeit, wo die hastige Arbeit am Titus — so hatte man gewähnt — den Meister ausschließlich erfüllte und in Anspruch nahm.

Um die Zeit des Krönungsfestes berauschte sich Prag in Jubel und abspannenden Vergnügungen. Nach der am 6. September erfolgten Königskrönung des Kaiserpaares gab man zum Nachtisch des Festmahls Mozarts ernste Oper La clemenza di Tito. Der Hof, die Majestäten an der Spitze, und eine vornehme eingeladene Gesellschaft füllten die Räume des Theaters mit einer abgespannten Zuhörerschaft. Die Oper selbst vermochte unter so bewandten Umständen bei ihrer dramatischen Reizlosigkeit die Theilnahme nicht zu fesseln und wurde kühler aufgenommen, als Mozart, der selbst dirigirte, es von seinen prager Gönnern und Verehrern erwartete. Die Königin fühlte sich in ihrem spanischen Bewußtsein sogar verletzt, daß man es gewagt habe, bei diesem festlichen Anlaß eine Oper zu geben, von der sie offenbar — nichts zu begreifen vermochte. Man erzählte sich, daß sie das Mozartsche Werk höchst ungnädig ein plumpes deutsches Machwerk (porcheria tedesca) genannt habe. — Aber auch das größere Publikum zu Prag fühlte sich unter den begeisternden Eindrücken des Figaro und Don Juan bei den ersten Vorstellungen der neuen Oper anfangs enttäuscht. Das zurückgehen auf die italienischen Formen, dazu gar empfindlichen Mangel an charakteristischem dramatischen Leben hatte man in dem neuen Werke Mozarts nicht erwartet. — Später verbreitete sich der Titus über die Bühnen und — Concertsäle. Der Freundeskreis, den das Meisterwerk sich mit Recht erwarb, wußte und weiß in richtiger Würdigung dieser Leistung des unsterblichen Urhebers dieselbe verdientermaßen hoch zu schätzen als ein Blatt der reichen Ehrenkrone, mit welcher die Krönungsoper Mozarts Andenken geschmückt und seinen Ruhm an ihrem Theil strahlender gemacht hat.

Ihm selbst blieb es versagt, die Liebe und Bewunderung zu erleben, die sein Titus allgemein gewann. Er selbst erntete nichts als den niederschlagenden Eindruck eines Mißerfolgs; und als er von seinen Freunden Abschied nahm, flossen wehmüthige Thränen. Jene und das geliebte Prag wiederzusehen — wie konnte er das nach solchem

Erlebniß noch hoffen! — Oder wurde ihm die Aussicht auf ein Wiederfinden verdunkelt durch die Schatten der Flügel, welche der Todesengel schon über seinem Haupte schwang? —

* * *

Am 9. oder 10. September kehrten die Reisenden nach Wien zurück. Die Anstrengungen, denen Constanze sich ausgesetzt, machten die Fortsetzung ihrer unterbrochenen Kur in Baden nothwendig. Die treue Sofie, welche beim kleinen Wolfgang die abwesende Mutter vertreten zu haben scheint, leistete dieser gewohnte Gesellschaft und Pflege. Bald folgte Süßmayr, der schon im Juni Baden besuchte, den beiden Frauen auch jetzt wieder dahin.

Mozart blieb also abermals allein in seinem ersten Stockwerk des kleinen Kaiserhauses an der Rauhensteingasse. Bedurfte er der Geselligkeit, suchte er sie beim Schwager Hofer oder bei dem dankbaren Leutgeb. Auch Schikaneder nahm ihn oftmals in Beschlag und drängte ihn zur Vollendung der Zauberflöte. Dazu lag dem Meister die Sorge um das Requiem am Herzen. Und zu alldem plagte ihn Stadler mit der Bitte um ein Concertstück für die Klarinette. Die Vorliebe, mit welcher dieses Instrument und das von Stadler nicht minder meisterlich gehandhabte Bassethorn im Titus benutzt ist, rechtfertigt die Vermuthung, Stadler sei ebenfalls während des Krönungsfestes in Prag zugegen gewesen und habe dem für seine Leistungen im Titus dankbaren Mozart das Versprechen abgewonnen, ihm ein Klarinett-Concert zu schreiben. Mozart lösete sein Wort schönstens ein durch das Concert in A-dur, dessen mustergültiger Satz für die spätere Formgebung solcher Stücke grundlegend wurde. Am 28. September trug Mozart das wol schon etwas früher vollendete Werk in sein Verzeichniß ein, zugleich mit den beiden Sätzen, welche die Partitur der Zauberflöte vervollständigten. Das war die wundervolle Ouvertüre und der sanfte feierliche Priestermarsch (in F), der den zweiten Aufzug der Oper eröffnet mit dem nachfolgenden frommen ergreifenden Gebet: „O Isis und Osiris".

Daß die Vollendung dieser Oper nach erfolgter Heimkehr seine erste Sorge war, läßt sich denken. Er nahm manche Nacht zu Hülfe,

um die Arbeit zu beschleunigen, schwächte aber damit seine Gesundheit immer mehr, so daß Anwandlungen völliger Erschöpfung der Kräfte und Zufälle von Ohnmachten die dem Schlaf abgetrotzte Muße als sehr zweifelhaften Zeitgewinn erscheinen ließen.

Mozart hatte nie eine Zauberoper in Musik gesetzt, und die geringe Neigung zu einem solchen Versuch zu steigern, erwies sich auch Schikaneders erster wenig anziehender Entwurf nicht sehr geeignet.

Mit einer von Gieseke dramatisirten und von Wranitzky in Musik gesetzten Oper nach Wielands allgemein beliebtem „Oberon, König der Elfen", hatte Schikaneder 1790 bei der Kaiserkrönung in Frankfurt glänzendes Glück gemacht. Deshalb wollte er es wieder mit einem ähnlichen Stoff versuchen und bearbeitete eine Episode aus derselben Dichtung Wielands, das Märchen „Lulu oder die Zauberflöte", enthalten in dessen Dschinnistan*).

In diesem Märchen befreit der Prinz Lulu von Korassan die schöne Sidi, Tochter der strahlenden Lichtfee Perifirime aus der Gewalt des bösen Zauberes Dilsenghuin. Eine Flöte und ein Ring, zaubermächtige Geschenke der guten Fee, leisten dem Lulu bei seiner Unternehmung treffliche Dienste.

Schikaneder wollte sich an diese Vorlage den Hauptzügen nach anschließen. Er verwandelte nur den Prinzen Lulu von Korassan in einen „japonischen" Prinzen Tamino; die strahlende Fee in eine sternenflammende Königin; aus der schönen Sidi machte er eine schöne Pamina und des bösen Zauberers unaussprechlichen Namen Dilsenghuin vertauschte er mit dem klangschöneren Sarastro. Aus dem Zwerge Barka ward der Mohr Monostatos und damit der Zauberoper ein Hanswurst nicht abgehe, gesellte Schikaneder zu seinem Prinzen Tamino den lustigen Vogelfänger Papageno, den er selbst spielen wollte. Das Federkostüm war ja schon vorhanden und erforderte keine Baarausgabe. Einem anderen Märchen des Dschinnistan entlehnte der gewandte Theater-

*) Das Märchen, welches im 3. Theil des Wielandschen Dschinnistan Aufnahme gefunden, scheint indessen nicht von Wieland, sondern von Liebeskind gedichtet zu sein. Vergl. O. Jahn, W. A. Mozart, 1867 II. S. 486. Note 11.

direktor die drei „klugen Knaben"; neben diesen bildeten die Gefolgschaft der ihres Kindes vom bösen Zauberer beraubten Königin drei Damen, die sich dem Tamino und seinem Gefährten zuweilen hülfreich zu nahen hatten. Durch sie empfingen die Befreier der Pamina auch eine Flöte und statt des Ringes ein Glockenspiel, Gaben, welche im Kampf gegen den Unhold Sarastro mitzuwirken bestimmt waren.

In solchem Sinne legte Schikaneder die Oper an. Der Entwurf war schon ziemlich gefördert, auch Mozart arbeitete bereits daran. Da erschien — es war am 8. Juni — auf der Bühne des Theaters in der Leopoldstadt ein Maschinen-Singspiel in drei Aufzügen „Kasper der Fagottist oder die Zauberzither" nach Wielands Märchen Lulu, mit Musik des beliebten Wenzel Müller. Das Stück fand Beifall und zog die Menge so mächtig an, daß Schikaneder den Muth verlor, mit einer ganz ähnlichen Bearbeitung eines und desselben Stoffes jener Konkurrenz die Spitze zu bieten. Noch weniger wollte er aber auf den Wunsch verzichten, die glücklichen Anfänge für ein Werk zu benutzen, von dem er sich auf Grund Mozartscher Musik goldene Berge versprechen zu dürfen glaubte. Nach verzweiflungsvollem sinnen, wählen, verwerfen fand er endlich den glücklichen Ausweg aus seiner fatalen Lage. Ludwig Gieseke, ein relegirter hallischer Student, der seine verlorene Jugend als Mitglied des Schikanederschen Theaters zu vergessen suchte, bewährte seine dichterischen Gaben schon als Librettist des Oberon, und legte dem rathlosen Theaterdirektor jetzt einen Plan vor, den dieser sich eifrig aneignete. Er bereicherte ihn nur durch die im Federkostüm paradirenden Figuren des Papageno und seiner munteren Partnerin Papagena; im übrigen benutzte er Giesekes Ausführungen, benutzte er — wie es scheint — auch noch Verse eines Poeten, Pater Cantes, und als das große Werk fertig war, ließ er auf den Theaterzettel drucken: Die Zauberflöte. Eine große Oper in zwei Akten von — Emanuel Schikaneder. — So erlangte und behauptete er den Ruhm der Urheberschaft des Buches der Mozartschen Oper.

Nach dem neuen Plan wurde das Verhältniß der sittlichen Mächte, die einander feindselig bekämpfen, einfach umgekehrt: die sternenflammende Königin, die Fee des Lichtes, verwandelte sich in eine

racheschnaubende finstere Königin der Nacht; und der böse Zauberer Sarastro ward seiner magischen Künste entkleidet und zu einem weisen vortrefflichen Biedermann umgestempelt, der keiner weiteren Stützen der unumschränkten Beherrschung „seiner Gründe" bedurfte, als einer praktischen Durchführung derjenigen sittlichen und moralischen Anschauungen und Grundsätze, welche der Freimaurerorden zum Gegenstand seiner Mysterien, ihrer Prüfungen und Erziehungsversuche, wie zur Maßgabe geheimnißvoller humaner Bestrebungen erkoren hat. Eine künstlerische Demonstration zu gunsten des von Leopold II. unterdrückten wiener Logenwesens konnte straflos gewagt werden, und den zahlreichen Ordensgenossen als willkommene Verherrlichung ihrer gekränkten Interessen nur erwünscht und zeitgemäß erscheinen. Darum zog Schikaneder, der eifrige Logenbruder, das freimaurerische Element begierig in die Operndichtung hinein, und vollendete so einen Mischmasch von Ideen aus der Welt des Märchens, aus der hausbackensten Prosa des realen Daseins, aus der Mystik alter vorchristlicher Mysterien und aus der platten Moral einer philisterhaften Lebensklugheit — und das alles herausgeputzt mit der aus Theaterphrasen zusammengeflickten Lumpenhülle einer Reimerei, deren angestrebtes Pathos in seinem sprachlichen ungelenken Galimathias vielfach an das Komische streift. — Glücklicherweise aber legte Schikaneder auch dem Beifall seiner „niedrigen" Zuschauer großen, ja entscheidenden Werth bei und entwickelte im Ausdruck der volksthümlichen Partien seiner (oder seiner Mitarbeiter) Dichtung nicht zu unterschätzende Gaben, die Mozart für musikalische Zwecke seinerseits meisterhaft zu verwerthen verstand.

Im Uebrigen scheint es unbegreiflich, daß aus einem so widerspruchsvollen, oft abgeschmackt zusammengestückten Machwerk eine Oper hervorblühen konnte wie die Zauberflöte, ein Werk, das den tiefsinnigsten und zugleich volksthümlichsten Schöpfungen, zu denen sich der Geist menschlicher Kunst je und je zu erheben vermochte, einem Salomonischen Hohenliede, einem Eschenbachschen Parzival, einem Goetheschen Faust, die Wage hält.

Daß ein Kunstwerk dieses Schlages nur das Ergebniß höchster Meisterschaft und umfassendster Energie einer tiefangelegten viel-

geübten Genialität sein konnte, leuchtet unschwer ein. Dennoch ist die Frage nicht leicht zu beantworten, wie ungeachtet der günstigsten Voraussetzungen des Kunstschaffens ein solches Ergebniß auf Grund jenes verwirrten Buches voll der reizlosesten Gemeinplätze erzielt werden konnte. Die genügendste Antwort auf solche Frage ertheilt das Wesen der Tonkunst, insonderheit Mozarts Musik selbst. So mannigfaltig und charakteristisch, so erhaben und gemein, so tief und oberflächlich die Ausdrucksfähigkeit der tönenden Kunst sich erweisen mag, es liegt in ihrem, der Sphäre des kühlen Begriffes abgekehrten Wesen, das Einzelne und Besondere zu einem Allgemeinen, die deutlich begrenzte Vorstellung zur dämmernden Ahnung, zügellose Leidenschaften zur reinen schönen Form erregter Bewegung verklärend zu erheben. Hätte der Musiker sich an Schikaneders Buch auf Grund gleichgestimmter Gesinnung sklavisch angeschlossen, er würde zwar ein mißgestaltetes Unding erzeugt, aber nichts destoweniger das theatralisch Gespreizte musikalisch flüssig gemacht, das fantastisch Unklare zum Ausdruck eines verständlich Charakteristischen, das albern Possenhafte zu munteren oder tändelnden und ansprechenden Melodien aufgelöset und verflüchtigt haben.

Mozart war nun weit entfernt von der Bereitwilligkeit, sich an Schikaneders Buch, an Schikaneders Absichten und Gesinnungen gefangen zu geben. Selbst melodische Andeutungen, die Schikaneder ihm bei der Arbeit diktirte und berücksichtigt zu sehen verlangte, tauchte Mozart in das läuternde Fluidum seines eigenen Genius unter, um sie aus solchem Reinigungsprozeß als vollendete Neugeburten hervorzuheben. — Die ursprüngliche Absicht, eine Zauberposse, ein Spektakelstück für die Galerie mit seiner Musik zu verherrlichen, konnte dem Meister keine Freudigkeit abgewinnen. Anders gestaltete sich aber sein Verhältniß zu der Aufgabe als durch Gieseckes neuen Plan die Umdichtung den Stoff dem Bereich des reinmenschlichen Antheils näher gerückt, und die Ideen der Freimaurer-Genossenschaft das Ganze in eine Beleuchtung erhoben hatten, deren Lichtstrahlen die höchsten und heiligsten Geheimnisse der Menschenseele streiften, und dem musikalischen

Ausdruck die Pforten himmlischer Offenbarungen zu erschließen vergönnten.

Wie plötzlich verwandelt zu einem der umfassendsten Vorwürfe, welche die Kunst einem Meister schenken kann, stand nun die Schikanedersche Maschinenkomödie vor des Tonmeisters belebendem Schöpferblick da. Vor demselben wuchs das Erzeugniß mechanischer, auf äußeren Effekt berechneter Bühnenroutine zu einem Kunstwerk empor von tiefsymbolischer, die idealsten Fragen umspannender Bedeutung.

Der Märchenzauber mit seinen Wunderthaten vertiefte sich zu dem geheimnißvollen ringen sittlicher Gegensätze: des Lichtes wider die Finsterniß, des Geistes wider das Fleisch, der Liebe wider den Haß, der Vergebung wider die Rache, der Gnade wider die Schuld. In schönster musikalischer Gliederung, im gleichschwebenden Ebenmaß der Kontraste ist Sarastro, der reife Mann, der milde, liebevolle, gerechte und weise Genius des Lichtes gegenübergestellt der Königin der Nacht, dem leidenschaftlichen Weibe, der rachsüchtigen Beherrscherin des Reiches der Finsterniß, deren Begehrlichkeit, Gefallsucht und Selbstsucht verkörperte Schatten wirft in den drei Damen ihres Gefolges und in dem sinnlichen Mohren. Dieser blieb wol aus äußeren Rücksichten auf den ersten schon vollendeten Entwurf des Stücks der Dienerschaft des ursprünglich als böser Zauberer gedachten Sarastro zugetheilt. Im zweiten Aufzug findet man ihn im Gefolge der Königin als Zeugen und Theilnehmer ihrer Niederlage und Flucht vor Sarastro. Aus ähnlichen Ursachen erscheinen die drei Genien des Lichtes als Abgesandte der nächtigen Herrin. Mozart hat sie den drei Damen gegenüber als hülfreiche, rettende Himmelsboten gekennzeichnet, die den Zwecken des Sarastro und seines beseligenden läuternden Reiches dienen. — Man durchschaut die Schwierigkeiten, die Mozart zu überwinden hatte, um dem eiteln Starrsinn Schikaneders Zugeständnisse im Sinne der höheren Auffassung des Stoffes und seiner entsprechenden Umgestaltung abzuringen. Glückte es nicht, dem Mohren und den drei Genien mit den Palmenzweigen ihre naturgemäßen Plätze zu sichern, so gelang dem denkenden Tonmeister doch eine Aenderung, welche als Bestätigung seiner ethischen Absichten nicht ohne Bedeutung sein dürfte. Um seine

Zauberoper sogleich mit einer ungeheuerlichen Wirkung auf die „niedrigen" Zuschauer einzuführen, sollte Tamino bei seinem ersten Hervortreten von einem grimmigen Löwen verfolgt werden, der von weiblichen Händen, nämlich durch die Jagdspieße der schwarzen Damen zu erlegen war. Mochte diese abenteuerliche Ungereimtheit Mozart lächerlich und abgeschmackt erscheinen, so wurde die Sache durch die an Stelle des Löwen von ihm gewählte und erreichte Schlange als scenischer Effekt nicht wesentlich verbessert. Aber vermuthlich paßte die Schlange ihm besser in das Ganze der Symbolik. Als ritterlicher Held vor einer Schlange des Waldes zu fliehen — wie feig und matt hätte sich Tamino damit eingeführt. Tamino aber erscheint hier als der reine, unverstellte „Adam", der von der „Schlange des Paradieses" verfolgt wird, weil ihn nach dem „Baume der Erkenntniß" gelüstet. Die Schlange treibt ihn in den Bereich der bösen Macht, die ihn sogleich zu umgarnen Mittel findet, um sich seiner als eines Werkzeuges der Rachsucht zu bedienen. Sie erweckt ihn in solcher Absicht zunächst zur Erkenntniß seiner selbst durch ein bezauberndes Bild, das ihm zum erstenmal Blicke in sein eigenes menschlicherregbares Herzensleben erschließt. Aus dem Machtbereich der Finsterniß steigt das Ideal leuchtend empor — es ist Pamina, die in die reine Sphäre des Lichtes entrückte Tochter der Nacht. Die Finsterniß erweckt Taminos Sehnsucht, das Licht zu suchen.

Seinem Ideal nachzujagen, erhebt derselbe nun zur Aufgabe seiner Wanderschaft. Er findet die Liebe im Schutz und Bann der Weisheit; und durch Entsagung, Beständigkeit, Ergebung in den höheren Willen muß Tamino erst zur würdigen Mannheit heranreifen, muß sein Ideal erst in Wasserfluten und Feuergluten erprobt haben, bevor er es seinem Wesen völlig aneignen darf. Nun erst durch die Weisheit zum Vollbesitz beseligender Liebe geleitet, ist er würdig die höhere Weihe eines Vielgeprüften zu empfangen und tiefere Einblicke in die verborgenen Geheimnisse einer waltenden erhabenen Heilsordnung zu thun. Er ist vom Gehorsam des glaubens zur Seligkeit des schauens hindurchgedrungen.

Erläuternd dient auch die zaubermächtige Flöte des Tamino der ethisch-symbolischen Absicht Mozarts. Ursprünglich das Geschenk der guten Fee des Lichtes, empfängt Tamino das hülfreiche Instrument durch die Dienerinnen der bösen Macht, als deren Vertreterin der Entwurf von Gieseke jene Fee in die Königin der Nacht umwandelte. Im Machtbereich sittlicher Finsterniß erkennt Tamino sein Herz und den Weg zu seinem Ideal. Die Sehnsucht nach demselben, das unaussprechliche Seufzen des Herzens nach Trost, Stärkung, Hülfe, mit einem Worte: die andächtige Sammlung und Erhebung des Gemüts im Gebet folgt dem erwachten Verlangen nach Erkenntniß, Heiligung und Frieden — das Gebet ist das zauberkräftige Mittel, welches in der Noth und in Drangsalen schwerer Prüfung Hülfe, Muth und Beständigkeit im stillesein gewährt. Und nur in schweren Stunden der Rathlosigkeit, Sehnsucht und Bedrängniß läßt Mozart seinen Helden zu der Flöte Zuflucht nehmen; — so symbolisirt sie das Gebet. Bei der ersten Erprobung ihrer Kraft findet sich der Suchende vor den Pforten des Heiligthums, das sein Ideal, das ihm Pamina verheißt. Aber er hat noch nichts gethan, hat noch nicht im Kampf wider sich selbst obgesiegt, um in das Heiligthum eintreten zu dürfen. Die Pforten sind verschlossen. Der starke Zauberton der Flöte bändigt wilde Thiere, aber bezwingt noch nicht das ungestüme Herz, das erst in der Schule der Leiden lernen muß, stille zu werden. — In der zu heiligenden Zwecken versammelten Gemeinschaft der Geweihten löset sich das Verlangen des Einzelnen in die andachtsvolle Erhebung der Gesamtheit auf. Hier bedarf Tamino seiner Flöte nicht, sie wird ihm von den Priestern oder dienenden Brüdern abgefordert. Er legt sein eigenes individuelles wünschen und wollen gläubig und gelassen in ihre Hände. — Nun beginnen sogleich die Prüfungen seiner Treue. Zuerst muß er lernen stille zu sein. Und in der Einsamkeit, von wüster dunkeler Oede umgeben, greift er wieder zum Trost des Gebetes. Durch die drei Schutzengel hat Sarastro ihm die Flöte wieder geschenkt; jetzt bedarf er dieser Trösteinsamkeit. — Der erste Darsteller des Tamino, Benedikt Schack, war ein trefflicher Flötist und feinfühliger Musiker. Er schrieb auch Opern. Mozart, der ihn zu seinen näheren Freunden zählte und

ohne Zweifel ihm tiefere Einblicke in seine künstlerischen Absichten eröffnet hatte, wünschte die Flöte des Tamino von Schack selbst auf der Scene blasen zu hören; und bezeichnend ist es für seine Auffassung, daß er es der persönlichen Stimmung Schacks überließ, den Ausdruck des Gefühls, welches die Schrecken der Verlassenheit zur Uebung des Stilleseins in Taminos Seele erregen möchten, seiner freien musikalischen Erfindung selbständig abzugewinnen. — In der letzten und schwersten Drangsal, auf seinem Gange durch die Wasser und Hitze der Trübsal, den Tamino, gefolgt von der sich auf seine Kraft stützenden Pamina, zu bestehen hat, hört er nicht auf, die Flöte in der Bewegung feierlicher Marschrhythmen ertönen zu lassen. Unter solcher anhaltsamer Erhebung des Gemütes im Gebet öffnen sich ihm, als der überwunden hat, die Pforten des Heils, aus denen das verklärte Licht des höheren Chors im breiten Strome ihm entgegendringt. Durch „des Tones Macht" empfing er mit seiner Gefährtin die Freudigkeit, „durch des Todes düstre Nacht" hindurchzudringen zur Weihe höchster Glückseligkeit.

Daß Mozarts Absicht sich hoch erhebt über die Symbolik der freimaurerischen Mysterien, erhellt vollends aus der musikalischen Einleitung der letzten Prüfungsscene. Zwei streitbare Männer in voller Waffenrüstung stehen auf der Wacht am Eingang der Schreckensbahn, die „himmelan" leitet. Einmüthig (im Einklang der Oktave) singen sie zu einer Begleitung in gebundenem Stil Bachscher Choralfiguration die Melodie des Lutherschen Gemeindeliedes:

Ach Gott vom Himmel sieh darein
Und laß dich des erbarmen:
Wie wenig sind der Heiligen dein,
Verlassen sind wir Armen.
Dein Wort man nicht läßt haben wahr,
Der Glaub' ist auch verloschen gar
Bei allen Menschenkinden.

Die Wahl eines evangelischen Chorals, gedichtet von dem Reformator, dem Erzfeinde römischer Kirche, und die Verwendung dieses Chorales zu einem Satze in der Schreib- und Fühlweise eines Meisters

evangelischen Kirchenstils bekundet unwidersprechlich die religiöse Bedeutung, aus welcher allein heraus Mozart seine leblose Vorlage zu einem musikalischen Hauptwerk menschlicher Kunst erheben konnte; — aber der Gesang der „guten Streiter Christi" — als welche die geharnischten Männer wol erscheinen mögen — erweiset auch zugleich die Freiheit, mit der Mozarts religiöses Bewußtsein über die beengenden Schranken confessioneller Differenzen zur wahren Katholizität, zur christgläubigen Herzenseinfalt hoffnungsseliger Gottgelassenheit emporgetragen wurde.

Das idealgerichtete Streben und Wesen Taminos, dessen Entwickelung den Mittelpunkt darstellt, um den sich Alles gruppirt, hebt ihn als Gegensatz seines Gefährten Papageno in schärfster Beleuchtung noch deutlicher hervor, wie als Gegenstand des Kampfes, in welchem die Königin der Nacht mit Sarastro — Finsterniß wider das Licht — um ihn ringt.

Papagenos Symbol ist seine Rohrflöte. Dieselbe besitzt fünf Töne, stufenweis vom Grundton bis zur Quint aufsteigend. In dieser Folge oder umgekehrt (von d''' abwärts bis g'') — zu weiteren melodischen Mannigfaltigkeiten fordert solche Rohrflöte nicht heraus. Dieselbe dient dem Papageno, um die Vögel in sein Netz zu locken; auch wol einmal zum Hülferuf oder als Erkennungszeichen. Papagenos Ansprüche an das Leben sind leicht zu befriedigen. Er trägt das Kleid der gefangenen Vögel, mit denen er bedient, wer sie ihm um Wein und Leckerbissen abkaufen mag. Wie seine Rohrflöte so verfügt Papagenos Seele auch nur über ein einziges kennzeichnendes Motiv; — wie seine Vögel, genießt auch er ohne Sorgen, was ihm vom Dasein aus der Sämaschine der Minuten hingestreut wird. — Ein Merkzeichen seiner inneren Leere ist seine unbändige Schwatzhaftigkeit. Ihr Zügel anlegen zu sollen, begreift er um so weniger, als er nicht den geringsten praktischen Nutzen von den Prüfungen Taminos einsieht. Er hält sie für thörichte Selbstquälereien, denen kein vernünftiger Mensch von Papagenos Schlage Geschmack abgewinnen könne. Die schwersten Augenblicke seines Naturlebens sind die, wo ihm durch ein Schloß das plaudern versagt ist und er zur Aushülfe unartikulirte Laute zu sum-

men sich begnügen muß; — und ferner die Enttäuschung, welche ihm bereitet wird, als er Papagena erblickt, um sie sogleich und — wie er wähnt — für immer wieder zu verlieren. Ihr Anblick regt — vielleicht zum erstenmal in seinem Leben — Zukunftsgedanken in ihm auf, die Vorstellung vergnügter Stunden, die der Besitz der Papagena ihm zu verheißen schien. Ihr verschwinden zeigt seinem nach innen gerichteten Blick die ganze Hohlheit und Leere seines Wesens. Das Leben hat keinen Werth mehr für ihn, weil es seinem Verlangen die Befriedigung entzogen hat. Er schickt sich deshalb an, seinem inhaltleeren Dasein ein gewaltsames Ziel zu setzen, ist aber zu feig den entscheidenden letzten Schritt zu thun. Selbst an sein magisches Glockenspiel glaubt oder denkt er nicht. Die rettenden Schutzengel müssen ihn erst dazu ermuthigen, jene Zauberkraft zu erproben. Trotz liegt dem Papageno so fern wie jede männliche Kraft. Er ist deshalb auch sogleich bereit, den Rath der glänzenden Knaben zu befolgen und als Papagena herbeigeklingelt, richtet sich der erste Gedanke der glücklich verbundenen auf kleine Papagenos und Papagenas, die ihnen eins nach dem anderen in ungemessener Zahl geschenkt werden sollen, wie zu hoffen steht. Das berühmte Duett tönt eine harmlose Lustigkeit aus, die ebenso fern gehalten wird von lüsterner Sinnlichkeit, als von jener herzlichen Liebe, welche das eigene Glück nur in der Hingebung an den geliebten Gegenstand genießt.

So erscheint Papageno überall als Vertreter behaglichen Lebensgenusses und fröhlicher Laune — eines Frohsinns ohne ersichtliche Ursache von tieferer Bedeutung. Dem Idealismus des Tamino ist hier der gedanken- und ziellose Materialismus gegenübergestellt. In seinen artigen Volksweisen, die theils mit dem kurzathmigen Motiv der Rohrflöte, theils mit dem ausdruckslosen Geklingel des Glockenspiels begleitet werden, enthüllt sich Papagenos Wesen am deutlichsten. Es ist das des natürlichen Menschen, der den Kreis des Lebens und der Welt, in welchem er sich mit sorglosem Behagen bewegt und herumdreht, von den Freuden abgeschlossen sieht, die im Augenblick erhascht, im nächsten Augenblicke vergessen, dem Genuß der eigenen Selbstgenugsamkeit als Nahrung und Lebensbedingung dienen. Wenn ein sehr hervorragender

Beurtheiler aus der Volksthümlichkeit der Gesangstücke, die Mozart seinem Papageno in den Mund gelegt, die Ueberzeugung gewinnen konnte, Papageno, „dieser Naturmensch, sei trotz seines Federkleides vom Wirbel bis zur Zehe ein Deutscher“ — so mochte ihm die Vorstellung des „deutschen Michels“ vorschweben. Mozart selbst faßte Papagenos Wesen anders auf; er nannte einen einfältigen geistlosen Zuschauer, welcher die ergreifendsten Scenen in der Oper hartnäckig belachte, einen Papageno, weil der Anstand verbot, ihn einen Esel zu heißen*).

Das enge philisterhafte Herz des gutgearteten munteren Naturburschen — wie zahm und harmlos äußert das seinen winzigen Gehalt an Regsamkeit und selbst an Begierden! Am lebhaftesten spricht es sich aus in dem Liede: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich.“ Welche unheimlich lodernde sinnliche Glut athmet dagegen das Lied aus, das der Mohr singt: „Alles fühlt der Liebe Freuden!“ —

Wie das liebende Paar, Tamino und Pamina, und die lustigen Vögel, Papageno und Papagena, einander gegenseitig zur Folie dienen, so auch die Selbstmordgedanken Paminas und Papagenos. Die Liebe Taminos ist das Leben Paminas. In ihr und durch sie schwang sich ihre Seele bis zur „Gottheit“ empor. Der Wahn, sie, dieses ihr Lebenselement, verloren zu haben, löset ihren Zusammenhang mit der Gottheit auf und treibt sie deshalb zu jenem Akte äußerster Verzweiflung. Und Papageno? — wie ein eigensinnig Kind den Käfig zerbrechen möchte, aus welchem sein Vögelchen ihm entfloh, so will er sich lieber am Baum aufknüpfen, weil er Papagena erblickte, aber nicht besitzen soll, als sich zur entschlossenen That aufraffen, das entflohene Vögelchen wieder einzufangen.

In diesen Partien der Mozartschen Musik herrscht, wie in allen übrigen der Geist der Wahrheit im Ausdruck eines, das ganze Dasein mit vollschlagendem liebewarmen Herzen umfassenden Gemütes. Deshalb hat der Meister sich auch nicht versucht gefunden, den von Schikaneder in Bewegung gesetzten Zauberapparat mit Lokalfarben hervorzuheben, wie es Weber, Mendelssohn und andere Epigonen gethan. Sie

*) O. John, W. A. Mozart, Leipzig 1867, II. 724. Vergl. a. a. O. II. 527.

haben jene tändelnde Ausdrucksweise erfunden, welche einen ganz neuen Stil, man könnte ihn als Stil der Elfenromantik kennzeichnen, in der Tonkunst darstellt. — Mozart war es heiliger Ernst mit seinen künstlerischen Anschauungen. Der Ton, der ihm aus der Tiefe reinmenschlicher Lebensfülle entgegenklang, sollte auch in den Menschenherzen seinen Widerhall finden. So sah er in der theatralischen Hülle des sternenflammenden Schleiers der nächtigen Königin nichts mehr und nichts weniger als das Weib mit seiner zügellosen Leidenschaft feindseliger Gesinnung, in dessen Herzen der „Hölle Rache kocht". Und die seltene Höhe des Soprans von Constanzens Schwester, Josefa Hofer, eine Höhe, die obendrein an Schärfe litt, mochte dem Schöpfer der Königin der Nacht eben recht sein, um durch die stechenden, bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit emporsteigenden Staccatopassagen dem überschäumen eigensinnigen Trotzes eines keifenden und kreischenden Zornmuthes in Grenzen schöner Form den treffendsten Ausdruck zu verleihen*). —

Dieses eine Beispiel genügt, Mozarts Verhältniß zu den romantisirenden Anläufen der Dichtung in das klarste Licht zu stellen.

Aus der Bedeutung, welche die Zauberflöte in dem scharf umgrenzten Verlauf seines künstlerischen Entwickelungsganges zu behaupten bestimmt war, erhellt es noch überzeugender, wie weit er von der Versuchung entfernt blieb, der müßigen Unterhaltung eines beifallseligen Theaterpublikums dieses Werk aufzuopfern, mit welchem vielmehr er sich bewußt war, den Fuß auf die vorletzte Stufe der Himmelsleiter zu setzen, die ihn selbst zum Heiligthum der Geweihten emportrug.

Mit dem Idomeneo (29. Januar 1781) beginnt das letzte Jahrzehnt von Mozarts künstlerischem Erdenwallen, und jene Oper bezeichnet zugleich den Anfang seiner fortschreitenden menschlichen und musikalischen Vollendung. Als seine während der letzten zehn Jahre entstandenen Hauptwerke heben sich vor allen anderen die Opern hervor, nämlich außer Idomeneo, die Entführung (12. Juli 1782), Figaro (1. Mai 1786), Don Juan (29. Oktober 1787), Così fan tutte

*) Vergl. hierzu Jahns Auffassung dieser Coloratur a. a. O. II. 517.

(26. Januar 1790) und Titus (6. September 1791), welchem im selben Jahre noch die Zauberflöte und das Requiem in rascher Folge sich anschlossen. Das Requiem ist in diesem Ringe selbstverständlich nicht als Oper, sondern als eines der Hauptwerke mit angeführt.

Die sieben Opern lassen zwei Gruppen unterscheiden nach Maßgabe der Einflüsse, die bei ihrer Entstehung und Ausgestaltung auf Kunstschaffen und Weltanschauung ihres Urhebers bestimmend einwirkten. Insofern die eine der beiden sich wechselseitig bedingenden Voraussetzungen des schaffens — das künstlerische und menschliche — in getrennter Sonderwirkung bethätigt, und eine der beiden treibenden Kräfte in einer Kunstschöpfung vorzugsweis ausgeprägt erscheinen kann, lassen sich die drei, auf äußere zwingende Veranlassung entstandenen Opern — Idomeneo, Cosi fan tutte und Titus, — als besondere Gruppe der anderen — Entführung, Figaro, Don Juan und Zauberflöte — mit Grund entgegensetzen. Jenes Dreigestirn stellt ohne Zweifel, nicht minder als alle übrigen Leistungen Mozarts, Entwickelungsstufen seiner fortschreitenden allgemeinen Reife und Meisterschaft dar: Idomeneo, Cosi fan tutte und Titus stützen den Schwerpunkt ihrer Bedeutung aber mit überwiegendem Nachdruck auf die reinmusikalischen Seiten seines Gesamtwirkens und der reifenden Dehnbarkeit desselben.

So weit die Impulse sich erkennen und nachweisen lassen, welche Mozart bei seinem musikalischen Zeugungsprozeß aus der Lebensfülle seines reinmenschlichen Wesens schöpfte, geben die genannten vier anderen Opern ungleich lehrreicheren Aufschluß über die Entwickelung seines persönlichen Verhältnisses zu Gott und Welt, über seine menschlichen Beziehungen zu den sittlichen und natürlichen Mächten, welche die bewegende Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben bedingen, dem Wandelbaren der Zeit, wie des Einzelnen und der Menschheit, Bahn und Ziel bestimmen.

Mozart schwamm fröhlich und sorglos am liebsten mitten im Strom des frischkräftigen, reichen Daseins. Aus ihm flossen musikalische Gedanken und Antriebe ihm immer aufs neue in unerschöpflicher Fülle zu. Was sein Wesen sich irgendwie liebevoll anzueignen vermochte, ver-

wandelte sich in ein Kunstwerk, welches das Empfangene in vollendeter Schönheit austönte. Man vergegenwärtige sich nur den Sonatensatz, den er ganz dem Charakter der Rose Cannabich in Mannheim gemäß machte (S. 138). Man erinnere sich an die Freude über das wiederaufgefundene „schöne Bandl“, die sich zu dem entzückendsten Terzett verdichtete (S. 303). Der Abschied von den Freunden in Leipzig und zahlreiche andere Anlässe zum Theil von viel geringerer Bedeutung genügten, um sehr kunstreiche Kanons und andere muntere und ernste Tonsätze ins Dasein zu rufen.

In reinem Glanze spiegeln auch jene vier Opern — die zweite Gruppe — Eindrücke der äußeren Umgebung und innere Erfahrungen, wie das lieben, verabscheuen, verlangen, entbehren wieder, woraus in harmonischer allseitiger Durchdringung des Meisters menschlicher Wille, sein geistiges und seelisches Leben den mannigfaltigsten Inhalt gewann. Wie solcher Inhalt sich immer mehr vertiefte und aus der Vertiefung sein religiöses Bewußtsein sich immer höher emporrang zur Freiheit von den irdischen Fesseln: solchen stufenweise fortschreitenden Erlösungsprozeß machen die genannten vier Opern deutlich.

Das zutreffende des kaiserlichen Scherzwortes „Mozart und Constanze oder die Entführung aus dem Auge Gottes“ (S. 263) liegt tiefer als in der Aehnlichkeit der äußeren Umstände, unter deren Einfluß Belmontes Entführung seiner Constanze aus dem Gewaltbereich des eifersüchtigen Bassa Selim in Musik gesetzt wurde. Der eine begierig genährte Wunsch, seine verlobte Braut heimzuführen, schlug den der Welt, ihrem Ruhm, ihrem Glück, ihrem sorglosen Genuß voll und ganz zugekehrten Geist des Liebenden in Bande. Und das bekundet auch die Musik der Entführung in ihrer theilweisen Gebundenheit an türkischen Lokalton, in den Zugeständnissen an „die geläufige Gurgel der Cavalieri“, in der Anlehnung an überlieferte Formgattungen. Mozart setzte hier seine Kunst noch herab in den Dienst äußerlicher gegebener Sonderzwecke, während schon im Figaro solche dramatischen und auch lokale Sonderzwecke vollends in den Dienst seiner Kunst erhoben erscheinen. Die Musik des Figaro verklärt deshalb schon völlig rein und frei das zum Drama verdichtete Leben des Zeitalters in die Zuständlichkeit des

im Genuß seiner selbst genug habenden, natürlichen, frohsinnigen Menschenlebens aller Zeiten. Und während das sittliche Moment in der Entführung, noch zusammengeschrumpft und eingekapselt, an die Willkür eines Einzelnen gebunden ist, sofern es sich auf einen Gnadenakt der großmüthigen Laune des Bassa Selim beschränkt, deren Beweggründe nicht einmal deutlich, wenigstens nicht wahrscheinlich werden — vollzieht sich im Figaro die sogenannte poetische Gerechtigkeit schon als einfache Nothwendigkeit nach Maßgabe strikter Logik der Thatsachen: das lose tändelnde spielen mit Gefühlen und Liebesverhältnissen verwickelt alle Betheiligten in Verdrießlichkeiten und peinliche Verlegenheiten. — Im Don Juan hört solche Harmlosigkeit des Spiels mit Herzen auf. Hier erscheint es als Schuld, die ein furchtbares Strafgericht des göttlichen Rechtes über sich herab zieht. Mit diesem gewaltigen Werk that Mozart einen entscheidenden Schritt nach Seiten seiner vertieften Lebens- und Weltanschauung. Noch im Figaro leerte er mit innigem behagen die vollen Becher der Freude und Wonne, die ihm das Leben entgegenschwang — der Himmel, unter dem er wie ein fröhlich Kind wandelte, strahlte in leuchtenden Rosen auf seine gewundenen Bahnen herab. —

Wohin führten sie ihn? — Was lag am Ende der Bahn? — Diese Fragen donnerten ihm seine eigenen Weltgerichtsposaunen, rief ihm die erschütternde Stimme des steinernen Vollstreckers ewiger Gerechtigkeit in das Herz. Mit dem weben und schweben in lauter Lust und Fröhlichkeit war es nun aus. Der furchtbare Ernst, der dahintersteht, hatte Mozarts religiöses Bewußtsein auf sich gezogen. Aber es war noch gebunden an das römische Dogma von Rechtfertigung und Sühne nach Maßgabe der Werke, dem gemäß Don Juans Schicksal sich ohne Gnade vollzieht. Wie der Meister, der den Tod als Schlüssel zur Glückseligkeit pries und im sterben den eigentlichen Endzweck des lebens erkennen gelernt hatte (S. 370), auch von der Gebundenheit an konfessionelle Schranken frei geworden sei, das erhellt aus der Gesinnung, die seine Stofferfassung und ihre musikalische Verkörperung in der Zauberflöte zum Quellborn hat. Verdeutlicht wird die geläu-

terte Denkungsart noch durch den Gegensatz, welchen Don Juan und Tamino ausprägen.

Don Juans Idealismus stellt sich auf sich selbst, auf eigene trotzige Menschenkraft, auf eigenen unbeugsamen Manneswillen, dem allein er den Genuß des erhaschten flüchtigen Augenblickes verdanken mag. — Das ideale Streben des Tamino dagegen richtet sich auf Zielpunkte, die er nur erreichen zu können überzeugt ist durch einen Läuterungsprozeß seiner eigenen Kraft, seines eigenen Willens, den er einer Führung seines Lebens nach planvoller Weisheit eines höheren Willens gelassen, vertrauensvoll und in gläubiger Demuth unterwirft. Er zweifelt nicht, nur durch Umwandelung seines natürlichen Wesens, nur durch das ertödten und erneuern seines eigenen Ich heranreifen zu können zum Verständniß und zur Würdigkeit des Genusses seligster Befriedigung.

Die menschlich-christliche Verklärung, welche sich in den vier Opern Schritt vor Schritt förderte, stellt — nach Maßgabe der nothwendigen Wechselwirkung aller Voraussetzungen des Kunstschaffens — Mozarts eigenen innerlichen Entwickelungsgang dar.

Ob er darüber mit sich selbst ins klare gekommen? — Bei der Unmittelbarkeit seines denkens, fühlens und wollens erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß er sich eingehender in solche persönlichen Fragen versenkt hätte. Wäre ihm mehr Zeit zum ausreifen vergönnt gewesen, würde er sicher auch die Ruhe gefunden haben, das Kunstwerk seines eigenen Lebens zu begreifen.

Es ist in Wahrheit ein Kunstwerk, zu welchem sein künstlerisches Erdenwallen, in völligster Unabhängigkeit von seinem eigenen dazuthun, wie von einer geheimnißvoll wirkenden Hand zubereitet und ausgestaltet wurde. Aufmerksam prüfende Betrachtung seines ganzen inhaltreichen wiewol kurzbemessenen Lebensganges wird überall in kleinen und großen Zügen die Spur eines stetig verfolgten Planes entdecken, nach welchem die Wege gebahnt wurden, auf denen Mozart zu den letzten höchsten Zielen hinandringen mußte. Eine der bestimmenden Hebelkräfte lag in dem künstlerischen, ihm angeborenen Feingefühl, vermöge dessen er sich alles aneignete und in Musik aus-

klingen ließ, was seinem Wesen gemäß war, dagegen abstieß oder liegen ließ, was mit demselben und seiner Eigenart sich unvereinbar erwies — wie z. B. Varescos Gans von Kairo.

Von seinen Opern war es nur eine einzige — Figaros Hochzeit — die er sich selbst als dramatischen Stoff ausgewählt. Alle übrigen wurden ihm von den verschiedensten Seiten her, zumeist durch bestellende Auftraggeber nahe gebracht. Und nach dem versuchten obigen Ausweis gab es unter seinen Opern vier, die ganz wie er sie bedurfte, veranlagt wurden, um als chronologisch geordnete Stufen seiner menschlich-christlichen Erziehung zu dienen, von der er selbst schwerlich mehr als dunkle Ahnungen wahrnahm. Wie sein äußerer Mensch so wirkte außerhalb der musikalischen Sphäre und ihrer Bethätigung auch sein inneres Leben auf oberflächliche Beurtheiler wie dasjenige eines gutgearteten aber unbedeutenden Gesellen und lustigen Bruders, — zu albernen und selbst geschmacklosen Scherzen und Thorheiten jederzeit aufgelegt. — Deshalb erschien seine Kunst eben wie ein übernatürliches Problem, wie ein unerklärbares „Wunder" allen denen, die es nicht verstehen konnten und wollten, daß sich hier vor ihren sehenden Augen das Gotteswort bethätigte:

„Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig!" —

Um dieses Wort in seiner erschöpfenden Bedeutung zu bewähren, war nach der Zauberflöte noch der letzte Schritt zur Vollendung der göttlichen Sendung des Tonmeisters zu thun. Das Menschenleben leuchtete in den buntesten Strahlenbrechungen nach allen seinen Richtungen wie durch Prismen in seinen Opern. Es hatte ihn bis zu den Pforten verklärten Lichtes hinangeleitet. Nun selbst an den Borden des Daseins angelangt, mußte er noch offenbaren, was jenes himmlische Licht seinem über das Grab emporgedrungenen, tiefblickenden Seherauge entschleierte. Im Anschauen jener geoffenbarten Geheimnisse mußte er noch bekennen, der Tod sei in Wahrheit der Schlüssel zum Leben. Mit solcher Predigt eines gewißgewordenen Bekenners fand Mozarts Sendung ihren nothwendigen Abschluß. Er hatte neues nichts mehr zu offenbaren; und es ist ungerechtfertigt zu beklagen,

daß seinem Laufe nicht länger hingestreckte Bahnen vergönnt worden seien.

Vergönnt aber wurde es ihm, und das verdient dankbarste Freude, noch jenen letzten Schritt zur Vollendung zu thun, noch jenes Bekenntniß in der verklärten Schönheit der Sprache seiner Kunst abzulegen. Und solches Bekenntniß hat er abgelegt in seiner Seelenmesse, dem Requiem.

Die Messen, die den abgeschiedenen Seelen galten, die Todtenmessen (Missae pro defunctis), gehören zum Kanon des römischen Rituals. Celebrirende und dienende Priester, Altarhandlungen nach vorgeschriebenem Ceremoniel, Chorgesänge, eine andächtige Trauerversammlung bilden den Apparat, den diese Gattung der Messen in Bewegung setzt. Auch die Textworte der gesungenen Sätze sind vorgeschrieben. Aus der Vulgata (der lateinischen Bibel) entlehnte Sprüche, Anrufungen, Gebete und eine sogenannte Sequenz, gedichtet vermuthlich von Thomas von Celano, einem Mönch des dreizehnten Jahrhunderts — folgt der heilige Kanon der Seelenmesse dem Breviar der katholischen Gottesdienstordnung. Ein Introitus, die Bitte für die heimgegangenen Seelen um selige Ruhe im ewigen Licht eröffnet das Ganze und hat demselben im ersten Worte des Textes: Requiem (aeternam dona eis, Domine) seine sehr verbreitete Gattungsbezeichnung gegeben. Nach anhaltsamer, reichgemodelter Bitte um des Herren Christi Erbarmung (Kyrie eleison! Christe eleison!) folgt an Stelle der in anderen Messen gebräuchlichen Lobpreisung (Gloria in excelsis Deo) hier eine betrachtende Schilderung des jüngsten Tages (Dies irae), der die Worte jener Dichtung aus dem dreizehnten Jahrhundert zugrunde liegen. Die erschütternde Versenkung in die Schrecken des gerechten göttlichen Zorns drängt zur inbrünstigen Anrufung des Erlösers, erinnert denselben an seine für die sündige Menschheit erduldeten Leiden (Recordare, Jesu pie) und fleht um Vergebung der Schuld nach der, dem Reumüthigen eröffneten Hoffnung mit erneuertem Flehen um ewigen Frieden. — Nun wird das Evangelium am Altar nach Worten der Vulgata verlesen und mit Uebergehung des sonst nach diesem Akte vom Chore gesungenen Glaubensbekenntnisses (Credo) folgt sogleich das

Offertorium (Domine Jesu Christe), ein mit der Kommunion verbundenes Lob- und Dankopfer im Namen der Abgeschiedenen, das zugleich an die Verheißung des ewigen Lebens erinnert, die dem Abraham und seinen gleichgesinnten Nachkommen gegeben ward (quam olim Abrahae promisisti). Die letzten drei, der allgemeinen Meßordnung folgenden Musiksätze erheben die Herzen zum Heiligen, zum Herrn Zebaoth (Sanctus Dominus Deus Sabaoth), zum Gesegneten, der in seinem Namen kommt (Benedictus, qui venit u. s. w.), und erinnern im Schlußsatz noch einmal an die erlösende Heilsthat des Lammes (Agnus Dei), als an den Grund brünstigen Flehens um ewigen Frieden für die Verstorbenen.

Der Stimmungsgehalt dieser von heiligem Ernst in die Betrachtung der letzten Dinge versenkten Dichtung bereitete sich in Mozarts Seele schon seit 1787 vor und ergriff mit zunehmender Geistesreife immer umfassender Besitz von seinem verborgenen Leben. Dennoch war der Gedanke oder Wunsch, ein Requiem zu schaffen, nicht in seinem Herzen aufgetaucht. Da wurde nach Verlauf von fast vier Jahren ihm der Auftrag dazu ertheilt, dessen räthselhafte, in ein Geheimniß gehüllte Form die Dringlichkeit nur verstärken konnte, mit der er sich auch von innen heraus zu dem Unternehmen berufen fühlte.

Die Partitur des allgemein bekannten Werkes läßt darüber keinerlei Zweifel zu, daß ihr Urheber die Größe seiner Aufgabe ihrem ganzen Umfange nach begriff und fest entschlossen war, seine volle Meisterkraft unverkürzt daran zu setzen, dieselbe so würdig und erschöpfend zu lösen, als es ihm sein zusammengerafftes wissen und können gestatten möchte. Schon ein Blick auf die Besetzung des Orchesters überzeugt, daß dieselbe nur unter dem maßgebenden Einfluß selbstbewußter Nothwendigkeit einer besonderen stilreinen Klangwirkung gewählt sein könne. Die Holzinstrumente, welche durch den ganzen Verlauf des Werkes ausschließlich zur Verwendung zugelassen, 2 Bassethörner und 2 Fagotte, sind in ihrer stillen, elegischen und gedeckten Klangfärbung vorzüglich geeignet, das sanfte mystische Helldunkel der durchgehenden musikalischen Grundstimmung zu beleuchten. Auf Flöten, Hoboen und Klarinetten, wie auch auf Waldhörner verzichtet diese Partitur gänzlich. Ein sinn-

lich erregender Ton, wie er jenen Instrumenten eigen, konnte der keuschen heiligen Gesinnung nicht frommen, aus der die Impulse der feierlichen Musik geschöpft sind. Auch von Trompeten und Posaunen wird nur Gebrauch gemacht, wo diese scharf oder majestätisch einschlagenden Instrumente Bedeutendes zu sagen haben. Die Verdoppelung der Singstimmen mit Posaunen, die sich in einigen Chorsätzen der Partitur findet, hat Mozart, der die Vollendung der Instrumentation theilweise einer hülfreichen fremden Hand überlassen mußte, nicht zu verantworten.

Mit der vollen Freiheit der Formbeherrschung, einer Frucht Händelschen und Bachschen Geistes, entfaltete er in den vokalen und begleitenden Instrumentalsätzen gebundenen Stils die kunstreichste, doch stets logisch und ungezwungen dahinfließende Selbständigkeit aller einzelnen, zu einem klangschönen harmonischen Ganzen verschlungenen Stimmen. Als besondere Stileigenthümlichkeit erscheint es, daß in einigen Sätzen der schließende Dreiklang ohne Terz bleibt*). Die Terz galt in alter frommer Zeit für ein Intervall von verdächtiger Konsonanz. Die Lauterkeit der Gesinnung, mit welcher Kirchengesang und Kirchenstil geheiligt und gepflegt ward, ertrug lieber die herbe Leere der reinen Quint, als einen abschließenden volleren und gesättigten Zusammenklang unter Mitwirkung eines zweifelhaften oder „unvollkommen konsonirenden" Tones. Schlüsse ohne Terz gebrauchte Seb. Bach noch häufig, Händel schon seltener. Mit zunehmender Verweltlichung der Kirchenmusik verlor sich jedes Bedenken gegen den schließenden Vollklang. Daß Mozarts musikalisches Gewissen sich bei besonders stimmungsvollen Schlüssen im Requiem gegen die zweifelhafte Terz sträubte und sie nach den veralteten Anschauungen vom reinen Kirchenstil ausmerzte, wirft ein erhellendes Licht auf die innige Zartheit und heilige Liebe, aus der seine Musik und die umsichtige Sorgfalt erfloß, mit der er sich bestrebte alles aufzubieten, was den Ausdruck des er-

*) So der Schlußakkord (d-moll) im Kyrie; auch die Schlüsse der Glieder in der Sequenz oro supplex et acclinis.

habenen Gegenstandes fördern, aber andrerseits auch alles auszuschließen, was denselben trüben könnte.

Im Rückblick auf sein eigenes Leben, von dessen nahem Ende er fest überzeugt war, schöpfte er aus der Ergriffenheit seines persönlichen Bewußtseins den Ausdruck reuiger Zerknirschung und inbrünstigen verlangens nach Versöhnung mit dem Heiligen durch Aneignung der Welterlösung. Sein Requiem ist Mozarts eigene aufrichtige Beichte, ein Bekenntniß, ein Zeugniß für die von ihm erkannte Wahrheit, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß, Leben und Kunst der Menschen inhaltleer und bedeutungslos sei, wenn sie sich nicht als unvergänglicher realer Inhalt ausgestalten eines „Introitus" des ewigen seligen „Requiem", welches Abraham und den Kindern seines Geistes alten und neuen Bundes verheißen ist. Bezeichnend für die Erschütterungen seines Gemütes, unter deren Einfluß Mozart an diesem Bekenntniß arbeitete, zeigt seine mit eigener Hand geschriebene Partitur, daß die Feder ihm vor innerer Erregung an zwei nachzuweisenden Stellen — wenn nicht öfter — den Dienst versagte: das erstemal im „Lacrymosa", dem Chorsatz, der mit der ganzen Innigkeit die Hoffnung einer Auferweckung des reumüthigen Menschen aus dem Staube austönt und um Gnade für seine Schuld das Erbarmen des Heilandes anruft. Nach den Worten „Huic ergo parce", (um seiner Reue willen verschone den Sünder) legte Mozart die Feder beiseite und hat die Vollendung dieses Satzes einer fremden Hand überlassen. — Zum zweitenmal unterbrach er die Arbeit bei dem Ausdruck der trostreichen Verheißung des Friedens im ewigen Licht. Ein zuverlässiger Zeuge, ein Freund und Kunstgenosse des Meisters, der Abbé (nicht der Klarinettist) Stadler versicherte, die Worte, welche Gott an seine Verheißung mahnen, „quam olim Abrahae promisisti" (wie du dem Abraham verheißen), seien die letzten gewesen, die Mozarts Hand in diesem Leben schrieb. — So schied er vom Dasein, ergriffen und getröstet von der Zuversicht, zu dem ewigen Lichte einzugehen, dessen zeugende Wärme in glänzender Strahlenbrechung die Werke menschlicher Kunst durchleuchten, welche Mozarts Geist, durchglüht von dem heiligen Himmelsfeuer, aus unbewußtem ahnungslosen Gehorsam gegen seinen

dunkelen Drang, gegen die Antriebe seiner göttlichen Berufung und Sendung, massenhaft, immer neuer, unmittelbarer, herrlicher, tiefer, reicher zu schaffen auserwählt war und die unbegreifliche Kraft empfing.

* * *

Die Vollendung der Zauberflöte nahm — gleichzeitig mit der Anlage des Requiem und mit der Ausarbeitung des Klarinetten-Concertes für Stadler (S. 461) — die volle Muße und Arbeitskraft des körperlich leidenden Meisters ausschließlich in Anspruch. Indessen bereitete Johann Baptist Henneberg, Schikaneders jugendlicher begabter Kapellmeister (geb. 1768), in einer ununterbrochenen Folge von Proben aller Art die Aufführung vor. Wo es nöthig schien, griff auch in diese Thätigkeit Mozart selbst helfend ein. Die Schwägerin Josefa Hofer, von den Weberschen drei Gesangtalenten wol am wenigsten musikalisch begabt, machte dem Meister, der ihr wie ein Korrepetitor die Königin der Nacht einstudiren half, viel Mühe.

Endlich war alles so weit gediehen, daß am Freitag, den 30. September 1791, die erste Aufführung der Zauberflöte in dem k. k. privilegirten Theater auf der Wieden stattfinden konnte. Herr Mozart dirigirte selbst, wie der Theaterzettel ankündigte, aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum und aus Freundschaft für den Verfasser des Stückes. — Schikaneder hatte die Genugthuung so lebhaften Zudranges zu dieser Vorstellung, daß er die Orchesterspieler nöthigen mußte, ihren beschränkten Raum noch mit Zuschauern zu theilen. Unter den hier Aufgenommenen befand sich auch der nachmalige Verfasser des seiner Zeit allgemein beliebten Singspiels „Der Dorfbarbier", Johann Schenk. Derselbe fühlte sein ganzes Herz gleich nach der tiefbedeutenden Ouvertüre unwiderstehlich zu dem Verfasser dieses herrlichen Stückes hingezogen. Schenk bahnte sich durch die schwierige Enge den Weg zu ihm, um ihm dankbar und begeistert die Hand zu küssen. Mozart streichelte Schenks Wange mit dankbarem Lächeln und dirigirte am Flügel indessen mit der anderen Hand weiter. Er hatte Süßmayr angestellt, die Blätter der Partitur umzuwenden.

Im übrigen entsprach die Haltung des gnädigen und verehrungs-

würdigen Publikums keineswegs den Erwartungen, die der Urheber einer so menschenfreundlichen und gehaltvollen Musik zu hegen berechtigt war. Blaß und entmuthigt eilte er nach Schluß des ersten Aufzuges hinter die Scene, wo er Schikaneder in Verzweiflung wähnen mochte. Wie kurzsichtig war solche Besorgniß! — Der Theaterdirektor fühlte sich vielmehr zunächst durch die angefüllte Tageskasse höchst befriedigt. Dann aber zeigte er auch ein unerschütterliches Vertrauen in sein „originelles" Machwerk und wol mehr noch in Mozarts Musik. So kehrte — getröstet durch Schikaneders Zuspruch — jener an den Flügel zurück, um weiter zu dirigiren. Die kühle Haltung der Zuschauer erwies sich im Verlauf des zweiten Aufzuges mehr und mehr als Folge der Ueberraschung, in Schikaneders Bretterbude Musik zu vernehmen von unverhoffter Tiefe und Bedeutung. Doch erhob sich die Wirkung auch des zweiten Aktes über die ernste versunkene Stimmung nicht bis zu tumultuarischen Kundgebungen, wie man sie sonst in diesem Theater zu hören gewohnt war. Man ahnte, daß hier ein Kunstwerk ins Leben getreten sei, wie es kein zweites noch gegeben hätte, und rief den Verfasser zum Schluß hervor. — Aber wo war der? — Nach langem suchen fand man ihn in einem Winkel der Bühne. Eingedenk des zweifelhaften Erfolgs seines Titus zu Prag, wol auch gekränkt in dem Bewußtsein von der hohen, unverstanden vorübergerauschten Bedeutung der Zauberflöte, hatte er sich verborgen, um der Demüthigung einer bloßen Artigkeit sich zu entziehen. Es kostete Mühe ihn zu beruhigen und den anhaltenden Hervorrufen folgezuleisten. Doch ließ er sich bestimmen die zweite Vorstellung wieder zu leiten. Dieselbe fand sogleich am folgenden Tage, den 1. Oktober, statt. Danach legte er das Taktscepter in Hennebergs Hand nieder.

Langsam und allmählich gewann das wundervolle Werk das Verständniß und die Liebe der Wiener. Aber am 9. Oktober, unerachtet der raschfolgenden Wiederholungen, die Schikaneder mit zuversichtlicher Beharrlichkeit veranstaltete, berichtete noch eine Korrespondenz nach Berlin, die neue Maschinenkomödie habe sich nicht des gehofften Beifalls zu erfreuen, wiewol die Musik von „unserem" Kapellmeister Mozart sei. Die Ursache des Mißerfolges liege in dem Inhalt und in der Sprache

des Stückes, die „gar zu schlecht" genannt werden. Während des Oktobers aber, wo 24 — also fast täglich — Vorstellungen stattfanden, erwies sich Schikaneders Voraussicht aber schon als zutreffend. Die Zauberflöte half ihm aus aller Verlegenheit, sie war das fruchtbarste Kassenstück, das er je besessen. Im November des folgenden Jahres 1792 kündigte er bereits die hundertste Vorstellung an und aus den Erträgen konnte er nach Verlauf einiger Jahre ein schönes neues Theater an der Wien errichten. Er schmückte den Bau mit seinem eigenen Standbilde im Federkostüm Papagenos. Auch das Opernbuch, welches man bei der ersten Aufführung gedruckt an der Theaterkasse um 30 Kreuzer erwerben konnte, fand man „mit zwei Kupfern versehen, wo Hr. Schikaneder in der Rolle als Papageno nach wahrem Kostüm gestochen" paradirte. Die Käufer des Buches konnten deshalb mit Recht nichts besseres erwarten, als eine der gewöhnlichen Possen Schikaneders, da er als die abenteuerliche Figur des Papageno in dem Textbuch sich als Hauptperson hervordrängte. Lachlustige mußte deshalb der Ernst und die Schönheit der Mozartschen Musik ebensosehr überraschen als enttäuschen.

Ob Schikaneder den Tonmeister für seine rettende That belohnt habe, ist nach den widersprechenden betreffenden Ueberlieferungen nicht mit Sicherheit klarzustellen. In anbetracht aller zusammenwirkenden Umstände verdient der Bericht von Rochlitz (und Nissen), weil er sich stützt auf Constanzens Aussage, Glauben. Demnach sei Mozart wieder einmal leer ausgegangen und habe es obendrein ruhig ertragen müssen, daß Schikaneder aus unbefugter Verbreitung der Partitur, die Mozart sich ausdrücklich vorbehielt (S. 439), erhebliche Einnahmen erzielte. Dem Meister blieb es nicht erspart, noch Zeuge zu sein von der ehrlosen Falschheit und von dem schnöden Undank jenes faden Gesellen, seines Logenbruders! — den er aus selbstverschuldetem Elend herausgerettet und zu einem wohlhabenden Manne gemacht hatte. Mozarts Verachtung preßte sich in das eine Wort „der Lump!" — zusammen. Damit war die Sache abgethan und vergessen. Es bedurfte nicht eines Schikaneders, ihn erst zu belehren über die Niedrigkeit einer Gesinnung, von welcher ihm auf seiner Lebenswanderschaft eine so üppige Flora

wie giftiges Unkraut entgegenwucherte, daß die Blätter seines Gedächtnisses einem damit angefüllten Herbarium vergleichbar waren. Die Freude über den wachsenden glücklichen Erfolg der Zauberflöte und die auf das Requiem gerichteten, den Jämmerlichkeiten des menschlichen Daseins völlig entfremdeten Gedanken ließen keinen Raum in seiner Seele für Groll über erduldete Gemeinheiten und Wehthaten.

Nie hatte das Schicksal einer seiner Opern gleiche Wichtigkeit für ihn gehabt als die Aufnahme derjenigen Schöpfung, welche seiner künstlerischen und menschlichen Vollendung ein beredtes bleibendes Denkmal zu setzen bestimmt und geeignet war. Zeuge der allgemeinen Verbreitung, welche seine Zauberflöte auf dem ganzen zivilisirten Erdball allmählich gewann, konnte Mozart zwar nicht werden. Aber die täglich zunehmende allgemeine Vorliebe für das eigenartige Werk — das auch wie ein „Bach ist, in welchem ein Lamm watet und ein Elephant schwimmt" — beobachtete Mozart mit innigster Genugthuung in seiner wiener Umgebung und schöpfte daraus die tröstlichsten Gedanken für eine gesicherte Zukunft desselben. In seiner Herzensfreude führte er Alles in die Oper, was ihm erreichbar war: nicht allein die Kunstgenossen, wie Salieri, die Cavalieri, Leutgeb, Stoll aus Baden und andere, sondern auch die Verwandten und Bekannten, sogar die ziemlich stumpfsinnig gewordene, wenig musikalische Schwiegermutter und den siebenjährigen Karl. Der Vater fuhr mit Hofer selbst hinaus, um den Sohn aus der Erziehungsanstalt in die Zauberflöte zu führen. — Das Wesen des schwierig zu behandelnden Knaben hatte von einer günstigen Beeinflussung seitens des Herrn Hecker (S. 440) keine Spur hinterlassen. Es wurde deshalb bedachtgenommen auf eine Unterbringung Karls bei den Piaristen, von deren klösterlicher Zucht man sich bessere Erziehungserfolge versprach. Auch nach Baden fuhr Mozart mit dem Sohne hinaus und brachte dort noch einmal einen Sonntag im vollzähligen Kreise seiner Familie zu. —

Sarastros ernste Mahnung an die Trennung des liebenden Paars, Tamino und Pamina („Die Stunde schlägt" — mit dem tröstlichen „Wir sehn uns wieder" —) erklang während dieser Zeit häufig in des Meisters ahnender Seele. Auch im letzten Briefe, den er an sein theueres

Weib nach Baden schrieb, schließt die Nachschrift, welche Grüße an Sofie und dergleichen anfügt, mit der Erinnerung an das herzbewegende Terzett aus der Zauberflöte:

„Die Stunde schlägt — lebe wohl! — wir sehn uns wieder!“ — Einsam, von einem ergebenen aufmerksamen Diener, dem „treuen Kameraden Primus“ gepflegt, vertiefte der kränkelnde Tonmeister sich nunmehr völlig in die Arbeit an seiner letzten musikalischen Aufgabe, dem im Requiem abzulegenden Bekenntniß seiner bußfertigen Gesinnung und seiner himmlischen Hoffnung auf Gnade und Erlösung. Durch keine Verlockung und Anregung ließ er sich zur Unterbrechung des bruchstückweise nach seiner Stimmung niedergeschriebenen Entwurfes und dessen Ausführung in Partitur von jetzt an mehr bestimmen. Wie ein mahnender Geist verfolgte ihn das Bild des grauen Unterhändlers seines unbekannten Auftraggebers.

Freunde, die ihn besuchten, fanden ihn am Schreibtisch eifrig mit dem Requiem beschäftigt. Ihre Aufforderung, sich eine erfrischende Zerstreuung zu gönnen, blieb fruchtlos. Selbst Gottfried von Jacquin, der ihm seit Jahren herzlich nahe gestanden und sich für den Wunsch einer begabten Klavierspielerin Mozarts Unterweisung zu genießen, persönlich bemühte, vermochte nichts bestimmteres von diesem zu erlangen als das Versprechen, den Unterricht zu ertheilen, wenn eine gewisse Arbeit, die sehr dringend sei und die Hingabe des ganzen Herzens erfordere, vollendet worden. Jacquin und auch andere Freunde erfuhren demnach von jener wichtigen Arbeit nichts genaueres (vergl. S. 451). Nur die nächsten musikalischen Genossen, Schack, Gerl, Schwager Hofer und andere waren in das Geheimniß eingeweiht; auch Süßmayr wußte darum. Mit diesem besprach Mozart den Plan des Werkes im Ganzen und Einzelnen, ließ ihn flüchtig skizzirte Entwürfe unter seinen eigenen Augen ausführen und bereitete ihn mit angestrengtem mühseligen Eifer dergestalt vor, daß er sich dem zuversichtlichen Troste hingeben konnte, Süßmayr werde das Werk ganz im Sinne des Meisters zu vollenden fähig sein, falls dieser durch den Tod unverhofft daran verhindert werden sollte. — Die genannten drei anderen Kunstgenossen, Schack, Gerl und Hofer, vereinigte Mozart gern an

seinem Klavier, um die entstandenen Vokalsätze sogleich mit denselben gesanglich zu verkörpern. — Auch Constanze wurde bei solchen Gelegenheiten als Sängerin und Hörerin wol öfter mitbetheiligt.

Die Gattin weilte noch in Baden, als ein Brief eintraf, der, wie sich aus Mozarts Antwort errathen läßt, von da Ponte aus London an ihn gerichtet war und vermuthlich die Aufforderung wiederholte, sein Glück auf dem gesegneten Boden Englands zu bauen. Mozarts Antwort im italienischen Idiom eröffnet einen durchdringenden Einblick in seine derzeitige Gemütsverfassung, besonders bezüglich seines inneren Verhältnisses zu der dringenden Arbeit, die ihm so sehr am Herzen lag.

„Verehrter Herr" — antwortete er — „gern würde ich Ihrem Rath folgen. Aber wie kann ich daran denken? Mein Sinn ist auf ganz andere Dinge gerichtet*). Wie ich mich auch bemühe, es gelingt mir nicht die Augen abzuziehen von dem Bilde jenes Unbekannten. Er steht immerdar vor meinem Blick, bittet mich, mahnt mich und fordert mit Ungeduld das Werk. Die Förderung der Arbeit erschöpft mich deshalb weniger als Ruhe. Vor nichts erzittere ich sonst mehr (als diese Arbeit unvollendet lassen zu müssen). Was ich empfinde überzeugt mich, daß „die Stunde schlägt". Es geht mit mir zu Ende. Ich werde von meinem Talent scheiden müssen, bevor ich noch seine Früchte genossen. Wie schön war dennoch das Leben! — Begünstigt von den glücklichsten Aussichten eröffnete es mir die Bahn. — Aber sein eigenes Geschick kann man nicht ändern. Niemand vermag seine Lebenstage zu verlängern. Man muß sich ergeben, es geschieht was der Vorsehung gefällt. Ich vollende hier meinen (eigenen) Grabgesang und darf ihn nicht unvollendet lassen."

Die ungewohnt ernste, todesbange Stimmung und die angestrengte Arbeitsamkeit erregten sehr gerechtfertigte Besorgnisse. Constanze eilte aus Baden herbei und fand den Zustand ihres geliebten Gatten so bedenklich, daß sie alles aufbot, ihm Muße zur Erfrischung seiner Kräfte zu verschaffen. Mit Mühe gelang es ihr, die Skizzen und die schon

*) Bei Jahn wie bei Nohl findet sich der Ausdruck frastornato, verwirrt; frastornato, abgewandt, scheint hier einen besseren Sinn zu geben.

vollendeten Theile der Partitur des Requiem ihm zu entziehen. Sie machte mit ihm Spazierfahrten in den Prater und suchte ihn in schöner Umgebung der Natur zu zerstreuen. Aber zunächst steigerte sich nur der krankhafte Zustand noch mehr. In der Unterhaltung mit Constanze kam Mozart immer wieder auf die Todesahnungen zurück, die in dem mitgetheilten letzten Briefe so ergreifenden Ausdruck gefunden. Mit feuchtem Blick versicherte der Leidende, daß er das Requiem für sich selbst schreiben müsse, daß sein Ende nahe sei, weil er sich, das heißt seine Körperlichkeit zu sehr empfinde. „Federleicht" hatte er sie sonst getragen und kaum gefühlt. Constanze suchte ihn und — sich selbst zu trösten, so viel ihre sorgenvolle Stimmung es erlaubte. Aber wie erschrak sie, als Mozarts Gedanken sich zu verwirren schienen, da er aufs bestimmteste versicherte, wie er fühle, daß man ihm Gift beigebracht habe.

Aerztlicher Beistand und ein Zwischenfall zerstreuten solchen Argwohn und gaben dem elastischen Geiste noch einmal Schwung und Frische zurück.

Zur Verherrlichung eines Logenfestes schrieb der leidende Tonmeister eine Kantate auf einen Text von Schikaneder. Dieselbe, ein gefälliges, dem festlichen Zweck angemessenes Werk, umfaßt zwei Chöre, zwei Recitative, eine Tenorarie und ein Duett. Ihre ersten Textworte heißen: „Laut verkünde unsere Freude." — Mozart fühlte sich von der Arbeit so erfrischt, daß er die Kantate selbst leiten konnte, als sie am 15. November trefflich zu Gehör gebracht wurde. Er trug den Titel noch selbst in sein Verzeichniß ein unter der laufenden Ziffer 145. Es war die letzte vollendete Arbeit, die seine eigene Hand registrirte. Später nannte man die kleine Kantate deshalb Mozarts Schwanengesang.

Man weiß längst, daß die letzte Arbeit sein Requiem war. Aber das Geheimniß, mit welchem die Anregung zu diesem Grabgesang Mozarts umgeben erschien, hüllte auch die ferneren Schicksale des Werkes in ein undurchdringliches Dunkel. Erst in der Mitte der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurden durch Gottfried Weber, den Herausgeber der musikalischen Zeitschrift „Cäcilia", kritische Untersuchungen aufgeregt, welche die von Mozart persönlich vollendeten

Sätze des Requiem zu unterscheiden strebten von denen. die nach Süßmayrs schriftlicher Versicherung von diesem theils ausgearbeitet, theils völlig neu hinzugeschaffen sein möchten. Auch des Geheimnisses in betreff des ungenannten Auftraggebers bemächtigte sich bei diesem Anlaß die aufklärende Konjekturalkritik. Aber der aufgewirbelte Staub verdunkelte die zweifelhaften Fragen mehr und mehr. Erst 1838 brachte das handschriftliche Original, welches Graf Walsegg nach Mozarts Tode durch Constanze erhalten hatte, einiges hellere Licht in die Zweifel. Die Handschrift ging nach Vererbung auf verschiedene Besitzer 1838 in die Sammlung der k. k. Hofbibliothek über, und bot nun einer ruhigen Prüfung vorurtheilsfreier Kenner der Mozartschen Schrift und seines schaffens willkommene Anhaltpunkte. — Das zusammenfassende Ergebniß machte Süßmayrs Behauptungen sehr verdächtig. Es ist mehr als wahrscheinlich geworden, daß er außer Ergänzungen der vorhandenen Mozartschen Entwürfe hinsichtlich der unvollendet gebliebenen Ausarbeitung der Instrumentation, nur im Benedictus eine weitergehende Selbstthätigkeit zu entwickeln hatte. Aus Mozarts Meisterhand wäre das Benedictus und anderes minder wesentliche gewiß noch einheitlicher und vollendeter hervorgegangen. Dennoch ist die Annahme gerechtfertigt, daß kein fremder Grundgedanke in sein erhabenes Werk sich eingeschwärzt und Hauptsachen desselben mit seinen Absichten nicht in Widerspruch gebracht habe. Man mag das Requiem deshalb getrost als Mozarts Eigenthum betrachten und sich in dieser Ueberzeugung seiner ergreifenden Wirkung ungestört überlassen. — Der Lärm, den die kritischen Stimmen über die Geschichte des Requiem erhoben, mochte nöthig sein, um zur Verbreitung dieses letzten wichtigen Vermächtnisses Mozarts beizutragen und vermöge der genauen Klarlegung seiner kleinsten Einzelnheiten es umso verständlicher zu machen.

* * *

Außer der glücklich ausgefallenen Aufführung der Freimaurer-Kantate wirkte die allgemeine Liebe, welche die Wiener in immer ausgedehnteren Kreisen der Zauberflöte entgegenbrachten, auf Mozarts Zustand geistig und körperlich erfrischend und kräftigend ein. Ueber-

glücklich machten ihn gar zwei rasch hintereinander eintreffende Eröffnungen, die eine von einer Gesellschaft des ungarischen Adels, die andere von einer Anzahl begeisterter Bewunderer des Meisters in Amsterdam. Von beiden entlegenen Punkten machte man ihm den Antrag, gegen einen beträchtlichen jährlichen Subskriptionspreis regelmäßig einige wenige Tonstücke nach eigener Wahl ausschließlich für die Subskribenten zu schaffen. Das Anerbieten der ungarischen Edelleute betrug jährlich tausend Gulden, das der Holländer stellte eine noch höhere Jahresrente in sichere Aussicht. Dazu bezog er aus der Kasse der k. k. Hofkammer nach wie vor seine 800 Gulden und wenn der Domkapellmeister Hofmann starb, dem Mozart — jetzt freilich noch unentgeltlich — schon adjungirt war, fielen ihm dessen Amt und die damit verbundenen reichlichen Jahreseinkünfte zu.

Seiner Constanze und den beiden kleinen lieben Sorgenkindern eine glücklich gesicherte Zukunft zu bereiten, seiner herrlichen Kunst Anerkennung zu verschaffen, sie zu Gottes Ehre, zum Ruhme des deutschen Volkes, zur Läuterung und Vertiefung des allgemeinen Begriffes vom Ideal des Musikalisch-Schönen der Liebe aller Kulturmenschen nahezubringen: das waren die Zielpunkte seines strebens, seiner treuen Arbeit gewesen; sie zu erreichen hatte er mit Verleugnung seiner selbst alle seine Kräfte, seine Gesundheit, sein Leben bis zur äußersten Erschöpfung dahingeopfert.

Nun stand er endlich am erstrebten Ziel. Entlastet von den drückenden Bleigewichten nagender Sorgen, zehrenden Mangels, demüthigender Gebundenheit an die Aushülfe der widerwilligen Großmuth oder der herzlosen Habgier, fühlte er sich miteins in eine Lage versetzt, die seinem Fleiße reichen Lohn verhieß, die den Schwingen seines Tongeistes freie Bahnen eröffnete, die aller Noth des Daseins dauernd ein Ende machte und die Zukunft seiner Lieben wie mit reinem rosigen Himmelsglanz verklärte.

Und jetzt — nachdem das ersehnte Ziel kaum glücklich erreicht — jetzt langte das Drama des wirkens und schaffens bei seinem frühen Abschluß an und gestaltete sich zu einer, wie von weiser Künstlerhand geformten Tragödie. Die Ideen, für welche der Held derselben ge-

kämpft, gerungen, gelitten hatte mit Nichtachtung der bestehenden Verhältnisse, mit ungezügelter Hingebung an die augenblicklichen Antriebe seines liebeglühenden, Welt und Menschen umspannenden Herzens, mit sorgloser Aufopferung seiner Schöpferkraft, seiner leiblichen Pflege und Gesundheit — die Ideen hatte er zum siegreichen Ziel geführt. Er selbst aber mußte den Gesetzen der göttlichen und menschlichen Ordnung erliegen, „mußte sich ergeben, mußte geschehen lassen, was der Vorsehung gefiel." — Sein künstlerisches schaffen war der Stern und Kern seines strebens gewesen. Vom lallen des Kindes, wenn es im Nachtkittelchen sein Oragna figa taxa anstimmte und des Vaters Nasenspitze küßte, bis zum „quam olim Abrahae promisisti", den letzten Worten und Tönen, die seine, beim entrückenden Blick in das blendende Licht des Himmelsglanzes hinsinkende Feder auf Papier schrieb, kannte er kein höheres beseligenderes Glück als das Leben in seinem Beruf, Treue zu halten dem Willen dessen, der ihn mit einer irdischen Sendung betraut hatte, wie sie nur der kleinsten Anzahl aller Auserwählten unter den Tausenden, die berufen sind, aufgetragen wird.

Und im Hinblick auf die Zukunft seiner Kunst empfing der sterbende Held der Tragödie, der sich treuer Pflichterfüllung wie wenig andere Sterbliche getrösten durfte, noch die freudige Zuversicht eines Vorausblicks, der ihn überzeugen mußte, sein Kampf sei kein siegloser gewesen.

Anders dagegen stimmte sein sorgendes Vaterherz der Gedanke an seine in beunruhigendem Mangel und trostlosen Sorgen gefangene Constanze, die er mit den beiden, ihrer Mutterliebe allein überantworteten Knaben im tiefsten Elend verlassen sollte. Eine Schuldenlast von 3000 Gulden war sein Vermächtniß. Und durfte er sich selbst frei fühlen vom Vorwurf der Schuld? Hatte er eben so treu hausgehalten mit dem ihm zugefallenen wirtschaftlichen Pfunde, als mit dem künstlerischen? — Nach dieser Richtung seines thuns und strebens war der scheidende Held von tragischer Schuld gewiß nicht loszusprechen. Wenn er auch in den letzten Jahren verzweiflungsvoll zu ringen versuchte, dem Drange der in Unordnung gerathenen Umstände

mit aller Kraft entgegenzuwirken, so konnte er doch nicht die Augen auf seine Familie richten mit der Beruhigung, seine Liebesmühe durch eine gesicherte Zukunft der Zurückbleibenden gesegnet zu sehen. Schmerzliche Thränen verhüllten jeden Ausblick, der sich nach dieser Seite in die Zukunft verlor. Ein einziger Lichtstrahl der das Dunkel erhellt hätte wie würde er Mozart getröstet haben! —

Hatte er doch durch seine Treue, mit der er sein künstlerisches Ziel zeitlebens unverrückt im Auge behielt, für Constanze und die beiden Knaben besser gesorgt, als er selbst ahnte, als es durch ein erspartes Geldvermächtniß hätte geschehen mögen. Sein Verlust machte den Menschen erst begreiflich was sie in ihm besaßen. Und diese Erkenntniß legte den Grundstein zu einem Bau, in welchem Constanze sicher wohnen und sich der Erziehung der Söhne sorgenfrei widmen durfte. Auch Kaiser Leopold II. konnte jener Einsicht sich nach des Meisters Heimgang nicht länger entziehen. Er vermochte zwar, an gebräuchliche Einrichtungen und Ordnungen gebunden, Constanzens Gesuch um Bewilligung eines Gnadengehaltes nicht wol zu willfahren. Aber er erschien in einem, auf seinen Rath von der Wittwe veranstalteten Concert, und honorirte die Eintrittskarten mit einer Summe, die den ganzen Schuldenbetrag von 3000 Gulden reichlich aufwog. Obendrein bezog Constanze (nach Nissens Bericht), später dennoch auch eine kleine kaiserliche Pension im Betrag von nahezu 300 Gulden.

Der treue Michael Puchberg, den Mozart noch fürsorglich vermochte, die Vormundschaft über Karl und Wolfgang auf sich zu nehmen, ordnete mit geübter Geschäftskunde die Vermögensverhältnisse, welche durch Concertreisen und den Verkauf des Requiem wie anderer Werke erfreuliche Aufbesserungen erfuhren. Erst nachdem es ohne peinliche Opfer geschehen konnte, ließ Puchberg es zu, daß Constanze seine eigenen Ansprüche (S. 311) befriedigte.

Sie lernte 1797 den dänischen Etatsrath Georg Nikolaus Nissen kennen, der als Ritter vom Danebrog das Adelsprädikat führte. In diesem warmherzigen Bewunderer Mozarts fand sie eine zuverlässige Stütze. Er verwaltete alle ihre geschäftlichen Angelegenheiten, und nach langjähriger Freundschaft reichte er ihr 1809 die Hand zum ehe-

lichen Bunde. Seinen diplomatischen Dienst gab er 1820 auf und siedelte dann mit Constanze nach Salzburg über, wo Mozarts Wiege gestanden, und wo jetzt auch die Schwester des Unvergeßlichen, die verwittwete Frau Marianne von Berchthold zu Sonnenburg noch lebte. (S. 346). Constanze wurde dann 1826 — zum zweitenmal Wittwe. Ihre Söhne wußte sie versorgt. Sie lebte hier in Gesellschaft ihrer innig geliebten treuen Schwester Sofie Haibl, nachdem auch diese den Verlust ihres Gatten zu betrauern hatte. (S. 297) — In Salzburg wollte man Mozarts Andenken ehren durch Gründung des sogenannten Mozarteums und durch Errichtung seines Standbildes. Das Modell desselben traf am 6. März 1842 zu Salzburg ein. Nachdem sie solche Genugthuung noch erlebt, folgte Constanze, die 79jährige Greisin, dem gefeierten Meister, dem Geliebten ihres Herzens in die ewige Heimat. — Sie starb am 6. März, wenige Stunden nach dem eintreffen des Mozart-Modells. —

* * *

Ermuthigt durch den Umschwung, den das Logenfest und die Anerbietungen aus Ungarn und Holland in Mozarts Stimmnng und Gesundheit hervorgebracht, nahm Constanze keinen Anstand, der wiedererwachten Schaffensluft des genesenden Gatten Vorschub zu leisten. Lag ihr doch die Vollendung der Seelenmesse, besonders wol auch deshalb selbst am Herzen, weil der unentdeckbare Auftragertheiler die Arbeit schon zum voraus belohnt und nach ihrer Vollendung noch nene Spenden großmüthig in Aussicht gestellt hatte. Mozart arbeitete auch alsbald mit angestrengtem Eifer wieder an dem Requiem. Aber dasselbe übte gleich wie zuvor erschütternde Wirkung auf sein Gemütsleben. Er sprach aufs neue vom sterben, fantasirte wieder von Vergiftung, und rieb durch die anhaltende Anstrengung seine Kräfte so schnell auf, daß die Arbeit nur langsam gefördert werden konnte. Als er zum letztenmal in der „Silbernen Schlange" erschien, einen Schoppen Wein zu trinken, erschrak Josef Deiner über sein elendes Aussehen. Der Meister klagte auch über Unbehagen nnd Schmerzen in den Füßen, bat aber den treuen hülfreichen Hausmeister, er möge am folgenden Tage zu

ihm kommen, um Constanzen beim Einkauf des Winterholzes behülflich zu sein. Als Josef zur bestimmten Stunde sich pünktlich einfand, empfing ihn das Hausmädchen mit der betrübenden Nachricht, der Herr sei in der Nacht so schwer erkrankt, daß der Arzt geholt werden mußte. Constanze rief den erschrockenen Josef in das Zimmer, wo des Leidenden Lager aufgeschlagen war. Mozart richtete den erloschenen Blick auf den treuen Hausfreund und sagte mit mattem lächeln: „Josef, heute ists nichts, wir haben heute zu thun mit Doktors und Apothekers." —

Geschwulst an Händen und Füßen machten ihm bald jede Bewegung schwer und war von beunruhigendem erbrechen begleitet. Constanze und Sofie erfreuten ihn noch mit „Nachtleibeln", die er anlegen konnte, ohne sich umwenden zu müssen. Sie hielten den Zustand anfänglich für so wenig bedrohlich, daß sie einen behaglichen wattirten Schlafrock verfertigten für die Tage seiner zurückkehrenden Gesundheit. Der Kranke freute sich herzlich darüber. — Es mochte wol eine wehmüthige Freude sein. —

Ungeachtet zwei hinzugezogene Aerzte die Krankheit bekämpften, steigerte sich doch der geschwächte Zustand so sehr, daß der Leidende den fröhlichen Schlag seines artigen Kanarienvogels in unmittelbarer Nähe nicht mehr zu ertragen vermochte. Ungern ließ er es gleichwol zu, daß der Käfig in das anstoßende Gemach getragen wurde. Wie liebte er die Natur und gesellige Hausthiere, das Pimperl, den Haushund — das Mieherl, die Hauskatze — den Staar, der einst ein Motiv aus einer Sonate so drollig flötete und als er verendet, vom Meister mit einer Trauerrede in wohlgesetzten Knittelreimen gefeiert wurde! — Nun mußte er jenen lieben gelben Sänger aus seiner Nähe verbannen, weil der gewohnte helle Triller ihm wehthat. — Und bald ertrug er den Ton auch nicht mehr durch die Wand des Gemachs gedämpft. Selbst von hier mußte man ihn noch weiter entfernen. —

Während der vierzehntägigen Dauer des Schmerzenslagers traten jedoch in fieberfreien Stunden die Todesgedanken so weit zurück, daß der Kranke selbst zu seiner baldigen Genesung neues Vertrauen faßte. Er trug seiner Schwägerin Sofie, die ihrer Schwester täglich treuen

Beistand leistete, Grüße an die Mutter auf, versicherte, daß er sich recht wohl fühle und die Mama am 22. November, ihrem Namenstage zu besuchen gedenke. — Mit der höchsten Freude erfüllten ihn die Berichte über die häufigen Wiederholungen der Zauberflöte und die gesteigerte Begeisterung, mit welcher dieselben aufgenommen wurden. Kapellmeister Roser, der den Meister besuchte, fand ihn wie er mit gespanntem Blick auf die Uhr dem Verlauf der eben stattfindenden Vorstellung Nummer vor Nummer auf seinem Krankenlager miterlebte. „Jetzt ist der erste Akt aus" — „jetzt singt Papageno sein Lied" — murmelte er kaum vernehmlich und summte ganz leise die Melodie „der Vogelfänger bin ich ja". Roser setzte sich ans Klavier und trug die muntere Weise vor. Mozart lächelte ihm seinen Dank dafür mit feuchten Augen entgegen. —

Auch das Requiem beschäftigte ihn in schmerzloseren Stunden sehr ernsthaft. Er arbeitete daran noch öfter auf dem Krankenlager und ließ wiederholt Süßmayr kommen, um ihm eingehende Unterweisung über die Art der Ausführung seiner Absichten und flüchtigen Entwürfe zu ertheilen. Dieselben enthielten von den noch nicht vollendeten Stücken die vier Singstimmen, den stellenweise bezifferten Baß und motivische, grundlegende Andeutungen der Instrumentation. Nach solchen Vorlagen und des Meisters bestimmten Anleitungen konnte dieser die Vollendung der noch nicht von ihm selbst ausgearbeiteten Sätze einem Musiker beruhigt überlassen, der wie Süßmayr die Schmiegsamkeit und Leichtigkeit besaß, sich fremde Gedanken und Ausdrucksweisen anzueignen, ohne durch selbstschöpferische Umwandelungen sonderlich darin gestört zu werden.

In der Nacht vom dritten zum vierten Dezember steigerte sich die Krankheit bis zu einem Grade, daß Constanze das schlimmste befürchtete. Sie war selbst so leidend, daß sie sich in ärztlicher Behandlung befand. Am Tage, der jener Schreckensnacht folgte, erholte sich der Meister indessen wieder etwas, wenn er auch überzeugt war, das freundliche Tagesgestirn sei ihm zum letztenmal aufgegangen.

In dieser Gewißheit war sein liebevolles Herz, das während der ganzen Leidenszeit den Pflegenden mit keinerlei Aeußerung der Un-

geduld ihre traurige Sorge und Mühe erschwerte, noch darauf bedacht, einem verdienten, hochgebildeten Kunstgenossen, dem bereits 55 Jahre zählenden, aber in Dürftigkeit lebenden Johann Georg Albrechtsberger, einen der Lehrer Beethovens, einen erheblichen Dienst zu leisten. Mozart hielt ihn mit Recht für den würdigsten Nachfolger des Kapellmeisters Leopold Hofmann, dessen Amt dem Sterbenden verheißen war. Nunmehr überzeugt, daß der alte Meister den jungen überleben werde, beauftragte dieser angesichts des nahen Endes seine Gattin, den eingetretenen Tod geheim zu halten, bis sie den trefflichen Albrechtsberger als den Ersten davon benachrichtigt habe, damit seiner Bewerbung um das Amt an St. Stefan keiner zuvorkomme. Denn nur ihm gebühre vor Gott und der Welt dieser Wirkungskreis*).

So hatte er nun das Haus seiner Kunst auch nach dieser Seite bestellt. Und nun verlangte ihn nur noch, seine nächsten Freunde zu sehen und — wie er mit wehmüthiger Erkenntniß der Unwahrscheinlichkeit äußerte — noch einmal die Zauberflöte zu hören. Während er auf seinem Lager mit dem Requiem eifrig beschäftigt war, erschienen die Freunde, Schack, Hofer, Gerl und auch Süßmayr. Es war nachmittags um zwei Uhr. In alter trauter Weise sangen sie Chöre aus dem Requiem. Mozart selbst nahm nach der gewohnten Vertheilung der vier Singstimmen den Alt, Schack den Sopran, Hofer den Tenor und Gerl den Baß. Süßmayr hatte die Instrumentation am Klavier zu vergegenwärtigen. Sie waren bis zu den Takten im Lacrymosa gelangt, wo Mozart bei den Worten huic ergo parce die Feder vor innerer Ergriffenheit hingelegt hatte (S. 482). Auch jetzt erschütterte ihn das Sündenbekenntniß und Flehen um Gnade für die Schuld wieder so gewaltig, daß er verstummte, das Notenblatt auf die Bettdecke warf, mit beiden Händen sein Antlitz verhüllte und sein zerknirschtes Gefühl in einem Strom heißer Thränen ergoß.

Nachdem die Freunde ihn etwas getröstet und beruhigt, nahmen sie Abschied. — Mozart hieß den Süßmayr wiederkommen, um am

---

*) Nach Hofmanns Tode (1792) folgte ihm Albrechtsberger im Amt bei St. Stefan.

Requiem noch weiter zu arbeiten. — In der späteren Nachmittagsstunde erschien Sofie. Sie fand Constanzen in trostloser Verzweiflung. Als Mozart sie sah, sagte er wie erleichtert: „gut, daß Sie kommen; heute Nacht bleiben Sie bei mir, Sie müssen mich sterben sehen.“ Sofie raffte sich zu einem Beruhigungsversuch solcher kleinmüthigen Besorgnisse nur mühsam auf. Aber vergebens: „Ich habe ja schon den Todtengeruch auf der Zunge“ — erwiderte er — „ich rieche den Tod. Und wer sollte meiner liebsten Constanze beistehen, wenn Sie nicht bleiben.“ Sofie versprach, nachdem sie der Mutter die verlangten Nachrichten über das befinden des Leidenden gebracht, sogleich wiederzukommen, um den Wunsch desselben zu erfüllen. Es lag Constanzen am Herzen, daß ihrem Gatten die letzten Tröstungen der Kirche nicht vorenthalten bleiben möchten. Sie beauftragte deshalb ihre Schwester, einen Geistlichen zur Vollziehung dieser Wohlthat zu veranlassen. — Aber die Geistlichkeit sah in Mozart nichts als den Genossen der Komödianten des Schikanederschen Theaters und ihrer unchristlichen lockeren Lebensweise. So hatte Sofie keine geringe Ueberredungskunst aufzubieten, „einen solchen geistlichen Unmenschen“ zur Ausübung seines Amtes am Sterbebett des frommen Meisters zu bewegen.

Der Weg zu ihrer Mutter war weit. Als sie in Mozarts Wohnung zurückgekehrt war, unterhielt dieser sich eben eifrig über das Requiem mit Süßmayr, der am Bett saß und aufmerksam lauschte.

Endlich versagte dem Meister die Kraft und der Zustand nahm eine sehr besorgnißerregende Wendung. Süßmayr eilte nach dem Arzte, fand ihn nicht zuhause und entdeckte ihn nach langem suchen endlich im Theater. Aber auch hier kostete es Mühe, den „ärztlichen Unmenschen“ zur Hülfeleistung eines Verscheidenden zu vermögen. Als derselbe endlich am Sterbelager anlangte, war die Zeit sehr vorgerückt. Er warf einen flüchtigen Blick auf den Leidenden, untersuchte seinen Zustand und eröffnete dann dem erschreckten Süßmayr insgeheim, daß nichts mehr zu hoffen und zu retten sei. Gleichwol verordnete er noch kalte Umschläge auf den glühenden Kopf. — Diese aber raubten dem Kranken das Bewußtsein. Mit ängstlicher Spannung hefteten die Umstehenden ihre Blicke auf jeden Zug, auf jede Bewegung des geliebten

Meisters. Lange Zeit lag er ohne Regung da. Doch wirkte der Geist noch in ihm. Eine bezeichnende rhythmische Bewegung der Lippen und aufgeblasenen Wangen schien ein gewisses Motiv der Pauken im Requiem nachzuahmen. — Um die Mitternachtsstunde des 4. Dezembers richtete er sich noch einmal im Bette auf und öffnete die Augen. Der starre Blick schien nichts mehr wahrzunehmen. — Danach sank das Haupt in die Kissen zurück und wandte sich der Mauer des Gemaches zu. Ein Schlummer senkte sich auf die geschlossenen Lider der lieben freundlichen erloschenen Augen. — Die öffneten sich nie wieder. —

Mit dem Anbruch des 5. Dezembers 1791 gegen 1 Uhr in der Nacht, stand das große Herz still. Wolfgang Amadeus Mozart war nun auch leiblich dem Irdischen entrückt, dem sein Geist stets entfremdet geblieben.

* * *

In früher Morgenstunde erschienen ernste Männer, Josef Deiner an ihrer Spitze, mit einer schwarzen Bahre. Die stellten sie auf in Mozarts Arbeitsraum neben seinem nun verstummten Klavier. Josef half „den Herren anziehen". Er bekleidete den starren Körper mit einem schwarzen Gewande von Tuch. Die Todten-Bruderschaft lieferte dasselbe. So vermummt ruhte die Hülle der entpuppten Psyche auf der Bahre.

Die Trauerkunde verbreitete sich blitzschnell in allen Kreisen der wiener Bevölkerung. Ganz Wien jammerte und weinte über den unerwarteten Verlust des liebenswürdigen Tonmeisters. Jetzt erst, nachdem es zu spät war, fühlte man den herzlichen Drang, der Verehrung, die man ihm schuldig geworden, lebhaften Ausdruck zu verleihen. Jetzt erst fing man an, die Bedeutung seiner künstlerischen Sendung zu ahnen, welche nun aber wol jeder längst vorher gewußt haben wollte. Das kleine Kaiserhaus und die Rauhensteingasse stellte den ganzen Tag des 5. Dezember hindurch das Bild einer auf- und abwogenden gedrängten Menge still trauernder oder laut klagender Menschen dar.

Einer der Ersten, die in dem Trauerhause erschienen, war Baron van Swieten. Er fand Constanzen in sehr bedenklichem Zustande. Verzweiflung hatte sie erfaßt und übermannte sie widerstandslos. Sie wollte sich in die Trennung von ihrem geliebten Wolfgang nicht schicken, wollte mit ihm anlanden am Ufer jener unbekannten Welt, wohin seine schöne Seele ihr entrückt worden, wollte sich durchaus nicht von dem Entschluß zurückbringen lassen, mit dem tödtlichen Krankheitsstoff, der noch in den Kissen wirken würde, ihren Körper zu vergiften, indem sie sich in das Sterbebett legte. Unsägliche Mühe kostete es den Baron van Swieten, die Verzweifelte aus dem Hause zu entfernen, um sie einer befreundeten Familie zuzuführen. Hier fand sie liebreiche Aufnahme und Pflege während einer andauernden ernsthaften Krankheit, der sie im leidenschaftlichen Schmerz erlag.

Baron van Swieten ließ die Bethätigung seiner dankbaren Theilnahme dabei noch nicht bewenden. Er untersuchte die vorhandenen Baarbestände der häuslichen Wirtschaftskasse. Das Ergebniß war über erwarten kläglich. Es fand sich nicht mehr baares Geld im Hause als der Betrag von 60 Gulden 8 Kreuzer. Dazu kam eine rückständige Forderung an die k. k. Hofkammer von 133 Gulden 20 Kreuzer, einem Rest der jährlichen Besoldung. Der geübte Blick des Vorsitzenden der Hofbibliothek berechnete nun sogleich, daß der Werth des gesamten häuslichen Inventars alles in allem die Summe von 400 Gulden kaum erreichen werde. Achthundert Gulden waren als verlorene Darlehen gebucht (S. 325), die deshalb auch nicht in betracht gezogen werden konnten.

Nach solchen niederschlagenden Einblicken in das Elend der Hinterbliebenen fühlte Baron van Swieten, der mit Reichthümern gesegnete, feurige Verehrer des entseelten Meisters, welcher im schwarzen Todtengewande nun stumm neben seinem stummen Klavier vor den Augen seines Gönners hingestreckt dalag — derselbe fühlte die dankbare Liebespflicht, alles aufzubieten, um die Noth und den Mangel der Wittwe so wenig wie möglich empfindlich zu machen. Baron van Swieten beschloß deshalb mit der kaltblütigsten Verleugnung aller naheliegenden Rücksichten auf sich selbst und seine Beurtheilung seitens der

Mit- und Nachwelt, — der Wittwe jede Ausgabe zu ersparen, welche den Aufwand einer Beerdigung vertheuern würde, wie der gegenwärtige Fall sie unter günstigeren Umständen allerdings wol als anständig, vielleicht gar als geboten erscheinen ließ. Baron van Swieten berechnete auf Heller und Pfennig, daß die Formalien eines Leichenkonduktes dritter Klasse am wenigsten Kosten verursachen würden. Man zahlte dafür nur 8 Gulden 30 Kreuzer; dazu kamen noch 3 Gulden für den unentbehrlichen Leichenwagen. Auch der Preis der Grube auf dem St. Marxer Friedhof, welche den höchst einfachen Sarg aufnehmen sollte, war schon in jener Summe aufgerechnet. Nach Abzug derselben behielt Constanze dann immer noch 49 Gulden 30 Kreuzer baares Geld in Händen — also einen recht erheblichen Nothpfennig für die dringendsten Bedürfnisse des Augenblickes. – Daß Mozarts vornehmer Gönner, außer seiner dienstfertigen Verfügung über Constanzens und ihrer beiden vaterlosen Knaben schmale Baarschaft, noch andere Mittel gefunden hätte, seine kunstbegeisterte dankbare Gesinnung durch hülfreicheren und würdigeren Ausdruck zu bethätigen, findet sich auch nicht durch den leisesten Anhalt der Wahrscheinlichkeit überliefert.

Der Inhaber des Müllerschen Kunstkabinets – er verdankte den wundervollen Stücken, die Mozart ihm für seine Spieluhren geschrieben (S. 435), reiche Tageskassen – kam, um des Meisters Todtenmaske in Gyps zu modelliren. Das werthvolle Kunstwerk scheint verschollen zu sein. Constanze befand sich jahrelang im Besitz eines Exemplars der Abdrücke. Unglücklicherweise zerbrach es in zwei Stücke, welche die unbedachtsame Inhaberin dann als werthlosen Kehricht entfernte.

Wegen des Zustandes der Leiche mußte die Bestattung möglichst beschleunigt werden. Als Stunde für diese letzte traurige Pflichterfüllung bestimmte man den 6. Dezember, nachmittags 3 Uhr, also einen Tag nach ableben des Verewigten. Zur Verbreitung einer üblichen Anzeige des Trauerfalles und der Beerdigung mangelte demnach die Zeit; auch mochten dergleichen Weiterungen die Gewohnheiten und Kosten eines Konduktes dritter Klasse untersagen. Man las nur

in dem öffentlichen Verzeichniß der zu Wien Verstorbenen kurz miterwähnt:

„Den 5. Dezember. Der wohlgeborne Hr. Wolfgang Amadeus Mozart, k. k. Kapellmeister und Kammer-Compositeur, im klein Kaiserhaus Nr. 970 in der Rauchsteingasse; am hitzigen Frieselfieber, alt 36 Jahre.“

Es war ein trüber Tag, der 6. Dezember, an welchem der k. k. Kapellmeister und Kammer-Compositeur den Gang nach der Gruft seiner sterblichen Ueberreste antreten sollte. Die grauen schweren Wolken, welche den Himmel verhängten, entluden sich ungestüm in kalten Niederschlägen, peitschendem Regen mit Schnee untermengt. Das war bedauerlich. — Gern hätte ja das Volk schaarenweis dem großen geliebten Mann das letzte Geleit gegeben. — Gern hätte jeder, der gestern bestürzt nach der Rauhensteingasse geeilt, sich auch dem heutigen Trauerzuge angeschlossen. — Ja, gestern war es freilich etwas anderes — da war die Witterung besser. — Doch bei so schauerlichem Wetter! — wie schade, daß es so heftig regnete und schneite! —

Doch die guten Freunde konnte die Ungunst des Himmels nicht zurückschrecken. Sie fanden sich pünktlich um 3 Uhr ein unter der Kapistranskanzel der nördlichen Kreuzkapelle des Domes von St. Stefan, Hier waren sie Zeugen der kirchlichen Einsegnung des Sarges und seines stillen Bewohners; und als derselbe hinausgetragen ward, standen sie unter Regenschirmen an der Bahre und folgten dem Wagen, der sich durch die große Schulerstraße nach dem Friedhof von St. Marx langsam in Bewegung setzte. Voran schritten Baron van Swieten und Salieri, denen Süßmayr, Kapellmeister Roser und ein Violoncellist Orsler sich anschlossen. Das war das Gefolge bei Mozarts Leichenbegängniß. — Mit wachsendem Ungestüm prasselte die kalte Flut hernieder auf die Regenschirme der Leidtragenden, die dem einfachen Sarge folgten. Endlich wurde es auch jenen Freunden des Verstorbenen zu viel. Schnupfen — Husten — Gliederreißen: mit welchem Ungemach bedrohte das feindselige Unwetter doch ihre Gesundheit! —

Am Stubenthor hielten sie einen kurzen Rath. Dann eilte jeder

mit beflügeltem Schritte dem schirmenden Dache seiner Wohnung zu. — Unterweges sprach man vom schlechten Wetter und vom frühen Ende des Verstorbenen.

„Es ist zwar schade um ein so großes Genie“ — äußerte einer dieser Freunde Mozarts, man meint es sei Salieri gewesen — „es ist zwar schade — aber wohl uns, daß er todt ist! — Denn hätte er länger gelebt, wahrlich man hätte uns kein Stück Brot für unsere Kompositionen gegeben!“ — —

Dem Entschlafenen blieben die Unbillen erspart, die sein Leichnam von Regenwetter und dankbaren Leidtragenden zu erdulden hatte. Die würdigste Feier des Heimganges in die ewigen Hütten des Friedens bereitete er in seinem Requiem sich selbst. Wußte er doch, das Werk sei sein eigener Grabgesang. Erinnerte er doch noch wenige Stunden vor seinem Ende die Umgebung daran, wie er von anfang überzeugt gewesen sei, das Requiem schreibe er für sich selbst. —

Ohne Geleit fuhr der Leichenwagen weiter nach dem Gottesacker von St. Marx. Eine große Gruft war dort geöffnet worden, in welcher bereits 15 bis 20 müde Erdenpilger Aufnahme gefunden hatten. Sie waren nach dem Reglement dritter Klasse bestattet, wie nun ihr stummer Geselle, Wolfgang Amadeus Mozart, es ebenfalls wurde. — Er liebte im Leben die Menschen ohne ansehen von Rang und Würden. Er kannte keine größere Freude, als mit fröhlichen Kameraden fröhlich zu sein. — In seiner Gruft ging es freilich still und ernst zu. Aber er theilte sie doch mit anderen in einem Zustande, der alle, alle gleichmacht. —

Nach Verlauf von zehn Jahren wurden solche Massengräber ausgeräumt, um neuen Gästen zur Herberge bereitet zu werden. Bei der Einsenkung des Sarges, der Mozarts Sterbliches umschloß, stand kein befreundeter Zeuge am Grabe. Das Wetter ließ es ja unverständig erscheinen. — Aber auch als die Klarheit des Himmels auf den Friedhof von St. Marx und seine stillen Hügel herniederstrahlte, fand sich kein Freund, kein Bewunderer, kein Logenbruder bemüßigt, das Plätzchen aufzusuchen, wo man den hohen Meister hingebettet hatte.

Auch der durch die Zauberflöte wohlhabend gewordene Schikaneder nicht! — Der war durch Mozarts Tod so gewaltig erschüttert worden, daß er schon jetzt dem Wahnsinn verfallen schien, der ihn später in seinen Sünden dahinraffte. —

Aber Constanze? — Josef Deiner erinnerte sie in ihrer Krankheit, daß man Mozarts Ruhestätte doch mit einem Denkzeichen kenntlich machen möge. Constanze hoffte, das werde von der Kirche ohnehin veranlaßt werden. Woher auch sollte sie, die Arme, in ihrer Dürftigkeit die Mittel zur Beschaffung eines würdigen Monumentes nehmen? —

Wochen vergingen, bevor ihre Gesundheit erlaubte, Mozarts Grabstätte mit Hülfe etlicher Freunde aufzusuchen. Aber wehe! — Der Todtengräber war inzwischen selbst begraben worden von einem Amtsnachfolger. Der konnte unmöglich wissen, wer die nach dritter Ordnung Bestatteten gewesen, und welches von den Massengräbern ihre Ueberreste aufgenommen habe.

An Denkmälern und Stiftungen, die Mozarts Andenken ehren, hat es später nicht gefehlt. Eines der würdigsten von allen solchen Monumenten ist ohne Zweifel die schöne, kritisch-geprüfte Ausgabe seiner sämtlichen Werke, welche seit sechs Jahren im erscheinen begriffen ist und von der hochverdienten Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel veranstaltet wurde. In diesem Unternehmen bereitet man dem Meister eine wahrhafte Auferstehung seines Tongeistes.

Seine irdische Ruhestatt zu entdecken ist dagegen selbst den eifrigsten Forschungen bis jetzt nicht gelungen.

Was frommt es auch, die Stätte zu kennen! — Nicht die kalte zersetzende Erde, sondern das warme lebenzeugende Herz seines deutschen Volkes — das ist der geweihte Friedhof, darin Mozart begraben werden und ruhen sollte.

Sein Wandel hienieden hinterließ in dem Boden praktischer Lebenszwecke keine bleibenderen Eindrücke als der Schiffskiel, der in seinem flüssigen Element verschwindende Furchen zieht. Und die Pforten des irdischen Daseins schloßen sich zu, um den müden Wanderer in Sturm und Regen der Erde wie spurlos zu entrücken.

Der ihn sandte wollte nicht, daß der Mensch in der Herrlichkeit seiner Kunst vergöttert, er wollte vielmehr, daß Gott durch seine Kunst verherrlicht werde. —

Ein Strahl der „lux perpetua“ — der himmlischen Klarheit — zuckte hernieder und entzündete ein brennendes und scheinendes Licht. Das leuchtete in der Welt — und leuchtet fort und fort. — Aber es zeigt auch dem offenen Blick die traurigen Stellen, wo undurchdringliches Dunkel und kalte Finsterniß herrscht. — Doch der Leuchter, der das Licht trug, erstrahlte von seinem Widerschein — und sein Name heißt

Wolfgang Amadeus Mozart.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.